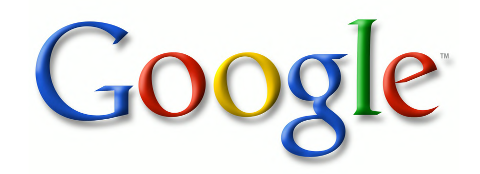

Google



Die Kultur.

Zeitschrift

für

Wissenschaft, Litteratur und Kunst.



I. Jahrgang.

1899/1900.

Herausgegeben

von der



Österreichischen Leo-Gesellschaft.

Wien und Stuttgart.

Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.

1900.

Inhalt des ersten Jahrganges.

Aufsätze.

Erzählungen.

Gedichte.

Rundschau.

Kunstbeilage.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hans Bohatta.
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



Die geistigen Strömungen der Gegenwart.

Von Paul Schanz.

Der Geist ist ein Imponderabile, das man weder fassen noch ergründen kann. Überall begegnet man seinen Wirkungen, jedermann freut sich seiner Kraft und Stärke, und dennoch wird es dem an die sinnliche Wahrnehmung gebundenen und an die Welt des Mechanischen und Materiellen gewöhnten Menschen schwer, sich ein Bild, eine Vorstellung von dem Wesen seines eigenen Geistes und eines Geistes überhaupt zu gestalten. Die abendländischen Väter, die zum Theil von stoischen Grundsätzen beeinflusst waren, gestehen wiederholt, dass es ihnen sehr schwer geworden sei, den Begriff eines immateriellen, reinen Geistes zu denken. Der späteren, sich an die griechische Philosophie anschließenden Speculation gelang es wohl leichter, eine geistige Substanz zur Grundlage des Denkens zu machen, aber von Zeit zu Zeit wurde immer wieder der Widerspruch laut.

Der Geist hat hierin Verwandtschaft mit dem Äther, welcher oft zur Versinnbildlichung der unzerstörbaren, ungemischten, geistigen, himmlischen Dinge beigezogen wurde. Der Äther ist überall und nirgends, ist weder Materie noch Geist, hat weder Schwere noch Ausdehnung. Und dennoch soll er aus Millionen kleinster Atome bestehen, welche durch ihre ununterbrochenen Schwingungen die Erscheinungen des Lichtes, der Farbe, der Wärme, vielleicht auch der Elektricität, des Magnetismus, ja selbst der allgemeinen Anziehungskraft hervorbringen. Wo der Begriff der Materie und des Mechanismus versagt, da muss der Äther als Rettungsanker eintreten. Und wenn man die Elemente bis zu den letzten Atomen verfolgt, so kommt man zuletzt zum Urelement, das man sich gern als Äther aus thätigen, vielleicht nach der Analogie des Organischen zu deutenden Atomen, Kraftcentren, Realen denkt. Alles wird in Energetik aufgelöst und doch soll die materielle Welt mit ihrem Mechanismus daraus erklärt werden.

Allein so unbegreiflich uns auch das Wesen und der tiefere Grund dieser Dinge sein mag, so lange man von den Wirkungen auf die Ursache schließt, wird es unmöglich sein, die Erscheinungen der Natur ohne Zuhilfe-

nahme eines derartigen Organs zu erklären. Ebenso unmöglich wird es auch sein, das menschliche Denken und Wollen, die geistigen Erscheinungen in der Gegenwart und in der Vergangenheit begreiflich zu machen, ohne einen thätigen Geist im Menschen und einen über dem All und über der Geschichte waltenden absoluten Geist anzunehmen. Der Gedanke und die Sprache bleiben stets die unerreichbaren Vorzüge des Menschen vor dem Thier und die geistigen Ideen sind es, welche die Geschichte beherrschen, selbst dann beherrschen, wenn Kraft und Stoff am meisten zum materiellen Fortschritt beitragen müssen. Denn auch die feinste Technik und die wundervollste Mechanik dienen nur dazu, die fortschreitende Herrschaft des Gedankens über die Materie zu offenbaren. Deshalb sind sie zu den geistigen Bewegungen der Zeit zu zählen. Sie sind mit anderen ein Gradmesser für den Stand der Kultur und Civilisation. Aber nicht bloß der Stand des Wissens und Könnens, sondern auch die Beurtheilung und Erklärung desselben, die man unter dem Namen „Weltanschauung“ zusammenzufassen pflegt, bilden ein Kennzeichen der Zeit.

Die Jahrhunderte sind nicht durch sichtbare Schranken abgegrenzt und nicht durch geistige Marksteine kenntlich gemacht. Selbst wenn man im Widerspruch mit der Geschichte einen stetigen Fortschritt in der Kultur annehmen wollte, so ließe sich derselbe nicht nach chronologischem Maßstabe messen. Dennoch drängt sich dem Geiste des Menschen am Ende eines Jahrhunderts der Gedanke auf, dass wieder einmal ein Wendepunkt in der Geschichte gekommen sei. Nicht bloß der conservative Greis, der alles im Lichte der Vergangenheit betrachtet und nur für die Schattenseiten der Gegenwart ein Auge zu haben scheint, sondern auch der lebensfrische Jüngling und Mann, welchem die Zukunft gehört, wird sich, schwankend zwischen Hoffnung und Furcht, die Frage vorlegen, was wohl das kommende Jahrhundert bringen werde. Eine solche Frage kann, so weit es überhaupt möglich ist, nur beantwortet werden, wenn man die geistigen Bewegungen und Strömungen der Gegenwart näher ins Auge fasst.

Hiemit haben sich in letzter Zeit viele Gelehrte, Schriftsteller und Künstler beschäftigt. In Wort und Bild werden uns die Hauptereignisse des 19. Jahrhunderts auf allen Gebieten des menschlichen Lebens vor Augen und zu Gemüthe geführt. Mit froher Hoffnung, mit ängstlichem Zweifel oder mit stoischer Resignation wird die Prognose für das kommende Jahrhundert gestellt. Im allgemeinen aber wird man behaupten dürfen, dass die pessimistische Richtung in der Beurtheilung der Gegenwart und in der Aussicht auf die Zukunft vorwaltet. Ein gewisses Gefühl der Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit liegt gleichsam in der Luft. Man ist überzeugt,

dass man an einem wichtigen Wendepunkt angekommen ist, dass man in einer Übergangszeit lebt, von der man nicht weiß, ob sie zum Besseren oder zum Schlimmeren überleitet. Nur davon ist man durchdrungen, dass es so nicht weiter gehen könne.

Der tiefere Grund dieser Unzufriedenheit liegt aber nicht im materiellen Kampf ums Dasein, sondern im geistigen Zustand der menschlichen Gesellschaft, in dem, was man „Bildung" heißt, ja auch im Stand der Wissenschaft und Kunst, der Religion und Sitte. Wenn man von der heutigen Wissenschaft sagen kann, sie lehre eine Psychologie ohne Seele, eine Religion ohne Gott, so ist ihre Signatur deutlich genug gegeben. Da aber die Wissenschaft heutzutage mehr als je auf das ganze Leben und auf die großen Massen einwirkt, so wird damit der ganze geistige Zustand der Gesellschaft charakterisiert. Man ist wirklich in einen geistigen Nothstand gerathen, denn mit Gott verschwindet der Geist im Universum, ohne Seele gibt es keine geistigen Wirkungen, keinen Geist im Menschen. Überall bleiben nur die Bewegungen der Materie, der Nerven, des Gehirns übrig. Man hat eine „philosophiefreie Wissenschaft, eine moralfreie Ethik, eine anarchische Gesellschaftsordnung, eine metaphysikfreie Philosophie, eine ideenlose Weltweisheit, eine religionsfreie Gottesverehrung, ein kirchenfreies Christenthum." Das Fin de siècle ist eine Welt von Gegensätzen, aufstrebende Renaissance und pessimistisch müde Decadence, Überschätzung des Intellectualismus und nackter Materialismus und Utilitarismus, thatkräftiger Lebensdrang und blasierte Müdigkeit, ungläubiger Kriticismus und abergläubische Mystik durchkreuzen und bekämpfen sich. Die Ruhe und Zuversicht, welche die feste wissenschaftliche Überzeugung, der unerschütterliche Glaube und das beseligende sittliche Bewusstsein zu verleihen im Stande sind, fehlt in weiten Kreisen, weil die Kritik und der Zweifel die geistigen Grundlagen zerstört haben.

Die Hauptrichtungen der geistigen Bewegungen der Gegenwart, welche diesen Stand herbeigeführt haben, lassen sich in der Naturwissenschaft als Evolutionismus, in der Philosophie als Kriticismus und Voluntarismus bezeichnen. Allen zusammen aber ist der extreme Subjectivismus, Individualismus und Nominalismus eigenthümlich.

Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, dass unser Jahrhundert unter dem Zeichen der Naturwissenschaft steht, denn Handel und Wandel mahnen uns ja auf Schritt und Tritt an die Fortschritte der Technik und des Verkehrswesens. Diese wirkten so verblüffend auf den menschlichen Geist, dass er, sich selbst verleugnend, alles Heil in der Materie suchen, alles Wissen aus Kraft und Stoff ableiten wollte. Büchner, Moleschott, Vogt konnten mit ihrem seichten Materialismus Jahrzehnte lang weit über

Deutschlands Grenzen hinaus den Durchschnittsgebildeten befriedigen. Und eben, als man anfieng, sich von dieser öden Weltanschauung abzukehren, weil man sich bei einigem Nachdenken doch davon überzeugen musste, dass der grobe Materialismus unfähig sei, auch nur sein eigenes Denken zu erklären, dass gerade in den großen Erfindungen, in der geschickten Verwendung der Naturkräfte für die menschlichen Zwecke und in den sinnreichen und zweckmäßigen Maschinen die höchste Überlegenheit des Geistes über die todte Materie mit ihren Kräften und Gesetzen zutage trat, da stellte sich auf dem Gebiete der organischen Welt eine neue Hypothese ein, welche alle Erscheinungen des Lebens und des Geistes zu erklären sich anheischig machte, ohne den Kreis der Natur zu überschreiten.

Der Darwinische Evolutionismus mit dem Kampf ums Dasein schien in kleinen Schritten und unendlich langen Zeiträumen alle Unterschiede zwischen Art und Art, Ordnung und Ordnung, zwischen Pflanze und Thier, Thier und Mensch, Leib und Seele ausgeglichen zu haben. Der Unterschied zwischen einem einzelnen Infusorium und einem plumpen Elephanten ist für den ersten Anblick ein gewaltiger, aber wenn man tausend und abertausend Zwischenglieder einschiebt und den Übergang auf unermessliche Zeiträume vertheilt, so werden Anfang und Ende der ganzen Reihe näher gerückt. Der einfache Pigmentfleck bei einem Seeigel oder einem Mollusk ist himmelweit verschieden von dem kunstvollen Auge des Säugethieres, aber wenn man eine ungezählte Reihe verschiedener, mehr oder weniger vollkommen ausgebildeter Sehapparate nebeneinanderstellt, so scheint es ganz natürlich zu sein, dass eine stufenmäßige Entwicklung dieses Resultat bewirkt hat. Die aufrechte Stellung und die Hand des Menschen bereiten freilich der Entwicklungstheorie besondere Schwierigkeiten, Sprache und Vernunft bilden den Rubikon, den kein Thier überschreiten wird, aber der monistische Zug des Evolutionismus will trotzdem hier nicht Halt machen. Er sucht im variabeln Instinct, in der Mienensprache, im Wechsel der thierischen Laute und im Gesang der Vögel wenigstens Voraussetzungen und Ansätze für diese höchste Stufe der Entwicklung zu gewinnen. Daher glaubt man sich berechtigt, alles in der Welt und im Menschenleben auf organische Entwicklung zurückzuführen. Der Evolutionismus ist nicht erst das Resultat, sondern vielmehr der Ausgangspunkt aller Untersuchungen. Sprache, Recht, Kunst, Religion, Philosophie, Sitte, kurz alles wird organisch und evolutionistisch gedeutet.

Man wird die Schwächen und Fehler dieser Theorie leicht herausfinden. Vor allem fällt die Zirkelbewegung auf, in welche der Evolutionismus ohne Anfang und Ende, ohne Ursprung und Ziel, ohne Anlage und Gesetz hineingeräth. Sodann fehlen die zureichenden Gründe für die Entwicklung des

Lebendigen, Bewusšten, Vernünftigen. Es ist deshalb heutzutage die Überzeugung weit verbreitet, dass der Evolutionismus oder die Descendenzlehre in der Form des Darwinismus ein überwundener Standpunkt sei; aber dennoch würde man sich täuschen, wenn man daraus einen Schluss auf eine günstigere Stellung der Naturwissenschaft zum Theismus und zur Religion ziehen würde. Der Monismus gilt nach wie vor als die einzige wissenschaftliche Weltanschauung, als das Glaubensbekenntnis des Naturforschers. Weil die Materie und der Mechanismus zur Erklärung nicht ausreichen, so nimmt man die früher streng verbotene Philosophie wieder zuhilfe. Die Atome werden in Kräfte, ja in lebendige Monaden umgewandelt. Es gibt keine leblose Materie mehr, alles ist belebt, beseelt, vom Trieb oder Willen bewegt und geleitet. Damit sollen die unbequemen Räthsel des Daseins, des Lebens, des Bewusstseins, der Vernunft, des freien Willens zur Seite geschoben werden. Häckel predigt in diesem Sinne den Monismus als das Band zwischen Religion und Wissenschaft, als das Glaubensbekenntnis des Naturforschers. Und seine Broschüre hat seit dem Jahre 1892 heuer bereits die 8. Auflage erlebt.

Andere Naturforscher, welche weder eine so große Hoffnung auf das Wissen der Zukunft noch einen so festen Glauben auf die Sicherheit ihrer Überzeugung besitzen, trösten sich mit den Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Dubois-Reymond hat mit seinem ignoramus et ignorabimus die Resignation der Naturwissenschaft zum Ausdruck gebracht, und seine Losung wirkt bis heute fort. Aus dem Positivismus, welcher sich mit dem sinnlich Wahrnehmbaren begnügt und alles Übersinnliche der menschlichen Erkenntnis für unzugänglich erklärt, hat sich der von Huxley zuerst so genannte Agnosticismus herausgebildet, dem auch Darwin und zahlreiche andere Naturforscher und Philosophen zugestimmt haben. Es gilt für eine vergebliche Mühe, über den Ursprung und das Ende der Dinge, über den Anfang der Welt, des Lebens, des Bewusstseins, der Vernunft Nachforschungen anzustellen. Noch weniger lohne es sich, die Fragen über das, was sein werde, in Betracht zu ziehen. Religion und Sitte werden auf Furcht und Gewohnheit, auf Phantasie und Nothwendigkeit zurückgeführt. Wohl versagen Erfahrung und Experiment für so weittragende Schlussfolgerungen, aber der stolze Menschengeist, welcher sich selbst verleugnet und sich nicht scheut, seine thierische Herkunft offen zu predigen, ersetzt den fehlenden Grund durch Machtsprüche. Alles verschwindet in dem ewigen Werden, im ewigen Kreislauf. Und wenn die mechanische Wärmetheorie einen allgemeinen Stillstand und ein endliches Chaos voraussagt, so tröstet man sich damit, dass auch das Menschenleben und die ganze Menschheit gleich der Welle im Ocean kommt und verschwindet, ohne eine Spur zurückzulassen. Es wird uns allen Ernstes versichert, dass in der

Deutschlands Grenzen hinaus den Durchschnittsgebildeten befriedigen. Und eben, als man anfieng, sich von dieser öden Weltanschauung abzukehren, weil man sich bei einigem Nachdenken doch davon überzeugen muſste, daſs der grobe Materialismus unfähig sei, auch nur sein eigenes Denken zu erklären, daſs gerade in den großen Erfindungen, in der geschickten Verwendung der Naturkräfte für die menschlichen Zwecke und in den sinnreichen und zweckmäßigen Maschinen die höchste Überlegenheit des Geistes über die todte Materie mit ihren Kräften und Gesetzen zutage trat, da stellte sich auf dem Gebiete der organischen Welt eine neue Hypothese ein, welche alle Erscheinungen des Lebens und des Geistes zu erklären sich anheischig machte, ohne den Kreis der Natur zu überschreiten.

Der Darwinische Evolutionismus mit dem Kampf ums Dasein schien in kleinen Schritten und unendlich langen Zeiträumen alle Unterschiede zwischen Art und Art, Ordnung und Ordnung, zwischen Pflanze und Thier, Thier und Mensch, Leib und Seele ausgeglichen zu haben. Der Unterschied zwischen einem einzelnen Infusorium und einem plumpen Elephanten ist für den ersten Anblick ein gewaltiger, aber wenn man tausend und abertausend Zwischenglieder einschiebt und den Übergang auf unermeſsliche Zeiträume vertheilt, so werden Anfang und Ende der ganzen Reihe näher gerückt. Der einfache Pigmentfleck bei einem Seeigel oder einem Mollusk ist himmelweit verschieden von dem kunstvollen Auge des Säugethieres, aber wenn man eine ungezählte Reihe verschiedener, mehr oder weniger vollkommen ausgebildeter Sehapparate nebeneinanderstellt, so scheint es ganz natürlich zu sein, daſs eine stufenmäßige Entwicklung dieses Resultat bewirkt hat. Die aufrechte Stellung und die Hand des Menschen bereiten freilich der Entwicklungstheorie besondere Schwierigkeiten, Sprache und Vernunft bilden den Rubikon, den kein Thier überschreiten wird, aber der monistische Zug des Evolutionismus will trotzdem hier nicht Halt machen. Er sucht im variabeln Instinct, in der Mienensprache, im Wechsel der thierischen Laute und im Gesang der Vögel wenigstens Voraussetzungen und Ansätze für diese höchste Stufe der Entwicklung zu gewinnen. Daher glaubt man sich berechtigt, alles in der Welt und im Menschenleben auf organische Entwicklung zurückzuführen. Der Evolutionismus ist nicht erst das Resultat, sondern vielmehr der Ausgangspunkt aller Untersuchungen. Sprache, Recht, Kunst, Religion, Philosophie, Sitte, kurz alles wird organisch und evolutionistisch gedeutet.

Man wird die Schwächen und Fehler dieser Theorie leicht herausfinden. Vor allem fällt die Zirkelbewegung auf, in welche der Evolutionismus ohne Anfang und Ende, ohne Ursprung und Ziel, ohne Anlage und Gesetz hineingeräth. Sodann fehlen die zureichenden Gründe für die Entwicklung des

Lebendigen, Bewussten, Vernünftigen. Es ist deshalb heutzutage die Überzeugung weit verbreitet, dass der Evolutionismus oder die Descendenzlehre in der Form des Darwinismus ein überwundener Standpunkt sei; aber dennoch würde man sich täuschen, wenn man daraus einen Schluss auf eine günstigere Stellung der Naturwissenschaft zum Theismus und zur Religion ziehen würde. Der Monismus gilt nach wie vor als die einzige wissenschaftliche Weltanschauung, als das Glaubensbekenntnis des Naturforschers. Weil die Materie und der Mechanismus zur Erklärung nicht ausreichen, so nimmt man die früher streng verbotene Philosophie wieder zuhilfe. Die Atome werden in Kräfte, ja in lebendige Monaden umgewandelt. Es gibt keine leblose Materie mehr, alles ist belebt, beseelt, vom Trieb oder Willen bewegt und geleitet. Damit sollen die unbequemen Räthsel des Daseins, des Lebens, des Bewusstseins, der Vernunft, des freien Willens zur Seite geschoben werden. Häckel predigt in diesem Sinne den Monismus als das Band zwischen Religion und Wissenschaft, als das Glaubensbekenntnis des Naturforschers. Und seine Broschüre hat seit dem Jahre 1892 heuer bereits die 8. Auflage erlebt.

Andere Naturforscher, welche weder eine so große Hoffnung auf das Wissen der Zukunft noch einen so festen Glauben auf die Sicherheit ihrer Überzeugung besitzen, trösten sich mit den Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Dubois-Reymond hat mit seinem ignoramus et ignorabimus die Resignation der Naturwissenschaft zum Ausdruck gebracht, und seine Losung wirkt bis heute fort. Aus dem Positivismus, welcher sich mit dem sinnlich Wahrnehmbaren begnügt und alles Übersinnliche der menschlichen Erkenntnis für unzugänglich erklärt, hat sich der von Huxley zuerst so genannte Agnosticismus herausgebildet, dem auch Darwin und zahlreiche andere Naturforscher und Philosophen zugestimmt haben. Es gilt für eine vergebliche Mühe, über den Ursprung und das Ende der Dinge, über den Anfang der Welt, des Lebens, des Bewusstseins, der Vernunft Nachforschungen anzustellen. Noch weniger lohne es sich, die Fragen über das, was sein werde, in Betracht zu ziehen. Religion und Sitte werden auf Furcht und Gewohnheit, auf Phantasie und Nothwendigkeit zurückgeführt. Wohl versagen Erfahrung und Experiment für so weittragende Schlussfolgerungen, aber der stolze Menschengeist, welcher sich selbst verleugnet und sich nicht scheut, seine thierische Herkunft offen zu predigen, ersetzt den fehlenden Grund durch Machtsprüche. Alles verschwindet in dem ewigen Werden, im ewigen Kreislauf. Und wenn die mechanische Wärmetheorie einen allgemeinen Stillstand und ein endliches Chaos voraussagt, so tröstet man sich damit, dass auch das Menschenleben und die ganze Menschheit gleich der Welle im Ocean kommt und verschwindet, ohne eine Spur zurückzulassen. Es wird uns allen Ernstes versichert, dass in der

Erkenntnis dieser Dinge ein Trost für das künftige Jahrhundert gegeben sei. Denn sie bedeute eine Befreiung der Menschheit von dem Wahne der alten Überlieferung. Allmählich gewöhne sich das Auge an den erweiterten Horizont, an die vergrößerte Welt. Wir hätten eine schwere Krisis überstanden, eine Metamorphose unseres ganzen Seins habe sich vollzogen, unsere geistige Wiedergeburt stattgefunden. „Die echte Moralität des Freimuths: Vorurtheilsfreiheit, Wahrhaftigkeit, Selbständigkeit sind die großen neuen Tugenden des modernen Menschen."

Sonderbar klingt es aber von den Lippen derjenigen, welche dem monistischen Moloch alle Güter und Errungenschaften des Geistes opfern und damit dem sittlichen und socialen Leben den Boden entziehen, Worte der Beruhigung und des Trostes gegen die unbarmherzigen Folgen der unabweisbaren Nothwendigkeit zu hören. Der Gedanke an den unvermeidlichen Untergang alles Bestehenden soll uns zur inneren Sammlung und zur Vertiefung des sittlichen Gefühles ermahnen. Der Ausblick auf das große Universum mit seinen leuchtenden Weltensonnen soll uns abschrecken, um die Misèren des täglichen Lebens zu hadern. Der feierliche Widerhall des Weltganzen im Innern des Menschen, die Gewissheit der Unbegreiflichkeit des Daseins und des unvermeidlichen Untergangs soll die Qual der zaudernden, zweifelnden Vernunft auflösen und die Seele jedes einzelnen mit Ernst erfüllen, so dass die Menschheit aufhören wird, im Genuss zu schwelgen, im Lechzen nach Selbstsucht den höchsten Wert des Lebens zu erblicken, in mörderischem Hasse der Classen und Rassen sich zu zerfleischen u. s. w.!

Wahrlich, wenn man zu wählen hätte zwischen dieser Planke der Naturwissenschaft, welche auf dem Bankerott der Wissenschaft ruht, und dem Untergang, so würde man lieber letzteren wählen. Versteht aber vollends die Naturwissenschaft unter dem Untergang den Glauben an das Übersinnliche, Übernatürliche, an den Schöpfer, so wird wenig Psychologie und sittliches Bewusstsein nöthig sein, um einzusehen, dass die Preisgebung dieses Glaubens um jenes Linsengericht eine unsinnige That wäre.

Die Geisteswissenschaften bieten zwar kein so trostloses, aber immerhin auch kein erfreuliches Bild. Die Geschichte genießt eine besondere Bevorzugung. Ihre Methode hat sich in allen Disciplinen ebenso eingebürgert wie die naturwissenschaftliche Methode. Beide sind empirisch, genetisch, evolutionistisch. Natur und Thatsachen, Thatsachen und Natur sollen allein gelten. Nicht die Ideen bestimmen die Menschen, sondern die Menschen die Ideen, aber die sinnlichen Menschen. Daher überwiegen die wirtschaftlichen Tendenzen, die Methode wird „naturwissenschaftlich-empirisch", strebt Naturgesetze der Geschichte an (Lamprecht). Die höheren Ideen erscheinen als Illusionen und Spiegelbilder wirtschaftlicher Wünsche oder Classen.

zur Befriedigung des Egoismus dienen muss. Der Stärkste, das Genie hat Recht, steht jenseits von Gut und Böse. Wenn die Socialdemokratie an allem Bestehenden Kritik übt, um die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung zu untergraben, so arbeitet der Nietzsche'sche Moralskepticismus und extreme Individualismus ihr von oben herunter entgegen. Das ideale Streben, das Wahre, Gute und Schöne werden vor der rauhen Wirklichkeit zurückgedrängt und die Gewalt und der Egoismus einzelner Individuen oder ganzer Classen verhindern das sittliche, vernünftige, religiöse Leben.

Das Los der Philosophie kann unter solchen Verhältnissen nicht günstig sein. Sie pflegt sonst als allgemeine Wissenschaft der Gradmesser der geistigen Bewegungen einer Zeit zu sein. Alle großen Epochen der Geschichte waren von einer hohen philosophischen Begeisterung getragen. Die speculativen Ideen beherrschten das Leben der einzelnen und der Völker. Wie steht es heute mit dieser Grundwissenschaft? Die Zeit der allgemeinen Verachtung der Philosophie, welche dem Zusammenbruch der großen Systeme in der ersten Hälfte des Jahrhunderts und der aufstrebenden exacten Naturwissenschaft folgte, liegt zwar hinter uns; die Philosophie dringt sogar tief in die Kreise der Naturwissenschaft ein, ihre Litteratur wächst in erheblichem Maße, aber dennoch ist ihr Einfluss gering, so weit sie sich nicht den Lieblingsmeinungen des Tages anschmiegt. Zurück zu Kant! lautet das Losungswort (Zeller, Lange, Liebmann, K. Fischer). Der Kant'sche Kriticismus und Subjectivismus gilt als das Haupt- oder gar einzige Rettungsmittel aus dem Wirrsal der modernen Widersprüche. Die Verurtheilung dieses Kriticismus durch Willmann wird von Paulsen als ein „modernes Ketzergericht" gebrandmarkt und Kant als „Philosoph des Protestantismus" gefeiert.

Ein Kritiker aller Erkenntnis gelangt nach einer ausführlichen Analyse zu dem trostlosen Resultat, es bleibe der Nachweis Kants, dieser „gewaltigen geistigen Leuchte" bestehen, dass wir das wahre, innerste Wesen der Substanz, der Dinge an sich, nämlich das Wechselverhältnis von Materie und Kraft nicht zu erkennen vermögen. Diese Erkenntnis enthalte den Schlüssel zur Erklärung aller Naturprocesse wie zum Verständnis aller geistigen Vorgänge und zu aller höheren Betrachtung des Lebens. So schließe die Geschichte der Menschheit auch in diesem Jahrhundert mit dem vergeblichen Versuche, das Dasein zu begreifen. Das Resultat der wissenschaftlichen Forschung ist die Unmöglichkeit der Erkenntnis! Und dies nennt man eine Befreiung, eine Befreiung von Vorurtheil und Aberglauben, in der That zugleich eine Befreiung von Glauben und Überlieferung, von Gott und Gewissen.

Schopenhauers Philosophie ist dadurch wieder zu Ehren gekommen, mehr als zu Lebzeiten des Philosophen. Er ist Fortsetzer der Philosophie

vom jenseitigen Leben als Religion bezeichnete, sondern im Sinne des modernen Pantheismus, welcher das Allgemeine, das absolute Sein zur Gottheit macht und die Individualität dem Allgemeinen opfert oder Gott im Menschengeist zu sich kommen läßt. Gott ist Alles in Allem. Der ästhetische Genuß in Kunst und Wissenschaft oder die Thätigkeit in Familie, Gemeinde und Staat ersetzen das religiöse Glauben und Thun.

Diese allgemeine Auffassung und die specielle Kritik des Alten Testaments und der alten Religionsurkunden haben ihre Wirkungen auch auf das Neue Testament und das Christenthum ausgeübt. Anstatt daß die bessere Kenntnis der Kulturreligionen des Morgenlandes die Wertschätzung des Christenthums erhöht hätte, hat sie vielfach dazu beigetragen, seine eigenartige Bedeutung herabzusetzen. Zwar haben schon im Alterthum Juden und Heiden den Christen den Vorwurf gemacht, daß sie ihre Religion aus dem Judenthum und der heidnischen Philosophie entlehnt haben, allein erst dem Historismus der Neuzeit blieb es vorbehalten, das Christenthum nicht nur als ein Product des antiken jüdisch-griechisch-römischen Geistes darzustellen, sondern auch Entlehnungen aus verschiedenen orientalischen Religionen vorauszusetzen, so daß der Satz von Strauß, die Geschichte eines Dogmas sei auch seine Auflösung, wieder zu Ehren kommt. Die Analogien und formellen Ähnlichkeiten werden als Zeichen der Abhängigkeit gedeutet. Die Dogmatik wird kritisch gänzlich aufgelöst. Ja, man geht selbst so weit, daß man auch das „Dogma von der Unfehlbarkeit des Wissens zerstören und den heute alles beherrschenden wissenschaftlichen Despotismus stürzen“ will, nicht um dem Skepticismus Bahn zu brechen, sondern um wieder „Raum und Freiheit für die so vernachlässigten Gebiete des Seelenlebens“ zu schaffen. Die Reinheit der Liebe in der Familie und das Reich des Schönen sollen für die klaffenden Lücken in der Wissenschaft und im Leben einen Ersatz bieten.

Diese Beurtheilung, beziehungsweise Beseitigung der Religion führt von selbst zur Trennung von Religion und Sitte und löst das Individuum, wie von jeder Glaubensüberlieferung, so von jedem auch noch so geheiligten Herkommen los. Der Autonomie der Vernunft entspricht die Autonomie des Willens. Der Mensch ist sein eigener Gesetzgeber. Rücksichten hat er nicht zu nehmen, denn der extreme Individualismus erkennt nur den Menschen an, nicht die Massen, nur den einzelnen, nicht die Gesellschaft. Darnach begreift es sich, wie die litterarische Production schließlich bei den Schriften Sudermanns und Zolas ankommen konnte, in welchen die Sinnlichkeit gekitzelt und der Schmutz der modernen Großstädte breit getreten wird. Die Grenze des Irrsinns hat Nietzsche erreicht, für dessen „Übermenschen“ es keine Gesetze der Vernunft, Sitte und Geschichte mehr gibt, dem alles als Mittel

zur Befriedigung des Egoismus dienen muss. Der Stärkste, das Genie hat Recht, steht jenseits von Gut und Böse. Wenn die Socialdemokratie an allem Bestehenden Kritik übt, um die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung zu untergraben, so arbeitet der Nietzsche'sche Moralskepticismus und extreme Individualismus ihr von oben herunter entgegen. Das ideale Streben, das Wahre, Gute und Schöne werden vor der rauhen Wirklichkeit zurückgedrängt und die Gewalt und der Egoismus einzelner Individuen oder ganzer Classen verhindern das sittliche, vernünftige, religiöse Leben.

Das Los der Philosophie kann unter solchen Verhältnissen nicht günstig sein. Sie pflegt sonst als allgemeine Wissenschaft der Gradmesser der geistigen Bewegungen einer Zeit zu sein. Alle großen Epochen der Geschichte waren von einer hohen philosophischen Begeisterung getragen. Die speculativen Ideen beherrschten das Leben der einzelnen und der Völker. Wie steht es heute mit dieser Grundwissenschaft? Die Zeit der allgemeinen Verachtung der Philosophie, welche dem Zusammenbruch der großen Systeme in der ersten Hälfte des Jahrhunderts und der aufstrebenden exacten Naturwissenschaft folgte, liegt zwar hinter uns; die Philosophie dringt sogar tief in die Kreise der Naturwissenschaft ein, ihre Litteratur wächst in erheblichem Maße, aber dennoch ist ihr Einfluss gering, so weit sie sich nicht den Lieblingsmeinungen des Tages anschmiegt. Zurück zu Kant! lautet das Losungswort (Zeller, Lange, Liebmann, K. Fischer). Der Kant'sche Kriticismus und Subjectivismus gilt als das Haupt- oder gar einzige Rettungsmittel aus dem Wirrsal der modernen Widersprüche. Die Verurtheilung dieses Kriticismus durch Willmann wird von Paulsen als ein „modernes Ketzergericht" gebrandmarkt und Kant als „Philosoph des Protestantismus" gefeiert.

Ein Kritiker aller Erkenntnis gelangt nach einer ausführlichen Analyse zu dem trostlosen Resultat, es bleibe der Nachweis Kants, dieser „gewaltigen geistigen Leuchte" bestehen, dass wir das wahre, innerste Wesen der Substanz, der Dinge an sich, nämlich das Wechselverhältnis von Materie und Kraft nicht zu erkennen vermögen. Diese Erkenntnis enthalte den Schlüssel zur Erklärung aller Naturprocesse wie zum Verständnis aller geistigen Vorgänge und zu aller höheren Betrachtung des Lebens. So schließe die Geschichte der Menschheit auch in diesem Jahrhundert mit dem vergeblichen Versuche, das Dasein zu begreifen. Das Resultat der wissenschaftlichen Forschung ist die Unmöglichkeit der Erkenntnis! Und dies nennt man eine Befreiung, eine Befreiung von Vorurtheil und Aberglauben, in der That zugleich eine Befreiung von Glauben und Überlieferung, von Gott und Gewissen.

Schopenhauers Philosophie ist dadurch wieder zu Ehren gekommen, mehr als zu Lebzeiten des Philosophen. Er ist Fortsetzer der Philosophie

Kants und ist Pessimist. Dies erklärt alles. Der Pessimismus stellt sich stets in Zeiten des Zerfalls als Modeartikel ein, so dass sich auch hier das Hegel'sche Wort bestätigt, die Eule der Minerva beginne immer erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug, und eine Gestalt des Lebens sei alt geworden, wenn die Philosophie sie grau in grau male. Hartmann hat mit seiner Philosophie des Unbewussten seinerzeit nur deshalb so viel Anklang gefunden, weil er durch das Ingrediens des optimistisch gefärbten Pessimismus und der Darwin'schen Entwicklungslehre die Philosophie dem Zeitbewusstsein mundgerecht zu machen wusste. Die Schopenhauer'sche „Welt als Wille" in Verbindung mit dem Kant'schen Moralismus hat aber auch der Philosophie überhaupt das Gepräge des „Voluntarismus" (K. Fischer, Wundt, Paulsen) gegeben, die Psychologie zum bevorzugten Fach erhoben. Ob, wie behauptet wird, die gewaltige Willensenergie Bismarcks und des deutschen Volkes dazu beigetragen habe, können wir dahin gestellt sein lassen, aber sicher ist, dass Wille, Gemüth, Gefühl, innere Erfahrung, Thätigkeit die Hauptrolle spielen. Die Metaphysik wird immer noch stiefmütterlich oder verächtlich behandelt.

Kant hat bleibend auf die Theologie eingewirkt. Sein Moralismus und die Schleiermacher'sche Gefühlsreligion beherrschen heute noch die protestantische Theologie, welcher die Kritik der Offenbarungsurkunden eine freiere Bahn geebnet hat. Die Beweise für das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele werden vernachlässigt oder verworfen, die Dogmatik hat die Schranken des Symbols durchbrochen, ist vielfach bei einem undogmatischen Christenthum angelangt. Anfänglich wurde auch die katholische Theologie von Kant und Schleiermacher beeinflusst. Gegenwärtig hat dieser Einfluss aufgehört, wenn man von den schüchternen Versuchen absehen will, die da und dort gegen die rein intellectualistische Metaphysik gemacht wurden. Etwas anders hat sich die Sache in Frankreich gestaltet, wo die Abneigung gegen die Metaphysik weit intensiver ist und die Hoffnung auf Gewinnung der ideal angelegten Philosophen der theologischen Apologetik eine andere Methode nahe gelegt hat. Es fehlt nicht an Stimmen, welche den Kant'schen Kriticismus günstiger beurtheilen, weil die Postulate wenigstens den Weg gezeigt haben, auf welchem man dem Gegner entgegenkommen kann. Auch Balfour opfert in seinem viel gelesenen Buch über die „Grundlagen des Glaubens" dem Kriticismus manches alte Inventarstück, um in der Wahrnehmung einen festen Boden unter die Füße zu bekommen.

Nach all dem werden wir es begreiflich finden, dass diesseits und jenseits des Rheins der Bankerott der Wissenschaft proclamiert wird. Die Verzweiflung an der Erkenntnis dringt immer weiter in alle Schichten des modernen Bewusstseins ein. Wir stehen „nicht bloß vor einer Sonnenwende

des Geistes, an einem Wendepunkte der Civilisation, sondern auch an einer Grenze der Überkultur, wo die moralisch urtheilende Vernunft uns zur Umkehr und zur Vertiefung der Lebensgesinnung mahnt." Eine immer unerquicklichere Stimmung des Gemüths greift allenthalben um sich und lastet wie ein drückender und beklemmender Alp auf dem Herzschlag des allgemeinen Lebens, dies sagt man uns von Seite der modernen Wissenschaft, welche an der Jahrhundertwende die Rechnung stellt. Man verfehlt dabei nicht, auf die Frivolität, Gemeinheit, Lasterhaftigkeit hinzuweisen, welche das Leben der modernen Gesellschaft charakterisieren. Wir sind nicht gewillt, hiezu einen weiteren Beitrag zu liefern. Es genügt uns, dass heutzutage das Bewusstsein allgemein ist, es könne so nicht fortgehen. Aber wundern müssen wir uns doch, dass man in demselben Momente den psychologischen Augenblick, wo eine „unverzeihliche Todsünde gegen den heiligen Geist des Menschthums wieder gut zu machen" ist durch den „Nachweis der Unhaltbarkeit des Gottesbegriffs", als „Triumph der Vernunftkritik" preisen mag. Das pantheistische Glaubensbekenntnis wird gelobt, weil es das Glaubensbekenntnis des Atheismus, der zukünftigen Religion sei! Da will man noch Heilmittel in der Sorge für Familie und Staat, in der Rückkehr zu einer idealeren und natürlicheren Lebensweise, in der Hebung des Kunst- und Familiensinnes und in einer progressiven Socialreform finden. „Gegenüber der bankerotten Verstandescultur des Fin de siècle erhebt sich mächtig und siegreich die Civilisation des Herzens und der Menschenachtung des 20. Jahrhunderts, aber nicht mehr auf mystisch-religiöser Grundlage, sondern auf dem klaren Princip der geistigen, socialen und politischen Freiheit."

Ob man den geistig-sittlichen Zustand betrachte oder die zur Besserung vorgeschlagenen Heilmittel untersuche, man kann nur gestehen, dass wir wirklich in einen geistigen Nothstand gerathen sind. Pessimismus, Resignation, Verzagtheit ohne neue Willenskraft und ohne Ideale sind das Gegentheil von einer Umkehr, selbst wenn man in der Christusidee den pessimistischen Grundgedanken aller Religionen vom Leiden der Menschheit zu typischer und symbolischer Bedeutung verwirklicht sieht. Das Christenthum muss wieder eine lebendige Macht werden, welche zu heroischen Thaten begeistert. Dazu gehört aber ein fester Glauben und eine durch die Hoffnung auf das Jenseits gestählte Willensenergie. Wenn bei den Gebildeten der Glauben an die Dogmen fehlt, so wird man ihn bei der socialdemokratischen Menge nicht suchen dürfen, wenn die Gebildeten die Hoffnung auf das Jenseits aufgegeben haben, so wird man auf die in hartem Kampf ums Dasein ringenden Masse mit der Verweisung auf das Jenseits keinen großen Eindruck machen. Daraus erwächst aber für den katholischen Gelehrten und Theologen die Pflicht,

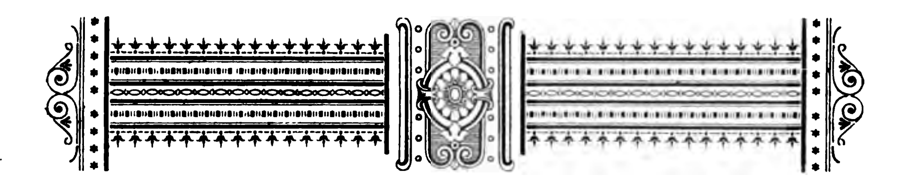
die wahren Heilmittel für die geistigen und sittlichen Gebrechen der heutigen Gesellschaft kennen zu lernen. Einem skeptischen Geschlecht gegenüber genügt es nicht, einfach auf den Glauben, auf das Dogma, auf die Autorität zu verweisen. Man muss auch imstande sein, die Zweifel zu lösen, die Bedenken zu beseitigen und die Wahrheit in der überzeugenden Form vorzutragen. Der weit verbreitete Skepticismus darf nicht Veranlassung werden, das Vertrauen auf die Wahrheit und das Wissen zu verlieren, sonst könnte auf die Dauer auch der Glauben nicht ungefährdet bleiben.

Der h. Vater hat in verschiedenen Rundschreiben die katholischen Gelehrten ermahnt, die Wissenschaft zu pflegen und zu fördern, um der Wahrheit den Weg zu bahnen. Insbesondere hat er in der Encyklika vom Jahre 1879 die Losung zur Rückkehr zu Thomas ausgegeben. Zurück zu Thomas, zu Aristoteles wird dem Zurück zu Kant gegenübergestellt. Die scholastische Philosophie und Theologie ist ja auch sehr geeignet, eine feste Principienlehre zu geben und den Verstand zu schärfen und zu schulen. Nur darf nicht vergessen werden, dass dieselbe der großen Mehrzahl der Modernen neu und fremd klingt, so dass ihrer Verwendung im Leben mehr als bloß die alte Terminologie im Wege steht. Der h. Vater wünscht denn auch, dass die katholischen Gelehrten bei treuem Festhalten an den bewährten Principien es doch nicht versäumen sollen, die Errungenschaften der neueren Wissenschaften, durch welche die alte Wahrheit bestätigt werde, zu verwerten, um mit Erfolg den Kampf mit einer feindlichen Wissenschaft aufnehmen zu können. Dies gilt besonders von den Fortschritten der Naturwissenschaften und Geschichte. Wir haben gesehen, dass denselben im eigenen Lager heftige Kritiker erstanden sind, aber man würde sich täuschen, wenn man darnach den Einfluss dieser Disciplinen bemessen würde. Diese Kritiker stehen principiell mit ihren Gegnern auf demselben feindlichen Boden gegen Religion und Christenthum. Sie geberden sich nur radicaler und skeptischer gegen jede Erkenntnis. Um in diesem Kampfe mitsprechen zu können, ist es allerdings vor allem nothwendig, dass man die Principien des Denkens und Erkennens gut zu handhaben wisse, aber es ist ebenso nothwendig, dass man mit der zu bekämpfenden Wissenschaft vertraut sei, denn die Geschichte und die Erfahrung zeigen, dass andernfalls die Vertheidigung die eigenen engen Kreise nicht übersteigt. Freilich liegt für den katholischen Gelehrten hierin eine große Gefahr. Denn es ist viel sicherer und leichter, die durch das Dogma und die traditionelle Methode gezogenen Grenzen einzuhalten, wenn man sich eng an große Vorbilder anschließt, als wenn man nicht Neues, aber doch das Alte in neuer Form darstellen will. Man verfällt zu leicht dem Verdacht einer Neuerung, welche mit der Form auch das Wesen des Überlieferten ändern könnte.

Aber dennoch muſs es einen Mittelweg geben, falls man auf die Mitwelt einwirken will. Jedenfalls kann nur eine große Vertrautheit mit der kirchlichen Lehre und mit der weltlichen Wissenschaft den Vertheidiger des Christenthums zu einer Hoffnung auf Erfolg berechtigen. Denn oft kommt fast ebensoviel darauf an, wie, als was man sagt. Weil der eigene Glauben keinen Zweifel zuläſst, das eigene Wissen befriedigt, darf man nicht die gleiche Wirkung alsbald bei anderen erwarten.

Der h. Vater hat aber im Jahre 1893 auch eine Encyklika über das Studium der heiligen Schrift veröffentlicht, um sowohl zum eifrigen Studium der Exegese zu ermuntern, als auch Vorschriften zu geben, wie man der destructiven Kritik entgegentreten soll. Von zwei Seiten drohen der heiligen Schrift Gefahr, von den Naturwissenschaften und von der geschichtlichen Kritik. Beide Gefahren sind um so bedrohlicher, als die Natur und die Thatsachen heutzutage noch mehr als in früheren Zeiten auf den menschlichen Geist einen nachhaltigen Eindruck machen. Seit Kopernikus besteht ein bald offener, bald latenter Kampf zwischen Astronomie und Bibel, seit Darwin hat sich der Kampf zwischen Schöpfungslehre und Entwicklungstheorie noch verschärft. Die Geschichte hat dazu beigetragen, viele Angaben der Bibel zu bekräftigen, sie hat aber auch Anlaſs gegeben, die Authentie, Inspiration und Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen oder zu bestreiten. Damit hat sich den gläubigen Exegeten ein weites Feld zur Bearbeitung und zum Lernen eröffnet. Es ist zu wünschen, daſs den gemachten Anfängen der Fortgang entspreche.

Das Bild, welches wir von den geistigen Strömungen der Gegenwart entworfen haben, ist etwas düster ausgefallen, aber es entspricht dem allgemeinen Urtheil derer, welche den Geist der Zeit repräsentieren, der geschichtlichen Wahrheit. Es gibt Propheten, welche der katholischen Kirche im 20. Jahrhundert einen großen Triumph weissagen. Wir verstehen uns nicht auf die Prophetie, wir können auch die Zeichen der Zeit nicht für so günstig halten. Wohl ist es wahr, daſs die Kirche die göttliche Verheißung des ununterbrochenen Bestandes für sich hat, allein die Verheißung wird durch menschliche Organe verwirklicht und diese lassen in der Form ihre Spuren zurück. Nur wenn die Menschen thun, was in ihren Kräften steht, dürfen sie fest auf Gott hoffen. Um in den geistigen Bewegungen einer Zeit eine Wendung zum Besseren herbeizuführen, ist die anstrengende Arbeit der Besten und Aller vonnöthen.



Monte Cassino.

Eine kulturhistorische Skizze.

Von Dr. Albert Ehrhard.

Italien ist ein Zauberwort, wie die menschliche Sprache deren wenige besitzt. Italien ist aber nicht nur das wonnige Land,

. . . . . . wo die Citronen blühen,
Im dunklen Laub die Goldorangen glühen,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht;

Italien ist noch weit mehr das hochbedeutsame Land, das durch seine staunenerregende Kulturarbeit und seine zahlreichen Kulturstätten einen entscheidenden Einfluss auf die Geschichte der ganzen civilisierten Menschheit ausgeübt hat. Schon bevor die Römer auf den Schauplatz der Weltgeschichte traten, barg Italien mehrere Kulturvölker in seinem Schoße, unter denen die Etrusker durch ihre religiöse, politische und künstlerische Bildung hervorragten. Diese Kultur hat erst die geschichtliche und archäologische Forschung der Gegenwart wieder ans Licht gezogen; und wenn auch die Forschungsarbeit noch nicht zum Abschlusse gediehen ist, so hat sie doch zur Anerkennung der hohen kulturellen Bedeutung der Etrusker geführt. Der Glanz dieser Kultur erbleicht aber in hohem Maße, sobald die römische mit ihr in Vergleich gebracht wird.

Welche Stellung das Römerreich in der Weltgeschichte einnimmt, das bekundet das Fortleben so vieler Elemente seiner Kultur, die in die unsrige herübergenommen wurden; das verkünden die Annalen seiner Kämpfe und seiner Siege, die ihm die Palme unter den Gebilden des antiken Staatswesens immerdar sichern werden; davon erzählen endlich die vielen Monumente seiner Kunst, die nicht bloß in Italien, sondern im ganzen Bereiche seiner ehemaligen Provinzen zerstreut sind. Die erneute Aufmerksamkeit, die in der Gegenwart diesen Überresten vergangener Herrlichkeit zugewandt wird, hat auch hier Manches in ein helleres Licht gestellt und neue Aufschlüsse in Hülle und Fülle gebracht. Mag auch die Erforschung des römischen Alterthums in ihrer Bedeutung überschätzt, in ihren Folgen auf dem intellectuellen

und socialen Gebiete geradezu unheilvoll gewirkt haben, — das Volk, das sich durch unverdrossene Arbeit und hohe bürgerliche Tugenden zu der größten Kulturmacht der vorchristlichen Welt aufgeschwungen hat, das seinen Namen bis an die Grenzen der Alten Welt getragen, das die Vorsehung erkor, um dem Evangelium und dem Christenthum die Wege zur Eroberung der Welt zu bahnen, wahrlich, dieses Volk ist wert, dass es in allen seinen Lebensgebilden erforscht, gerecht und vorurtheilslos beurtheilt werde, dass alle seine Monumente erhalten bleiben bis zu dem letzten Steinchen, das seine Sprache spricht oder von seiner Herrlichkeit erzählt.

Doch die römische Kultur war das Gebilde bloß menschlicher Arbeit, menschlicher Geistes- und Willenskraft und darum musste sie den Weg alles Menschlichen und alles Irdischen gehen: vor vielen Jahrhunderten stieg auch sie in das Grab, in welchem die Etrusker schon längst in Staub zerfallen waren. Bevor aber ihre letzte Stunde schlug, hatte eine neue Kultur im ganzen römischen Reiche festen Fuß gefasst, für die jene selbst unbewusst gearbeitet hatte, die Kultur des Christenthums, und diese Kultur, durch die Verheißung ewiger Jugend vor den Gebrechen des Alters und dem Odem des Todes geschützt, leuchtet seit achtzehn Jahrhunderten in die Finsternis hinein, die Tod und Sünde immer wieder über die Menschheit und die Gebilde ihrer Kultur heraufbeschwören. Auch in dieser neuen Kulturperiode verlor Italien seine bevorzugte Stellung nicht. Wieder war es Italien, das vor allen übrigen Ländern des Abendlandes die aus dem Osten kommenden Lichtstrahlen in sich aufnahm, die ersten Segnungen des Christenthums empfieng und uns die ältesten Denkmäler der christlichen Cultur erhalten hat.

Den Boden Italiens besäete das Christenthum nach und nach mit den Denkmälern seiner Kunst und mit bevorzugten Stätten seiner Kultur. Eine dieser altehrwürdigen Kulturstätten, wahrlich nicht die letzte, bildet den Gegenstand unserer Betrachtung: Monte Cassino, die Stiftung des heiligen Benedictus, das Erzkloster des Abendlandes.

Auf einem Vorposten der mittleren Apenninen, ungefähr in der Mitte zwischen Rom und Neapel, an der nördlichen Grenze der sonnigen, mit allen Vorzügen landschaftlicher Schönheit und Fruchtbarkeit reich ausgestatteten Ebene Campaniens thront seit mehr als dreizehn Jahrhunderten diese christliche Kulturstätte, ein von weitem sichtbarer imposanter Complex von Kloster- und Kirchenbauten, die wie Gebilde der Ewigkeit in die stets wechselnde Landschaft hineinblicken. Der Berg und das Kloster selbst erhielten ihren Namen von dem alten römischen Städtchen Casinum (jetzt San Germano) am Fuße des Berges, das im Samniterkriege von den Römern mit Soldaten bevölkert wurde und zur Kaiserzeit ein Municipium bildete, von dessen ver-

gangener Blüte die Überreste eines Amphitheaters und ausgedehnte Villenanlagen noch heute zeugen. Doch an diesen todten Überresten gehen wir schnell vorüber, das lebendige Denkmal einer ewig jugendlichen Begeisterung für die christlichen Lebensideale unentwegten Auges betrachtend. Wie entstand diese Stätte christlicher Kultur? Welches waren ihre Schicksale durch die Jahrhunderte hindurch? Was hat sie geleistet und gearbeitet für das Christenthum und die Menschheit, oder welches sind ihre Verdienste um die christliche Kultur? Welches ist ihr Zustand in der Gegenwart? Das sind die Fragen, die sich uns beim Anblicke des Klosters aufdrängen.

Einen eigenthümlichen Reiz übt auf den betrachtenden Geist jede Stätte aus, die seit Jahrhunderten mit dem Leben eines Volkes oder der ganzen Menschheit verflochten ist. Monte Cassino darf ein solches Interesse vielleicht um so eher wecken, als seine Geschichte in einem Einzelbilde uns all das erblicken läſst, was die Kirche in ihrer Gesammtheit in lichten und trüben Tagen erlebt, gegen innere und äußere Feinde erkämpft, an herrlichen und großartigen Werken geschaffen hat.

I.

Eine Vorahnung der künftigen Bestimmung von Monte Cassino hat das Heidenthum an den Tag gelegt, indem die Bewohner von Casinum einen Tempel auf dem Berge erbauten und denselben Apollo, dem Gott der Künste und dem Führer der neun Musen, weihten. Lange Jahrhunderte wurde in diesem Menschenwerk und Teufelstrug geopfert, ja selbst bis tief ins fünfte Jahrhundert hinein war die ganze Umgegend noch von Heiden bewohnt. Am Anfange des sechsten Jahrhunderts aber gieng jene Vorahnung endlich in Erfüllung, und es brach die Zeit an, wo ein Tempel des wahren Gottes den Götzentempel ersetzen, wo religiöse, geheiligte Wissenschaft und Kunst zum Lobe Gottes erblühen sollte. Der Anlaſs dazu war, wie wir es so oft in der Kirchengeschichte verfolgen können, ein aus menschlicher Bosheit hervorgegangenes Ereignis, das die Vorsehung zum Guten wandte. Der heilige Benedictus, der Patriarch der abendländischen Mönche, verbrachte bereits viele Jahre seines bußfertigen, in Gott verborgenen Lebens in dem Sabinergebirge bei Subiaco und hatte auch zahlreiche Schüler und Nachahmer um sich gesammelt. Da zwangen ihn, so erzählt die Legende, die Nachstellungen und Verleumdungen eines neidischen Priesters, Florentius mit Namen, den Wanderstab zu ergreifen, um das Schlimmste zu verhüten. Er nahm seine besten Mönche mit sich und pilgerte nach Süden, nach den Besitzungen, die Tertullus, der Vater eines seiner Schüler, Placidus, ihm geschenkt hatte. Als die heilige Schar des Berges oberhalb Casinums

ansichtig wurde, da war die Entscheidung des heiligen Benedictus bald getroffen. War es göttliche Fügung, war es jener feine Sinn für Naturschönheit, den wir so oft bei Gründern von Klöstern bewundern? Genug, die Wahl Benedict's war eine äußerst glückliche. Auf diesen luftigen Höhen, von denen der Blick über eine herrliche Landschaft hinweg sich bis zum Meere erstreckt, in der durch diese Lage bedingten Einsamkeit, da konnte ein reges Leben in Gott, erhaben über die Niederungen des täglichen Lebens, unbekümmert um das Irdische und das vielgestalte Treiben in den Tiefen, sich wunderbar entfalten, die herrlichsten Blüten treiben und die kostbarsten Früchte hervorbringen. Benedict und seine Begleiter machten sich gleich an die Arbeit, um sich ein ihrer Aufgabe entsprechendes Heim zu schaffen. Der Apollo-Tempel wurde nicht zerstört, sondern in eine Kirche zu Ehren des heiligen Martinus von Tours verwandelt. Daneben erhob sich eine Kapelle zu Ehren Johannes des Täufers. Der Hain, in dessen Schatten jener gräuliche Cult getrieben worden war, der mit jedem Heidenthum, auch dem modernen, auf's innigste zusammenhängt, wurde in Brand gesteckt, damit es Licht werde in der Finsternis und Blumen erspröſſen dort, wo der Menschenmörder von Anbeginn sein Unwesen getrieben. Der ursprüngliche Klosterbau hatte die Thurmgestalt; denn schon hatten sich die wilden Horden der Völkerwanderung in ganz Italien ergossen und vor diesen galt es, sich zu schützen. Die Überreste dieses ursprünglichen Baues wurden im Jahre 1880, zum 14. Centennarium der Geburt des heiligen Benedictus, aufgegraben, restauriert und von den Malern von Beuron, selbst Söhnen des heiligen Benedictus, mit Malereien und Fresken ausgeschmückt. In diesen originellen, auf den ersten Anblick wenig sympathisch wirkenden, aber sinnigen und tiefreligiösen Malereien tritt uns die Geschichte der Klostergründung entgegen, mit allen lieblichen Sagen, welche die Legende so oft um die historische Thatsache gewoben, und in denen Gedanken und Ziele des Gründers sich manchmal richtiger und inhaltsreicher aussprechen als in den trockenen Aufzeichnungen wortkarger Chroniken.

Bei Monte Cassino sind wir jedoch nicht auf diese Sagen angewiesen, um die Gedanken und Ziele des Gründers zu erkennen; sie liegen klar und deutlich in der Regel des heiligen Benedictus ausgesprochen. Diese Regel hat die Grundzüge des abendländischen Mönchthums festgestellt, Monte Cassinos Größe begründet und ihren Verfasser jenen gewaltigen Persönlichkeiten zugesellt, die der Sonne vergleichbar, die ihre Planeten durch die Unermeſslichkeit des Raumes mit sich zieht, Tausende und Abertausende von Menschen in die Bahnen ihres Geistes lenken und auf Jahrhunderte hinaus Institutionen und socialen Gebilden die Eigenart ihrer Persönlichkeit aufprägen.

Wenn dies allen christlichen Ordensstiftern gemeinsam ist, so nimmt der Stifter von Monte Cassino wieder eine Ausnahmestellung unter ihnen ein; denn er beherrschte bis zum dreizehnten Jahrhunderte die klösterliche Form des Abendlandes, und seitdem andere Ordensideale ins Leben traten, hat seine Regel nichts von ihrer Anziehungskraft eingebüßt. Diese verdankt sie ihrer Bestimmung der Ortsbeständigkeit, die dem Klosterleben Festigkeit und dauernden Halt gab, ihrer Mäßigung, die, von dem Geiste des Laxismus ebensoweit als von übermäßiger Strenge entfernt, die beste Garantie des Fortbestehens bietet, endlich ihrem universellen Charakter und ihrer Anpassungsfähigkeit an die verschiedenartigsten Verhältnisse, welche die weiteste Verbreitung derselben Grundform ermöglichte.

Das sind die Vorzüge seiner Regel, die man allerdings in jüngster Zeit herabzumindern versuchte, aber ohne bei vorurtheilslosen Historikern Anklang zu finden. Wahrlich, der organisatorische Genius des alten Römerthums leuchtete in dem hl. Benedictus ein letztes Mal auf, und diese letzte Schöpfung desselben hat alle übrigen überlebt dank ihrer Verbindung mit dem Christenthum, das ihr eine ewige Fruchtbarkeit zusichert.

Der wesentliche Vorzug des Benedictinerordens vor allen anderen ist übrigens auch durch den Umstand bedingt, dass er unter den abendländischen Orden der älteste ist. Keiner von den kirchlichen Orden kann die Universalität der katholischen Kirche selbst beanspruchen, weder in Bezug auf Zeit und Raum noch in seinen inneren Lebenserscheinungen; denn jeder von ihnen ist unter bestimmten Zeitverhältnissen entstanden, wurde von einer bestimmten Persönlichkeit gegründet und hat die Pflege eines besonderen Gebietes der kirchlichen Arbeit sich zur Hauptaufgabe gestellt. Je zahlreicher nun die Orden im Verlaufe der Jahrhunderte wurden, desto mehr mussten sie sich von einander, wie in ihrer ganzen äußeren Erscheinung, so auch in ihrem inneren Lebensinhalte von einander abgrenzen. Daher der Specialisierungsprocess, der einen der wichtigsten Factoren in der Entwicklung des katholischen Ordenslebens bildet, so wenig er in den geschichtlichen Darstellungen dieser Entwicklung beachtet wird. Als der älteste Orden konnte daher derjenige des hl. Benedictus bis zur Gegenwart die weiteste Thätigkeitssphäre bewahren und beengender Schranken in der Entfaltung seines inneren Lebens am kräftigsten sich erwehren. Dieses Vorzuges, der mit dem Adel seiner Geburt unmittelbar zusammenhängt, könnte er darum auch in Zukunft nicht verlustig gehen, ohne eine wesentliche Änderung zu erleiden oder vielmehr seine Eigenart einzubüßen.

Auf den Inhalt der Regel des hl. Benedict, ihre historischen Voraussetzungen, ihr Verhältnis zu den früheren Ordensregeln, namentlich zur Regel

des heiligen Basilius, kann ich leider nicht eingehen, so interessant diese Gesichtspunkte wären.

In 73 Capiteln werden alle Verhältnisse des Klosterlebens, das geistliche Leben, die Hausordnung, endlich die Organisation geregelt. Das Wesen des klösterlichen Lebens bildet Gehorsam, Armut, Keuschheit und Demuth; die wesentlichen Mittel zur Erreichung dieses Ideales sind Gebet und Betrachtung, Hand- und Geistesarbeit. Das Chorgebet, das Benedict einführte, ist für das römische Brevier vorbildlich geworden. Bei der Feststellung der Hausordnung wurde das tägliche Leben im Kloster, der Verkehr der Brüder untereinander und mit den Außenlebenden bis in die kleinsten Einzelheiten hinein bestimmt. An die Spitze der Organisation stellte Benedict den Abt; die übrigen Würden waren die des Propstes, des Priors und des Decans. Die meisten Mitglieder waren Laien; Priester bildeten die Ausnahme.

Im einzelnen sind wenige Bestimmungen in der Regel enthalten, die nicht schon in früheren Ordensregeln vorhanden gewesen wären; Benedict wollte und konnte auch nicht mit dem früheren Mönchthum brechen. Basilius und Cassian nennt er selbst als seine Muster; aber er nahm nur jene Bestimmungen des Klosterlebens auf, die geeignet waren, das Mönchthum zu einer geordneten, bleibenden Institution zu machen, und schloss diese wiederum in ein einheitliches System zusammen. Auf der Grundlage dieser Regel und unter dem belebenden Einflusse des Meisters musste sich ein Leben entfalten, das vielleicht in seiner Einfachheit und Innerlichkeit nicht mehr erreicht wurde, worüber wir aber nicht näher unterrichtet sind.

Nur eines ist uns aus dieser frühesten Zeit überliefert, ohne indes auf geschichtliche Wirklichkeit Anspruch erheben zu können, dass Benedict bald eine auserlesene Schar in die weite Welt hinausschickte, die den Geist seiner Regel überall als einen wahren Balsam für die Wunden, die Sünde und Irrthum der Menschheit geschlagen, verbreiten und seinen Namen bis in die entferntesten Länder tragen sollten. Unter den Ausgesandten zeichneten sich Placidus und Maurus besonders aus. Ausgerüstet mit dem Segen des Vaters und das Buch der Regel mit lebendigen Zügen ins Herz geschrieben, lässt sie die Legende ziehen, Placidus nach Sicilien, Maurus nach Frankreich, um den schon bestehenden Klöstern eine festere Lebensnorm zu geben, noch vielmehr aber um neue zu gründen. Die historischen Nachrichten über die erste Verbreitung des Benedictinerordens lauten bescheidener und nüchterner, aber auch glaubwürdiger. Benedict erlebte die Weiterverbreitung seiner Regel nicht und mag nicht im entferntesten geahnt haben, wie groß diese Verbreitung werden sollte. Die Langsamkeit der Ausbreitung des Benedictinerordens im Gegensatze zur raschen Vermehrung der Klöster der späteren Orden erklärt

sich aus den Verhältnissen des sechsten Jahrhunderts, die dem nicht günstig waren, was das dreizehnte durch seine hochstehende geistige und wirtschaftliche Kultur mächtig und rasch fördern konnte. Erst als Gregor der Große, der Papst, in dem sich die Trauer um die absterbende römische Kultur in so seltsamer Weise mit der Hoffnung auf die junge germanische Welt mischt, selbst ein Sohn des hl. Benedict, den Orden durch die ersten Missionäre der Angelsachsen nach England bringen ließ, begann dessen Siegeslauf durch die romanischen und germanischen Länder. Wir können aber den immer zahlreicheren Söhnen des hl. Benedict nicht folgen auf ihren Wanderungen durch neubekehrte, ja zum Theile noch heidnische Länder, auf ihren Kreuz- und Querzügen durch ganz Europa; vollends unmöglich ist es mir, die ältesten Stiftungen in Deutschland und Österreich zu besprechen. Sie erwiesen sich alle als ehrwürdige Stätten christlicher Kultur. Viele sind heute verschwunden nach kürzerem oder längerem Bestand, hinweggefegt durch die Stürme der Jahrhunderte oder von innen heraus zerstört durch den Verlust des Geistes, der ihnen Entstehung und Blüte verliehen hatte. Viele sind aber auch erhalten, zumal in Österreich, als Früchte jenes tiefreligiösen Geistes, der unsere seligen Vorfahren beherrschte, als Vermächtnisse besserer Zeiten, die nicht für immer verklungen sind, wenn die spätgeborenen Söhne das Werk treu und kräftig fortsetzen, zu dem ihr Vater den Grund gelegt hat.

Benedictus, der Vater dieser unzähligen geistigen Nachkommenschaft, starb im Jahre 543 und wurde neben seiner Schwester Scholastica, an deren Namen sich eine der schönsten Äußerungen brüderlicher Liebe knüpft, bestattet. In der Gestalt einer feurigen Kugel wollten die zurückgebliebenen Brüder die Seele ihres Vaters zum Himmel sich erschwingen sehen. Wahrlich, das Feuer wahrer Gottes- und Menschenliebe hatte diese Seele ganz durchleuchtet; es war kein Makel der Eigenliebe und Selbstsucht mehr an ihr. Großes hatte er grundgelegt, Größeres sollte er nach seinem Tode noch wirken: ein mächtiger feuriger Stern, der seit Jahrhunderten tausenden von Menschen das Licht und die Wärme spendet, die er von dem Urquell aller Wahrheit und aller Heiligkeit empfangen hatte.

2.

Als Benedict starb, war das Kloster bereits stark genug, um nun allen Stürmen der Welt trotzen zu können, und diese sollten ihm nicht erspart werden. Wenn wir die Geschicke Monte Cassinos seit dreizehn Jahrhunderten rasch an unserem Geiste vorüberziehen lassen, so erblicken wir in ihnen mit voller Klarheit jenen Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen dem Licht und der Finsternis, dessen Geschichte die Weltgeschichte ausmacht, mit allen seinen

wechselvollen Bildern schwarzen, für ewig geschworenen Hasses auf der einen, lichter Gottes- und Menschenliebe auf der anderen Seite. Ja, auch jenen scheinbaren Triumphen des Bösen sehen wir zu, die manchen bei der Betrachtung der Geschicke der christlichen Kirche und ihrer Institutionen irre machen, die aber durch die Menschennatur selbst bedingt sind und von der Vorsehung hineingeflochten werden in das Bild der Kirche, wie die Schatten in das Gemälde, dessen Farben sich dadurch nur vortheilhafter abheben. Aber auch jene Signatur, die der Kirche Gottes allein eigen ist, die Signatur des Ewigen, tritt uns darin entgegen. Unwandelbarkeit, Ewigkeit kommt nur dem Unwandelbaren, dem Ewigen selbst zu; Menschliches und durch Menschen Geschaffenes trägt den Keim des Todes in sich von Geburt an. Die Kirche allein und ihre Institutionen haben in sich einen schwachen Abglanz jener Unwandelbarkeit und Ewigkeit, die für uns ein sicheres Anzeichen ihres himmlischen Ursprungs sind. Zu wiederholtenmalen wird das Kloster von Grund aus zerstört; und siehe, wie der Vogel Phönix aus seiner eigenen Asche zur ewigen Jugend wiedergeboren wird, so erstand jedesmal das Kloster aus seinem eigenen Schutte. Mehr als einen Triumph feierte das Böse selbst in seinen entheiligten Mauern; und siehe, immer wieder kehrte das Gute, doppelt gestärkt, zurück und neue Blüten trieb der Baum, der für immer verdorrt geschienen, glänzender und reichlicher als zuvor.

Diese Erscheinung des durch das menschliche Element bedingten Schwankens zwischen Verfall und Blüte und des durch das Göttliche aufgedrückten Siegels des Unvergänglichen ist es, welche die Betrachtung der Geschicke Monte Cassinos zu einer der lehrreichsten macht, die es innerhalb des Rahmens christlicher Weltgeschichte gibt. Sie im einzelnen vorzuführen, dazu ist der Rahmen dieser Skizze viel zu eng; diese Einzelbetrachtung ist auch entbehrlich, nachdem wir das wesentliche, zugleich aber auch das bildende und belehrende Moment, das sich aus dieser Entwicklung ergibt, erkannt haben. Doch dürfen einige Schattierungen in diesem Umrissbilde nicht fehlen.

Die erste Zerstörung des Klosters knüpft sich an den Namen der Longobarden, welche es aus wüster Habgier im Jahre 589 plünderten und verwüsteten. Von allem entblößt, zogen die Mönche hinaus, wie die alten Chroniken so treulich erzählen, mit der von des Heiligen Hand geschriebenen Regel und einigen anderen Handschriften in der einen, das Maß des Brotes und des Weines in der anderen Hand. Eine Zuflucht fanden sie in der einzigen Stadt Italiens, wo noch eine Autorität bestand, in Rom, und 130 Jahre lebten sie hier im Schatten der Laterankirche, das Leben fortführend, das sie in Monte Cassino zu leben begonnen hatten. Doch waren, wie Gregor der Große bezeugt, einige Mönche wie zur Wache zurückgeblieben am Grabe

des großen Patriarchen. Mittlerweile hatte sich manches geändert bei den Longobarden, und neben einem vornehmen Patricier von Brescia, Petronax, ist es ein Longobardenfürst, der Herzog Gisulph von Benevent, der diesmal das Kloster wieder aufbauen half. Die neue Klosterkirche wurde im Jahre 748 eingeweiht durch den Papst Zacharias, der zugleich das Kloster von der bischöflichen Jurisdiction eximierte. Während der nun folgenden Spanne Zeit von 100 Jahren, dem Zeitalter der karolingischen Renaissance, erfreute sich das Kloster steten Zuwachses in geistiger und materieller Beziehung, und brachte Männer des Gebetes und der Wissenschaft hervor, die zu den Besten aller Zeiten gehörten. Hier darf nicht unerwähnt bleiben, mit welcher Liebe sie sich der griechischen Glaubensgenossen, die der Bildersturm des achten und neunten Jahrhunderts aus ihrer Heimat vertrieben, annahmen. Ganze Klöster und viele einzelne Familien fanden bei ihnen Trost und Hilfe, und ersteren überließen sie freigebig von ihren Besitzungen, damit sie sich ansiedeln konnten. Die Longobardengefahr war überstanden; es nahte aber eine neue in der Gestalt der Saracenen, der Geißel Italiens während mehrerer Jahrhunderte. Trotz der tüchtigen Vertheidigung durch den Abt Bertharius fiel das Kloster in die Hände der Saracenen, die es in nächtlicher Stille überrumpelten und von Grund aus zerstörten. Es war im Jahre 884.

Die entkommenen Mönche suchten und fanden eine Herberge in Tiano, und als 30 Jahre später das Kloster in Tiano abbrannte, in Capua in Campanien, wo sie wiederum einige Jahrzehnte blieben, ohne den Gedanken an die Rückkehr in das Erzkloster aufzugeben. Dieser fand seine Erfüllung im Jahre 949 unter dem Abte Aligernus. Auf die Rückkehr nach Monte Cassino folgte die unglückliche Regierung des Abtes Manso, der von den Herren von Capua eingesetzt worden war. Nun verließen viele Mönche das Kloster und gründeten eine Anzahl von Niederlassungen in der Umgebung und in verschiedenen Gegenden Italiens. Es war der Rückschlag der traurigen Verhältnisse, in denen sich der päpstliche Stuhl in Rom befand und aus denen die Ottonen das Papstthum vergebens zu befreien suchten. Während nach dem Tode Otto's III der päpstliche Stuhl wieder in die Knechtschaft der römischen Parteien verfiel, erhob sich Monte Cassino zu seiner höchsten Blüte. Diese Blüte war die Folge der intensiven Reformarbeit der Äbte Johannes III, Atenuflus, Theobald Richerius; in demselben Sinne arbeitete Richerius (1038—1055), ein Bayer. Sie kam zu ihrer vollen Entfaltung unter dem Abte Desiderius, dem nachmaligen Papste Victor III, der von 1058—1087 das Kloster regierte. Es war die schwierige Zeit des Investiturstreites, der Simonie und der Priesterehe. Da erglänzte Monte Cassino wie ein heller Stern an dem Firmamente der Kirche, als eine Stütze des Papst=

thums, das Desiderius in der Person des großen Gregor's VII innig verehrte, obgleich er kein Anhänger seiner Kirchenpolitik war, als wahre Reformstätte für verkommene Kloster- und Weltgeistliche, zugleich aber auch als Stätte kirchlicher Wissenschaft und kirchlicher Kunst. Desiderius war gegen seinen Willen berufen, den heimgegangenen Gregor VII auf dem Heiligen Stuhle zu ersetzen; seine Regierung war aber von sehr kurzer Dauer und ist durch keine Maßnahme allgemeiner Bedeutung bezeichnet. Das Kloster erhielt sich auch unter Oderisius (1087—1105) auf der Höhe seiner Blüte und brachte auf allen Gebieten kirchlicher und menschlicher Thätigkeit die herrlichsten Früchte hervor. Päpste, Könige und Kaiser beehrten es mit ihrem Besuche und zahlreiche Schenkungen vermehrten seinen Reichthum.

Die Kultur des Klosters schien jetzt ungeahnte Höhen erschwingen zu sollen. Da ereignete sich aber, was wir in der Geschichte des Klosterlebens immer wieder wahrnehmen. Das Kloster darf nicht mit der Welt, auch nicht mit der geistlichen Welt, wenn ich mich so ausdrücken darf, in Verbindung treten; in abgeschlossener Einsamkeit, ohne Berührung mit dem Geiste der Welt, der auch fortwährend in die Kirche sich einzunisten sucht, sollen seine Bewohner für Gott leben und den Menschen allen Standes zum Vorbilde dienen. Da man in Monte Cassino dies vergessen, zog bald weltlicher Sinn und mit ihm der Krieg mit weltlichen Streitigkeiten und einem ganzen Heergefolge von Unheil in seine heiligen Mauern ein. Das war die Signatur des Klosterlebens im zwölften und dreizehnten Jahrhundert.

Das zwölfte Jahrhundert ist unstreitig das reichste an Bewegungen und Richtungen verschiedenartigsten Charakters während des Mittelalters. Infolge der Eröffnung des Orientes durch die Kreuzzüge wurde ein intensiver Strom neuer Kulturelemente nach dem Abendlande geleitet, und dieser führte zum Kampfe zwischen den alten und neuen Idealen auf allen Gebieten des Kulturlebens. In Italien ist es die Zeit des Kampfes der hoch aufstrebenden Städte gegen das Feudalwesen, aus dem der endlose Kampf der lombardischen Städte gegen Friedrich Barbarossa hervorgieng. In Rom trat Arnold von Brescia an die Spitze einer Bewegung, in der religiöse, kirchliche und sociale Bestrebungen wirr durcheinander giengen, und deren Spitze gegen die weltliche Herrschaft des Papstes gerichtet war, die man in einen künstlichen Gegensatz zu den Forderungen des Christenthums gebracht hatte.

Monte Cassino blieb von diesen Kämpfen nicht unberührt. Die Äbte sind Krieger geworden und werden in alle weltlichen Angelegenheiten hineingezogen. Als das Schisma zwischen Innocenz II und Anaklet II ausbrach, ergriff das Kloster unter der Führung des Abtes Raynald die Partei des Gegenpapstes; erst nach der Absetzung Raynald's kehrte es unter die Obödienz

Innocenz' II zurück. Im weiteren Verlaufe des zwölften Jahrhunderts stand das Kloster bald auf der Seite des deutschen Kaisers, bald auf derjenigen des Normannenkönigs.

Erst das Zeitalter Innocenz' III brachte einige Ruhe; jetzt suchte der Papst Reformdecrete in Monte Cassino zur Durchführung zu bringen, aber die Zeitverhältnisse begünstigten diese Arbeit nicht. Während des Kampfes zwischen dem Papstthum und Friedrich II kamen noch trübere Tage über die alte Kulturstätte. Friedrich zählte die Mönche zuerst zu seinen Anhängern; als sie sich nachher auf die Seite des Papstes schlugen, beraubte sie Friedrich vieler ihrer Besitzungen. Diese gab er ihnen beim Frieden von S. Germano wieder zurück, um sie selbst wieder zurückzunehmen, als der Krieg von neuem ausbrach. Mit dem Auftreten Carl's von Anjou besserten sich die Verhältnisse. Ein Franzose, der Abt von Lerin, Bernhard Ayglerius, wurde von dem Papste Urban IV zum Abt von Monte Cassino bestellt, um die Disciplin wiederherzustellen; nach langer Zeit war es die erste Regierung, die von dem Gesichtspunkte des klösterlichen Lebens ausgieng und von kirchlichen Interessen beherrscht war. Das Ende des dreizehnten Jahrhunderts schien zugleich die Geschichte Monte Cassinos beschließen zu sollen. Papst Cölestin V nöthigte 1294 die Mönche, sich dem von ihm gegründeten Orden der Cölestiner anzuschließen; doch machte die Abdankung des Papstes diese Neuerung wieder rückgängig.

Stellten sich infolge dessen die Verhältnisse des Klosters am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts ziemlich günstig dar, so sollte doch gerade das vierzehnte Jahrhundert die schlimmste Zeit für das Kloster einleiten. Mit dem avignonischen Exil der Päpste begann eine Periode, in welcher die kirchlichen Ideale der mittelalterlichen Zeit allmählich erblichen und andere an ihre Stelle traten: das nationale an die Stelle des Universalismus des Mittelalters, das humanistische an die Stelle des scholastisch-christlichen. Italien wurde zuerst von diesem neuen Geiste ergriffen, der bald in das Heiligthum der Kirche eindringen sollte. Wie sehr selbst ein Papst jener Zeit die Bedingungen für das Gedeihen des klösterlichen Lebens verkannte, beweist die Verfügung des Papstes Johannes XXII im Jahre 1329, wodurch fremde Bischöfe an die Spitze des Klosters gestellt wurden. Damit war ein Element der Zwietracht in das Kloster hineingetragen. Bischof und Mönche verstanden sich nicht; die Folge war der Verfall des klösterlichen Lebens und der klösterlichen Disciplin. Zu dem inneren Verfalle kam bald auch der äußere; mehrere Stiftsvasallen empörten sich und verwüsteten das Kloster. Das gleiche thaten die Ungarn im Jahre 1348, und das Jahr darauf zerstörte ein fürchterliches Erdbeben das Kloster bis in seine tiefsten Fundamente

hinein. Der Triumph des Bösen schien nun vollendet, da auch die Naturmächte sich in seinen Dienst gestellt zu haben schienen.

Doch es gibt Orte auf Erden, die ihre höhere Weihe niemals verlieren und sich gleichsam als Symbole der ewigen Fruchtbarkeit des Christenthums darstellen: der scheinbare Sieg des Bösen über die Stiftung des heiligen Benedictus sollte beweisen, daſs Monte Cassino zu diesen ewigen Kulturstätten gehört. Hatte ein avignonischer Papst, ohne es zu wollen, den Grund zu dem Verfalle des Klosters gelegt, so war es wieder ein avignonischer Papst, Urban V, der 1367 das Kloster aus seinen Trümmern erhob, der den ganzen Benedictiner-Orden aufforderte, das Erzkloster des Abendlandes wieder aufzubauen, und die alte Disciplin wieder herstellte. Jetzt wurde auch die Würde des Abtes wieder aufgerichtet, und die ersten Inhaber derselben, Andreas v. Faenza und Peter de Tartaris, führten auch den Geist des Ordens wieder zur Herrschaft.

Doch damit war die Prüfungszeit des Klosters noch nicht überstanden. Das Kloster wurde in starke Mitleidenschaft gezogen durch die Kriege zwischen dem Hause Anjou und dem König von Aragonien, und als Alphons V von Aragonien das Königreich Neapel erobert hatte, kam die Zeit der tiefsten Erniedrigung des Klosters unter den sogenannten Commendataräbten, d. h. Geistlichen oder sogar Laien, wie z. B. der jugendliche Königssohn Johannes von Aragonien, denen das Kloster zu ihrem eigenen Nutzen, um in den Besitz eines reichen Einkommens zu gelangen, von den Päpsten als Beneficium verliehen wurde. Diese Commendataräbte standen meistens nicht in eigener Person der Regierung des Klosters vor, sondern sandten ihre Vertreter, die stolzen Hauptes und weltlich gesinnten Herzens in die Hallen der Demuth und der Abtödtung einzogen, unbekümmert um die hohen Aufgaben des klösterlichen Lebens, ohne Verständnis und ohne Liebe für die alten Ideale, deren Verkörperung das Kloster sein sollte. Der letzte dieser Commendataräbte war der Cardinal Johann v. Medici, der spätere Papst Leo X, der im Alter von 11 Jahren diese Würde erhielt.

Im Jahre 1504 schlug endlich die Stunde der Befreiung des Klosters. Auf das Betreiben des Papstes Julius II schloſs sich das Kloster der Congregation von S. Giustina in Padua an, einer Vereinigung von Benedictinerklöstern, die von Ludovico Barbo ins Leben gerufen worden war und die sich nachher nach Monte Cassino benannte. Jetzt begann für das Kloster eine neue Periode stiller Arbeit, die durch die veränderten Verhältnisse der Neuzeit bedingt war. Es blieb von der groſsen religiösen kirchlichen Bewegung, die in Deutschland so manches Kloster zerstörte, verschont, obgleich in dem nahen Neapel einige Sympathien für die Glaubens-

neuerung geweckt worden waren. Das Concil von Trient, an dem auch die Äbte von Monte Cassino theilnahmen, weckte die alten kirchlichen Kräfte zu einer neuen Entfaltung, die besonders in Italien gute Früchte hervorbrachte. Die Päpste nahmen ihre eigentlichen kirchlichen Aufgaben in intensiverer Weise wahr und begünstigten das Kloster. In die politischen Verhältnisse des Königreiches Neapel unter Aragonien, Österreich und dem Hause Bourbon wurde das Kloster nicht mehr hineingezogen; von der mittelalterlichen politischen Bedeutung und Machtstellung des Klosters hatte der Absolutismus der neuen Regierung fast nichts bestehen lassen.

Dank diesen Verhältnissen erfreute sich das Kloster während fast drei Jahrhunderten einer verhältnismäßig hohen Blüte, bis am Ende des vorigen Jahrhunderts eine neue Leidensperiode begann mit der Errichtung der parthenopäischen Republik durch das französische Revolutionsheer, dessen Wirken der neueste Geschichtsschreiber des Klosters, der Abt Luigi Tosti, mit dem der Saracenen am Anfange des Mittelalters vergleicht. Das Kloster wurde geplündert, seiner Besitzungen und mancher Kunstgegenstände beraubt, um bald darauf auf gesetzlichem Wege aufgehoben und in ein „Etablissement" verwandelt zu werden. Mit dem Jahre 1815 kamen die Bourbonen zurück, und nun wurde wohl das Aufhebungsdecret des Klosters zurückgenommen, aber die säcularisierten Güter wurden ihm nicht zurückerstattet. Pius VII gelang es, neues Leben in den alten Mauern zu wecken. Wie ein heiliges Feuer erhielt sich dieses Leben mitten unter den revolutionären Bewegungen, aus denen das neue Italien geboren wurde. Die Mönche, insbesondere der Abt Tosti, der berühmteste Name des Klosters in unserem Jahrhundert, waren den nationalen Bestrebungen nicht abgeneigt. Zeuge dessen ist die Vorrede des Abtes Tosti in seiner Schrift über die Lombardische Liga, worin er Pius IX mit glühender vaterländischer Begeisterung aufforderte, sich an die Spitze der nationalen Bewegung zu stellen.

Welche Antwort das politisch geeinigte Italien Monte Cassino darauf gab, das werde ich zum Schlusse meiner Ausführungen kurz andeuten.

3.

Dieser Umriss der äußeren Geschichte des Klosters hat vielleicht in dem Leser schon die Überzeugung geweckt, dass eine starke Macht in seinen Mauern leben musste, um es durch dreizehn Jahrhunderte hindurch trotz so vieler Stürme und so vieler Feinde unversehrt zu erhalten. Dass diese Macht keine Macht des Schwertes und der Gewalt war, sondern eine Kulturmacht im edelsten Sinne des Wortes, diese Überzeugung wird ein Einblick

in das innere Leben des Klosters und seiner Bewohner ohne Zweifel zeitigen.

Ich muss zu meinem Bedauern darauf verzichten, dieses Leben in allen seinen Äußerungen, und in seinem auf- und abwogenden Streben nach der Erreichung der höchsten Güter eingehend zu schildern. Betrachten wir es in seinen großen Zügen, so erscheint es uns als eine großartige Arbeit im Dienste der höchsten Ideale der Menschheit, des religiösen wie des socialen, des wissenschaftlichen wie des künstlerischen. Auf allen Gebieten menschlichen Strebens und Trachtens hat es sich bewegt und auf den meisten hat es Leistungen aufzuweisen, die zu den schönsten Errungenschaften der christlichen Kulturarbeit gehören.

An die Spitze dieser Leistungen stelle ich seine Arbeit im Dienste Gottes und der Kirche. Wäre uns aus seiner Geschichte nur diese überliefert, dieses mehr als dreizehnhundertjährige Gebet müsste einem jeden unbefangenen Betrachter wahre Bewunderung abnöthigen. Unsere Zeit ist allerdings nicht geneigt, den hohen kulturellen Wert des mit Christus in Gott verborgenen Lebens anzuerkennen und zu würdigen; wer aber die wirkliche Geschichte der Menschheit kennt, der weiß, dass nicht Wissenschaft noch Kunst sie in den großen Tagen der Noth und der Bedrängnis aufrecht erhielten, sondern das religiöse Ideal, das demüthige und glaubensvolle Hinaufschauen zu dem Ursprung alles Lebens und dem Ziele alles Geschöpflichen, der weiß auch, dass die Menschheit von dem religiösen Ideal, das sie unvertilgbar in ihrer Brust trägt, den Ansporn erhielt und aus ihm die Kraft schöpfte, die sie zu allem übrigen Kulturstreben mächtig antrieb und zur Hervorbringung ihrer herrlichsten Kulturdenkmäler befähigte.

Die Kultur des Christenthums war von Anfang an nicht einseitig auf das Überweltliche und Jenseitige gerichtet, weil sie in Gott nicht nur den Erlöser der sündigen Menschheit, sondern auch den Herrn und Beherrscher der gewaltigen Naturkräfte, den Lenker des Menschengeschlechtes in allen seinen Bestrebungen erblickte. Diesen universellen Charakter trägt auch die Kultur Monte Cassinos. Mit der Vorschrift des Gotteslobes verband Benedict die der Hand- und der Geistesarbeit und legte damit den Samen einer dreifachen Kultur, die sich in mächtiger Weise entfaltete, bald diese, bald jene Frucht hervorbrachte, aber immer mit einem köstlichen Inhalt erfüllt war.

Höchst interessant und lehrreich wäre es, die materielle Kultur Monte Cassinos näher zu betrachten, zu untersuchen, wie sich sein Besitzstand immer vergrößerte, wie seine Güter verwaltet wurden, und wie damit die Grundlage für die geistige Kulturentwicklung geschaffen wurde, die ja immer und

überall in engster Wechselwirkung mit dem Auf- und Absteigen der materiellen Kultur steht.

Doch abgesehen von dem Raum, der mir zur Verfügung steht, muss ich auf diese Betrachtung schon deshalb verzichten, weil erst sehr wenige Documente der Wirtschaftsgeschichte von Monte Cassino publiciert sind. Die Aufzählung der Güter des Klosters, oder auch der Namen derjenigen, die das Kloster mit Gütern beschenkten, oder der Äbte, die sich um diese Seite der Kultur Monte Cassinos verdient gemacht haben, wäre aber nur ein geringer Ersatz für eine wahrhaft geschichtliche Betrachtung. Das Material zu einer solchen liegt zu einem ansehnlichen Theil vor in der Klostergeschichte von Gattula [1]) und in seinen noch unedierten Abhandlungen über dessen wirtschaftliche und socialpolitische Verhältnisse (Cod. 700). Sehr wichtig hiefür sind aber die Regesten der Äbte, die in großer Anzahl besonders aus dem 11.—15. Jahrhunderte erhalten sind und von denen erst ein Band gedruckt wurde, [2]) sowie der handschriftliche Codex Diplomaticus, der bis zum Jahre 1798 reicht.

Ich wende mich daher der geistigen Kultur Monte Cassinos zu.

Das herrlichste Denkmal derselben ist die Bibliothek des Klosters, die sich durch den Wechsel der Zeiten bis in die Gegenwart gerettet hat. Allerdings hat sie unter den Unbilden der Zeit stark gelitten. Die Gründung derselben geht auf den hl. Benedict selbst zurück, der seinen Mönchen die Lesung der hl. Schrift als eine ihrer ersten Aufgaben vorschrieb und die dazu erforderlichen Bücher selbst in Decurien eintheilte. Dieser Grundstock wurde jedoch das Opfer der Zerstörungswuth der Longobarden und es rettete sich nur eine Handschrift aus dem sechsten Jahrhundert. Die Mönche begannen alsobald eine neue Bibliothek zu bilden, die in Capua trotz der ungünstigen Verhältnisse bedeutenden Zuwachs erhielt. Als die eigentlichen Begründer der jetzigen Bibliothek müssen jedoch die Äbte Theobald und Desiderius im elften Jahrhundert angesehen werden. Die auf ihre Initiative erstandenen Handschriften bilden die Perlen derselben, sowohl durch die vorzügliche Wiedergabe alter Texte als durch ihre paläographische Ausstattung. Im 15. Jahrhundert erreichte die Bibliothek ihren Höhepunkt mit 5000 Handschriften, welche Zahl in der Folgezeit auf 1080 herabsank. Die Ursachen dieser Abnahme lassen sich nicht sicher verfolgen. Die hauptsächlichsten waren die

---

[1]) Historia Abbatiae Cassinensis, Venedig 1733, 2 Bde.; Ad historiam Abbatiae Cassinensis accessiones, Venedig 1734.

[2]) Regesti Bernardi I abbatis Cassinensis fragmenta ex archivo casinensi.... nunc primum edita cura et studio D. Anselmi Mariae Caplet, Rom 1890.

Habsucht der Commendatar-Äbte und der Drang der Päpste Paulus' II und Leos X nach Vergrößerung der vaticanischen Bibliothek. Leo X ließ sich einen Katalog der Bibliothek von Monte Cassino nach Rom schicken, nicht ohne einige Handschriften, wie Cardinal Mai einmal schonend bemerkt. Aber auch in ihrer jetzigen Gestalt gehört sie zu den berühmtesten Italiens, vermittelt sie einen umfassenden Einblick in das Leben, Arbeiten und Forschen der Mönche vom sechsten bis zum sechzehnten Jahrhundert.

In bunter Reihenfolge erblicken wir hier zunächst einen nicht geringen Bruchtheil der christlichen Litteratur der Vergangenheit, die vorzüglichsten Schriften der lateinischen Kirchenväter, die der griechischen in lateinischen Übersetzungen, an die sich die hervorragendsten Vertreter der mittelalterlichen Scholastik anschließen. Zahlreich vertreten sind die Handschriften der Bibel des Alten und Neuen Testaments und der Commendatoren derselben. Das waren die Quellen, aus denen die Mönche ihre geistige Nahrung schöpften, wie es ihnen von Benedict selbst zur Pflicht gemacht worden war. Doch nicht bloß biblische und patristische Schriften waren der Gegenstand ihres Studiums; sie kannten auch eine große Anzahl von Classikern, schrieben dieselben fleißig ab und nahmen auch die Kulturelemente der römischen Litteratur in sich auf.

Die geistige Arbeit der Mönche beschränkte sich aber nicht auf das Studium und die passive Aufnahme früherer Litteraturwerke; dieses Studium wirkte auch auf ihre Schaffenskraft ein und trieb sie zu eigener Production. Die Zahl der Schriftsteller von Monte Cassino aus dem Mittelalter ist verhältnismäßig sehr groß. Petrus Diaconus konnte schon im zwölften Jahrhundert eine Schrift über die berühmten Schriftsteller von Monte Cassino verfassen, die 46 Namen enthält, und noch 31 weitere, von der Mitte des dreizehnten bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts, konnte Placidus hinzufügen, und seit dem sechzehnten Jahrhunderte hörte die schriftstellerische Thätigkeit in dem Kloster nicht auf. Diese bezog sich in erster Linie auf das theologische und kirchliche Gebiet; besonders die Regel des Stifters fand eine große Anzahl von Erklärern. Sie erstreckte sich aber auch auf alle übrigen mittelalterlichen Wissensgebiete, Geschichte, Rechtswissenschaft, Mathematik, Rhetorik; sogar die Heilkunde war ihnen nicht fremd. Ich kann hier nicht einmal die Namen der hervorragendsten dieser Schriftsteller nennen. An ihrer Spitze, dem Alter und der Bedeutung nach, wenn wir von Marcus Poeta absehen, der um 610 das Leben des hl. Benedict von Gregor dem Großen in Verse setzte, steht Paulus Diaconus oder Paul Warnefried, der Geschichtschreiber der Longobarden, einer der wichtigsten Mitarbeiter Carl's des Großen bei dessen Arbeit zur Wiederherstellung der Wissenschaften. Was

ihn besonders auszeichnet, das ist das Verständnis für die Sitten, Gebräuche, Rechte, Sagen und Lieder seines Volkes, in einer Zeit, welche nichts weniger als historisch-kritische Anlage hatte. Sein Geschichtswerk wurde von Erchempertus von 774—889 fortgeführt. Mit Recht haben die Mönche im Frühling 1899 das elfhundertjährige Gedächtnis des Todes des Geschichtschreibers unter warmer Antheilnahme von Historikern der Gegenwart gefeiert und beschlossen, durch die Gründung einer Biblioteca Paolina sein Andenken zu ehren. Die Geschichte des Klosters war bedeutsam genug, um die Mönche wiederholt zu beschäftigen. Der beste Geschichtschreiber des Klosters ist Leo Marsicanus, später Cardinal von Ostia († 1115), dessen Chronik (von 529—1075) eine der bedeutsamsten Fundgruben der unteritalienischen Geschichte überhaupt bildet. Sie wurde fortgesetzt von Petrus Diaconus († um 1140). Diese Fortsetzung steht aber in einem scharfen Contrast zur Arbeit Leos. Petrus besaß die Eigenschaften eines wahren Geschichtschreibers nicht und ließ sich durch die Eitelkeit sogar zu Erfindungen und Fälschungen hinreißen. Dazu kommen mehrere anonyme Chroniken und Annalen, deren älteste sich von 529—867 erstreckt und von dem Abte Johannes (914—934) mit eigenen Zusätzen bereichert wurde.

Doch was die Mönche aus dem reichen Borne christlicher Wahrheit und classischer Gelehrsamkeit geschöpft, das drängte es sie nicht bloß auf litterarischem Wege der Nachwelt zu übermitteln, sondern auch durch das lebendige Wort den jugendlichen Geistern mitzutheilen. Wir finden darum schon im achten Jahrhundert in Monte Cassino eine Lehr- und Erziehungsschule, die während des ganzen Mittelalters große Erfolge erzielte. Ihre berühmtesten Lehrer waren Paul Warnefried im achten, Bertharius, Erchempertus im zehnten, Theodoricus im elften Jahrhundert. Aus ihr giengen Päpste, Bischöfe und berühmte Theologen hervor. Zum größten Ruhme gereicht es ihr aber, dass sie den größten Theologen des Mittelalters, dessen Einfluss auf die Theologie von ungeheurer Bedeutung werden sollte, der auch in unserer Zeit von unbefangenen Gegnern zu den größten Geistern der Weltgeschichte gezählt wird, dass sie Thomas von Aquin für seine glänzende Laufbahn vorgebildet hat.

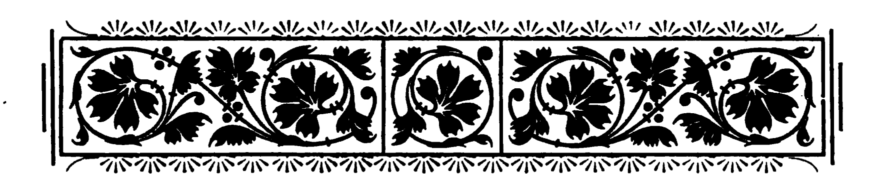
Was ich für das Mittelalter etwas näher besprochen, gilt auch für die letzten drei Jahrhunderte der Klostergeschichte. Neben die Sammlungen der geschriebenen Codices trat seit dem sechzehnten Jahrhundert eine Bibliothek mit gedruckten Werken, die besonders an Incunabeln sehr reich ist; statt ihre Schriften in einem einzigen Codex zu verbergen, konnten die neueren Schriftsteller ihren Werken durch den Druck eine große Publicität bereiten, obschon aus dem sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderte noch manche Schrift

in der Bibliothek ungedruckt vorliegt. Benedetto dell' Uva, Benedetto Canofilo, Erasmo Galotta, Francipane, die Brüder Placido und Giov. Battista Federici, in unserem Jahrhunderte vor Allem Tosti und Ambr. Amelli sind die hervorragendsten Schriftsteller der neueren Zeit.

In gleicher Weise wurde auch die Schule weitergepflegt. Der große Mauriner Mabillon, der auf seiner italienischen Studienreise Monte Cassino 1685 besuchte, spricht sich sehr lobend über die Disputationen aus, die, mit Gedichten gewürzt, bei Gelegenheit seiner Anwesenheit gehalten wurden. Benedict XIII wiederholte dieses Lob im Jahre 1725; es wird wohl durch dieselbe Vorzüglichkeit der Studien hervorgerufen worden sein.

(Schluss folgt.)





Italienische Räubergeschichten.

Von J. A. Fhr. v. Helfert.

1.

Raubritter hat es in den Zeiten des Faustrechtes in allen europäischen Ländern gegeben, und das Strauch- oder Stegreif-Ritterthum ist in früheren Jahrhunderten während großer Kriege und noch mehr im Gefolge derselben nirgends ausgeblieben. Das ist nun diesseits der Alpen längst verschwunden. Wann und wo vernimmt man noch bei uns oder in Deutschland oder in Frankreich von einem Anfall von Reisenden durch bewaffnete Banden auf der Landstraße, von Wegelagerern in entlegenen Wäldern und Schluchten?!

In Italien war und ist dies anders. Was Alessandro Manzoni von seinem Innominato und dessen Bravi erzählt, das reicht dort in unvordenkliche Zeiten zurück und hat sich nach ihm bis in solche erhalten, die nicht gar zu weit von den heutigen abstehen. Pompeo Molmenti berichtet in seinem Werke über die Banditen der Republik Venedig*) von einem Conte Bagnoli aus Brescia, dem für seine Eigenmächtigkeiten und Gewaltthaten bei zweitausend Leute zu Diensten standen, und dessen ruchloses Treiben lange Jahrzehnte hindurch währte, bis er am 23. Juli 1797 in Molina von den über seine Schandthaten erbitterten Bauern erschlagen, sein Leichnam in die Fluten der Adda geworfen wurde. Einen völlig anderen Ausgang fand das Leben eines zeit- und zunftgenössischen Landsmannes von Bagnoli. Auf der Burg Pralboino unweit von Brescia hauste Conte Alemanno Gambara, der ein halbes Jahrhundert lang in Person oder durch seine Bravi allen möglichen Unfug trieb, Todtschlag und Morde nicht ausgenommen. Zuletzt gieng er in sich, wurde fromm, besuchte häufig die Kirche und führte ein auferbauliches Leben; er starb 1804 ruhig in seinem Bette. Mit ihm gieng der letzte venetianische Raubritter — wenn man diesen Ausdruck hier anwenden will — zu Grabe. Denn die französische und die österreichische Regierung, die nach einander das Erbe der

---

*) P. Molmenti, I Banditi della Repubblica Veneta; Firenze 1896.

S. Marco-Republik antraten, hielten strenges Regiment, das verbrecherisch willkürliches Treiben einzelner „Übermenschen", recte Ungeheuer nicht aufkommen ließ.

Die Bravi, oder wie sie im venetianischen Jargon hießen: Buli, die im Solde hochadeliger Missethäter, mitunter selbst im Dienste des hohen Rathes der Zehn standen und Raub und Mord auf Commando verübten, sind nicht zu verwechseln mit den Banditen oder Briganten, deren bürgerliches Handwerk besonders im südlichen Italien in Flor stand, und häufig eine Beimischung jener verführerischen Romantik hatte, die ihnen Schiller in seinen „Räubern", Bulwer in seinem „Paul Clifford" andichteten. Sie raubten und mordeten auf eigene Faust und für eigene Rechnung unter der Leitung eines selbstgewählten Anführers und trieben dies Gewerbe oft durch lange Jahrzehnte, bis es der neapolitanischen oder päpstlichen Regierung auf einem oder dem anderen Wege gelang sie zu Paaren zu treiben.

2.

Erscheinungen ganz eigener Art traten in der zweiten Hälfte der zehner Jahre unseres Säculums zutage, und wir können ihnen schon darum besondere Aufmerksamkeit zuwenden, weil wir über sie ausführliche, sehr ins einzelne gehende Mittheilungen besitzen.

Seit dem Ausbruche der großen französischen Revolution war die apenninische Halbinsel von einer Reihe von Staatsumwälzungen heimgesucht und in Kriege verwickelt worden, die ihrer ruhigen Entwicklung einen Stoß nach dem andern versetzten. Stets wiederkehrende Truppenaushebungen hatten viele ihrer Söhne friedlicher Beschäftigung entrissen, einer ruhigeren und geordneten Lebensweise entwöhnt, für die sie, wenn sie nach geendeten Feldzügen oder aus der Kriegsgefangenschaft in ihre Heimat zurückkehrten, jede Lust und Neigung verloren hatten. Ungleich mehr sagte es ihnen zu, sich mit gleich wilden Genossen zusammenzuscharen, sich nach militärischer Weise unter die Befehle eines entschlossenen und gewandten Hauptmanns zu stellen und die gewaltsame Hantierung, die sie so lange Jahre hindurch als Soldaten geübt hatten, in geänderter Form weiter zu führen. Mit dem Volke, aus dessen Schoße sie hervorgegangen waren, standen sie auf gutem Fuße, sie sagten den Leuten, sie müssten rauben, weil ihnen niemand etwas zu leben gebe.

Als Papst Pius VII nach Rom zurückgekehrt die Zügel seiner weltlichen Regierung wieder ergriff, von dem besten Willen erfüllt die Wunden zu heilen, die ein Vierteljahrhundert voll Unruhen und Drangsalen seinen Völkern geschlagen hatte, war es eine seiner ersten Sorgen, dem

Brigantaggio, das sich zu einer wahren Landplage zu entwickeln schien, ein gründliches Ende zu bereiten. Nach dem Sturze Joachim Murats wurde auch in dem benachbarten Königreich Neapel die angestammte Dynastie in ihre alten Rechte eingesetzt, und nun erschien dem Papste und seinem klugen Berather, dem Cardinal-Staatssecretär Consalvi, ein einverständliches Handinhandgehen beider Regierungen als das geeignetste Mittel zur Ausrottung des verbrecherischen Übels, das diesseits und jenseits des Tronto und Garigliano in gleich hohem Grade wucherte.

Im December 1815 sandte man aus Rom Herrn Bandini nach Neapel, um gemeinschaftliche Maßregeln zu berathen, durch die sich dem überhandnehmenden Straßenraub ein Ziel setzen ließe. Päpstlicherseits griff man die Sache mit ernstlicher Strenge an. Msgr. Pacca, Governatore und Polizeichef von Rom, verfügte sich nach dem Süden, um daselbst, wo es die Briganten am ärgsten trieben, Ordnung zu schaffen. Er verfügte die Fällung von Wäldern in der Campagna und Maritima in einer Breite von drei bis vier Miglien und erließ einen Befehl das Vieh aus den Forsten von Albano, Marino, Frascati in andere Gegenden zu treiben, damit die Hirten nicht freiwillig oder gezwungen den Stegreifrittern Hilfe leisteten. Eine dritte Maßregel, die er getroffen haben soll, ist kaum glaublich: er habe ein Verbot erlassen die von den Räubern fortgeschleppten Geiseln auszulösen; fielen sie der Grausamkeit ihrer Henker zum Opfer, so hätten doch diese ihren Zweck verfehlt ein reiches Lösegeld zu gewinnen!? Er ließ eine mobile Colonne ausmarschieren und setzte zu Frosinone eine Militär-Commission unter dem Befehl des Obristen Buonfigli nieder. Zugleich griff die Regierung zu allerhand Reizmitteln. An den Straßenecken von Rom prangte eine Liste von etwa vierzig bekannten Straßenräubern und wurden Belohnungen bis zu 500 Scudi demjenigen verheißen, der einen derselben todt oder lebendig einbrächte; man hoffte dadurch nicht bloß den Eifer der Soldaten anzuspornen, sondern auch aus den Reihen der Briganten selbst Überläufer und Verräther zu gewinnen. So gelang es, auf die eine oder andere Art, der Militär-Commission zu Frosinone eine große Anzahl von Übelthätern einzuliefern. Buonfigli sparte den Strick nicht; die Ziffer der Hinrichtungen von Räubern und Verbrechern erreichte bald die Höhe von dreißig. Damit glaubte man für jetzt genug gethan zu haben, um Winterswende 1816 wurde die Commission aufgelöst und der Obrist nach Rom einberufen.

Doch kaum dass er den Rücken gewandt hatte, brach das Übel von neuem los: nächtliche Einbrüche, Überfälle auf der Straße, Fortschleppung von Geiseln verbreiteten allgemeinen Schrecken. Und nicht bloß in jener von der Hauptstadt entlegenen Provinz, bis in die Nähe von Rom pflanzte sich

das Übel fort: Velletri, Albano, Genzano, Grotta ferrata, deren Villen von vermöglicheren Familien im Frühjahr bezogen zu werden pflegten, theilten die angstvolle Unsicherheit. So erhielt denn Buonfigli im April den Befehl, sich schleunigst nach Frosinone zurückzubegeben und die Militär-Commission in neue Thätigkeit zu setzen. Der neue Gouverneur der Provinz Msgr. Bres, unterstützte mit vertrauenerweckender Umsicht alle Maßregeln zur Unterdrückung des Unwesens und lud die Behörden des Nachbarkönigreichs zu eifrigem Zusammenwirken ein, da die ganze Gegend beiderseits der Grenzen zwischen dem Königreich und dem Kirchenstaat, wegen des leichten Übertrittes von einem Gebiete auf das andere, dem verbrecherischen Gewerbe besondere Vortheile bot. Schon am 16. April fand eine exemplarische Execution statt: neun Räuber wurden erschossen, ihre Leiber in den Orten, wo sie ihre Verbrechen begangen hatten, an Pfählen aufgesteckt, die abgeschnittenen Köpfe ober den Thoren benachbarter Städte ausgestellt. Am 1. Mai lieferte die neapolitanische Polizei an der Grenze bei Epitaffio den aus dem Römischen gebürtigen Räuberhauptmann Vincenzo Panice an die päpstliche Regierung aus, die mit ihm kurzen Process machte. Ein Bruder Panices und einer seiner Spießgesellen, Calabresotto, rückten an der Spitze einer Bande von fünfundzwanzig Köpfen vor Fondi, von dessen Einwohnern sie unter Androhung von Raub und Brand 5000 Piaster verlangten; allein die Glocken riefen die Bürger zur Wehr und die Strolche fanden es gerathen sich zurückzuziehen. Nun war Muthlosigkeit auf Seite derer, die früher unter den friedlichen Classen Schrecken verbreitet hatten, und vielleicht war es in dieser Zeit, dass sich der Brigant Cesare Antonelli dem Sindaco von Terracina stellte, um durch dessen Fürsprache mit heiler Haut davonzukommen. Die Antonelli stammten aus Sonnino, einem seit langem verrufenen Räuberneſt, was nicht hinderte, dass in späterer Zeit Giacomo, ein Verwandter Cesares, es zu hohen Ehren und Würden brachte, den Cardinalshut erhielt und Staats-Secretär wurde.

Am 4. Juli 1816 kam zwischen Rom und Neapel eine Übereinkunft zu beiderseitiger, wirksamerer Thätigkeit gegen die verrufene Landplage zustande.

3.

Von einem Übel gleichen Charakters, doch anderer Art, waren die Bewohner der Küstenstriche heimgesucht. Es waren die Corsarenschiffe von Algier, Tunis und Tripoli, jener nordafrikanischen Gebiete, über welche der halbamtliche „Österr. Beobachter“ regelmäßig unter der Rubrik „Afrikanische Räuberstaaten“ berichtete. Es zeigten sich ihre Schiffe einzeln oder paarweise in der Nähe irgend eines italienischen Hafens, um auf die von da aus-

laufenden Fahrzeuge Jagd zu machen; es erschienen aber auch kleine Flottillen, die größere Beutezüge zum Ziele hatten. So landete am Neujahrstage 1816 ein Barbaresken-Geschwader bei Alghero an der Westküste der Insel Sardinien; die Corsaren schleppten bei zweihundertundfünfzig Männer auf ihre Schiffe, Weiber und Kinder zurücklassend, da sie „unnütze Mäuler" nicht brauchten. Im März erhielten die Gewässer am Tiber-Delta wiederholte Besuche aus Nordafrika. Eines Tages kreuzte eine große Tuneser Schebeke auf der Höhe von S. Severa; es gelang, den dortigen Befestigungsthurm rasch mit Bewaffneten zu besetzen und das Seeräuberschiff so wirksam zu beschießen, dass es ins weite segeln musste. Doch einige Tage später erschienen mehrere feindliche Schiffe bei Porto d'Anzo und nahmen zwei sicilianische Fahrzeuge weg. „Täglich hat man hier," ertönte aus Civitavecchia die Klage, „Seeräuber in Sicht, wodurch die Schiffahrt ganz gehemmt wird; die Küstenthürme sind meist nicht stark genug, um unsere Fahrzeuge vor feindlichen Angriffen zu schützen." Nur selten war die Bevölkerung entschlossen und muthig genug, um zur Selbsthilfe zu greifen, wie bei einem zweiten Angriff der Barbaresken auf Alghero: als diese auf Menschenraub ins Innere der Insel drangen, wurden sie in einem Gehölze von den Einwohnern angefallen, überwältigt und sammt ihren Fahrzeugen gefangen nach Cagliari geschafft.

Die neapolitanische Regierung sorgte für stärkere Befestigung der von den Barbaresken häufiger heimgesuchten Punkte, so im Golf von Manfredonia, und errichtete ein eigenes Corps, „milizia marittima", zur Vertheidigung der Seeküsten. Gleichzeitig betrat sie den Weg der Unterhandlungen, wobei der Admiral der blauen Flagge Lord Exmouth, Oberbefehlshaber der britischen Escadre im Mittelmeer, den thatkräftigen Vermittler abgab. Neapel verpflichtete sich, nebst Darbringung der gewöhnlichen Geschenke, zu einer Zahlung von 24.000 spanischen Piastern jährlich an den Dey von Algier, wogegen dieser die Herausgabe jedes Christensclaven zusagte, für den ein entsprechendes Lösegeld entrichtet würde; man zählte bei tausend neapolitanische Unterthanen, von denen manche über zwanzig Jahre in der Sclaverei waren, und die nun allmählich losgekauft und im Hafen von Neapel ans Land gesetzt wurden. Ähnliche Verträge kamen unter Exmouth's Ägide zwischen Neapel und Tunis und Tripoli, dann zwischen Sardinien und Algier zustande; einundfünfzig sardinische Unterthanen erhielten dadurch ihre Freiheit wieder. Auch die toscanische und römische Regierung nahmen die Vermittlung des britischen Admirals in Anspruch, was aber diesmal nicht so leicht gieng, da, wie der Dey von Algier ihm klagte, sein Palast durch die Auslieferung so vieler Genuesen und Neapolitaner fast verödet sei, während er Christensclaven in seinen Diensten nicht entbehren könne. Zuletzt gelang es doch, alle drei

Raubstaaten vertragsmäßig zur Ruhe zu bringen, was in Neapel und in Toscana durch feierliche Dankgottesdienste begrüßt wurde. „Ich hoffe," schrieb ein Officier von Exmouth's Flotte nach England, „dass wir in dieser Weltgegend ein gutes Werk verrichtet haben; über 2500 unserer Mitmenschen sind aus der teuflischesten Sclaverei befreit und die verschiedenen Deys zu einer anderen Denk- und Handlungsweise gebracht." Wohlfeil war indes die Angelegenheit keineswegs, man berechnete es auf 2,000.000 Silberducaten, was die italienischen Regierungen an die drei Raubstaaten an Ranzionskosten und jährlichen Prästationen zu entrichten hatten.

Dazu schienen, nachdem die See von afrikanischen Freibeutern geräumt war, Corsen und andere Insulaner das einträgliche Geschäft der Seeräuberei übernehmen zu wollen, indem sie auf italienische und spanische Kauffahrteischiffe Jagd machten. Die Gewässer zwischen den liparischen Inseln und der Nordküste von Sicilien wurden von christlichen Seeräubern beunruhigt, die sich oft grausamer zeigten als die muhamedanischen. Im Juni 1817 wurden zwei Kauffahrer aus Melazzo und Castellamare angefallen, die Bemannung ermordet, die mit Wein, Öl und Früchten beladenen Schiffe als gute Beute fortgeführt. Die Barbaresken ihrerseits giengen zwar im Sinne der geschlossenen Verträge nicht mehr auf Menschenraub aus, allein die Jagd auf Habe und Gut ließen sie sich nicht nehmen, überfielen Holz, eingesalzenes Fleisch und andere Lebensbedürfnisse führende kleine Fahrzeuge, setzten die von allem entblößte Mannschaft irgendwo ans Land und fuhren mit der geraubten Ware davon. Als der sardinische Consul in Algier aus Anlass einer ganz unrechtmäßigen Anhaltung eines Schiffes beim Dey Klage führte, erfuhr er nur Grobheiten, von einer Herausgabe des Fahrzeuges war keine Rede.

4.

Das Brigantenthum am festen Lande währte fort. Der Gelehrte Niebuhr, dazumal preußischer Gesandte am päpstlichen Hofe, wollte so gern die Campagna besuchen. „Aber weiter als Tivoli, höchstens Velletri", klagte er im Januar seinen deutschen Freunden, „darf man sich nicht wagen. Die Räuber schleppen den Reisenden, der sich loskaufen kann, fort und zwingen ihn, ein schweres Lösegeld zu zahlen. Keiner wagt sich mehr nach Palestrina oder Cori oder Piperno. Wir sind beinahe blockirt."

Die staatliche Zerrissenheit Italiens kam dem Räuberwesen sehr zustatten. „Wer auf einer Landkarte", hieß es in einer Correspondenz der A. A. Ztg., „die sich überall kreuzenden und durcheinander verschlingenden Grenzen so vieler Gebiete, Sardinien, Parma und Modena, Lucca und Toscana, der päpstlichen Staaten und der Schweiz nachsehen will, wird die

Schwierigkeit begreifen, dieser Unbill zu steuern.“ Im Frühjahr 1817 kamen zwischen Rom und Modena, Rom und Sardinien Verträge wegen gegenseitiger Auslieferung von Ausreißern und Verbrechern zustande; auch Parma setzte sich sowohl mit Sardinien als mit Toscana, etwas später Modena mit Toscana, in gleicher Richtung ins Einverständnis, obwohl in diesen oberitalischen Staaten, wo die Regierungen von allem Anfang mehr Kraft entwickelten, von Straßenraub ungleich weniger zu hören war, als im Süden. Darum war es ein wichtiges Übereinkommen zwischen Rom und Neapel, zufolge dessen es der bewaffneten Macht des einen Staates nicht verwehrt sein sollte, bei Verfolgung von Räubern oder Deserteuren die Grenzen zu überschreiten und auf dem Gebiete des anderen sich der Übelthäter zu bemächtigen.

Zugleich war die päpstliche Regierung darauf bedacht, dem öffentlichen Sicherheitsdienste eine verläßlichere Grundlage zu geben. Für Rom bestanden zwei Regimenter Bürgerwehr, guardia civica, unter den Obristen Duca d'Altemps und Marchese Massimi, die einzige Einrichtung, die man nach der Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft aus der Franzosenzeit hatte fortbestehen lassen und die sich im allgemeinen bewährte. Ihr Dienst war jedoch auf die Hauptstadt beschränkt. Das eigentliche Executivorgan der Polizei, sowohl in der Hauptstadt wie in der Provinz, waren die Sbirren, im ganzen bei 2000 an der Zahl, zu einem großen Theile verlottertes Volk, das vielfach den Räubern Zuflucht und Beistand bot, im Durchschnitt vom Publicum sammt ihren Chefs und Unterchefs ebenso sehr gehasst als verachtet. Im Juni 1817 kam es in Rom zu einem Kampfe zwischen Civica und Sbirren, wobei sich die Einwohner auf die Seite der ersteren schlugen; von den Sbirren wurden mehrere verwundet, einer getödtet. Es wurde jetzt daran gedacht, die Sbirren durch Gendarmerie zu ersetzen, eine französische Einrichtung, die deshalb unter den Cardinälen manche Gegner fand, indem sie darauf hinwiesen, die Gendarmerie sei unter den Franzosen noch weniger wirksam gewesen, als die Sbirren; eine Behauptung, die wohl ein bloßer Vorwand war, da es aus anderen Gegenden des napoleonischen Königreichs bekannt war, dass sich die Gendarmerie als ein ganz besonders verlässliches und vertrauenswürdiges Corps bewährt hatte. Das gab zuletzt den Ausschlag: die Sbirren als Wächter der öffentlichen Sicherheit wurden ihres Dienstes entlassen und durch Carabinieri nach Art der französischen Gendarmen ersetzt. Zugleich wurde die Stadt Rom in vierzehn Bezirke getheilt, jeder unter die Befehle eines auf fünf Jahre mit Majorsrang ernannten Präsidenten aus der Classe der wackersten und angesehensten Bürger gestellt und dem Governatore von Rom als General-Polizei-Director untergeordnet. Allerdings behagte es einem oder dem anderen der berufenen Nobili wenig,

sich mit der eigentlichen Sicherheitspolizei zu befassen; sie wollten bloß jenen Theil der Wirksamkeit übernehmen, der die Pflege der Armen oder die Obsorge für den städtischen Comfort, Straßenbeleuchtung, Wasserleitung, Pflasterung betraf, also ein Amt wie das der alt-römischen Ädilen. Im Ganzen jedoch lobte man sich die neue Einrichtung, die ohne Frage den Organen der Polizei zu einer Ehre und einem Ansehen verhalf, die sie lange Zeit nicht besessen hatten.*) Im offenen Lande versuchte man es mit der Bildung von Freicorps, corpi franchi, zu denen jede Ortschaft, um der Gemeindebehörden sicher zu sein, eine Anzahl Leute stellen sollte; sie hatten sich Abtheilungen von Soldaten anzuschließen und mit diesen von Zeit zu Zeit größere Streifungen auszuführen; allein es mangelte nicht an Hehlern und Verräthern, die ihren Spießgesellen bei Zeiten Warnungen zukommen ließen.

Das Corps der Carabinieri trat in Rom mit 1. August in Wirksamkeit. Zur selben Zeit wurde Obrist Galassi nach Bologna gesandt, um auch dort eine Abtheilung zu bilden. Die Wohlthätigkeit der neuen Einrichtung gab sich rasch kund, allerdings für den Anfang bloß in einer Richtung, was nämlich Diebstähle und städtische Einbrüche betraf: wo man in den ersten sieben Monaten des Jahres 1817 in Rom nicht weniger als 1442 Fälle solcher Art gezählt hatte, sank ihre Zahl von August bis letzten December auf 394 herab.

Anders war es allerdings mit den Räuberbanden in den Provinzen, denen bei der Unverläſslichkeit der früheren Sbirren die Entweichung von Häftlingen aus den Gefängnissen stets neue Hilfstruppen zuführte. Es ergieng darum im Herbst 1817 aus Bologna ein scharfes Edict gegen diesen Unfug: wer vom Überwachungs-Personal binnen acht Tagen nach dem Entspringen eines Bösewichts seine Schuldlosigkeit nicht nachweisen konnte, hatte nebst Verlust seines Dienstes fünfzig Scudi als Geldbuße zu erlegen; Gefängniswärter mussten den Rest der Zeit, den der Entwichene dem Arm der Gerechtigkeit entzogen hatte, statt seiner absitzen.**)

Anderseits ließ gerade der Wechsel des Systems einzelne Lücken offen und hatte manche Stockungen zur Folge, wie sie den Elementen der Unordnung nicht erwünschter sein konnten. Von den entlassenen Sbirren, denen man unbegreiflicherweise die Waffen abzunehmen unterlassen hatte, traten viele auf dem Lande als Feldhüter in den Dienst von Gemeinden, deren Interesse sie recht gut gewahrt haben mögen, während sie den Krieg gegen die Possidenti, den die Räuber von amtswegen führten, in jeder Weise unterstützten, Hehler abgaben, den Verfolgten Schutz und Unterschlupf verschafften.

*) Österr. Beob. 1816 S. 1695 f. Nr. 320 vom 23. October.

**) Wr. Ztg. 1817 Nr 264 vom 17. November S. 1054.

Andere schlossen sich geradezu den Briganten an, zogen mit ihnen auf Raub und Mord aus, so dass die Straßen in manchen Gegenden unsicherer waren als je. Es musste Jagd auf jene gemacht werden, die vordem selbst die Jäger hatten abgeben sollen und die jetzt von Schlupfwinkeln Gebrauch machten, in die sie die Wächter des Gesetzes kaum zu verfolgen vermochten. Es galt den letzteren als ein besonders gelungener Streich, als sie fünf dieser sauberen Genossen, die durch lange Zeit in den sabinischen Gebirgen ihr Unwesen getrieben hatten, in einem Wirtshause bei Ricetto überraschten und der strafenden Gerechtigkeit überliefern konnten.*)

* * *

Gegen Wintersanfang vernahm man in Rom von neuen Anfällen in der nahen Umgebung, wo sich zwei Thäter vor allen einen gefürchteten Namen machten. De Cesaris, aus Como gebürtig, hatte nach und nach in vier italienischen Regimentern gedient, war aus jedem desertiert, war anfangs zur Deportation nach Elba, dann zum Tode verurtheilt, doch jedesmal, weil er sich sowohl in Spanien als auch in Russland als ein tapferer Soldat bewährt hatte, von der Strafe begnadigt, aber in seiner Stellung degradiert worden, und hatte es daher in seiner ganzen militärischen Laufbahn nicht weiter als zum Corporal gebracht. Im Jahre 1814 war er in eines der neu errichteten k. k. italienischen Regimenter eingetheilt worden, war abermals desertiert, eingefangen, in Haft gesetzt worden, hatte, aus seinem Kerker entsprungen, in der Armee Murats Aufnahme gefunden und sich, als es mit dem Feldzug 1815 bald zu Ende war, in Prossedi im Gebiet von Frosinone festgesetzt, von wo aus er sein neues Handwerk, die Straßenräuberei mit Eifer betrieb. Er war ein Charakter von seltener Unerschrockenheit, dabei hochfahrend und rachsüchtig. Von ähnlichem Schlage wie de Cesaris war Stefano d'Annibale, genannt Barbone, aus Velletri, der über eine Bande von nahezu dreißig Köpfen gebot und seit Jahren die Gegend südlich von Rom unsicher machte; einer seiner Leute verrichtete Henkersdienste, denn Barbone rühmte sich, für seine Person, wenn es nicht zur Nothwehr war, kein Menschenleben auf seinem Gewissen zu haben. Er zeigte keine Reue über seine Unthaten, wohl aber zuletzt Ekel an seinem ruhelosen Treiben. Die Soldaten der Regierung machten ihm nicht bang, er feierte mit ihnen Trinkgelage; mit den Bauern, denen er Antheil an seiner Beute zukommen ließ, stand er auf bestem Fuße. Er erschien zu Zeiten im Kloster der Passionisten auf Monte Caro, wo man ihn aus Furcht unbehelligt ziehen ließ. Er bot sich der Regierung an, von seinem Handwerk zu lassen, und man wollte wissen, der Cardinal-Decan Mattei

*) Rom 9. November; A. A. Ztg. 1816 Nr. 332 vom 27. S. 1327.

sei durch Mittelspersonen mit ihm in Unterhandlung; Barbone verlangte aber nicht weniger als völlige Straflosigkeit für sich und alle seine Genossen.

In der ersten Hälfte November wurde Rom durch die Kunde eines neuen Gewaltstreiches ganz eigener Art in Aufregung und Schrecken versetzt. Die Nachricht kam aus Frascati, wo Lucian Bonaparte, der Fürst von Canino, den Landsitz Rufinella besaß. Msgr. Cuneo, Uditore di Ruota, mit den Bonaparte verwandt und bei Lucian als Gast, wurde am 7. nachmittags auf einem Spaziergange angefallen, misshandelt, verwundet und gefangen fortgeschleppt. Gleich darnach brachen die Spitzbuben gegen die Villa vor, ergriffen Lucians Secretär Chatillon und zwei Bediente, die sie gleichfalls mit sich nahmen. In dem Gewirre gelang es Cuneo zu entkommen, doch verfiel er infolge des ausgestandenen Schreckens in ein heftiges Fieber. Der Anschlag war ohne Zweifel auf Lucian selbst gemünzt, der mit seiner Familie eilends nach Rom zurückkehrte, was für die Curie ein wahrer Trost war; denn, sagte man sich da, zu welchem Argwohn gegen Lucian, zu welchem Verdachte politischer Art würde das Verschwinden eines Bonaparte Anlass gegeben haben! Für den in ihren Händen gehaltenen Chatillon verlangten die Banditen 3000 Scudi Lösegeld, und Lucian musste froh sein, dass sie sich zuletzt mit 500 begnügten.*) Wer das Heldenstück ausgeführt, wusste man nicht: die einen riethen auf die Bande des de Cesaris, die anderen auf Barbone und dessen Leute.

Gegen Ende des Jahres liefen in Rom einige beruhigendere Meldungen ein: in Orvieto und in den Bergen von Viterbo gelang den Truppen der Fang von einigen Räubern, in einem Gefecht bei Frosinone wurden mehrere getödtet, darunter einer der Verrufensten, Calabresotto, dessen Kopf zur Schau ausgestellt wurde.

* * *

Noch ärger als im Päpstlichen sah es im Königreich beider Sicilien aus, wo das Banditenwesen häufig mit der Geheimbündelei Hand in Hand gieng. Eines der Häupter der neapolitanischen Carbonari, Don Gaetano Mutarello, gewesener Murat'scher Officier, gran campione de campagna, hielt ganz im Stil der mittelalterlichen Zwingherren eine Leibwache von dreißig bewaffneten Reitern um sich und zählte mehrere hundert Mann der Umgegend, die seines Winks gewärtig waren; sein spiritus familiaris war ein Advocat, der Mutarellos Correspondenz führte und dessen Befehle abfasste. Seit zwei Jahren trieb er Raub und Diebstahl, ohne dass die Behörden davon Kenntnis zu nehmen schienen. Zuletzt, October 1817, soll ein Vertrag

*) Rom, 8. November A. A. Ztg. 1817 Nr. 324 vom 20. S. 1295.

zustande gekommen sein, kraft dessen ihm König Ferdinand ein Schloss nebst einer ansehnlichen Pension gegen dem zugestand, dass Mutarello von seinem bisherigen Handwerk lasse.

Von den Banden der Sciaboloni*) hieß es, dass sie im Neapolitanischen wie im Römischen unter dem Deckmantel des Freibeuterthums einen Mittelpunkt für die Geheimbünde bildeten. Eine ganz besondere Gefahr aber bildete im östlichen Süden des Königreiches die Secte der Decisi, der Entschlossenen, Entschiedenen, als deren Haupt ein Priester namens Ciro Annichiarico galt, der durch viele Jahre eine Räuberbande angeführt hatte und nun als Apostel der Freiheit und Gleichheit auftrat. Er verkündete die Salentinische Republik**), für die er einen großen Anhang zu gewinnen wusste. Fast jeder größere Ort der Provinz Lecce hatte sein Feldlager, campo — so nannte Annichiarico die einzelnen Abzweigungen — oft zu zwei- bis dreihundert Mann mit einem vollständig organisierten Netz von ausgestellten Wachen, besonders für die Nacht, welche die ganze Bevölkerung in Angst und Schrecken hielten. In Lecce selbst wurde der königliche Platz-Commandant beim Austritt aus dem Theater durch einen Schuss niedergestreckt, und nun war die Stadt der Haupt- und Mittelpunkt des ganzen räuberischen und hochverrätherischen Organismus, von wo der entartete Priester seine Edicte ergehen ließ — „In Lecce campo della libertà rivendicata anno IV" —. Gedruckte Aufrufe forderten das Volk auf sich für die Freiheit zu erheben, anonyme Schreiben ergiengen an die neapolitanische Regierung mit dem Verlangen, constitutionelle Einrichtungen zu gewähren. Don Ciro wusste sich ein solches Ansehen zu verschaffen, dass er die Bünde der Filadelfi und der Patriotti Europei, mit denen er unausgesetzte Berührungen hatte, in förmlicher Botmäßigkeit hielt, während die Carbonari und Calderari, mit denen Annichiarico gleichfalls anzuknüpfen suchte, die angebotene Brüderschaft abgelehnt zu haben scheinen. Dabei wurde das Gebaren der Decisi immer unbändiger und unerträglicher. Gruppen bewaffneter Leute, als Polichinells verkleidet und mit Larven vor dem Gesicht, drangen in die Städte, thaten den Frauen Gewalt an, prügelten die Männer halb todt, wenn sie ihnen nicht geradezu mit Dolch oder Kugel den Garaus machten.***) Auch aus anderen Theilen des Königreiches hörte man von Raubanfällen und Gewaltthaten, so dass vermöglichere Familien, sich auf ihren Landsitzen nicht sicher fühlend, mit ihren Habseligkeiten nach der Hauptstadt flüchteten.

Diesem gesetzlosen Treiben gegenüber konnte die Regierung zuletzt nicht unthätig bleiben. Die Hauptstraße von Neapel nach Rom wurde mit zahl-

*) sciabolone von sciabole, Säbel.

**) Salentini, eine alte um das japygische Vorgebirge wohnhafte Völkerschaft.

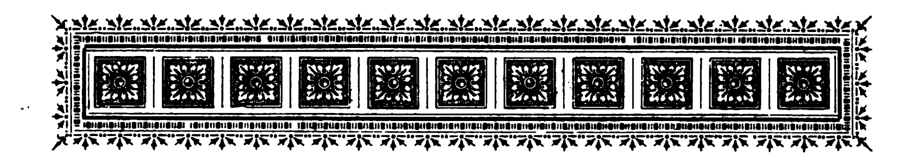
***) Carte segr. della polizia austriaca in Italia (capolago 1851) I 92—95.

reichen Détachements besetzt; vor den Thoren von Capua muſste von passierenden Wagen ein Weggeld, eine Art Sicherheitsgebür, entrichtet werden. Eine königliche Commission wurde mit der Evidenzhaltung aller das Land durchstreifenden Räuberbanden betraut; wessen Name in das Verzeichnis eingetragen, war als vogelfrei anzusehen und konnte, dafern nur die Identität der Person sichergestellt, ohne weiteres justificiert werden. Preise von 200 und 100 Ducaten wurden demjenigen in Aussicht gestellt, der einen Häuptling oder einen Mann aus der Bande todt oder lebendig einlieferte.

Die Hauptsache aber war die Verstärkung der bewaffneten Macht. Man war in den letzten Jahren mit allerhand militärischen Reorganisationen umgegangen. Ein neues Cavallerie-Regiment, König Ferdinand-Dragoner wurde errichtet, die strafwürdigen Soldaten aller Regimente wurden nach Gaeta und Syracus geschickt, und dort probeweise aus ihnen unter dem Commando der ausgezeichnetsten Officiere und Unter-Officiere zwei Infanterie-Bataillone gebildet; Griechen und Albanesen wurden geworben, mit denen man ein „macedonisches Jäger-Bataillon“ zusammenstellte. Nicht für den Dienst im Felde, sondern für Erhaltung der inneren Ordnung und Sicherheit wurde im ganzen Königreich eine Provinzial-Miliz geschaffen, ganz nach dem Muster, wenn auch nicht durchaus nach der Benennung des Murat'schen Legionen-Systems: in jedem Bezirke eine Compagnie, in jedem Kreis ein Bataillon, in jeder Provinz ein Regiment; jedes Bataillon hatte eine mobile Colonne von Eliten, eine aus der verläſslichsten Mannschaft hervorgehende Mustertruppe. Den Oberst wählte man aus der Classe der angesehensten Gutsbesitzer, die Officiere aus den vermöglichsten und redlichsten Einwohnern; sie dienten ohne Gage.

In der Provinz Lecce lieſs sich mit dieser neuen Einrichtung nicht sogleich beginnen; hier muſste zuerst mit den Decisi aufgeräumt werden. Den bisherigen Militär-Commandant Pastore, unter welchem das Übel herangewachsen war, beorderte man nach Messina, den Oberbefehl übernahm General Church, ein Mann, dem ein guter Ruf vorangieng; es wurde ihm Entschlossenheit und Festigkeit und gerechtes Gebahren nachgerühmt. Viele der vermöglichen Einwohner schlossen sich den Truppen an, um vereint mit ihnen Annichiarico und dessen Bande zu vernichten. Diese machten verzweifelte Anstrengungen. Maueranschläge und vertheilte Aufrufe ergiengen an seine Getreuen, die Freiheit bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die Masse der Bevölkerung befielen Furcht und Schrecken; denn bei der groſsen Verbreitung des verbrecherischen Anhanges fürchteten sie, daſs Schuldige und Unschuldige ohne Unterschied büſsen würden.

(Schluſs folgt.)



Die Personification in der antiken und christlichen Kunst.

Von Dr. Richard von Kralik.

Das Ziel aller wissenschaftlichen und künstlerischen Arbeit unserer Zeit soll eine einheitliche, harmonische Kultur sein, für die ich folgende Formel aufstellen möchte: Christlicher Wahrheitsgehalt in der Form antiker Schönheit, getragen vom pulsierenden Leben unserer Zeit, unseres Volkes. Oder noch kürzer ausgedrückt: Heilvolles Licht, Classicität, Volksthümlichkeit. Keines dieser Elemente soll vergessen und vernachlässigt werden, jedes soll zur höchsten Wirkung kommen. Unsere moderne Zeitrichtung leidet freilich sehr an dem Auseinanderfallen jener Kulturelemente. Dass sie aber von Natur so disparat wären, keine Verbindung zu vertragen, ist nicht richtig; die Kulturgeschichte der altchristlichen Zeit und des Mittelalters widerlegt es. Es ist nur die Einseitigkeit und Kleinlichkeit der herrschenden trümmerhaften Weltanschauungen, die eine Einheit verhindern. Um sie wieder zu gewinnen, müssen wir uns zu einer Größe und Tiefe der Anschauung erschwingen, wie sie den Zeiten der Katakombenkunst, der Zeit des Dante und der des Raffael eigen war. Dazu gehört, dass wir nicht am Äußerlichen kleben bleiben, sondern in die psychologischen, ästhetischen und metaphysischen Grundlagen unserer Kulturelemente einzudringen suchen.

In diesem Sinne will ich hier die specielle, aber wichtige Frage der Personificierung behandeln. Ich lege hauptsächlich das reiche Material zugrunde, das Ferdinand Piper in den zwei starken Bänden seiner „Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst“ vor einem halben Jahrhundert registriert hat, ohne dass es ihm doch gelungen wäre, damit auf Theorie und Praxis klärend und befruchtend einzuwirken. Dazu fehlte vielleicht die philosophische Einsicht in das Wesen der Personification.

Nun liegt aber das Wesen der griechischen als der classischen, der typischen Kunst gerade in der Personificierung alles Seelischen und Physischen. Die Personification ist auf dem Gebiete der Kunst analog dem, was auf dem Gebiete der Wissenschaft der Begriff und die Idee ist.

So wie Sokrates und Platon im Begriff, in der Idee das Wesen und Urbild der Dinge erkannt haben, so hat schon früher die griechische Kunst diese Begriffe und Ideen durch Personificierung dargestellt. Jene philosophischen Ideen, die Aristophanes der Komiker in seinen Lustspielen als Wolken und Vögel ironisiert, sind nicht allzusehr verschieden von den Allegorien, Symbolen und Hypostasen der Kunst, und jenes Wolkenkuckucksheim des philosophischen Idealismus, das er so launig ausmalt, ist nicht allzu entfernt gelegen vom Olymp der Allegorien, den die Künstler bevölkert haben.

Aus den Personificationen der Künstler und Dichter, aus ihrer poetischen Sprache ist die Mythologie erwachsen; die Bildlichkeit der Sprache und des Denkens war ihr Nährboden. Die Griechen hatten daher nicht Unrecht, wenn sie sagten, dass Homer und Hesiod, dass ihre Dichter und Künstler ihnen die Religion, die Götter gemacht hätten. Der Überglaube und Aberglaube des Heidenthums bestand hauptsächlich darin, dass mit der Zeit sich die Einsicht in den Allegorismus der Personificationen verdunkelte, dass jene Geschöpfe der Einbildungskraft mit nichtigen Opfern verehrt wurden und den Einen Gott verdrängten, der im Geist und in der Wahrheit verehrt sein will.

Aber gerade so wie die altchristliche Kirche die Ideenlehre der antiken Philosophie in sich aufnahm und nur deren Unvollkommenheiten und Auswüchse abwies, so nahm sie auch von Anfang an die Personificationen der antiken Kunst auf, jedoch so, dass sie deren bloß allegorische Bedeutung festhielt.

Jupiter-Zeus wurde schon von den alten Philosophen als Vater des Alls (so bei Platon), als Vater der Menschen (so bei den Stoikern), als Beginner und Vollender, also als das *Α* und *Ω* bestimmt, und dieser reinere Gottesbegriff, von dem erfüllt Vergil (Ecl. 3, 60) singen konnte, dass alles voll des Jupiter ist, wurde schon früher von Varro dem hebräischen Jehova gleichgesetzt, wie S. Augustinus überliefert. S. Paulus hat bekanntlich auf dem Areopag zu Athen vor griechischen Philosophen eine ähnliche Stelle eines griechischen Dichters, des Aratos, citiert. Kein Wunder, dass wir die griechische Kunstsprache schon auf altchristlichen Denkmälern, in Grabschriften und Gedichten finden. Alanus ab Insulis setzt im zwölften Jahrhundert nur diese Praxis fort, indem er den christlichen Gott unbedenklich den Donnerer, den Himmel die Burg des höchsten Jupiter oder den Olymp nennt. Er nimmt unbedenklich Minerva für Einsicht, Venus für Liebe, Mars für Kampf, Muse und Apollo für Inspiration. Die Parzen stellt er dem Schöpfer an die Seite, der sich vom „Nus“, von der Vernunft, die Ideen geben läßt. In gleicher tropischer Verwendung treten bei ihm Fortuna, die

Laster Alecto, Erinnys und Megära, Fama u. s. w. auf. Aber auch Petrarca ruft in den Sonetten Gott als «vivo Giove» und «eterno Giove» an. Und Dante betet (Purg. 6, 118) zu Christus: „O höchster Zeus, der du für uns gekreuzigt wardst auf Erden.“

So wird auch von der altchristlichen Kunst die Himmelfahrt des Sol-Helios nicht nur als Typus für den im Namen anklingenden Elias verwendet, sondern vor allem für Christus selbst. Dafür war maßgebend, daſs schon im Lobgesang des Zacharias (Luc. 1, 78) Christus als der Aufgang aus der Höhe, bei Malachias (4, 2) als die Sonne der Gerechtigkeit bezeichnet wird, daſs die Geburtstagsfeier Christi auch auf den Geburtstag der Sonne nach julianischem Kalender (dies natalis invicti Solis) verlegt wurde, und daſs die Auferstehungsfeier auf den nach der Sonne genannten Wochentag fällt.

In analoger Weise wird der Kunsttypus des widdertragenden Hermes für den guten Hirten, der des Seelenführers Mercurius für den Todesengel oder Schutzengel verwendet. Weniger geschmackvoll wird Danaë und Europa als Typus der Gottesmutter gebraucht.

Nachdem einmal bei dem Typus der Venus jede Spur von Götzendienst beseitigt war, konnte schon der altchristliche Dichter Venantius Fortunatus in einem Hochzeitsgedicht auf König Sigbert und Königin Brunhild (566) Venus und Cupido mit seinem Liebespfeil als Allegorien einführen. Es bedurfte kaum der Erinnerung an den philosophisch gereinigten Eros des Platon. Eine ganz originelle Wiederauferstehung erfährt aber der Begriff der Venus später in den Gedichten der Minnesänger und den Kunstwerken jener Epoche, ob sie nun wie von der Winsbekin als ein „unsichtiger Geist“ definiert wird, der nicht Ruhe hat Nacht und Tag, oder ob Ulrich von Liechtenstein als Königin Venus verkleidet die Macht dieser Idee im ritterlichen Lanzenrennen bekunden will. Allegorische Eroten werden schon von der ältesten christlichen Kunst angewandt. Der allegorische Mythus von Amor und Psyche erscheint auf altchristlichen Sarkophagen und symbolisiert da die Prüfung und Läuterung der Seele bis zu ihrer Wiedervereinigung mit der göttlichen Urliebe im Jenseits. Die Stellung des Weinstocks in der christlichen Lehre bringt es mit sich, daſs bacchische Scenen, bacchische Symbole und Masken, weinlesende und kelternde Eroten in allen Epochen der christlichen Kunst nicht selten sind, auch verbunden mit der Psychefabel.

Sobald man erkannte, daſs der Typus des Mars ursprünglich und wesentlich nichts Anderes als die Personification des kriegerischen Muthes sei, war es nicht mehr bedenklich, wenn Constantinus sich als christlichen Mars abbilden ließ.

Dasselbe gilt von dem künstlerischen Gebrauch der Victoria, von der S. Ambrosius sagt, man habe sie für eine Göttin gehalten, da sie doch ein Attribut, ein «munus» sei, nicht eine Macht. Und S. Augustinus sagt ebenso aufklärend und umdeutend, dass der wahre Gott nicht die Victoria sendet, welche kein Wesen ist, sondern seine Engel. In diesem Sinne ließen dieselben Kaiser, die den Altar der Victoria umstürzten, ihren Kunsttypus auf Münzen und Statuen bestehen. So sieht man auf einer Erzmünze des Constantius (337—361) den Kaiser, der das Labarum mit dem Monogramm Christi in der Rechten hält, wie er von der Victoria bekränzt wird, und dazu die Inschrift: Hoc signo victor eris. Eine andere Vorstellung, die auf Münzen des Magnentius, Jovian, Valentinian I. und Valens erscheint, ist, dass der Kaiser auf der einen Hand die Victoria, in der anderen das Labarum mit dem Monogramm Christi hält. Oder die Victoria sitzt am Ruder in einem Schiff, in dem der Kaiser steht, oder sie geht dem reitenden Kaiser voran, sich nach ihm umsehend, eine Trophäe in der Linken. Oder sie sitzt auf Waffen und schreibt auf einen Schild das Monogramm Christi oder eine Jahreszahl. Auch erscheint sie stehend, ein langes Kreuz in der Rechten, oder die Kugel mit dem Kreuz in der einen, Scepter oder Kranz in der anderen Hand, oder auch mit einem Füllhorn. Dasselbe gilt von Münzen der Vandalen, Gothen, Franken und Longobarden. Der Typus wird immer engelhafter. Schließlich verschwindet die Gestalt, und das Kreuz bleibt allein übrig: der „Kreuzer".

Eine ähnliche christliche Umdeutung erfuhren andere Personificationen. Constantin stellte in einem Tempel seiner Hauptstadt die Göttin Rhea aus Kyzikos auf, nur ließ er ihre Hände zum Gebete falten. Daneben stand die Tyche (das Glück) von Constantinopel, aber, in symbolischem Tiefsinn, an das Kreuz gekettet. Eine andere Statue der Tyche ließ er mit einem Kreuze am Kopf versehen und convertierte so gleichsam die allegorische Götterwelt.

Neben dieser für die Kunstentwicklung so fruchtbaren allegorisierenden Auffassung gieng die andere einher, nach welcher die abgöttisch verehrten volksthümlichen Göttervorstellungen als höllische Dämonen betrachtet wurden (Ps. 96, 5. Baruch 4, 7. I. Cor. 10, 20 und 8, 5). Daneben war auch das euhemeristische System herrschend, wonach die Götter als abgöttisch verehrte einstige Menschen angesehen wurden. Man knüpfte ihre Genealogie an das kainitische Mischgeschlecht (1. Mos. 6, 4) oder an Nimrod und die Erbauer des babylonischen Thurmes an. Diese verschiedenen Systeme erklären es, warum die Götterpersonificationen bald als Typen, bald als Antitypen in der christlichen Kunst benützt werden. Justinus der Märtyrer sucht diese

Widersprüche dadurch zu vermitteln, dass er erzählt, Orpheus, der erste Lehrer des Polytheismus und seiner 360 Götter, habe später seinen Irrthum widerrufen und seinem Sohne Musäus wie seinen Hörern den einen Gott verkündet, in einer Weise, als habe er die Größe Gottes von Angesicht geschaut. So finden wir denn auch Orpheus von der Katakombenkunst an bis auf Calderon's Frohnleichnamsspiel vom göttlichen Orpheus als Lieblingstypus angewandt, als hinreißenden Sänger, als Vorbild des mächtigen Schöpferwortes, als ersten Erreger der himmlischen Harmonie, als Brecher der Pforten der Unterwelt.

Ähnlich wurde Triptolemos, der auf seinem Flügeldrachenwagen die Gabe des Ceres verbreitet, zum Vorbild des evangelischen Säemanns.

Unerschöpflich ist die Verwendung des Herkules-Typus. Seine Thaten sind auf den alten Thüren der Peterskirche wie auf dem uralten Stuhl Petri dargestellt. Er bildet nicht nur den Simson, sondern durch sein Verweilen im Bauche des Seeungeheuers bei dem Kampf um Hesione auch den Jonas und dadurch den erstandenen Heiland vor. Sein ganzes Leben, seine Geburt, seine Arbeiten, sein Tod wird typisch auf den Menschen wie auf den Gottmenschen bezogen. Der spanische Marquis Enrique de Villena († 1434) konnte so ein großes allegorisch-moralisches Werk über die Arbeiten des Herkules schreiben. Aber schon früher, etwa gleichzeitig mit Dante, wurden in Frankreich in ähnlich zusammenfassender Art die Fabeln des Ovid durchgehends auf die Moral angewandt, „mit Rücksicht auf den Tod Christi, auf die Apostel, auf die Märtyrer und den Stand der Welt.“ Theseus, der Sieger im Labyrinth, ist hier noch besonders hervorzuheben.

Die schon angedeutete mehrseitige Auffassung kann man besonders gut bei der künstlerischen Behandlung der Genien beobachten. Diese werden von der christlichen Kunst theils bloß decorativ, theils symbolisch aufgefasst, theils wesenhafter als gute oder gefallene Engel. Zwei Engel oder „Genien“, wie die alte lateinische Übersetzung des Hirten des Hermas besagt, begleiten den Menschen von seiner Geburt, ein guter und ein böser oder versuchender. In der That erscheinen die Genien gewöhnlich doppelt, theils ruhend, theils geschäftig, stehend oder schwebend, eine Tafel oder einen Kranz haltend. Als mehr decorative Genien sind sie unbekleidet und kindlich, als Engel bekleidet und erwachsen. Spielende und streitende Genien erscheinen als Bilder des Lebens, als Bilder der Seelen auf Sarkophagen; mit Blumen oder Früchten oder mit der Weinernte sind andere beschäftigt. Später finden wir sie auch als Wasserwesen oder als die drei göttlichen Tugenden, als Wappenträger und, wie bei Donatello, als tanzende und musicierende Flügelknaben. Mantegna gibt ihnen Schmetterlingsflügel, Raffael gibt sie seinen allegorischen Facultäten

bei, Michelangelo den Propheten und Sibyllen, und zwar so, dass die Propheten meist von Engeln, die Sibyllen von Genien assistiert sind. Genien erscheinen noch mit den Werkzeugen der Passion spielend, oder die Spähne in S. Josephs Werkstatt sammelnd. Man ist sich nicht immer klar, ob wirkliche Geisterwesen oder bloße Allegorien gemeint sind, — wie ja auch die philosophischen Ideen auf der Schneide zwischen Abstraction und geistiger Wesenheit stehen. Hier liegt eben eine der Wurzeln der Metaphysik und Ästhetik, die wir als vorsichtige Gärtner nicht aufzugraben wagen.

Böse Genien, feindliche Dämonen, Teufel fasst die christliche Kunst häufig als Sirenen, Centauren, Satyre, Gorgonen, Medusen, Harpyien oder unter ähnlichen Typen der classischen Walpurgisnacht. In Centaurengestalt, als Faune und Satyre erschienen die Dämonen den Einsiedlern der Thebais. So erscheinen sie an Kirchenportalen des Mittelalters, in Dantes Hölle, bei Giotto. Nicolo Pisano bildet den Beelzebub als Satyr. Sonst erscheint Beelzebub auch als dreiköpfiger Cerberus; Laster treten als Satyre und Centauren auf. Doch dient der Centaur auch bloß als Typus des geistig-sinnlichen Doppelwesens Mensch, ja sogar als Typus des Gottmenschen. Und die Sirene hat auch eine gute Bedeutung als Symbol der begnadeten Seele oder der Gnade, auch als Symbol der Musik, wie sie denn in dieser Eigenschaft schon auf dem Grab des Sophokles erscheint. Das heraldische Melusinenbild mit den zwei Fischschwänzen ist aus dem Sirenentypus hervorgegangen und hat dessen schillernde Bedeutung beibehalten.

Es ist nicht verwunderlich, dass Dante in seinem allegorischen Hauptgedicht den vollständigsten, den systematischesten Gebrauch der antiken Typen macht. Er stellt neben den in den dritten Himmel entzückten heiligen Paulus den Aeneas, der in die Unterwelt hinabsteigt, Sinon, den falschen Griechen, neben Potiphars Weib, die bergthürmenden Giganten neben Nimrod, den Erbauer des babylonischen Thurmes, Agamemnon neben Jephtha, die beiden Opferer ihrer Töchter, Scävola neben S. Laurentius, die unerschütterlichen Erdulder der Feuerpein, Amyclas, den armen Fischer, neben den armen S. Franciscus. Im Fegefeuer stellt er mit bewusster Kunstabsicht biblische und antike Vertreter der Todsünden einander gegenüber. Als Beispiele des Hochmuths erscheinen Lucifer und Nimrod neben Briareus und den Giganten, Niobe, Arachne, Eriphyle, Cyrus und Troja. Als Beispiele bestraften Neides Kain neben Aglauros, als solche des Zornes Philomele und Amata neben Haman, als Zeugnisse der Trägheit die unwilligen trojanischen Flüchtlinge neben den murrenden Israeliten. Der Geiz wird an Achan, Heliodor, Ananias und Sapphira, aber auch an Pygmalion, Polymnestor, Midas und Crassus gezeigt, die Unmäßigkeit an Eva und den

Centauren, die Wollust an Sodoma und Pasiphae. Aber auch bei den Vorbildern der Tugenden vergisst Dante nicht das goldene Weltalter (Mäßigkeit), Orestes (Freundschaft), Diana (Keuschheit).

Dieselbe Autorität, wie dem heiligen Thomas der Philosoph Aristoteles, ist dem Dante der Dichter Vergil. Beide christlichen Geisteshelden suchen die antiken Gewährsmänner mit dem christlichen Lehrgehalt zu concordieren. Beide suchen durch günstige Auslegung den Honig aus den Blüten der Antike zu ziehen, den Weizen von der Spreu zu sondern, den Wahrheits- und Schönheitsgehalt durch Aufgeben des Irrigen zu retten. Dante kämpft gegen die Irrthümer des Götzendienstes, aber er geht von der Idee des Jupiter zu der des wahren Gottes über, von Pluto-Dis, dem Gott der Unterwelt, zu Lucifer, dem Obersten der gefallenen Engel. Er vermengt den heidnischen Mythus von Kronos auf Kreta und das Gesicht des Nebukadnezar, um den Plan der Hölle daraus zu construieren. In dieser fehlen nicht Acheron, Styx, Phlegethon, Cocyt, Charon, Minos, Minotaurus, Cerberus, Plutus, die Furien, Centauren, Harpyien, Hekate. Im Fegefeuer erscheint der Lethefluss, im Paradies haben die Charaktere der heidnischen Planetengötter eine typische Bestimmung. In der Vorhölle weilen die tugendhaften Heiden Hektor, Aeneas, Antigone, Ismene, in der Hölle Personen der antiken Sage wie Achill, Paris, Medusa, Geryon, Jason, Amphiaraus, Tiresias, Manto, Eurypylus, Cacus, Ulysses, Diomedes, Myrrha, Sinon, Giganten, Kapaneus. Cato von Utica ist, obwohl Heide und Selbstmörder, in seiner typischen Bedeutung Hüter des Fegefeuers, und Trajan wie der gerechte Trojaner Rhipeus sind in den Himmel aufgenommen.

Schier unzählig sind die Stellen, wo die antike Sage von Dante nur als rednerischer Schmuck verwendet wird. Eine wesenhaftere Bedeutung hat es, wenn die Idee der Vorsehung mit der mythologischen Personificierung der Parzen vermischt erscheint. Fortuna wird als die Glücksgöttin geschildert und zugleich als einer der erstgebornen Engel. Damit gibt Dante den Kern seiner Anschauung; er begnügt sich nicht mit der Allegorie, er hält an dem substanziellen Gehalt der Sagenfiguren fest, erklärt sie aber nicht als Götter, sondern als Engel oder Dämonen. Dasselbe gilt von den Musen, die er wohl nicht nur im dichterischen Spiele neben Apollo und Minerva gerade bei den heiligsten Stellen anruft; er versteht darunter himmlische Schutzgeister der Inspiration.

Mehr euhemeristisch nimmt es sich aus, wenn bei Giotto die Musen neben Jubal als Erfinder der Musik auftreten.

Dantes Gedicht, aus der Urquelle der Kunst schöpfend, hat die bildende Kunst der Folgezeit beherrscht. Giotto stellt, um von naheliegenderen Beispielen

abzusehen, in S. Francesco zu Assisi die unheilige Liebe als geflügelten Amor mit Köcher und Binde, aber mit Bocksfüßen, den Eigenwillen als Centauren dar u. s. w. Michelangelo kann seine Hölle auch nicht ohne Charon und Minos denken. Freilich kennt schon die frühere byzantinische Kunst den Charon und den Tartarus. Für Mantegna ist Minerva die personificierte Weisheit, Diana die Keuschheit, Satyre und Centauren die Laster u. s. f.

Als ein Höhepunkt in der drastischen Aufnahme antiker Personificationen muss wohl unter anderen die von König René im Jahre 1462 zu Aix gestiftete Frohnleichnamsprocession betrachtet werden, wo den heiligen Gestalten am Vorabend der ganze heidnische Olymp als Prototyp oder Antityp vorangieng, von Momus angeführt, von den Parzen beschlossen.

Für die Weise der christlichen Kunst in der Renaissance und in der Barocke ist das berühmte Gedicht Sannazar's «De partu virginis» (1525) maßgebend geworden. Es stellt die Hölle als Tartarus und Erebus mit Acheron und Phlegethon dar, wo Pluto thront, Cerberus den Eingang bewacht, Centauren, Gorgonen, Harpyien hausen, Sisyphus leidet. Aber auch der christliche Himmel erscheint als Olymp, als ätherische Burg, Gott Vater als Donnerer, Maria als Göttin Mutter und Königin der Götter. Meergottheiten und Flußgottheiten wimmeln neben Lätitia, die Horen neben Liebe, Glaube und Hoffnung, die Furien neben Diana. Den Flußgott des Jordan umplätschern seine Töchter, die Flußnymphen, den auf dem See wandelnden Heiland umschwimmen Nereiden, Neptun erkennt ihn als Herrn, legt den Dreizack ab und küsst mit anderen Meergöttern seine Füße.

Ebenso dichtet der Cardinal Bembo († 1547). Er geht etwas weit, wenn er in einem päpstlichen Schreiben Leos X an Kaiser Maximilian (1513) den heiligen Geist durch «Aura Zephyri celestis» umschreibt.

* * *

Auch in der Personificierung der Natur steht die griechische Kunst nicht allein. Das alte Testament personificiert schon die Natur, gibt ihr Sinne, Gehör, Odem, Zunge, um Gott zu preisen. Die Himmel erzählen, die Berge jubeln, die Erde frohlockt, die Bäume jauchzen, die Ströme klatschen in die Hände u. s. w. Und diese bildliche Redeweise geht fast in eine wesenhafte Auffassung über, wenn im 148. Psalm Sonne, Mond, Sterne, Feuer, Hagel, Berge, Hügel, Bäume, Thiere neben den Engeln zum Lobe Gottes aufgefordert werden. Origines nahm daher geistige Kräfte an, Engel und Dämonen, die den Elementen und der Natur vorstehen, während man sonst sich mit der bildlichen Erklärung jener Stellen begnügte. Aber der antiken Kunst ist ein ähnliches

Schwanken eigen, ein unmerklicher Übergang von Bild und Allegorie zu Geister- und Götterglauben.

Wenn der Himmel bildlich Gottes Thron genannt wird, so sehen wir den personificierten Coelus oder Uranus mit halbem Leib und bogenförmigem Gewand zu Christi Füßen, wie einst zu den Füßen Jupiters. Als Schemel seiner Majestät erscheint die Erde, Gäa, Tellus, mit Mauerkrone oder Scheffel, Füllhorn, Ähren und Weinlaub, Blumen, Kindern oder Schlangen. Selbst Gregor von Nazianz bezeichnet sie in personificierender Weise als Allmutter, heilige und liebe Erde, Beherbergerin der Todten. Das Meer als drittes Element bleibt in der Gestalt des Okeanos mit der Urne, oder als Neptun, wozu das Feuer in der Maske des Vulcanus kommt.

Den Abgrund, Bythos, Abyssos personificiert schon Job (28, 14). In der Offenbarung (9, 11) wird ihm ein eigener Herrscher gegeben, ein Engel, Abaddon oder Apollyon. Darnach verfehlt die Kunst nicht die persönliche Darstellung dieses Begriffs z. B. beim Durchgang durch das rothe Meer.

Sonne und Mond waren für die Alten Sol und Luna, Helios und Selene, lebensvolle Gestalten. Aber auch der Psalmensänger (19, 6) läſst die Sonne aus dem Zelt, wie einen Bräutigam aus seiner Kammer gehen, sich freuend wie ein Held seine Bahn zu laufen. Daher stellt auch die christliche Kunst diese Himmelskörper als Personen dar, bei der Schöpfung, bei Josuas Gebet, bei der Geburt, der Taufe Christi, beim Kreuzestod mit verhüllten Gesichtern, die Verfinsterung zu zeigen. Gewöhnlich erscheinen sie nur als Brustbilder, doch mitunter auch in ganzer Gestalt zu Wagen mit der Peitsche. Wir treffen hier auch wieder dieselbe Wandlung, daſs die Zeichen für Sonne und Mond in den Händen von Engeln erscheinen, die als ihre Führer und Beweger, als die geistigen Intelligenzen der aristotelischen Philosophie zu fassen sind. Aber auch da bleibt für Sol ein männlicher, für Luna ein weiblicher Engel. Die mythologische Anschauung geht noch in die Poesie des Sannazaro über; der Sonnengott beweint erzürnt seinen Schöpfer, und seine Schwester verhüllt mit blauem Gewand ihr Antlitz, Thränen vergieẞend.

Auch für die Planeten behält die christliche Kunst wiederholt die antiken Göttergestalten bei. Man hielt sie einerseits für gefallene Engel, anderseits nach dem Vorgange des Platon und Aristoteles für geleitet durch Intelligenzen, freilich für nicht ganz reine, mit Berufung auf Job (25, 2), der Eitelkeit unterworfen (Röm. 8, 20 u. 21) und deshalb der Erlösung bedürftig. S. Hieronymus bekämpft wohl diese Ansicht, aber Augustinus rechnet doch Sonne, Mond und Sterne zur Gesellschaft der Engel. Thomas

von Aquin findet sowohl die Beseelung, wie die Leitung durch Engel probabel, entscheidet sich aber doch lieber für die zweite Ansicht. Ihr folgt Dante, und zwar stellt er die neun Chöre der Engel mit den neun Himmels- und Planetensphären zusammen, so dass die Engel die unterste Mondsphäre, die Seraphim den obersten Krystallhimmel regieren. Er weist auch den Charakteren der Planetengötter einen bestimmenden Einfluss auf die verschiedenen Himmelswohnungen zu. Raffael vereinigt auf merkwürdige Weise die beiden Auffassungen. Er stellt in S. Maria del popolo die Himmelskörper als Götter dar, aber von Engeln begleitet.

Eine der kühnsten antiken Personificationen ist die Sphärenharmonie, mag sie nun als Effect der siebensaitigen Himmelsleier, der Lyra Apollons, der Orgel Gottes, als Gesang der Sirenen oder Musen, als Pfeife Pans, des Allgottes, oder seines Sohnes Krotos, des personificierten Taktes aufgefasst werden. Aber auch im alten Testament erzählen und singen die Himmel, tönt die Sonne. Darum hält S. Ambrosius die Sphärenharmonie neben dem Lobgesang der Engel für das himmlische Vorbild der Psalmodie. Dante lässt die Engel die Sphärenmusik mit Gesang begleiten. Selbst Kepler will die Idee wenigstens metaphorisch retten. Bei Shakespeare singen die Sterne im Schwunge wie Engel zum Chor der hellgeaugten Seraphim (Kaufmann von Venedig).

Zu den unausrottbarsten antiken Personificationen gehören wohl die Sternbilder. Man hat wiederholt Versuche gemacht, sie durch christliche, biblische Bilder zu ersetzen. Aber trotz der Unverständlichkeit jener alten Symbole (denn wer weiß z. B., dass der Steinbock den Pan, der Schütze seinen Sohn Krotos bedeutet?) ist es nicht durchgreifend gelungen. Nur in einigen Fällen ist der christlichen Kunst eine Metamorphose geglückt, indem sie z. B. den Wassermann als Johannes den Täufer, den Fisch als den des Jonas, die Zwillinge als Adam und Eva, die Jungfrau als S. Maria, die Argo als Arche Noes, den großen Bären als Schiff Petri auffasste. Die christliche Anschauung sieht in den Sternen ein Spiegelbild des irdischen Pilgerweges, weshalb die Milchstraße als Jacobstraße, Romstraße, Pilgerstraße, der Gürtel des Orion als Jacobsstab gilt.

Die Jahreszeiten werden von der antiken Kunst als die Horen, die Thürhüterinnen des Olymps personificiert. Es sind ihrer ursprünglich nur drei: Dike, Eunomia, Eirene; Recht, Gesetzlichkeit und Friede; das alte Testament kennt gar nur zwei. Die spätere Vierzahl wird von der christlichen Kunst angenommen. Ihr Wechselgang wird als Tanz oder als Kampf mit abwechselndem Sieg aufgefasst. Die Vorstellung des Glücksrades wird daran geknüpft. In der Zeit des Minnesangs beherrscht dieser Typus alles andere.

Die Tageszeiten, die schon in der Schöpfungsgeschichte eine so große symbolische Rolle spielen, werden vom Psalmensänger (19, 3) personificiert. Ein Tag sagt dem andern den Spruch, und eine Nacht meldet der andern die Kunde. Job spricht von der Wohnung des Lichtes, dem Sitz der Finsternis, den Wimpern und Flügeln des Morgenroths. Chrysostomus nennt Tag und Nacht zwei Schwestern. Der ambrosianische Hymnus läſst Aurora den Lauf (zu Wagen) beginnen; ein Hymnus des Eunodius beschreibt, wie die Erde die vom dunklen Mantel bedeckte Nacht aufnimmt. Danach nahm auch die christliche Kunst Anlaſs, die durch den antiken Mythus ausgeprägten Gestalten zu benützen. Zu ihnen tritt noch die personificierte Finsternis, Caligo. Die byzantinische Kunst faſst Tag und Nacht als Genien oder Engel, die das Rad des menschlichen Lebens sammt Monaten und Jahren umdrehen. Michelangelo schafft rein poetische, freie Allegorien.

Die Stunden werden von der Antike als Horen, Töchter des Zeus und der Themis, oder des Helios personificiert. Ich erinnere an die dem Raffael zugeschriebenen, aber nach antiken Vorlagen ausgeführten Tag- und Nachtstunden. Die Astrologie und Astronomie erzeugte charakteristische Personificationen der Tagesstunden, die zum Theil mit den Planetengöttern und den Wochentagen zusammenhängen, zum Theil als Engel gefaſst werden.

Als Personification des Jahres erscheinen auf dem Schild des Theodosius fünf Genien, das Lustrum bezeichnend. Das 12. Jahrhundert bildet einen Greis, umgeben von den 12 Zeichen des Thierkreises, oder einen Kranz in der Hand, Tag und Nacht, Monate ꝛc. um sich.

Auch die Zeit, dieser unfaſsbarste Begriff, wird im Janus, im Saturn oder Kronos zur Person. Das Alterthum kennt nur zwei Dimensionen der Zeit und bildet daher den Janus zweiköpfig, das Mittelalter dreiköpfig, indem sie noch die Gegenwart als dritte Zeit hinzunimmt.

Die Personification der Aeonen ist manichäisch. Zwölf Aeonen bilden das große Weltjahr von 12 Jahrtausenden. Vom Mythisch-phantastischen befreit, ist aber auch die Typisierung des Jahrhunderts und des Jahrtausends für die Kunst brauchbar.

Das St. Elmsfeuer, im Alterthum als die leibliche Erscheinung der Dioscuren oder der Helena angesehen, wird im Christenthum als die Gegenwart des hl. Phokas oder Nikolaus oder Erasmus (Ermus, S. Elmo) betrachtet; noch schöner aber als S. Maria selber, die „Maris Stella“.

Die vier Hauptwinde galten bei den Alten als göttlich, die Mittelwinde als dämonisch, von Typhoeus stammend. Jenen und der Tranquillitas, der Windstille, wurden Opfer- und Dankaltäre nach gewonnenen Seeschlachten gewidmet. Aber auch dem Elias erscheint Gott in einem stillen, sanften

Sausen, der heilige Geist kommt wie Windesbrausen, der Psalmensänger fährt auf den Fittichen des Windes, er macht Winde zu Boten (Engeln), Sturmwinde richten das Wort Gottes aus und loben ihn. Jesus Sirach spricht ihnen Gehorsam, also Willen zu. Zacharias (6, 1—8) sieht die vier Winde dienend vor dem Herrn erscheinen und ausgehen, das göttliche Strafgericht über alle Völker der Erde zu vollstrecken. Sie fahren auf Wagen. In der Offenbarung Johannis haben Engel die Winde in der Hand, also derselbe Übergang wie sonst. Auf christlichen Sarkophagen erscheinen sie oft, ins Horn blasend und mit der Linken auf den Kopf nachdrückend, später gewöhnlich nur als Köpfe (Blasengel), auch als Thierköpfe, Vogelköpfe, Tritonen, auf Schläuchen sitzend, in Giotto's „Navicella" als zwei nackte Jünglinge, geflügelt, auf Wolken, Hörner blasend. Auch Blasebälge kommen vor.

Im Luftgott Aër, umgeben von den Musen und den Erfindern der Musik zwischen den vier Winden, drückt das Mittelalter die akustische Seite des Windes aus.

Ursprünglich benennt man nur zwei Weltgegenden, Aufgang und Niedergang, dann vier, endlich acht und zwölf. Sie werden durch die zwölf Winde hypostasiert, die wie die zwölf Apostel in alle Welt hinausgehen.

Das Naturgefühl der Antike äußerte sich weniger in der Landschaftsmalerei als in der Belebung der Gebirge durch Berggötter und Bergnymphen (Oreaden). Aber auch im alten Testament fürchten sich und freuen sich die Berge, hüpfen, jubeln und jauchzen. Die christliche Kunst stellt die Berge in männlicher Gestalt dar, einen Schurz um die Lenden. Sonst erscheinen sie auch mit Zweigen bekränzt, Zweige in den Händen.

Das Erdbeben wurde von den Alten entweder dem Gotte Poseidon, oder dem Riesen Typhoeus zugeschrieben. Beim Ausbruch des Vesuv i. J. 79 glaubte man die Giganten leiblich im Rauche zu sehen. Sonst verschuldet noch der tragende Atlas Erdbeben. Aber auch S. Chrysostomus nennt das Erdbeben den Herold des Zornes Gottes, der seine Stimme heller als Posaunenschall hören läßt. Raffael hat das Erdbeben auf einer Tapete der Apostelgeschichte als einen Riesen gebildet, der in der Öffnung der Erde erscheint.

Den antiken Personificationen der Flüsse stehen die Bilder des Psalmisten zur Seite, der die Ströme in die Hände klatschen läßt. Der antiken wie der christlichen Kunst sind die liegenden Gestalten eigen, Greise, Jünglinge, Kinder, Genien, Nymphen, Köpfe, je nachdem größere oder kleinere Wässer zu charakterisieren sind, mit Ruder, Urne, Stierhörnern, Schilf, Füllhorn, Seegethier, Muscheln. Antik sowohl wie christlich ist das Bild des Lebens als einer Schiffahrt, die zum Hafen des seligen Todes führt, daher die Seelenbarke, der Fisch u. s. w. Der schon citierte Sannazaro

schildert den Jordan, den bläulichen König, den Erzeuger der feuchten Gewässer, umgeben von seinen Töchtern, den Najaden, deren neunzehn mit Namen bezeichnet werden, sinnend in einer Grotte, gestützt auf die krystallene Urne, auf der prophetische Bilder der Taufe Christi eingegraben sind. Verwundert erhebt er aus den Wellen das bemooste Haupt mit den Hörnern am Stiergesicht; er erinnert sich der Weissagungen des Proteus von der Zukunft Christi und von seinem eigenen künftigen Ruhm.

Länder und Städte werden im Alterthum theils durch ihre Kultgötter personificiert, so Argos durch Here, Athen durch Athene, Kypros durch Aphrodite, theils durch Genien oder Tychen (Fortunen). Wenn Homer die Mauern Trojas einen heiligen, schimmernden Kopfschmuck nennt, so bildet der Künstler die Stadtgöttin mit Thurmkrone, er legt ihr einen Flussgott zu Füßen, Ähren in die Hand und gibt so ein über die Wirklichkeit gesteigertes ideales Stadtbild. Die alttestamentliche Anschauung kennt dagegen Engel, die den Völkern vorgesetzt sind, Daniel kennt einen Engel von Persien, von Griechenland, von Israel (Michael). Die Apokalypse zeigt uns Engel der sieben Gemeinden. Man nahm daher nach der mosaischen Völkertafel 70—72 solcher Engel an. Clemens von Alexandrien lässt durch diese Engel die Heiden in der wahren Philosophie angeregt werden. Origenes glaubt, dass jedes Land zwei Engel habe, einen guten und einen bösen. Ihr Werk ist die nationale Sprache rc. Eusebius hält den Abfall der Völker für die Folge der Versuchung durch den bösen Engel, oder für die Folge des Nichtbeharrens in seinem Berufe. Dionysius Areopagita weiht einen ganzen Engelchor, den der Fürstenthümer, diesem Berufe, und Thomas von Aquin nimmt in der Hauptsache diese Meinung an. Neben dieser Auffassung geht aber auch die bloß allegorische einher, die sich gleichfalls auf das alte Testament stützt. So schaut ja Jeremias die Stadt Jerusalem als Witwe einsam sitzend, Jesaias nennt sie die Tochter Sion, nennt Sidon eine geschändete Jungfrau. Die Apokalypse lässt Rom trunken sein vom Blut der Märtyrer, beschreibt es als geschmücktes Weib auf dem siebenhäuptigen Thiere reitend. Die christliche Kunst folgt mehr dieser zweiten Auffassung und lässt die erstere unbenutzt.

Gerade an diesem letzten Beispiel mag man ersehen, wie unerschöpflich und unerschöpft noch manche Motive der Kunst sind. Dies zu zeigen ist auch ein Zweck dieser Notizen. Das ruhelose irrende Herumtasten nach neuen Motiven, das der modernen Kunst eigen ist, wird nur dann einer dauernden Kulturarbeit Platz machen, wenn der analytische, auflösende Zug der Zeit einem synthetischen, aufbauenden weichen wird.

Dazu mag uns das Beispiel großer Kunstepochen fruchtbringend anleiten.



Des Liedes Werden.

Von Franz Eichert.

Wie die Wolke droben zieht,
Wie die Blume drunten blüht,
Wie die Thräne schimmernd sinkt;
Wie der Himmel flammend winkt,
Wenn das Sonnenauge bricht, —
Wird geboren ein Gedicht.

Wie die Quelle silbern wallt
Aus des Felsens Herzensspalt,
Wie der Himmel leuchtend blaut,
Wie der Bergwald flüstert traut,
Wie der Herr im Donner spricht, —
Wird geboren ein Gedicht.

Wenn ein liebend Wesen bebt,
Weil sein Himmel ihm entschwebt,
Wenn der Blitz des Schmerzes fährt
In die Seele, leidbeschwert,
Wenn ein Herz im Scheiden bricht, —
Wird geboren ein Gedicht.

Wenn des Jünglings Stahl erblitzt,
Treue, Recht und Unschuld schützt,
Wenn der Mann vor Gott sich neigt,
Wenn ein Strahl des Himmels steigt
Auf des Greises Angesicht, —
Wird geboren ein Gedicht.





Unser Verhältnis zu Goethe.

Von **Karl Muth.**

Die 150. Wiederkehr von Goethes Geburtstag (28. August 1749) hat dem letzten Jahre mit der Hundertzahl achtzehn den Charakter eines Jubiläumsjahres verliehen. Es war das für die verschiedensten Kreise eine willkommene Gelegenheit, sich mit dem Altmeister deutschen Schriftthums wieder einmal ausgiebiger zu beschäftigen, für die einen aus innerem Bedürfnis, weil sie wirklich über das seltsame Geburtstagskind etwas Neues, Zeitgemäßes zu sagen hatten, für die anderen, weil die Mode einen conventionellen Huldigungsact gleichsam verlangte. Alle aber sprachen dabei, bewusst oder unbewusst, ihr Verhältnis zu Goethe aus, zugleich offenbarend, wes Geistes Kinder sie seien.

Dass da seltsame Dinge zutage kamen, wer wollte sich bei dem Zustand unseres öffentlichen, geistigen Lebens darüber wundern? Wir wollen uns darüber auch durchaus nicht aufregen. Wir sagen nur soviel: Im Ganzen war das Bild unerfreulich, im Einzelnen widerspruchsvoll und nur zu kleinem Theil schön, vernünftig und befriedigend. Denn diejenigen Verehrer Goethes, die ihm und seiner Dichtung mit innerer geistiger Freiheit gegenüberstehen, die in ihrer eigenen Weltanschauung so befestigt sind, dass sie sich durch die Meinungen und Ansichten Anderer nicht beirren lassen, die hinreichend Achtung vor der Persönlichkeit eines großen Mannes empfinden, um auch da noch in ihrem Urtheil besonnen zu sein, wo sie um höherer Rücksichten willen tadeln müssen, die schließlich genügend empfänglichen Sinn und Verständnis besitzen für das Große und Schöne einer harmonisch entwickelten Menschennatur, sie bilden ja heutzutage erfahrungsgemäß immer die Minderheit. Wer wollte sich darüber aufhalten? Das ist immer so gewesen und wird immer so sein. Erstaunlicher ist dagegen eine andere Erscheinung. Wir machen nämlich, wenn wir nach den besonnenen Verehrern Goethes Umschau halten, die befremdliche Beobachtung, dass, soviel auch auf katholischer Seite in neuester Zeit über den Dichter und Menschen Goethe geurtheilt und geschrieben worden ist, sich doch kaum eine tonangebende Stimme darunter befindet, die jener gekenn-

zeichneten erfreulichen Minderheit beigezählt zu werden verdiente. Und doch ist es stets das Vorrecht einer großen, umfassenden, in sich gefestigten Weltanschauung gewesen, allen Lebenserscheinungen mit dem besonnenen und furchtlosen Sinn echter Weisheit zu begegnen; und doch rüstet eine solche Weltanschauung ihre Bekenner — mögen diese Erscheinungen auch noch soweit jenseits ihrer Grenzen liegen — mit dem Muthe aus, gerecht, billig und wahr zu sein! Ist uns dieser Muth abhanden gekommen? Oder ist der auf das Große gerichtete Sinn, der soviele unserer edlen Vorfahren bei aller Strenge in der Behauptung und Vertheidigung ihrer religiösen und sittlichen Überzeugungen beseelte, etwa unzeitgemäß geworden? Fast könnte man es glauben. Denn so einseitig ist Deutschlands größter Dichter heutzutage dem Urtheil und Schiedsspruch des lärmenden Parteisinnes verfallen, dass eine ruhige Abschätzung, eine pietätvolle Würdigung bei uns kaum dem Verdachte mangelnder Gesinnungstüchtigkeit zu entgehen vermag.*)

Fragen wir nach der Ursache dieser unerfreulichen Erscheinung, so werden wir einen Hauptgrund finden in der zum größten Theil berechtigten Opposition gegen jenen übertriebenen und unwürdigen Cultus, wie ihn die Goethomanen durch ihre blinde und geistig unfreie Glorification gezüchtet und streitbare Geister in bewusster Einseitigkeit ihren besonderen Zwecken dienstbar gemacht haben. Kann man doch fast sagen, dass die letzten Jahrzehnte keine wie immer geartete Bewegung noch Richtung oder Schule hervorgebracht haben, die sich nicht ihr Sprüchlein aus Goethe geholt und ihn auf diese Weise, gleichviel ob mit oder ohne Gewalt, zum geistigen Mitstreiter ausgehoben hätten. Dabei tritt nicht selten die bewusste apologetische Verwertung Goethe'scher Anschauungen in den Dienst unchristlicher, unkirchlicher Richtungen oder macht den Dichter auch zu einem Vorkämpfer selbst solcher Bestrebungen, die ihm, wenn wir ihn nicht einseitig nehmen, unzweifelhaft fern gelegen haben.

Einseitigkeiten aber erzeugen immer wieder Einseitigkeiten. Und so ist es denn keine verwunderliche, sondern im Gegentheil eine sehr natürliche, folgerichtige und verständliche Sache, dass sowohl der blinden Glorification der Persönlichkeit Goethes als auch der einseitig tendentiösen Ausbeutung seiner

*) Als ein Beispiel von mehreren sei hier nur erwähnt, dass unlängst eine stark verbreitete und angesehene katholische Zeitschrift mit einer ihr zur Beurtheilung vorgelegten kleinen Abhandlung über Goethe nur deshalb nicht ganz zufrieden war, weil der sich maßvoll auf Goethes Dichtung beschränkende katholische Verfasser nicht auch Goethes Leben mehr beleuchtet, mit anderen Worten, nach landläufiger Art sich über die Persönlichkeit des Dichters sittlich entrüstet hätte. Sie meinte ihm daher den Rath geben zu müssen, dem Büchlein bei einer allenfallsigen zweiten Auflage noch einige „Tropfen aus der Baumgartner'schen Apotheke“ beizufügen, wodurch es jedenfalls empfehlenswerter würde.

Anschauungen eine ebenso blinde Abneigung wie einseitige Hervorkehrung seiner Schwächen gegenübertritt, um gleichsam nach allopathischen Grundsätzen, den geistigen Krankheitsprocess durch ein ihm direct entgegengesetztes Mittel zu bekämpfen.

Von der zweiten Einseitigkeit möchte ich hier reden. Denn sie ist es, die heute unser Verhältnis zu Goethe zum Schaden unseres Geisteslebens beherrscht und einengt, sie ist es, die selbst eine Würdigung Goethes nach seinem bleibenden Werte erschwert und die schließlich auch jene unerquicklichen, geradezu roh beschimpfenden Ausfälle gegen Goethe zeitigt, denen man in neuerer Zeit in der Presse und anderweitig, auch wo es sich nicht um Abwehr und Polemik handelt, immer wieder begegnen muss.

Angesichts der Offenherzigkeit Goethes selbst bedarf es keines Beweises, dass sein Leben, das sich über einen Zeitraum von mehr als achtzig Jahren erstreckt, der dunklen Stellen, der moralischen Verirrungen und Schwächen mehr bietet, als selbst der Bewunderer seines unvergleichlichen Genius nachsichtsvoll hinnehmen möchte; es ist ferner eine Thatsache, dass von dem sittlichen Schutt, aus dem der Dichter, wie er freimüthig selbst gesteht, sein Leben mehrmals wiederherstellen musste, manches auch in einzelnen Schöpfungen abgelagert wurde, und dass daher auch sein dichterisches Lebenswerk kein durchaus ungetrübtes ist; es muss außerdem zugestanden werden, dass er in religiöser Hinsicht durchaus kein klares, einheitliches, geschweige denn ein vom christlichen Standpunkte erfreuliches Bild bietet, indem in jüngeren Jahren religiöse Schwarmgeisterei mit sanguinischen Unmuthsäußerungen gegen das Christenthum (à la Lavater), im mittleren und höheren Alter pantheistische Selbstberuhigung mit herrlichen Manifestationen christlicher Erkenntnisse in merkwürdig launenhafter Verquickung abwechseln. Je nachdem man nun bald diese, bald jene Stufe seiner Entwicklung einseitig ins Auge fasst, diese oder jene Stimmung als die herrschende in seinem Leben annimmt, die Äußerungen eines tief religiösen Sinnes nur als helle Augenblicke, seine Ausfälle gegen Christenthum und geoffenbarte Religion als momentane Aufwallungen des Unmuthes und der Verstimmung der reizbaren Dichterseele beurtheilt, geschieht es, dass sein Lebensbild bald in dunklerem, bald in hellerem Lichte erscheint, dass wir hier mit Verdruss uns wegwenden, weil wir sein ganzes Lebenswerk eben im Dienst jener auflösenden Ideen stehend wähnen, dort mit wehmüthiger Bewunderung seinen Genius verehren, der so Hohes geleistet, aber vielleicht zu noch Höherem berufen gewesen wäre. Sowohl die eine wie die andere Betrachtungsweise erscheint mir jedoch lückenhaft. Sie beide leiden an dem gleichen Fehler, dass sie Goethes Entwicklung nicht in ihrer Totalität nehmen, dass sie abwechselnd bald mehr von diesem, bald mehr von jenem Abschnitt

seines Lebens ihr Urtheil abhängig machen, ohne dass die einseitigen Ankläger vor allem dabei bedenken, wie wenig moralischen Wert es schließlich auch für die Nachgeborenen hat, wenn eines großen Mannes Schwächen biographisch gleichsam zum übelduftenden Strauße gebunden werden, anstatt dass wir auch in solchen Naturen bei allen ihren sittlichen und religiösen Irrungen die doch immer wieder vorhandene sittliche Erkenntnis und Kraft freudig verehren. Dass diese Kraft und insbesondere die bessere Erkenntnis bei Goethe in vielen Abschnitten seines Lebens vorhanden war, dass vor allem seine bedeutendsten Schöpfungen nichts weniger als Beschönigungen seiner Fehltritte sind, er im Gegentheil nach Dichterart manche Schwäche seiner Natur durch die entsprechende Darstellung des Vergehens gesühnt hat, wer wollte das leugnen?

Vor allem aber ist bei einem abschließenden Urtheil über den sittlichen Wert von Goethes Persönlichkeit, sofern uns überhaupt ein solches Urtheil zusteht, auszugehen von dem, was er über Religion und Sittlichkeit am Abschluss seiner Entwicklung gedacht, nicht von dem, was der Entwicklungsgang selbst an Schutt und Schlacken, gleich der Moräne eines zu immer größerer Reinheit anwachsenden Gletscherstromes, zurückgelassen hat. Gewiss, auch dann noch werden wir als christlich denkende und empfindende Menschen bei weitem nicht alles gutheißen, noch uns ungetrübt an ihm und seiner Zeit, aus der heraus er allein beurtheilt werden darf, erfreuen können, aber wir werden ihm wenigstens diejenige Achtung zollen, die er als einer, der „immer strebend sich bemüht“, beanspruchen kann, auch wenn er das Ziel, wohin unser Wunsch ihn tragen möchte, jedenfalls der äußeren Form nach, nicht erreichte. Ich glaube, man darf ganz wohl den Satz aufstellen: wer maßlos gegen Goethe eifert und ihn, wie in letzter Zeit leider wiederholt geschehen, einen Wüstling nennt, hat in Goethe nur das Wüste gesucht oder verstanden, aber jedenfalls die hohe Kunst und die hohe Schönheit nicht erkannt.

Goethe selbst gesteht einmal, offenherzig wie er immer zu sein pflegt, (und dieses Bekenntnis von der Schwäche der auf sich selbst angewiesenen Natur ist christlicher als hochmüthiges Aburtheilen über den Fall des Nächsten), dass es wohl kein Vergehen gäbe, dessen er nicht selber fähig gewesen wäre — und wer von denen, die sich in pharisäischem Schelten und Splitterrichten gefallen, wagt von sich das Gegentheil zu behaupten? Kein Mensch kann uns wehren, was am Ende nur Pflicht ist, der Sünde gegenüber auf Gottes Gebot hinzuweisen, aber ein anderes ist es, den Hass gegen die Sünde auch auf den Menschen zu übertragen.

Die gerügte Einseitigkeit in der Beurtheilung Goethes auf unserer Seite hat aber nicht nur ihre leicht verständlichen psychologischen Ursachen,

sondern auch darüber hinaus ihren ganz besonderen Zweck. Insofern es gilt, die schädlichen Folgen der blinden Überschätzung zu paralysieren und die durch sie leicht entstehende Verwirrung der sittlichen Begriffe, sowie die Abstumpfung des christlichen Feingefühls für das sittlich Erlaubte und Zulässige zu verhüten, kann man mit dem Zweck durchaus einverstanden sein, ja, wird man einen Einspruch um dieses Zweckes willen geradezu für unerläſslich erachten müssen. Fraglich ist in diesem Fall nur die Zweckmäßigkeit des angewandten Mittels, und diese erlaube ich mir, wenigstens soweit der gebildete, mit Goethe näher vertraute Theil des Volkes in Betracht kommt, ernstlich in Zweifel zu ziehen. Bei dem gebildeten, selbständig urtheilenden und reiferen Menschen reizt eben nichts so sehr den Widerspruch als die absichtsvoll sich vordrängende, zu Schlagwörtern verdichtete und der Taktik die Wahrheit opfernde Einseitigkeit. Auch hier gilt das evangelische Wort, daſs nur die Wahrheit frei machen kann und zwar nur die volle und ganze, nicht eine nach Opportunitätsrücksichten vormundschaftlich zubemessene Wahrheit.

Je mehr und unausgesetzter die Schule wie das öffentliche Leben, die Zeitungen wie die Wissenschaft, die Kunst wie die Litteratur, die private wie die officielle Begeisterung thätig sind, die Verehrung, Schätzung, ja Überschätzung unserer Classiker zu fördern, die Bekanntschaft mit ihren Werken durch billige Ausgaben, die öffentliche Anerkennung ihres Wertes durch zahlreiche Denkmäler gleichsam zu erzwingen, um so wichtiger wird es sein, die schädlichen Folgen der Überschätzung so abzuwehren, daſs der Einzelne nicht direct vor die Wahl gestellt werde, zu zweifeln entweder an der sittlichen Zurechnungsfähigkeit des größten Theiles der Nation oder an der Wahrhaftigkeit und Fähigkeit der Gegner Goethes, diesen überhaupt in richtiger Weise zu verstehen. Es wäre im höchsten Grade unklug und kurzsichtig, wenn sich die positiv gläubigen Elemente durch gewisse Extravaganzen der Gegenseite von der berechtigten Opposition in eine so allgemeine Verstimmung hineintreiben ließen, daſs alle auf die Beschäftigung mit Goethe angewandte Zeit, Mühe und Kraft nur dem einen Zwecke geweiht wäre, immer wieder zu beweisen, wie wenig das Leben Goethes dem Ideal eines christlichen Lebens entsprach. Eine solche Arbeit hat an und für sich ihre Berechtigung gegenüber den Verherrlichungen der Goethomanen, aber sie ist rein negativ und deshalb für jeden wahren Fortschritt im Guten, Großen, Tüchtigen unfruchtbar. Wäre Goethe auch wirklich ein „sittenloser Schurke“, ein „vollendeter Wüstling“, ein „elender Mensch“ gewesen, in dessen „auf den Schindanger“ gehörenden Werken man „das Grunzen des Thieres“ vernimmt (alles nach Form und Inhalt tiefbedauerliche und unbegreifliche Werturtheile jüngsten

Datums!) nun, so ist er doch wohl kaum auch für den beschränktesten Eiferer nur dies allein, so liegt doch jedenfalls in ihm auch noch Besseres, da nicht nur mehrere Generationen seiner eigenen Nation, nein, die ganze civilisierte Welt auch in ihren besten Vertretern der menschlichen Größe seiner Persönlichkeit sowie dem unvergänglichen Zauber seiner Dichtung ihre Huldigung darbringt.

An dieses Bessere gilt es positiv anzuknüpfen; die Fülle des Großen, Guten und Tüchtigen, die Goethes Leben trotz alledem birgt, gilt es nutzbar zu machen, sei es, dass der Gereiftere und vornehmlich der zum schriftstellerischen Wirken Berufene seine Werke immer wieder in richtigem Geiste zur Hand nehme, sei es, dass wir die Lehren, die auch sein Leben in vielfacher Hinsicht uns gibt, unbefangen nach ihrem vollen Werte würdigen und für unsere eigene Entwicklung beherzigen.

Der schlimmste Ausweg aber, auf den man angesichts einer so seltsamen Erscheinung wie Goethe gerathen könnte, wäre unstreitig der mehrfach gewagte Versuch, sogar die dichterischen und litterarischen Verdienste dieses Mannes einzig um des obenangedeuteten Zweckes willen zu schmälern und herabzusetzen. Es ist ja ohne Zweifel schwieriger, die Bewunderung von Goethes Genius und Dichtung, wenn sie erst einmal geweckt wurde, so zu beeinflußen, dass sie im richtigen Augenblicke und an der richtigen Stelle aussetzt, vor allem die Person, bezw. ihre Schwächen und Mängel aus dem Spiele lässt. Aber so unbequem diese Bewunderung für den Seelsorger im Hinblick auf denkschwache Individuen auch immer sein mag, so lässt sich doch die, offenbar aus massenpädagogischen Erwägungen entsprungene Vorsicht nicht rechtfertigen, welche eben mit dem Unkraut auch die nährende Frucht ausreißt, indem sie versucht, sogar den Dichterlorbeer Goethes entsprechend zu lichten. Die wirksame Bekämpfung der Gefahr liegt aber sicherlich nicht hier, noch auch, selbst der Jugend gegenüber, wie Prof. Dr. A. Ehrhard sagt, „in den ‚gereinigten' Classikerausgaben, die verschiedentlich versucht wurden, sondern in der Stärkung der Glaubensüberzeugung und in der Hebung der Sittlichkeit bei Lehrern und Schülern".*) An und für sich wird ja sicherlich kein Mensch ein kritisches Herantreten an Goethes Dichtung tadeln wollen, nur muss dies Thun aus Absichten entspringen, die in der Sache selbst begründet liegen. Die Wahrhaftigkeit der Gesinnung ist auch hier die einzige Rechtfertigung für das strengste Vorgehen der Kritik; mit anderen Worten, das specifisch Künstlerische, Dichterische eines Werkes darf ich

*) Hettinger, Timotheus, 2. Aufl. besorgt von Dr. Albert Ehrhard, Professor an der Universität Wien, 1897 S. 112, Fußnote.

wohl aus künstlerischen Motiven, ästhetischen Bedürfnissen, niemals aber aus moralischen, religiösen, politischen oder gar persönlichen angreifen und herabsetzen.

Dass die verkleinerungssüchtigen Bestrebungen, wie sie in neuerer Zeit auch in großem Stile Goethe gegenüber Mode geworden sind, ausschließlich diesen Ursprung haben, will ich nicht gerade behaupten. Aber die Tonart, in der die Kritik des öfteren geübt wird, ist meist so unwürdig, die Gründe, die man vorbringt, sind vielfach so unzureichend, dass man es dem Gebildeten unmöglich verübeln darf, wenn er ihr mit Misstrauen gegenübersteht und den peinlichen Eindruck empfängt, es handle sich bei diesem ganzen Aufgebot nur um den taktischen Tric, einem überspannten Personencultus einmal scharf den Weg zu kreuzen. So ist es z. B. ein Leichtes, eine Reihe von Vorzügen, die sich bei den verschiedensten Dichtern vereinzelt finden und unter denen nicht nur die Fruchtbarkeit eines Lope, sondern auch die verhältnismäßig schnelle Production eines Scott, Manzoni u. a. eine Rolle spielen, als eben soviele „Mängel" bei Goethe nachzuweisen, um sodann dessen Können und Verdienst durch solche Scheinmängel zu schmälern. Als ob es überhaupt einen Dichter und Künstler gäbe, der alles, Fruchtbarkeit und Originalität, Kunstvollendung und bedeutenden Inhalt, Leidenschaft und classische Ruhe, Klarheit und Tiefe, Würde und Munterkeit, Weichheit der Empfindung und Kraft der Darstellung, nationale Begrenztheit und kosmische Universalität, Schärfe des Verstandes und Tiefe des Gemüthes in höchster Potenz in sich vereinigte! Und doch ist es gerade der große deutsche Dichter, der alle diese Vorzüge, wenn auch nicht gleich stark, so doch in einer wunderbaren harmonischen Vielseitigkeit besitzt und in seinen Schöpfungen auf das Anmuthigste bethätigt, ja, der darüber hinaus durchaus eigenartige Vorzüge aufweist, auf die wir später noch zu sprechen kommen werden.

Aus dem Gesichtswinkel seiner Verkleinerer betrachtet, ist natürlich der Schaden, der unserem Geistesleben aus der Kaltstellung Goethes erwachsen würde, nicht sonderlich hoch anzuschlagen. In der That wäre er jedoch nicht minder beträchtlich, als wenn wir etwa die heidnischen Classiker links liegen lassen wollten nur deshalb, weil sie als Heiden wahrhaft Bedeutendes im engeren christlichen Sinn nicht zu leisten vermochten. Auch ihnen gegenüber hat sich geistige Beschränktheit ja wiederholt wortgewaltig erhoben, und der Kampf, den ein Dupanloup in Frankreich, ein Hettinger u. A. in Deutschland gegen eine kurzsichtige Ignorierung der großen Heiden zu Gunsten griechischer und römischer Schriftsteller und Dichter der altchristlichen Zeit geführt haben, steht in bester Erinnerung. Es ist immer dieselbe kleinmüthige Auffassung von dem Walten des göttlichen Geistes in der Menschheit, des *λόγος σπερματικός*, wie die Väter ihn nannten, immer dasselbe ängstliche

und vielfach gänzlich ungerechtfertigte Misstrauen, das uns auch gegenüber allen außerhalb der Kirche gemachten wissenschaftlichen und künstlerischen Errungenschaften der neuen Zeit unthätig zuwartend oder auch schlechtweg ablehnend Gewehr bei Fuß stehen läßt, während oft ein unbefangenes, tieferes Eingehen auf solche Erscheinungen ihnen sehr bald das anfänglich Verblüffende und Beängstigende nehmen und uns befähigen würde, dieselben, soweit sie auf exacter Forschung beruhen, mühelos und ohne Zwang noch Widerspruch auf irgend eine Weise in unsere Weltanschauung einzugliedern.

So leicht es nun besonders bei Goethe sein dürfte, diesen Eingliederungs- und Assimilierungsprocess bezüglich des Ewiggiltigen, Großen und Wahren seiner Dichtung durchzuführen, mit anderen Worten, so einfach es innerhalb des Katholicismus als des stetigen Bindegliedes zwischen der altclassischen und der modernen Zeit sein muss, das richtige und ersprießliche Verhältnis gerade zu demjenigen Dichter zu finden, in dessen Poesie sich die Vermählung des christlich-modernen Geistes mit der Antike vollzieht, so selten ist in neuerer Zeit der Versuch gemacht worden, dieses Verhältnis, soweit wir es jetzt schon vermögen, etwa nach der Anregung Friedrich von Schlegels und vor allem ohne bittere und störende Polemik gegen tobende Korybanten festzustellen. Gerade von unserm Verhältnis zu Goethe gilt es, was schon vor Jahren in der österreichischen katholischen Litteraturzeitung klar und unverblümt ausgesprochen worden ist, „dass die, mindestens gesagt, oberflächliche, ideenlose, nichts weniger als geistreiche Art, in der sich die neue katholische Wissenschaft zum Theil mit den jenseits der Kirche liegenden geschichtlichen Entwicklungen der Menschheit abzufinden weiß, zu den Ursachen gehöre, welche tiefer strebende und empfindende Geister namentlich auf dem Boden unseres deutschen Vaterlandes zu einem so extremen Gegensatz gegen die heilige Wahrheit des Christenthums und der Kirche getrieben hat."

Diese Art kennzeichnet sich Goethes Poesie gegenüber besonders auch in der Beurtheilung ihres sittlichen Wertes. Gilt es doch den meisten litterarischen „Sittenrichtern" heute so ziemlich als ausgemacht, dass Goethes Werke, etwa mit Ausnahme des Tasso, der Iphigenie, des Epos Hermann und Dorothea und der Novelle, mehr oder minder unsittliche, unlautere oder doch anstößige Erzeugnisse „eines Wüstlings auf sittlichem Gebiete" sind. Denn wie könnte man einen Götz, Werther, Egmont, Meister, die Wahlverwandtschaften und einen Faust, von anderem ganz abgesehen, der Jugend und dem urtheilsunfähigen Volke gefahrlos in die Hand geben? Der letztere ist sogar schlechthin „durch Religion und Sittlichkeit" (!) zu lesen verboten. Der Umstand, dass unreife Leser allenfalls die Bestätigung ihrer

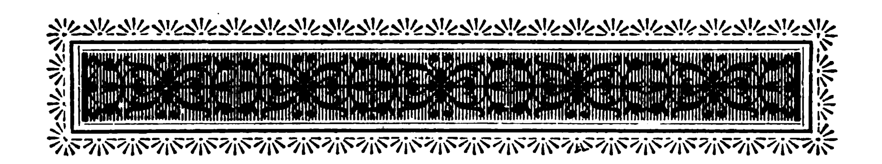
eigenen Verkehrheit darin lesen könnten, gilt demnach als eigentliches Kriterium der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit eines Werkes. Und doch müssten selbst die ehrwürdigsten Bücher unsittlich genannt werden, wollte man ihnen gegenüber diesem selben Maßstab Geltung einräumen. Wie anders, wieviel tüchtiger, geistvoller und wahrheitsliebender urtheilte da noch vor einigen Jahrzehnten der treffliche und sicherlich unverdächtige Heinrich Bone in seinem Handbuch für den deutschen Unterricht! „Will man, so schreibt er, Goethes Poesie (und nur darum handelt es sich; die Person steht allzeit einem höheren Richter gegenüber) von Seite ihres sittlichen Gehaltes würdigen, so muss man erstens sie in ihren Hauptwerken nehmen und nicht an einzelnen, meist durch Gelegenheit motivierten Äußerungen kleben; und man muss zweitens ihr begegnen als lebendiger Schöpfung ähnlich wie der Natur und dem wirklichen Leben, und dann hat sie in demselben Maße einen tiefsittlichen Hintergrund, als ihr Vordergrund ein Spiegel der Wahrheit ist. Denn Wahrheit und Sittlichkeit ist nur Eines; es gibt keine Wahrheit, die nicht eine Vertreterin, eine Besieglerin der Sittlichkeit ist, so gewiss, als innerer Friede nur bei der Tugend wohnen kann; mag ein Dichter den Bösewicht, den Leichtfertigen, den im Sinnentaumel Vergrabenen mit all seiner Verhärtung und eingebildeten Lust vorführen, wollte er ihn zugleich als innerlich beruhigt und wahrhaft beseligt darstellen, so hörte er auf, Dichter zu sein, weil ihm die Wahrheit fehlt; sein Werk ist Machwerk; er fühlt es nicht, er glaubt es selbst nicht, er lügt. Diese Nichtbefriedigung, diese innere Marter oder Leere, wie sie mit dem Grade der sittlichen Vollendung und der Anerkennung des Göttlichen das entgegengesetzte Verhältnis bewahrt, oder, was eigentlich dasselbe ist, dieses alte, ewige Lied von der Schuld, bildet eben den schauerlich ernsten Hintergrund für den oft reizend beruhigten Vordergrund der Goetheschen Poesie. Ein Werther wird durch seine Hingabe an eine bloße Gefühlswelt zum Selbstmord, d. h. zum Verlangen nach Vernichtung geführt; ein Prometheus, jenes Titanen-Element, das sich in jedem tüchtigen Menschen regt, gehört in Eisenbande an den Kaukasus; ein Faust, der dem Dämon des Augenblicks, der Lust und Verneinung nachgibt, ringt von Unbefriedigung zu Unbefriedigung und nur das göttliche Element des ewig Sterbenden kann gerettet werden; wer heilige Bande, das Band der Ehe zerreißt, zernagt sich selbst, er sucht nach dem Hungertode (Wahlverwandtschaften); ja, wer auch nur die scheinbar zufälligen Formen des Lebens verletzt, wie Tasso, er kommt damit nicht durch, sondern schlingt sich die Freiheit zu Banden; die Reinheit aber steht glorreich über alle Kraft; wo Iphigenie vor Undank und Nothlüge zurückbebt, da setzt sie das ins Werk, wonach List und Kraft mühsam gerungen; und so hoch steht die

Idee der Buße, dass selbst jenseits die Fürbitte der Büßenden die letzte Stufe zu der über alles hilfreichen Mater gloriosa bildet."

Wenn somit die Hauptwerke Goethes nicht wesentlich unsittlich genannt werden können, vielmehr durchgängig eine tiefsittliche Grundlage haben, weil er eben das treu Beobachtete nie im Sinne vorgefasster Meinungen bearbeitete, und daher immer die volle und objective Wahrheit gibt, so kann auch kein pädagogischer Gesichtspunkt es rechtfertigen, sie schlechtweg als unsittlich zu bezeichnen und hierdurch dem Dichter einen ungerechten Makel anzuhängen. Wie zur Natur, so muss man auch zum wahren Dichter Religion und Sittlichkeit mitbringen, um sie bestätigt zu finden, bemerkt Bone zutreffend. Da aber meist nur der reife Mensch beides in genügendem Maße besitzen wird, so besteht kein Zweifel, dass ein jeder große Dichter, heiße er Homer, Sophokles, Dante, Shakespeare oder Goethe, nicht im Hinblick auf die Jugend und das geistig unmündige Volk, sondern nur von großen, menschheitlichen Gesichtspunkten aus beurtheilt und bewertet werden darf. Wie dies aber selbst sogar der Jugend gegenüber geschehen kann, ohne dass die Wahrheit dabei irgendwie Abbruch erleide, noch dem jugendlichen Geist verwirrende oder seinen Horizont unzuträgliche einengende Begriffe mit auf den Lebensweg gegeben werden, dafür könnte meines Erachtens die Einleitung, die der obgenannte Schulmann sogar in ein Schulbuch zu schreiben für gut fand, allzeit mustergiltig bleiben.

(Schluss folgt.)





Lienhard „der Fürst".

Von Karl Domanig.

Seines Zeichens war er Drechsler gewesen und, wie die Leute erzählen, sogar ein ganz geschickter. Kegel und Kegelkugeln verstand er zu drechseln wie weitum kein anderer, und jede Arbeit, die er lieferte, war sauber und accurat. Er gab sich mehr als nöthig Mühe damit, nicht um viel zu verdienen, aber um sich selber und anderen genug zu thun, der Ehre halber. War endlich wieder eine Kugel aus Lignum sanctum fertig geworden, so zeigte er sie in der Nachbarschaft herum, und es verdross ihn, wenn man mit dem Lobe zurückhielt. Er brummte dann, dass die Leute nichts verstünden oder einem keine Ehre gönnten, und nahm es dagegen für bare Münze, als ihm der Hirschenwirt, der Schalk, einmal sagte: „Lienhard, Dich werden sie schon noch bitten, des Kaisers Reichsapfel zu drechseln; in die Länge wird's der alte ja so nicht mehr thun, da kommen sie g'wiss zu Dir, gib nur acht!" Das hielt er für lauteren Ernst. Jahre lang wartete er auf die Bestellung des Kaisers. Und noch ein anderes Steckenpferd hatte er sich eingethan: er wollte eine Maschine bauen, mit der man einen oblongen Rahmen herstellen könnte. So ein „langelet's Rahml" hatte, wie er meinte, noch kein anderer zustande gebracht, und wenn er das Kunststück ersänne, das war der Mühe wohl wert. Gelernt hatte der Lienhard nicht viel, und von der Welt hatte er wenig genug gesehen; zehn Stunden im Durchmesser, mehr maß sein Horizont nicht. Aber er wusste sich selbst in seine Welt, so klein sie war, nicht zu schicken: allerlei hochfliegende Mücken plagten ihn, allerlei Schrullen erzählte man sich von ihm, schon da er noch in die Schule gieng — das war wohl ein Erbtheil von seiner Mutter selig, die man nicht anders nannte als „'s lappete Geadele"; jetzt, seit Jahr und Tag, heißt ihr Sohn nicht anders mehr als „der Fürst". Und wie er es zum Fürsten gebracht hat das eben will ich erzählen.

Eines Nachmittags saß Lienhard, der Drechsler, in seiner Werkstatt und hielt Zwiesprach mit einem Büblein, das ein bausbackiges, faules Kerlchen war, der Freund des Alten. Der Bube kauerte mit eingezogenen Füßen im Fenstersims, und die Julisonne spannte einen tiefblauen Hintergrund in den Rahmen, eine Weinranke hieng darüber her. Der Lienhard sah hin, und es mochte ihm wohl wieder sein altes Problem in den Sinn gekommen sein, ein Oblong zu drechseln, einen ovalen Rahmen um des Knaben Köpfchen: da hörte man die Stimme seines Weibes von der Hausthüre her. „Lienhard, Lienhard" rief sie, als wenn sie's nicht erwarten könnte, die Neuigkeit zu melden, die sie mit nach Hause gebracht hatte. Als sie aber

die Stubenthüre geöffnet und ihren Lienhard wieder einmal so vor sich sah im süßen Nichtsthun, mit offenen Augen die Zeit verträumend, da übernahm sie der Ärger: „Bist' halt wohl wieder der Alte! Wenn ich nicht z'haus bin! Wo Du doch weißt, wie knapp es uns geht . . ."

„Wenn kein' Arbeit nicht ist und kein Auftrag", gab der Angeredete in weinerlichem Tone zurück.

„Aber könnt'st' nicht was vorarbeiten! Ein Spiel Kegel und Pfeifenröhrlen und Spitzlen haben wir noch immer verkauft. Na, was ich jetzt sagen will, wenn Du der Mann bist, der ein Geld verdienen will — mein, aber wer weiß, ist 's Dir anständig! — jetzt wär' Gelegenheit da! Versäumen thust' nichts zu Haus, und lang hätt'st keine leichtere Arbeit und kein' besseren Verdienst nicht g'habt, ein Weibsbild schier würd's ermachen . . ."

„Was nachher?" fragte der Lienhard gedehnt und misstrauisch.

„Einen Fremden könntest' führen! Über die Wolfsscharten! Den Weg hätt'st' oft g'nug g'macht, und seine Packteln tragen . . ."

„Packteln tragen, Packteln tragen, hm, sind andre da! Darfst den Führern nicht einpfuschen, würd' ein schöner Verdruss herauskommen, da."

„Eben nicht! Keiner z' haben ist mehr, hat er g'sagt, der Postmeister, im ganzen Dorf kein Mannsbild, das morgen gehen könnt'! . . . Und etwa ein vornehmer Herr wär's, der Dich brauchet'. G'rad ist er kommen mit Extrapost, und von sei'm Kammerdiener hat er erzählt, dass er ihn hätt' gestern heimschicken müssen, weil er ihm erkrankt sei . . ."

Jetzt stutzte der Lienhard und schaute mit weitgeöffneten Augen sein Weib an: „Ein Fürst wird's ja halt wohl sein das", sagte er. „Ein Fürst! Ah freilich . . . Mein Festtagsg'wand, Weib! Das Festtagsg'wand sag' ich, ich weiß, was ich sag', mit ein'm Fürsten geht man nicht anders!"

„Jetzt mach' Dich aber nun g'rad einmal hinüber zum Wirt und lass Dir's sagen, wie's steht! Vor Morgen geht Ihr ja nicht."

Aber der Lienhard musste sich erst in sein Festtagsgewand werfen, ehe er auch nur aus dem Hause heraustrat, und dann schritt er bedächtig und vollbewusst in das Posthaus und erkundigte sich nach den Wünschen „des Fürsten".

„Ich weiß von kein'm Fürsten", sagte die Kellnerin . . . „Na na, Lienhard, das bild'st' Dir ein, das ist nichts. Ein' Kammerdiener halten und mit der Extrapost fahren, dazu braucht's noch kein' Fürsten!" Der Lienhard machte eine ernste Miene und ließ die Kellnerin seine Überlegenheit fühlen: „Reden wir mit dem Postmeister"! Der Wirt musste erst geholt werden, und hatte nicht Zeit mit dem Lienhard lange zu verhandeln. „Kann sein", sagte er, „ins Fremdenbuch hat er sich noch nicht eingetragen. Wirst's wohl erfahren, wenn's Dich wundert. Aber jetzt die Sach' ist die: ob Du den Fremden hinaufführen willst auf die Wolfsscharten und d'rüben hinunter nach St. Gertraud? Nun also — weißt', ich hab' nicht lang Zeit, Lienhard, muss es kurz machen; um 4 Uhr in der Frühe will er g'weckt sein. Da wartest' ihm g'rad vor'm Haus!"

Der Lienhard legte stumm seine flache Rechte auf's Herz mit einer Feierlichkeit, die den Wirt zum Lachen brachte. „Nun also, ist gut, ich kenn' Dich. Behüt' Dich

Gott! . . . Na, Lienhard," setzte er im Abgehen dazu, „wer weiß, wenn's ein Fürst ist, nachher der, der könnt' Dir etwa wohl den Auftrag verschaffen auf dem Kaiser sein' goldenen Apfel! Musst reden damit!"

Der Lienhard wurde roth über und über, denn der Gedanke war ihm ja schon selbst aufgestiegen! Fast zitternd vor Erregung, ganz versunken in Tiefsinn, kam er nach Hause. Zu seinem Weiblein redete er kaum noch; früh gieng er zu Bette und konnte nicht schlafen. Der Fürst, der goldene Reichsapfel, die Ehre und die Schwere der übernommenen Aufgabe — es ließ ihn nicht mehr zur Ruhe kommen. Um 3 Uhr stand seine Morgensuppe auf dem Tisch; er aß nur wenig; dann kniete er auf die Fensterbank mit dem Gesichte gegen das Posthaus und betete, so gut es gehen mochte, sein Morgengebet. Dabei ließ er es geschehen, dass ihm sein besorgtes Weiblein Proviant und ein Fläschchen Schnaps in die Tasche steckte. Dann besprengte er sich dreimal mit Weihwasser und gieng.

Fast eine halbe Stunde patrouillierte er vor dem Wirtshaus, bis der Hausknecht das Thor öffnete. Jetzt konnte der Lienhard zum Fürsten! „Aber, na, wart' nur, noch ist's nicht Zeit! G'weckt hab' ich ihn, ob er aufsteht, ist eine and're Frag'." Das mochte wohl sein; denn was ein Fürst ist . . .

Nach wieder einer halben Stunde erschien die Küchenmagd und rief den Lienhard ins Speisezimmer. Und dort saß nun der Fremde beim Frühstück. „Guten Morgen", grüßte er den Eintretenden; „Sie wollen mich also begleiten? Wir haben ja herrliches Wetter heute." Lienhard verbeugte sich stumm und tief genug. Er hätte sich noch tiefer verbeugt, wenn nicht die freundliche Anrede des Fremden, sein ungezwungenes heiteres Wesen in ihm der Verdacht erweckt hätte, dass er es vielleicht doch wohl nicht mit einem Fürsten zu thun habe... Zum weiteren Nachdenken hatte er indes keine Zeit. Der Fremde übergab ihm seinen Rucksack, seinen Plaid, die Flasche mit Wein, einen kleinen photographischen Apparat, immer noch kam ein Stück dazu, so dass der Lienhard zwar nicht eben schwer zu tragen hatte, aber bepackt war wie ein geduldiges Müllerthier. So traten sie an. Des Drechslers Weib sah verstohlen hinter Goldlack und Nelken auf sie herab und kicherte und winkte, als der Fremde vorüber war, dem zehn Schritte weiter folgenden Gatten. Lienhard sah sie nicht oder wollte sie nicht sehen. Denn er selbst kam sich vor seinem jetzigen Ich fast zu gemein vor. Er besah die Dinge, die er um den Leib trug: die Flasche, den Plaid, die Tasche, alles von feinster Art, alles von eigenem vornehmen Duft — so nahe hat der Lienhard einem großen Herrn niemals gestanden. Denn ein großer Herr, wenn auch nicht gerade ein souveräner Fürst, so doch ein Graf, ein gebietender Herr, war der Fremde gewiss. Das zeigte auch schon sein ganzes Äußere, die hohe Statur, die aufrechte Haltung, der schwere Schritt — Lienhard hatte Mühe in gleichmäßiger Entfernung zu bleiben, erst später, als der Weg steil anstieg, hieß ihn der Fremde vorangehen.

Im Wandern fragte der Herr allerlei, und Lienhard wusste Bescheid. Er kannte die Namen der Orte, der Berge, die Bräuche im Thal. Nur die Form, in die er seine Antworten kleidete, gab ihm zu schaffen: er wollte schriftdeutsch sprechen, und das gelang übel, und vor allem glaubte er darauf achten zu müssen, dass er sich in der Anrede nicht etwa verfehle. Das „Sie" und „Ihnen", jede persönliche Ansprache vermied er. Denn vielleicht hätte sich ein ganz anderer Titel, „Durchlaucht" oder weiß Gott welcher geziemt. In die Länge gerieth es ihm nicht, er fiel, je

länger je mehr aus der Rolle, einmal platzte er gar mit einem „Du" heraus. Da lachte der Fremde und ermunterte ihn, nur so zu sprechen, wie er es könne und es gewohnt sei: „Ich kann Euch verstehen und was braucht's mehr? Für heute sind wir Kameraden". „Kameraden"! Das Wort saß. Lienhard fühlte sich gehoben, er wurde zutraulicher und fieng an unaufgefordert zu reden; erst von Dingen, die den Herrn zu interessieren schienen, dann ein wenig von sich; und was und wie er von sich erzählte, das gerade schien das Interesse, die zunehmende Neugier des Fremden zu erwecken.

Als sie nach längerem Marsche hoch oben im Gehölz an eine Quelle kamen, wollte der Fremde Rast halten. Er hieß seinen Begleiter die Tasche öffnen und den Proviant ausbreiten: kaltes Fleisch, Eier und Weißbrot — Dinge, die der Wirt eingepackt hatte, dann etwas, das der Lienhard nie gesehen hatte: eine Conservendose mit Hummer. Der Fremde begann zu essen und lud seinen Führer ein, mit zuzugreifen. Lienhard dankte verschämt und zog seinen eigenen Proviant hervor: ein Stück schön geselchten Speck, schwarzes Hausbrot und die Flasche mit Schnaps, selbstgebrannten Hollunder.

„Wenn's Euch recht ist", meinte der Fremde, „wollen wir gemeinsamen Tisch halten". Und er schnitt sich ein Stück Hausbrot, dann ein paar Schnitten vom Speck ab; verkostete darauf das Kalbfleisch des Wirtes und griff wieder zu dem schönen Speck, während er dem Lienhard den Hummer zuschob, der ihm ja selten sein werde. Lienhard verstand nicht die Dose zu öffnen, der Fremde besorgte es. Dann führte jener ein Stück des rothen Hummerfleisches zum Munde, andächtig und fürsorglich, wie die Juden das erste Manna verspeist haben mögen. Aber welche Enttäuschung: schal und eklig für den Gaumen des Bauers! Er trat abseits.

„Das mundet Euch nicht"? lachte der Fremde.

„Nein, b'hüt' Gott, da müsst' man ein' eigenen Magen haben!"

Der Herr nahm selbst einige Bissen vom Hummer, kehrte aber wieder zu Speck und Schwarzbrot zurück.

Jetzt fieng Lienhard an zuversichtlich zu werden. Als der Fremde ein Glas vom mitgebrachten Weine getrunken und seinem Begleiter von demselben angeboten hatte, reichte ihm dieser seinen Hollunder: der wäre schon echt, sein Weib hätte ihn selbst gebrannt. Der Fremde kostete, trank und rühmte das Getränk außermaßen.

„Ihr verköstigt mich bei weitem besser als ich Euch!"

Lienhard glaubte nicht recht verstanden zu haben. Der Fremde bekräftigte seine Worte: dem sei wirklich so. Und wenn man die Sache beim Licht betrachte, meinte er mehr zu sich selber, der Mensch im gesunden Zustand findet ja immer am Einfachsten und Natürlichsten Geschmack, am homerischen Schweinefleisch, wie am Epos Homers.

So wohl und so gehoben hatte sich aber unser Lienhard seiner Lebtag niemals gefühlt; denn jetzt sah er sich gleichgestellt mit einem Menschen, der, wenn er auch vielleicht kein Fürst war, doch zu den bevorzugtesten Erdenbewohnern zählte. Ja, was hatte derselbe in diesem Augenblicke vor ihm voraus? Der arme Drechsler war so gesund wie jener, genoß der herrlichen Bergluft, der weiten Fernsicht in das Hochgebirge, labte sich an Speis und Trank so wie jener. Und daſs sein Speck, sein Hausbrot und sein Hollunder gar noch den Preis erhielten vor der Küche des Herrn, das, das muſste er seinem Weibe erzählen, das war zu merkwürdig!

Der Fremde brach auf. Lienhard packte zusammen und hieng sich seine Siebensachen wieder um den Leib. Da fühlte er sich um etwas niedriger als jener; was thut's? Dafür hatte jener ihn zu bezahlen, und auf dem Heimweg kann er, der Lienhard, den Herrn spielen. Da wird er alles Gepäckes ledig sein und noch Geld in der Tasche tragen. Heute Knecht — morgen Herr, besser so als umgekehrt.

„Mit Verlaub“, wagte Lienhard zu fragen, „es wird solche schon geben, die ihrer Lebtag nur befehlen können?“

Der Fremde lächelte. Er dachte vielleicht nicht, dass der Bauer auf einem Umweg seinen Stand erfragen wollte, und erwiderte: „Mein Lieber, je höher die Menschen stehen, desto abhängiger sind sie. Der Fürst erst recht; er ist es vom Hofe, von der Gesellschaft, von seinem Kammerdiener sogar, glaubt mir das!“

Jetzt dämmerte es in Lienhard auf: er hatte also richtig geschlossen: vom Kammerdiener auf den Fürsten. Jetzt stand es ihm fest und außer Zweifel: der Herr, den er begleiten durfte, war wirklich ein Fürst!

Und ein Gefühl fast wie Andacht, daneben aber ein stolzes Selbstbewusstsein, fieng an sich in der Brust des Lienhard festzusetzen. Er verfiel in einen andern Ton, voll Gemütlichkeit und voll des Zutrauens. Einen Titel brauchte er seinem Begleiter nicht zu geben, in nichts unterschied sich seine Rede von dem Geplauder, das er in einer gutlaunigen Stunde mit seinem Weibe oder mit dem kleinen Freunde unterhielt. Nur, dass er nicht „Du“ sagte, davor hütete er sich. Er kramte langsam seine Pläne aus: sprach von seinem Versuch, ein Oblong zu drechseln, von dem Ruhme seiner Kegelkugeln (darauf wusste der Herr nicht Bescheid) und endlich von seinem Herzenswunsche, den Reichsapfel drechseln zu dürfen. Da lachte der Fremde hell auf. „Ihr stellt Euch den Kaiser wohl so vor, als ob er immer im Krönungsornat dastünde? Oder wenigstens in Uniform? He? . . . Der Kaiser trägt sogar zuweilen ein Kleid, gerade wie Ihr Bauern hier.“

Lienhard riss die Augen weit auf.

„Gewiss, wenn er auf der Jagd im Gebirge ist! Seht her da!“

Und der Fremde wies auf ein Anhängsel seiner Uhr, eine goldene Klippe, die an der Kette hieng: sie zeigte das Bild des Kaisers im Jagdcostüm.

Lienhard strengte seine Augen an: aber wirklich, das war der Kaiser, den er von den vielen Bildern aus ja kannte, und, was er trug, war wirklich ein Lodenhut mit einem Gemsbart, eine Lodenjoppe, wie sie der Lienhard selbst am Werktag trug, Kniehosen und Wadenstrümpfe und grobgenagelte Bergschuhe.

„Und ich meine,“ fuhr der Fremde fort, „nie fühlt sich Seine Majestät glücklicher und wohler, als wenn er sich so kleiden darf: das sind die Zeiten seiner Erholung“.

Lienhard wurde nachdenklich. Der Kaiser, wenn er sich etwas Gutes anthun will, kleidet sich wie der Lienhard am Werktag — das, das war ihm im Traum nicht eingefallen! . . Und der Fremde begann wieder. „Mit dem Reichsapfel, mein Lieber, steht es so: der ist in Jahrhunderten nicht soviel abgenützt worden, dass er nicht noch ein Jahrtausend zum Gebrauch dienen könnte — mit dem Reichsapfel werdet Ihr dem Kaiser nicht dienen können. Den Jäger aber habe ich gekannt, der dem Monarchen den Gemsbart zum Geschenk anbot, den er da auf dem Hut trägt, und darüber hatte der Kaiser seine Freude. Ja, guter Freund, wenn der Kaiser einmal mit Euch menagierte, so wie wir beide heute, Euren Speck und einen Schluck von Eurem Hollunder würde er auch nicht verschmähen“.

Der Weg wurde steiler und beschwerlicher, der Fremde schwieg, und Lienhard gewann Zeit, das Gehörte zu überdenken — es war fast zuviel auf einmal, was da seiner Fassungskraft zugemuthet wurde: — der Fürst, der Kaiser, der Lienhard, alle drei zusammen in gleichen Lodenröcken, vom selben Brote essend und aus derselben Flasche trinkend — das möchte er wohl erleben! Aber ja, mit dem einen, dem Fürsten, hat er es soeben erlebt . . .

Kurz, nachdem die beiden das Joch überstiegen hatten, trafen sie auf eine Sennhütte und traten ein. Der Senner kochte eben zu Mittag und lud die Reisenden ein zuzugreifen, mit dem landesüblichen Spruch: „Seid's eing'laden“. Der Fremde nahm das ernstlicher, als es vielleicht gemeint war, griff nach seinem Silberbesteck, das er nach Touristenart bei sich führte und versuchte das goldbraune Gebäck, das in der Pfanne schmorte. Er lobte des Senners Küche. Lienhard sah ihm verwundert zu, er für seine Person war kein Liebhaber von Sennerkost. Nur die Milch, die der Senne darauf hinstellte, ließ er sich schmecken; und der Fremde hielt da abermals mit. Es zeigte sich nun deutlich: der war nicht zum erstenmal im Lande, der hatte schon manche Hochtouren unternommen und verstand es mit Leuten aus dem Volk zu verkehren; ja es machte ihm offenbar Freude.

Als der Senn, der gar nicht weltscheu war wie unser Lienhard, allerhand Fragen an ihn richtete: woher er wäre, und ob's ihm hier gefalle, und was er in der Stadt denn für ein Geschäft habe, da machte es jenem Spaß die Fragen — wenn auch offenbar etwas ausweichend — zu beantworten: er lebe in Wien, komme aber schier alle Jahre in's Hochgebirge und wäre seines Zeichens — nun ja, Soldat.

„Aber nachher wohl ein höherer?“ meinte der Senner, der auch seinen Militärpass vorzeigen konnte. „Einmal Major g'wiss? . . . Oder ein Oberst gar?“ . . . Der Fremde lächelte. „Deikert“, sagte der Senn, kratzte sich hinter den Ohren und wagte nicht weiter zu fragen. Aber der Fremde fieng jetzt an, ihn nach seinen Erlebnissen im Militär auszuforschen. Das war Gesprächsstoff. Der Senn wusste was zu erzählen. Er hatte in den Bocche di Cattaro mitgefochten. Rede und Widerrede füllten eine Stunde aus, so dass es niemand gewahrte.

Die Kriegsgeschichten waren nun nicht nach dem Geschmacke unseres Lienhard, aber was ihn lebhaft interessierte, war, den Fürsten und den Senner so miteinander sprechen zu sehen, so ganz wie zwei Kameraden, so lebhaft und ungezwungen. Lienhard saß in einer Ecke am Herdfeuer und verwandte kein Auge von den Beiden, und das Lächeln der Zufriedenheit wich nicht von seinen Lippen.

Endlich musste man aufbrechen. Bergab gieng es schweigend und rasch. Der Weg war überaus steil. Da unten lag das große Alpenhôtel.

Es war gegen 2 Uhr nachmittags, als die Touristen das Hôtel erreichten. Der Fremde schritt nach der großen Veranda, die leer war; Lienhard bescheiden dahinter.

Jener nahm an einem runden Tische Platz und hieß seinen Begleiter das Gepäck in die Ecke stellen; kaum aber hatte er Platz genommen und den Schweiß von der Stirne getrocknet, als aus der Glasthüre des anstoßenden Speisesaales ein vornehmer Herr und [illegible] rauf zwei vornehme Damen eintraten und eilends auf ihn zugiengen.

„N[illegible] hörte er den Herrn sagen und aus dem Gekicher der Damen [illegible] wie[illegible] „Durchlaucht, Durchlaucht“ zu hören. Da

stellte sich der Lienhard weit abseits und wartete, bis ihm Befehl ertheilt würde, bis er entlassen wäre.

Die Freunde des Fürsten aber (denn einen solchen haben wir nun allerdings vor uns) setzten sich auf dessen Einladung an seinen Tisch; Kellner im Frack erschienen, brachten die Speisekarte, Getränke und Speisen wurden aufgetragen, und laut und fröhlich unterhielt man sich in jener Ecke, während in der anderen unser Lienhard stand, vergessen und unbeachtet, ein richtiger „der Niemand“. Der Fürst saß eben zufällig mit dem Rücken gegen ihn, und schien in der That auf ihn vergessen zu haben. Was sollte nun der Lienhard hier? Seine Schuldigkeit hatte er freilich gethan und konnte gehen; aber so ohne ein B'hüt Gott kann er sich doch nicht aus dem Staube machen? Und so ohne alle Entlohnung durfte er ja wohl auch nicht zu seinem Weib heimkehren. Zwar das Geld, er für seine Person frug wenig darnach, wenn er sich nur verabschieden durfte wie ein ehrlicher Christenmensch.

Endlich nahm er seine Zuflucht zu einem Kellnerjungen. Ob er meine, flüsterte er, dass Seine Durchlaucht noch lange speisen würde? Der Piccolo sah ihn an: was denn er hier im Saale zu suchen habe? Wenn er nicht der Diener Seiner Durchlaucht wäre, für die Bergführer sei die Schwemme da, er soll sich dahin packen!

Lienhard suchte die Schwemme auf und ließ sich, da die Kellnerin in ihn drang, etwas vorsetzen. Aber seine Gedanken waren oben in der Veranda; er meinte, dass der Fürst nach ihm fragen könne, er wurde unruhig und verdrossen. Denn es gieng auch schon auf 4 Uhr, es war, wenn er heute noch, und wär's um Mitternacht, nach Hause kommen wollte, die höchste Zeit, den Heimweg anzutreten.

Endlich hatte er es erwartet, was zu erwarten war. Ein befrackter Kellner von oben trat auf ihn zu, reichte ihm eine Banknote als Führerlohn von dem Fürsten und entfernte sich wieder. Lienhard rief ihm nach: ob man denn nichts mehr wolle von ihm? ... Sicherlich nein; der Fürst habe sich für morgen der Gesellschaft angeschlossen, die mit den bereits gedingten Führern die Elferspitze besteigen wolle; jetzt übrigens habe sich Seine Durchlaucht zurückgezogen und werde Siesta halten. Der Kellner sprach sehr hochdeutsch, so dass Lienhard wiederholt fragen musste; denn die Sache wollte ihm auch gar nicht eingehen. Er dachte dies und jenes und meinte immer wieder, so werde ihn der Fürst doch nicht entlassen können, bis der Kellner endlich grob wurde und sagte: „Dummer Bauer, scher' Dich zum Teufel!“

Da stand der Lienhard noch eine Weile da, was blieb ihm übrig als endlich den Heimweg zu suchen? Er war aber wie verwirrt, die Kellnerin musste ihn sogar an die Bezahlung mahnen und sah ihn misstrauisch an. Da ward ihm schwül in dem Hause und peinlich, er sehnte sich heim, zu seinem Weibe, dass er reden könnte mit ihr und dass er nur wieder daheim wäre! ...

* * *

Auf demselben Wege, den er gekommen, schritt der Lienhard heimwärts. Es war nicht möglich sein Dorf heute noch zu erreichen, aber er konnte auf dem Joch beim Senner Unterkunft suchen, schlimmsten Falles in einem Heustadl auf den Mähdern.

Rascher als er es sonst gewohnt war, stieg er bergan. Als die Waldgrenze erreicht war, sank die Sonne; er beschleunigte aufs neue seinen Schritt, denn er

rechnete, dass der Senner, der früh auf musste, auch zeitlich das Bett suchte. So war es; er fand die Hütte bereits geschlossen. Die Hirtenbuben, die dort nächtigten, lagen im tiefen Schlaf, aber der Senn war zum Glück noch wach und öffnete: „Musst halt auf dem Heu fürlieb nehmen."

Lienhard war herzlich froh nur wieder unter Dach zu kommen und bei Menschen zu sein; die Dämmerung war ihm heute so gespenstig vorgekommen, er glaubte allerlei Unholde zu sehen, allerlei Spukgeschichten waren ihm eingefallen und ließen ihm keine Ruhe. Jetzt athmete er wieder auf.

Er nahm seine noch halb volle Schnapsflasche heraus und reichte sie dem Senner: „Weil Du auch gut bist mit mir". Das war willkommene Gabe; der Senn that einen kräftigen Schluck und setzte ihm dagegen eine Schüssel Milch vor. „Musst nicht meinen, dass es mir g'rad gar so pressiert." Sie schickten sich an, eine Weile zu plaudern. Der Senner hätte gern näheres über den hohen General vernommen, aber kein Wort über den Fürsten kam aus Lienhards Munde, als ob er Ursache hätte, sich seiner zu schämen oder als ob er an ihm sich vergangen hätte — er wusste es nicht. Er fühlte sich nur wie zurückgestoßen in einen Abgrund — er mochte nicht daran denken und lenkte das Gespräch ab: „Im Winter wirst' nicht sennen", fragte er, „was thust' im Winter? Zu St. Gertraud unt' bleibst', nicht?"

„Na ja, halt' so pasteln, die Leut' brauchen allerhand, und ich bin ja g'lernter Drechsler."

„Ah so, Du ein Drechsler? . . . Na", meinte Lienhard erfreut und zuversichtlich, „da wirst mich wohl auch kennen, dem Namen nach?"

„Etwa gar der Lienhard", lachte der Senner. „Ah's Lienhardl, schau her da! Ei wohl hab' ich g'hört von Dir!"

Jetzt wusste Lienhard nicht recht, ob er sich seines Rufes freuen dürfe, so eigenthümlich im Tone war die Rede des Senners. „Von meinen Kugeln wirst etwa g'hört haben", fragte er etwas schüchtern.

„Na wohl sonst auch allerhand", lachte der Senn, „weißt' wohl, was die Leut' alles z'sammen reden".

„Von meinen Kugeln hast' nicht g'hört?" fragte der Lienhard noch einmal, den es kränkte, dass er nur seiner Absonderlichkeiten wegen in der Leute Mund sein sollte, und dass von seiner Kunst gar nicht die Rede war.

„Aber ja, das hab' ich ja auch g'hört, dass d' schöne Kugeln drechs'lst. Ist auch etwas, dasselb' kann nicht jeder."

„Kannst leicht Du 's?"

„Weiß nicht, hab's lang nimmer probiert. Ist eine Malefiz-Arbeit dasselb'. Mein Meister, weißt', hat die Knödel nie recht z'wegbracht."

Das Gespräch drehte sich weiter um das Handwerk; da dämmerte es in Lienhard auf, dass er vielleicht hier etwas über sein Problem erfahren könnte.

„Bist' auf Wanderschaft g'wesen?" fragte er.

„Ha, wie weit! Jed's Jahr um ein Land weiter. Bald da, bald dort."

„Auch in den Städten?"

„O ja, in Wien d'runt' hab' ich g'arbeit', etliche Wochen lang, und z' München draußt."

„Da wirst' was g'lernt haben und was g'sehn?“

„Allerhand, ja, Schön's und Schiech's, wie's so kommt.“

„Sag, hast' ein' Meister einmal troffen, der ein langelet's Rahml drechseln kann?“

Lienhard lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit der Auskunft.

„Ein langelet's Rahml? Das musst' mir besser erklären.“

Lienhard versuchte, sich zu erklären. Ein ovaler Rahmen, das war es, was er meinte, was auf der gewöhnlichen Drehbank allerdings nicht herzustellen ist. „Ich mein', eine eigene Maschin' würd's dazu brauchen, nicht? Meinst' nicht auch? Ich hab' mich schon geplagt, viel Jahr' lang“ —

„Du möcht'st sie erfinden? Ah, selb' könnt'st Dir aber ersparen, Lienhardl, Maschinen erfinden, die schon lang auf der Welt sein.“

„Schon — lang — sein?“

„Aber natürlich. 90 Gulden kost' eine, ich kann's Dir sagen; 's gibt aber theurere, weißt', wo's schon verzwickt hergeht, und wo d' gar alles drechseln kannst, was Dir einfällt.“

„Du hast solche g'seh'n?“

„Ah an mehr Orten! In München, weiß ich, bei zwei Meistern.“

„Und nachher bringen sie damit ein langelet's Rahml zuweg? G'setzt den Fall, paß auf, es käm' Dir ein's und brächt's Dir eine schmerzhafte Muttergottes, a langelete, die früher a Blechrahml g'habt hat, und Du sollst ihr jetzt ein nußholzernes dafür machen, schön gekehlt, das accurat eng anschließt um das langelete Bild. Das brächtest Du z'weg?“ ...

„Ich nit — aber der die Maschin' hat und umz'geh'n weiß damit — der leicht!“

„Leicht auch noch?“

„Ein Dutzend in einem Tag, wenn's kleckt!“

Dem Lienhard war's wie Mückentanz vor den Augen. Jetzt mochte er nicht weiter reden, wie eine Last lag es auf ihm. Er fühlte plötzlich das Bedürfnis allein zu sein und verlangte ins Heu. Aber als er sich kaum hingelegt hatte, so verdrossen, so niedergedrückt und enttäuscht, da schlief er ein; denn er hatte eine durchwachte Nacht hinter sich und einen bewegten Tag, wie er wenige noch erlebt, dazu der weite Weg und die frische Nachtluft der Alpe.

Beim Morgengrauen waren die Hirtenbuben schon auf den Füßen und warteten auf ihre Brennsuppe, die der Senner bereits in Arbeit hatte, indes sie sich der empfindlichen Morgenkühle durch „Schnöllen“ erwehrten. Das Handwerk verstanden sie. Es krachte und wetterte in der Dämmerung und hallte von den Felswänden wieder, als ob die Piemontesen im Land wären: da war's denn auch mit dem Schlaf des Lienhard zu Ende. Er mußte sich lange besinnen, bis er seine Lage begriff und die Ereignisse, die ihn hierher gebracht, sich wieder vergegenwärtigt hatte: den Fürsten, der mit ihm aß und trank und der ihm den Abschied schuldig geblieben, das Hôtel mit dem groben Kellner, die inhaltschwere Unterredung am Abende. Aber das Alles stand jetzt in schreckhaften Formen vor ihm. Er sah den Fürsten mit einer zornig-verächtlichen Miene, hörte den Kellner zur Kellnerin sagen: dummer Bauer, spitzbübischer; und der Senn spottete seiner, die Leute im Dorfe liefen

zusammen und lachten: ’s Lienhardl, ’s Lienhardl, der Pulvererfinder! . . Der helle Schweiß trat ihm endlich auf die Stirne, er schnellte empor, streifte das Heu von den Kleidern und suchte den Ausgang. Da stand der Senn vor dem flackernden Herdfeuer und wies nach der Morgensuppe: „Kannst grad mithalten. Die Buben haben Dich nimmer schlafen lassen, gelt, die Malefizer!“

Nein, das wär’ ihm recht so, meinte Lienhard kurz, es dränge ihn jetzt nach Hause. Selbst zum Frühstück wollte er keine Zeit mehr haben. Ein flüchtiges Vergeltsgott und auf und davon, in wenigen Minuten war der Lienhard aus den Augen um die Ecke und im Walde verschwunden.

„Ein biss’l narret muss der Lienhard schon doch wohl sein“, meinte der Senner; zwar mit dem Fremden hab’ er sich zu benehmen g’wusst, das wohl, und sein Handwerk verstehe er auch, das könne er, der Senner, beurtheilen, „aber ’s richtige hat’s doch wohl nicht damit!“ . . .

* * *

Die Drechslermeisterin, das gute Weiblein, war inzwischen den hl. Dreikönigen, die sie als Reisepatrone verehrte, einen Rosenkranz schuldig geworden, als endlich gegen die Mittagszeit ihr Lienhard wieder zur Thüre hereintrat. Die Freude, dass sie ihrer Sorge um ihn nun enthoben war, wurde ihr nur leider getrübt durch das wortkarge Wesen des Mannes. Jede Antwort auf ihre neugierigen Fragen musste sie ihm förmlich herausziehen, manche blieb er ihr trotzdem schuldig. Dass ihn Kummer drücke, das sah sie; sie meinte aber, die wahre Ursache entdeckt zu haben, als er ihr endlich verrieth, er habe vom Fürsten nicht einmal Abschied nehmen können. Ja, was es denn dann mit seinem Führerlohne war? Er reichte ihr schweigend sein Geldbeutelchen, das sie mit gieriger Freude öffnete: es enthielt Kupfer- und Nickelstücke, fast so viel als sie ihm mitgegeben hatte und eine verknüllte 10-Gulden-Note. Das war eine Enttäuschung für sie. Sie sah ihn an: „Ja, bist Du denn deswegen in der Nacht nicht heim kommen, weil Du Geld hast verthun müssen? Und so nothwendig, schau, wie wir’s braucht hätten!“ — Die Rede nahm Lienhard bitter übel, er starrte sie an und wollte reden, drehte sich aber um und gieng in seine Werkstätte.

Über eine Weile kam sie ihm nach, um gute Worte einzulegen; da fand sie ihn, wie er ein Beil in Händen hatte und vor dem Modell stand, an dem er seit Jahren gezimmert, darauf er all seinen Witz verwendet hatte: „Kommst recht“, sagte er hitzig. „Weißt’, zu was das Ding da taugt, zu was es nutz ist? Zum Feuermachen, siehst’!“ Und er that den ersten Hieb auf das künstliche Gerüst. „Zum Brennsuppen einkochen“ — ein zweiter Hieb zertrümmerte die Arbeit von Jahren. Voll Ingrimm hieb er weiter drauf los, bis nichts mehr da war als lose Trümmer, Späne und Scheite für den Herd. Das arme Weiblein war sprachlos; sie fieng fast an sich zu fürchten und brach in Thränen aus. Das öffnete dem Lienhard den Mund. Er erzählte, was er vom Senner erfahren: wie seine Hoffnung vereitelt, sein Streben längst überholt sei: „Langelete Rahmlen, die drechselt Dir einer ein Dutzend im Tag!“ Des Trostes begehrte er nicht, den sein Weiblein ihm spenden wollte, er lehnte ihn bitter ab. Als sie ihm aber gar noch sagte: „Lienhard, jetzt musst’ halt grad’ wieder fürlieb nehmen mit der g’wöhnlichen Arbeit, siehst wohl

wieder, wie's wahr ist: zu hoch hinauf thut nicht gut“ — da ergrimmte der Mann: „Zu hoch hinauf? Wann hätt' ich zu hoch hinauf wollen, ich? Ha, ich — ich, das verstehst' . . .“

Er versank in Schweigen.

Am Nachmittag stahl sich das Weiblein fort ins Posthaus hinüber. Sie hatte sich gestern bereits erkundigt, was die Führertaxe über die Wolfsscharte betrug: 12 fl. 50 kr. ohne Trinkgeld, das hat sie gedruckt gelesen. Und ihr Mann hat nur 10 fl. nach Hause gebracht. Und er hat aber gewiss nichts verbraucht; wie denn auch auf der Alpe? „Dann hat er ihm halt zu wenig gegeben, der Fürst“, erklärte der Postmeister. „Weißt', das kenn' ich aus Erfahrung, solche Leut' wissen das Geld nicht zu schätzen; wo's ein Gulden thät, legen sie Dir gleich einen Fünfer aus — wie mei'm Hausknecht, dem Lois, dem hat er gestern auch ein' Fünfer Trinkgeld geben. Aber die Tax', meinen so Leut', sei für sie nicht da. Sie denken schon gar nicht d'ran. Na weißt' übrigens, da braucht's wohl nur ein Wort. Der Fürst hat sich bei mir, wie er weg'gangen ist, ins Fremdenbuch eing'schrieb'n, den erreicht schon ein Brief; der Lienhard soll ihm ein paar Zeilen schreiben, und gut ist's.“

Als die Meisterin dem Lienhard diesen Vorschlag unterbreitete, musste sie erst lange reden, er schien die Sache völlig vergessen zu haben und legte ihr so gar kein Gewicht bei. Wie sie aber weiter in ihn drang und Feder und Papier herbeischaffen wollte, da wurde er auf einmal zornig und fast gewaltthätig gegen sie, er that, wie wenn es ihm ans Leben gienge — so hatte sie den Lienhard nie gesehen. Eilends verließ sie die Werkstätte und den ganzen Abend erhielt sie kein Wort und keinen Blick mehr von ihm.

Aber auch am anderen Tag und alle folgenden stand es nicht besser um den Lienhard, vielmehr schlimmer mit jedem Tag. Den Leuten wich er aus, sein eigenes Weib sah er mit scheuen, misstrauischen Blicken an. Dabei war er nicht zu bewegen, irgend eine Arbeit in die Hand zu nehmen. Kam ein Besteller, so antwortete er ihm nicht, oder er sah ihn mitleidig an und sagte: „Musst halt wohl grad zu ein'm andern gehn, zu ein'm Drechsler“. Lienhard war immer ein Liebhaber von Selbstgesprächen gewesen; jetzt wurden sie häufiger als je, bald das einzige, was er noch verlautbarte. Die Anwesenheit seines Weibes schien ihn dabei wenig zu stören, er beachtete sie wohl nicht. Immer wieder aber waren es die Erlebnisse jenes merkwürdigen Tages, die er sich selber vorführte, vorab sein Zusammensein mit dem Fürsten und — mit dem Kaiser; er saß mit ihnen zu Tisch und hörte sie reden. Das schilderte er haarklein und genau, in pathetischem Tone. „Mein lieber Lienhald,“ sagte der Kaiser, „wir sind Kameraden.“ Und der Fürst: „Majestät, er ist eigentlich am besten daran, braucht keinen Kammerdiener“ . . .

Wochen lang gieng das so fort, von Arbeit gar nicht die Rede. Eines Morgens zog er sein schweres Winterkleid hervor von grauem Loden und steckte sich einen Gemsbart auf den Lodenhut. Und kein anderes Gewand kam seither mehr an seinen Leib. Als er sich am Frauentage sein Festtagsgewand anziehen sollte, weigerte er sich dessen mit den Worten: er wisse, was sich schicke, und wie man sich zu tragen habe. Er selber trug sich jetzt so vornehm-steif und so würdevoll, wie einer von den geschnitzten drei Königen, die er in seiner Krippe hatte; wenn er sich setzte, musste ein Polster auf dem Stuhle sein, anders that er es nicht mehr.

Zuweilen hinwieder machte er seltsame Gesten mit Händen und Füßen, griff sich an Nase und Ohren — als ob er sich vergewissern wollte, dass er noch seine Gliedmaßen besitze, und ob sie ihm auch richtig alle gehorchten. Das Weiblein betete und weinte und hatte die liebe Noth, das tägliche Essen zu beschaffen. Lienhard blieb unempfindlich dagegen. Er verlangte jetzt nichts anderes zu essen als Brot und Speck, ab und zu ein Gläschen Hollunder: „Das mögen wir, und das schickt sich." Immer wieder: „Das schickt sich." Dem Weiblein graute es oft vor seinem räthselhaften Wesen; er, wo er konnte, gieng ihr scheu aus dem Wege.

Nur einer war, dem er sich anvertraute: das dicke Seppele. Das kam ans Fenster der Werkstätte nach wie vor, um ihm bei der Arbeit zuzusehen. Aber da er nun nicht mehr arbeitete, genierte es ihn wohl, den Buben unbefriedigt zu entlassen: er hieß ihn zu sich kommen, nahm ihn auf den Schoß und discurrierte mit ihm. „Seppele!" sagte er eines Tages. „Wie viel Fingerlen? An jedem Handl 5, gelt, macht 10. Siehst', das sind schon 10! Siehst', was D' für ein Herr bist! 10 Diener g'rad an den Handlen. Und was das für eine sind! Müsstest drechseln können, dass D' wüsstest, zu was allem man die brauchen kann . . . Nachher 2 Öhrlen auch, gelt? Die Aufpasser und Zuträger! Und 2 Augen — ah, und was Du für eine hast! — die Schloswartel! Füßeln auch; ein paar Schimmel, was wären die dagegen!" So gieng es fort. Dem Seppele konnte er das erzählen jeden Tag, so oft der Junge Lust hatte, sich schaukeln zu lassen. Und das Ende vom Lied war dann immer: „Hi, bist auch wohl ein Fürstenkind, Seppele, ha'n? . . . Die andern, hi, die wissen's nur nicht, sind zu talket, hihi!"

Das merkte sich der Bausback und kramte gelegentlich davon aus; so erfuhren die Leute von den Marotten des Lienhard.

Eines Tages hatte er Lienhard angetroffen, in einen Kalender vertieft; der Junge musste ungestüm werden, um sich bemerklich zu machen. Da explicierte ihm der Lienhard brühwarm: „Da steht's aufgezeichnet und gedruckt, wann die Sonn' erscheinen muss und der Mond! Zu jeder Jahreszeit, an ein'm jeden Tag — brauchst die Uhr nur herzunehmen. Heut, siehst', um 5.32 auf, um 6.20 unter, morgen 5.33 auf, 6.18 unter... Siehst, das ist wohl wunderbar! Gar die Sonn' muss erscheinen, gar der Mond und die Stern'. Accurat wie's der Herrgott b'stimmt hat, ja, ja, zum Dienst des Menschen, denn ‚ich will dich zum Herrn setzen über die Erde' . . . Seine Hofleute sind Sonn' und Mond und was niedrigere sind seine Unterthanen — siehst': Fisch und Vögel und die Käferlen, siehst', zum Tod könnt' ich sie verurtheilen, ja ich, wenn ich wollen thät'!"

Der Junge fieng an, von seinem Lehrmeister zu profitieren; er redete die Dinge in seiner Art nach; man verbot ihm endlich den Umgang mit dem Narren.

Da ward der arme Lienhard beleidigt und gab sich wie eine beleidigte Majestät. Er schwieg sich jetzt vollends aus; saß Tag für Tag müßig in der Werkstatt auf seinem Polster, sah, den Kalender auf seinen Knien, zur Sonne empor oder spielte mit den Thierlein, den Fliegen, den Spinnen und was immer ihm in die Quere kam.

Eines Tages schlich er in die Dachkammer und holte sich, mitten in der Fastenzeit, Figuren von seiner Krippe: die heiligen drei Könige mit ihren Pagen, die die Kronen auf Polstern tragen, ihre Kameele und Pferde und die Dienerschaft. Die

Könige postierte er vor sich hin, den Tross stellte er abseits und hielt nun Zwiesprach mit den Gekrönten. Im König Melchior aber entdeckte er alsbald sein eigenes Bild; Zug um Zug, er war es ganz, er selber, der Lienhard! So hatte vorahnend ihn seine Mutter gesehen und sein Bild darnach schnitzen lassen. Das kann nun jedermann sehen und sich selbst davon überzeugen! . . .

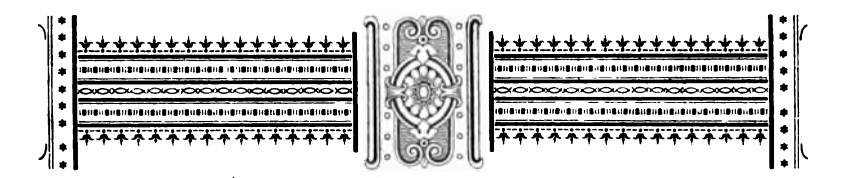
Alle Morgen vor Sonnenaufgang erhebt sich der Arme und tritt, die Uhr in der Hand, vors Haus, um zu sehen, wie sich die höchsten Bergspitzen vergolden, abends sitzt er vor'm Haus und controlliert der Sonne Niedergang, sieht die Sterne heraufziehen, sich in Reih und Glied zu Bildern stellen, jeden an seinen Posten, und lächelt zufrieden — im Selbstbewusstsein seiner Menschenhoheit und Würde.

* * *

Als im vergangenen Sommer ein Fremder im Dorfe Wohnung nahm, von dem es hieß, dass er Arzt sei, wandte sich die Drechslerin hilfesuchend an ihn. Der Mediciner beobachtete den Kranken und interessierte sich für den Fall; er ließ sich mit Lienhard in ein Gespräch ein, das zu nichts führte, erkundigte sich dann des langen bei seinem Weibe nach allem, was ihm Aufklärung über den „Fall“ geben konnte und resolvierte zuletzt: „Paranoia, Größenwahn — harmloser Natur.“



Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hans Bohatta.
Verlag der Leo-Gesellschaft. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



Der Seelenbegriff in der neueren Philosophie.

Von Virgil Grimmich.

Wir stehen an der Wende eines Jahrhunderts, welches in Bezug auf kulturelle Entwicklung unstreitig eines der größten genannt werden kann, besonders wenn wir auf die rastlose Erforschung des Naturgeschehens und seiner Gesetze, auf die unermüdliche Arbeit der Vertreter der Wissenschaft, immer tiefer in das geheimnisvolle Getriebe der Naturkräfte einzudringen und dieselben dem Wohle des einzelnen und der Gesellschaft dienstbar zu machen, unser Augenmerk richten. Aber je zahlreicher die Resultate der empirischen Forschung geworden, je mehr der Mensch die Natur und ihre Kräfte unter seine Herrschaft gebeugt hat, desto größer und fühlbarer wird das Bedürfnis der Gesellschaft unserer Tage, in einer einheitlichen, Wissen und That befriedigenden Weltanschauung die letzte Vollendung des stolzen Aufbaues ihres Gesammtbewusstseins zu finden. Wenn man unter Philosophie eine einheitliche Weltanschauung versteht, welche sich als die letzte, allumfassende Verarbeitung des empirischen Wissens zu einem harmonischen Gebäude erweist, das sowohl den theoretischen als praktischen Wissensdrang des Menschen befriedigt, so hat es wohl in der Entwicklung menschlicher Kultur wenige Epochen gegeben, in welchen der Ruf nach einer der Zeit entsprechenden Philosophie mächtiger ertönt wäre, als es in unseren Tagen der Fall ist, — leider ohne ein Genie zu treffen, welches durch intellectuelle Schaffenskraft und umfassendes empirisches Wissen berufen wäre diesem tiefgefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. An Versuchen hat es ja nicht gefehlt; aber dieselben erinnern unwillkürlich an so manche Bauten unserer Tage: schnell schießen sie empor, eine Neuerung drängt die andere, was die Anwendung technischer Baumittel betrifft, für kurze Zeit erregen sie durch äußere Nettigkeit und innere Behäbigkeit die Bewunderung der Mitwelt —, aber schon nach wenigen Jahren zeigen sich Mängel, nicht bloß in der äußeren Ausstattung, sondern in der Construction eines Theiles oder des Ganzen, welche weitgehende und kostspielige Reparaturen nothwendig machen und dem stillen Beobachter die Frage aufdrängen: wird dies Haus wohl in hundert Jahren noch stehen? Vergleicht man solche Neubauten mit

den Monumentalbauten der Alten, besonders wenn sie ein boshaft Geschick nebeneinander gestellt hat, so kann man sich der Reflexion nicht erwehren: die Alten haben mit einfachen Mitteln für Jahrhunderte gebaut, unsere unruhige Zeit baut so, dass sich schon nach Jahrzehnten die Nothwendigkeit ergibt mit anderen Mitteln um- oder wieder zu bauen. Die altehrwürdigen Denkmittel, mit welchen die philosophia perennis ihr solides Gebäude aufgeführt hat, das Jahrhunderten trotzte, sind eins ums andere von den Denkern unserer Tage verworfen worden: kritischer Übereifer hat sie ihrer Berechtigung beraubt, ohne sie aber durch neue, gleichwertige zu ersetzen. Die empirische Denkrichtung unserer Zeit will von Metaphysik nichts hören: resignationsbereiter Agnosticismus ist ihr lieber als ein metaphysischer Abschluss ihres Wissens.

Das gilt — besonders im letzten Drittel unseres Jahrhunderts — auch für jene Fragen, welche seit jeher das Interesse des denkenden Menschen am meisten in Anspruch nehmen, weil sie sein eigenes Ich, dessen individuelles Sein, dessen Ursprung und Geschick betreffen, für die Fragen, welche sich auf die psychischen Thatsachen unserer Erfahrung beziehen. Es wird als eine Errungenschaft der Psychologie unserer Tage bezeichnet, dass sie sich von aller Metaphysik losgemacht und auf den Standpunkt einer rein empirischen Wissenschaft gestellt hat, welche für ihre Erklärungen das Problem einer substanziellen Seele nicht einmal zu stellen, geschweige denn zu lösen braucht. „Die Psychologie," sagt Harald Höffding,*) „wie wir dieselbe auffassen, ist insofern eine Psychologie ohne Seele, als sie nichts über das absolute Wesen des Seelenlebens oder darüber aussagt, ob es überhaupt ein solches absolutes Wesen gibt. Ebensowenig wie die Physik sich über die transcendenten (die Erfahrungserkenntnis überschreitenden) Fragen auf dem Gebiete der äußeren Natur ausspricht, ebensowenig thut dies die Psychologie auf dem Gebiete der inneren Natur." „Die früher übliche Unterscheidung zwischen rationeller oder speculativer und empirischer Psychologie," sagt Wilhelm Jerusalem,**) „ist jetzt gegenstandslos geworden. Was man rationale Psychologie nannte, gilt jetzt allgemein als ein Theil der Metaphysik und wird von der Psychologie ausgeschlossen. Eben deswegen ist das Beiwort ‚empirisch', d. h. erfahrungsmäßig, jetzt selbstverständlich und damit überflüssig geworden." Damit hat aber die Bedeutung des Terminus „Seele" gerade in der Psychologie der letzten Zeit tiefgehende und weittragende Umwandlungen erfahren. Dem einen ist der Ausdruck

*) Psychologie in Umrissen auf Grundlage der Erfahrung. Zweite deutsche Ausgabe von Bendixen. Leipzig 1893. S. 18.

**) Einleitung in die Philosophie. Wien 1899. S. 25.

„Seele“ nur eine Collectivbezeichnung der Bewusstseinsthatsachen, für den anderen ist die Seele zum Willen geworden, welcher die psychischen Geschehnisse zur Einheit des Ichbewusstseins verbindet; der Begriff einer substanziellen Seele ist ein Denkmittel, welches die empirische „Psychologie ohne Seele“ weder kennt noch braucht; der Substanzbegriff der Seele wurde zum Actualitätsbegriffe: nur die psychischen Vorgänge, das innere Geschehen, die bewusste Lebensfunction einer organisierten Materie bilden den Gegenstand der wissenschaftlichen Psychologie. Selbst die Theorie einer psychischen Energie, welche den Äther zu ihrem Substrate hat, ist vertreten, um die Methode der Psychologie womöglich jener der exacten Naturwissenschaften zu nähern. „Diejenigen der modernen Psychologen,“ schreibt Nicolas van Grot,*) „die frei von Selbstzufriedenheit und dem Geiste der Routine feind sind, sind sich dessen sehr wohl bewusst, dass ihre Wissenschaft noch nicht eine wirklich exacte Wissenschaft ist, sondern nur ein System von Beobachtungen und concreten Erfahrungsbegriffen darbietet, die durch keine allgemeinen Gesetze und kein einheitliches Princip in ein organisches Ganze vereinigt sind . . . Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass die Psychologie nur als Experimentalwissenschaft das Ideal der Exactheit und strengen Gesetzmäßigkeit in ihren Untersuchungen und Folgerungen zu erreichen vermag. Zugleich muss man aber eingestehen, dass der modernen Experimentalpsychologie sowohl ein solcher wissenschaftlicher Grundbegriff als auch ein solches methodologisches Princip mangelt, die geeignet wären, dieselbe unauflöslich mit den übrigen exacten Wissenschaften zu verbinden, ihr einen leitenden Gesichtspunkt in allen ihren weiteren Forschungen zu verleihen, alle Formen und Veränderungen des psychischen Inhaltes und aller Thatsachen der psychischen Entwicklung unter ein Gesetz, welches etwa den Gesetzen der Erhaltung des Stoffes und der Erhaltung der Energie in den physikalischen Wissenschaften entspräche, zu subsumieren.“

Bei der hohen Wichtigkeit der philosophischen Probleme, um welche es sich hier handelt — Substanzialität und Immaterialität der Seele, persönliche Unsterblichkeit — ist es jedenfalls berechtigt, diese Auffassungen des Seelenbegriffes, welche der neueren Psychologie eigen sind, etwas näher zu betrachten, sie auf ihren logischen und ontologischen Wert zu prüfen und mit jenem Standpunkte zu vergleichen, welchen die christliche Philosophie, besonders bei einem ihrer ersten Meister, dem Aquinaten, einnimmt. Es mögen daher zunächst einige Hauptvertreter der neueren Psychologie zu Wort

*) Die Begriffe der Seele und der psychischen Energie in der Psychologie. Im Archiv für systematische Philosophie. 1898. S. 263.

kommen, um eine möglichst objective Darstellung ihrer Grundrichtungen zu geben; dieselben sollen dann kritisch beleuchtet und zum Schlusse die Anthropologie des hl. Thomas von Aquin in ihren Grundprincipien betrachtet werden, um zu zeigen, wie wenig Grund die christliche Philosophie unserer Tage hätte, sich von den modernsten Formen der psychologischen Forschung ängstigen oder gar beirren zu lassen.

1.

„Zwei Begriffsbestimmungen der Psychologie", schreibt W. Wundt*), sind in der Geschichte dieser Wissenschaft die vorherrschenden. Nach der einen ist die Psychologie Wissenschaft von der Seele: die psychischen Vorgänge werden als Erscheinungen betrachtet, aus denen auf das Wesen einer ihnen zu Grunde liegenden metaphysischen Seelensubstanz zurückzuschließen sei. Nach der anderen ist die Psychologie ‚Wissenschaft der inneren Erfahrung'. Nach ihr gehören die psychischen Vorgänge einer besonderen Art von Erfahrung an, die ohne weiteres daran zu unterscheiden sei, dass ihre Objecte der ‚Selbstbeobachtung' oder, wie man diese auch im Gegensatz zur Wahrnehmung durch die äußeren Sinne nennt, dem ‚inneren Sinne' gegeben seien.

„Keine dieser Begriffsbestimmungen genügt jedoch dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft. Die erste, die metaphysische Definition, entspricht einem Zustand, der für die Psychologie länger als für andere Gebiete bestanden hat, der aber auch für sie endgiltig vorüber ist, nachdem sie sich zu einer mit eigenthümlichen Methoden arbeitenden empirischen Disciplin entwickelt hat, und seitdem die ‚Geisteswissenschaften' als ein großes den Naturwissenschaften gegenüberstehendes Wissenschaftsgebiet anerkannt sind, das eine selbständige, von metaphysischen Theorien unabhängige Psychologie als seine allgemeine Grundlage fordert.

„Die zweite, die empirische Definition, die in der Psychologie eine Wissenschaft der inneren Erfahrung sieht, ist deshalb unzulänglich, weil sie das Missverständnis erwecken kann, als habe sich diese mit Gegenständen zu beschäftigen, die von denen der sogenannten äußeren Erfahrung durchgängig verschieden seien. Nun ist es zwar richtig, dass es Erfahrungsinhalte gibt, die der psychologischen Untersuchung zufallen, während sie unter den Objecten und Vorgängen derjenigen Erfahrung, mit der sich die Naturforschung beschäftigt, nicht vorkommen: so unsere Gefühle, Affecte, Willensentschlüsse. Dagegen gibt es keine einzige Naturerscheinung, die nicht auch unter einem veränderten Gesichtspunkt Gegenstand psychologischer Untersuchung sein könnte. Ein Stein, eine Pflanze, ein Ton, ein Lichtstrahl sind als Naturerscheinungen

*) Grundriss der Psychologie. Leipzig 1896. S. 1.

Objecte der Mineralogie, Botanik, Physik u. s. w. Aber insofern diese Naturerscheinungen Vorstellungen in uns erwecken, sind sie zugleich Objecte der Psychologie, die über die Entstehungsweise dieser Vorstellungen und über ihr Verhältnis zu anderen Vorstellungen sowie zu den nicht auf äußere Gegenstände bezogenen Vorgängen, den Gefühlen, Willensregungen u. s. w. Rechenschaft zu geben sucht. Einen ‚inneren Sinn‘, der als Organ der psychischen Wahrnehmung den äußeren Sinnen als den Organen der Naturerkenntnis gegenübergestellt werden könnte, gibt es demnach überhaupt nicht . . .“

„Hieraus ergibt sich, dass die Ausdrücke äußere und innere Erfahrung nicht verschiedene Objecte, sondern verschiedene Gesichtspunkte andeuten, die wir bei der Auffassung und wissenschaftlichen Bearbeitung der an sich einheitlichen Erfahrung anwenden. Diese Gesichtspunkte werden aber dadurch nahegelegt, dass sich jede Erfahrung unmittelbar in zwei Factoren sondert: in einen Inhalt, der uns gegeben wird, und in unsere Auffassung dieses Inhaltes. Wir bezeichnen den ersten dieser Factoren als die Objecte der Erfahrung, den zweiten als das erfahrende Subject. Daraus entspringen zwei Richtungen für die Bearbeitung der Erfahrung. Die eine ist die der Naturwissenschaft: sie betrachtet die Objecte der Erfahrung in ihrer von dem Subjecte unabhängig gedachten Beschaffenheit. Die andere ist die der Psychologie: sie untersucht den gesammten Inhalt der Erfahrung in seinen Beziehungen zum Subject und in den ihm von diesem unmittelbar beigelegten Eigenschaften.“

„Die Auffassung der Psychologie als einer Erfahrungswissenschaft*), die es nicht mit einem specifischen Erfahrungsinhalt, sondern mit dem unmittelbaren Inhalt aller Erfahrung zu thun hat, ist neueren Ursprungs . . . Als die beiden Hauptrichtungen der Psychologie lassen sich hiernach . . . die der metaphysischen und der empirischen Psychologie unterscheiden.“

„Die metaphysische Psychologie legt im allgemeinen auf die empirische Analyse und die causale Verknüpfung der psychischen Vorgänge nur geringen Wert. Indem sie die Psychologie als einen Theil der philosophischen Metaphysik behandelt, ist ihre Hauptabsicht darauf gerichtet, eine Begriffsbestimmung vom ‚Wesen der Seele‘ zu gewinnen, die mit der gesammten Weltanschauung des metaphysischen Systems, in das die Psychologie eingeht, im Einklange steht. Aus dem so aufgestellten metaphysischen Begriff der Seele wird dann erst der wirkliche Inhalt der psychologischen Erfahrung abzuleiten versucht. Das Unterscheidungsmerkmal der metaphysischen von der empirischen Psychologie besteht daher darin, dass jene die psychischen Vorgänge nicht aus anderen psychischen

*) A. a. O. S. 7.

Vorgängen, sondern aus einem von ihnen gänzlich verschiedenen Substrat, sei es nun aus den Handlungen einer besonderen Seelensubstanz, sei es aus Eigenschaften oder Vorgängen der Materie, ableitet. . . ."

Die empirische Psychologie „ist daher bemüht, die psychischen Vorgänge entweder auf Begriffe zurückzuführen, die dem Zusammenhang dieser Vorgänge direct entnommen sind, oder bestimmte und zwar in der Regel einfachere psychische Vorgänge zu benutzen, um aus ihrem Zusammenwirken andere, verwickeltere Vorgänge abzuleiten" *).

Da nun Wundt „eine reale Verschiedenheit innerer und äußerer Erfahrung nicht anerkennt" **), ist es die Psychologie als „Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung", welche er als die einzig berechtigte vertritt. Sie hat „in erster Linie experimentelle Methoden auszubilden gesucht, welche eine ähnliche, nur dem veränderten Standpunkte der Betrachtung Rechnung tragende exacte Analyse der psychischen Vorgänge zustande zu bringen suchen, wie eine solche in Bezug auf die Naturerscheinungen die erklärenden Naturwissenschaften unternehmen". ***)

Sodann „kommt für diesen Standpunkt die Frage nach dem Verhältnis der psychischen zu den physischen Objecten völlig in Wegfall. Beide sind ja in Wahrheit gar nicht verschiedene Objecte, sondern ein und derselbe Inhalt, nur das eine Mal, bei der naturwissenschaftlichen Untersuchung, unter Abstraction von dem Subject, das andere Mal, bei der psychologischen Untersuchung, in Bezug auf seine unmittelbare Beschaffenheit und in seinen durchgängigen Beziehungen zum Subjecte betrachtet. Alle metaphysischen Hypothesen über das Verhältnis der psychischen zu den physischen Objecten sind daher unter diesem Gesichtspunkte Lösungen eines Problems, das auf einer falschen Fragestellung beruht. Muss die Psychologie im Zusammenhang der psychischen Vorgänge selbst, weil diese unmittelbare Erfahrungsinhalte sind, auf metaphysische Hilfshypothesen verzichten, so steht es ihr dagegen, da innere und äußere Erfahrung einander ergänzende Betrachtungsweisen einer und derselben Erfahrung sind, frei, überall, wo der Zusammenhang der psychischen Vorgänge Lücken darbietet, auf die physische Betrachtungsweise der nämlichen Vorgänge zurückzugehen, um nachzuforschen, ob etwa unter diesem veränderten, der Naturwissenschaft entlehnten Gesichtspunkte die vermisste Continuität herzustellen sei. Das Nämliche wird dann aber in umgekehrter Richtung auch für diejenigen Lücken gelten, die in dem Zusammenhang unserer physiologischen Erkenntnisse bestehen, indem man diese

*) A. a. O. S. 8.
**) A. a. O. S. 9.
***) A. a. O. S. 11.

eventuell durch Glieder ergänzt, die sich unter dem Gesichtspunkte der psychologischen Betrachtung ergeben. . . . So erst ist es möglich, dass nicht nur die Psychologie die Forderung empirische Wissenschaft zu sein vollkommen zur Durchführung bringe, sondern dass auch ebenso die Physiologie zur wahren Hilfswissenschaft der Psychologie wie umgekehrt mit demselben Rechte die Psychologie zur Hilfswissenschaft der Physiologie werde".*)

Wie jede andere Erfahrungswissenschaft braucht nun auch die Psychologie „allgemeine Hilfsbegriffe, die selbst nicht unmittelbar in der Erfahrung enthalten sind, sondern erst auf Grund einer logischen Bearbeitung derselben gewonnen werden, falls sie nicht auf die Zusammenfassung der Thatsachen unter leitende Gesichtspunkte gänzlich verzichten will."**)

„In ähnlicher Weise wie der Begriff der Materie ein Hilfsbegriff der Naturwissenschaft, so ist nun der Begriff der Seele ein Hilfsbegriff der Psychologie. Auch er ist insofern unentbehrlich, als wir durchaus eines die Gesammtheit der psychischen Erfahrungen eines individuellen Bewusstseins zusammenfassenden Begriffes bedürfen, wobei aber natürlich auch hier der nähere Inhalt dieses Begriffes ganz und gar von den weiteren Hilfsbegriffen abhängt, welche die Natur der psychischen Causalität näher angeben. In der Bestimmung dieses Inhaltes hat ursprünglich die Psychologie darin das Schicksal der Naturwissenschaft getheilt, dass der Begriff der Seele ebenso wie der der Materie zunächst nicht sowohl aus dem empirischen Erklärungsbedürfnisse als vielmehr aus dem Streben nach einer phantasievollen Construction des allgemeinen Weltzusammenhanges hervorgieng. Aber während die Naturwissenschaft längst schon diesem mythologischen Stadium der Begriffsbildung entwachsen ist und sich einzelner in demselben entstandener Vorstellungen nur bedient hat, um bestimmte Ausgangspunkte für eine methodisch strengere Begriffsbildung zu gewinnen, ist in der Psychologie der mythologisch-metaphysische Seelenbegriff bis in die neueste Zeit herrschend geblieben und zum Theil noch herrschend. Man bedient sich desselben nicht als eines allgemeinen Hilfsbegriffes, der in erster Linie die Zusammenfassung der psychischen Thatsachen und in zweiter Linie die causale Interpretation derselben vermitteln soll, sondern als eines Hilfsmittels, um dem Bedürfnis nach einem allgemeinen, die Natur und das individuelle Dasein gleichmäßig umfassenden Weltbilde so viel als möglich entgegenzukommen. In diesem mythologisch-metaphysischen Bedürfnisse wurzelt der substanzielle Seelenbegriff in

*) A. a. O. S. 12.
**) A. a. O. S. 363.

seinen verschiedenen Gestaltungen",*) welcher er in den beiden Richtungen der spiritualistischen und materialistischen Psychologie erhalten hat.

„In beiden Formen, der materialistischen und der spiritualistischen, leistet der Substanzbegriff für die Interpretation der psychologischen Erfahrung nichts. Der Materialismus beseitigt die Psychologie überhaupt, um an ihre Stelle eine imaginäre Gehirnphysiologie der Zukunft oder, soweit er sich selbst auf Theorien einläſst, zweifelhafte und unzulängliche gehirnphysiologische Hypothesen zu setzen. . . . Der Spiritualismus läſst zwar die Psychologie als solche bestehen, aber er läſst die wirkliche Erfahrung von völlig willkürlichen metaphysischen Hypothesen überwuchern, durch welche die unbefangene Beobachtung der psychischen Vorgänge getrübt wird." **)

Mit der Erkenntnis des oben dargestellten Verhältnisses zwischen naturwissenschaftlicher und psychologischer Erfahrung muſs vielmehr „von selbst an die Stelle des Substanzialitätsbegriffes der Actualitätsbegriff als der für die Auffassung der psychischen Vorgänge maſsgebende treten. Da die psychologische Betrachtung die Ergänzung der naturwissenschaftlichen ist, insofern jene die unmittelbare Wirklichkeit der Erfahrung zu ihrem Inhalte hat, so liegt darin von selbst eingeschlossen, daſs in ihr hypothetische Hilfsbegriffe, wie sie in der Naturwissenschaft durch den Begriff eines von dem Subjecte unabhängigen Gegenstandes nothwendig werden, keine Stelle finden können. In diesem Sinne ist der Actualitätsbegriff der Seele kein Begriff, der wie derjenige der Materie hypothetischer Bestimmungsstücke bedarf, um ihn seinem näheren Inhalte nach zu definieren, sondern er schlieſst im Gegentheil solche hypothetische Elemente von vorneherein aus, indem er als das Wesen der Seele die unmittelbare Wirklichkeit der Vorgänge selbst bezeichnet." ***)

Einen ähnlichen methodologischen Standpunkt nimmt W. Jerusalem ein, wenn er in seiner „Einleitung in die Philosophie" sagt: „Die Psychologie ist die Wissenschaft von den Gesetzen des menschlichen Seelenlebens. Ihr Gegenstand ist demnach das menschliche Seelenleben selbst, d. h. unser Denken, unser Fühlen, unser Wollen, kurz alles das, was wir als seelische Thätigkeiten täglich und stündlich erleben, was uns als solches Erlebnis unmittelbar gegeben und bekannt ist. Die Psychologie hat es demnach immer nur mit Ereignissen, immer mit einem Geschehen,

*) A. a. O. S. 365.
**) A. a. O. S. 367.
***) a. a. O. 368.

niemals mit einem ruhenden Sein zu thun. Die Frage nach einem substanziellen, beharrenden Träger dieser von uns erlebten psychischen Phänomene, die Frage, ob diese Thätigkeiten von einem beharrenden, im Wechsel der Erlebnisse unveränderlichen Seelenwesen ausgehen, gehört nicht in die Psychologie, sondern bildet einen Gegenstand der Metaphysik oder Ontologie. Ebendahin gehört natürlich auch das Problem von dem Sitze, der Einfachheit und der Unsterblichkeit der Seele. Über all diese Dinge können die verschiedenen Religionssysteme Dogmen aufstellen, die kraft der religiösen Autorität bei den Anhängern des betreffenden Religionsbekenntnisses Glauben finden. Über all diese Dinge kann eine wissenschaftliche Philosophie auf Grund eindringender Untersuchungen Hypothesen aufstellen. Die Psychologie bleibt davon ganz unberührt; sie durchforscht das menschliche Seelenleben, das eine der unzweifelhaftesten Thatsachen ist, die wir kennen, sucht seine Vorgänge auf die einfachsten Elemente zurückzuführen und die darin waltenden Gesetze zu ermitteln, ganz unabhängig von jedem theologischen Dogma und jeder metaphysischen Hypothese."

„Die Psychologie lehnt sich damit keineswegs gegen irgend ein Dogma oder irgend eine metaphysische Hypothese auf. Ihre Erforschung des Seelenlebens bleibt vielmehr für jedes metaphysische und theologische Dogma giltig. Die Psychologie kann über das Wesen der Seele ebensowenig Aufschluss geben wie die Mechanik über das Wesen der Kraft. Da und dort wird nur das Gesetz des Geschehens gesucht. Die Psychologie nähert sich also in Bezug auf ihren rein erfahrungsmäßigen Charakter sowie in ihren Methoden sehr den Naturwissenschaften, bleibt aber in Bezug auf ihren Gegenstand von diesen geschieden. Die hier vorgetragene Auffassung der Psychologie sowie ihre Unabhängigkeit von jeder Metaphysik ist eine Errungenschaft der letzten Decennien."*)

Der Begriff einer substanziellen Seele, welche in den verschiedenen psychischen Vorgängen ihr sinnlichgeistiges Leben lebt, ist also nach solchen Anschauungen über die Methode und Aufgabe der Psychologie von aller wissenschaftlichen Discussion psychologischer Probleme ausgeschlossen. „Es ist für unser geistiges Leben", sagt Jerusalem**), „wie es sich in unserem Bewusstsein vollzieht, charakteristisch, dass uns dasselbe immer nur als ein Ereignis, immer als ein Geschehen entgegentritt. Für die Begreiflichkeit dieses Geschehens ist nun der Begriff der beharrenden Substanz ein durchaus ungeeignetes, nothwendig irreführendes Denkmittel. Die moderne

*) Einleitung in die Philosophie. Wien 1899. S. 16 vgl. ebend. S. 89, 95, 96.
**) A. a. O. S. 95.

Physik will diesen Begriff sogar aus der Naturwissenschaft eliminieren und auch hier nur von Gesetzen des Geschehens, nie aber von einem beharrenden Träger sprechen. Dieses Bemühen scheint uns in Bezug auf die physischen Vorgänge ein vergebliches, allein für die Betrachtung des Seelenlebens ist die absolute Elimination des Substanzbegriffes dringend geboten und auch von der modernen Psychologie energisch gefordert, zum Theil schon vollzogen. Derselbe Autor nennt die Aufstellung eines substanziellen Seelenbegriffes geradezu eine Art Materialismus. „Ein von den psychischen Vorgängen selbst verschiedenes Seelenwesen, das als Träger unseres Denkens, Fühlens und Wollens gelten soll, ist in keiner Erfahrung gegeben. Es ist vielmehr für die seelischen Vorgänge charakteristisch, dass sie uns immer nur als ein Geschehen, als Ereignisse entgegentreten, in denen für einen substanziellen Träger gleichsam kein Platz ist ... So lange die Seele nur ein Subject für die psychischen Vorgänge bildet und nicht als selbständige Substanz betrachtet wird, so lange kann diese Ausdrucksweise nicht unwissenschaftlich genannt werden. Sowie man jedoch ein vom Leibe verschiedenes Seelenwesen annimmt, das selbständig besteht und etwa nach dem Tode weiter besteht, da thut man den in der Erfahrung gegebenen psychischen Erlebnissen Gewalt an.

„Jede Substanz wird, man mag alles Stoffliche noch so gewaltsam daraus eliminieren, doch immer wieder materiell vorgestellt. Alles, was beharrt, muss nach unserer Denkweise einen Raum einnehmen und damit materiell sein. Die Annahme einer Seelensubstanz ... führt schließlich zum Materialismus. Den Thatsachen entspricht es einzig und allein, wenn man immer nur von einem psychischen Geschehen, nie von einem psychischen Sein spricht, und nur ein solches gleichsam substratloses Geschehen ist thatsächlich etwas von allem Materiellen wesentlich verschiedenes.“ *)

„Unsere Seele“, sagt W. Wundt**), „ist nichts anderes als die Summe unserer inneren Erlebnisse selbst, unseres Vorstellens, Fühlens und Wollens, wie es sich im Bewusstsein zu einer Einheit zusammenfügt und in einer Stufenfolge von Entwicklungen schließlich zum selbstbewussten Denken und zum freien sittlichen Wollen erhebt ... Die Fiction einer transcendenten Substanz, welche diesen Inhalt unseres Seelenlebens nur als eine äußere Wirkung hervorheben soll, die gleich einem vergänglichen Schattenbilde an dem uns unbekannt bleibenden

*) A. a. O. S. 89. Vgl. S. 96.

**) Menschen- und Thierseele. 2. Aufl. S. 492.

Wesen unserer Seele vorüberziehe — diese Fiction verkennt nicht bloß den wesentlichen Unterschied unserer inneren von der äußeren Erfahrung, sondern sie droht auch alles, was unserem geistigen Sein Wert und Bedeutung verleiht, in bloßen Schein zu verwandeln. Was in unserem Bewusstsein geschieht, ist unmittelbares Erlebnis. Als solches fordert es nirgends jene Unterscheidung eines von unserer subjectiven Auffassung unabhängigen Substrates, welches für die Naturbetrachtung durch den Begriff der Natur als des uns gegebenen und unabhängig von uns existierenden Inbegriffes der wirklichen Dinge gefordert wird. Die seelischen Erlebnisse in uns sind uns als das gegeben, was sie sind. Jene Unterscheidung zwischen Erscheinung und Wirklichkeit, die für die Auffassung der Außenwelt gefordert ist und zum Begriff der materiellen Substanz als eines aus den Erfahrungsthatsachen zu construierenden hypothetischen Hilfsbegriffes führt, *verliert so in der Anwendung auf die Selbstauffassung des denkenden Subjectes jeden Sinn.*"

Fr. *Paulsen* sagt in seiner „Einleitung in die Philosophie"*): „*Es gibt keine für sich seiende, beharrliche, immaterielle Seelensubstanz*; das Dasein der Seele geht in dem Seelenleben auf; hebt man die psychischen Vorgänge auf, so bleibt kein Substanziale als Rückstand. Das Seelenatom ist nichts als ein Rückstand überlebter Metaphysik. . . . Die immaterielle und beharrliche Seelensubstanz ist nicht Gegenstand der unmittelbaren Warnehmung, der inneren so wenig als der äußeren. Gegeben sind im Selbstbewusstsein nur wechselnde Zustände und Vorgänge: die beharrliche Substanz wird hinzugedacht. . . . Wir bleiben also stehen bei dem, was wir wissen: *die Seele ist die im Bewusstsein auf nicht weiter angebbare Weise zur Einheit zusammengefasste Vielheit seelischer Erlebnisse; von einem Substanziale außer, hinter, unter den Vorstellungen und Gefühlen wissen wir auf keine Weise etwas zu sagen.*"

Nach K. *Langwieser***) „ist die Seele das directe Bekenntnis des Aberglaubens, dass er, um die Unerklärbarkeit des Bewusstseins zu retten, vor gar keiner Abenteuerlichkeit zurückschreckt. Er holt sich ein wissendes Wesen aus einer anderen Welt, als ob ihm verschiedene Welten, von denen wir nicht das mindeste wissen, nur so zur Verfügung stünden. Mit einem wissenden Wesen erklärt man das Bewusstsein nicht, und umsoweniger, wenn dieses wissende Wesen einer anderen Welt entstammt . . . Hätte der Mensch

---

*) 3. Auflage. Berlin 1895. S. 133.

**) Der Bewusstseinsmechanismus im Gehirne des Menschen. Leipzig 1897. S. 3.

eine Seele, und wäre sie ein wissendes Wesen, sie würde gewiss immer von sich selbst sprechen und hätte uns längst die richtige Psychologie in die Feder dictiert." *)

So wird der Ausdruck „Seele" zu einem bloßen Collectivterminus, welcher die einheitliche Gesammtheit der psychischen Geschehnisse bezeichnet, ohne auf ein psychisches Etwas, auf eine Seele hinzuweisen. „Die Summe der in der inneren Wahrnehmung gegebenen Bewusstseinserscheinungen", sagt Jodl, **) „pflegt man unter der substantivischen Bezeichnung „Seele" zusammenzufassen, diese auch wohl als den substanziellen Träger der bewussten Processe, auf welchen alle bezogen werden, anzusehen. Dies ist unbedenklich, solange der symbolische Charakter dieses Ausdruckes strenge gewahrt und stets im Auge behalten wird, dass derselbe nichts weiter bedeutet als eine sprachliche Abbreviatur für die Totalität dessen, was in den Bewusstseinserscheinungen selbst gegeben ist. Jeder Versuch, die logisch-grammatikalische Geltung dieses Ausdruckes in eine ontologische zu verwandeln und die Seele der Gesammtheit dessen, was im Bewusstsein vorgeht, als reales Subject und dem physischen Organismus als eine von demselben verschiedene, selbständige und trennbare Substanz gegenüberzustellen, verwickelt in unlösbare Schwierigkeiten und muss von der Wissenschaft auf das entschiedenste zurückgewiesen werden. Die Seele hat nicht Zustände oder Vermögen, wie Denken, Vorstellen, Freude, Hass u. s. w., sondern diese Zustände in ihrer Gesammtheit sind die Seele, geradeso wie die physiologischen Processe in ihrer Gesammtheit eben das sind, was wir Leben nennen, ohne dass dies als eine besondere Kraft oder Substanz neben ihnen existierte. Im Sinne der alten Seelensubstanzlehre ist die heutige wissenschaftliche Psychologie allerdings Psychologie ohne Seele; denn wahres wissenschaftliches Object ist ihr nur der lebendige Organismus, zu dessen Functionen auch Bewusstseinsacte gehören. Eben darum hat der oft gemachte Einwurf keinen Sinn, der Gedanke einer Kraft, die keines Wesens Kraft sein sollte, eines Thuns, welches ohne Substrat in der Luft schwebe (wie das Psychische bei Leugnung der Substanzialität der Seele), sei unklar und

*) Auch Carus (In Monist. 1897, 1) ist die Idee einer substanziellen Seele unfassbar. «The personality of a man is a peculiar idiosyncrasy of psychic forms, a system of sensations, impulses and motor-ideas, but it is not a monad, not a distinct entity, not a separate unit. In a word there is no soul-entity, or soul-substance, or soul-substratum, that is possessed of sensations, impulses and motor-ideas; but all the sensations, impulses and motor-ideas of a man are themselves part and parcel of his soul».

**) Lehrbuch der Psychologie. Stuttgart 1896. S. 31.

widerspruchsvoll. Unklar und jeglicher Erfahrung widersprechend ist nur die Annahme einer vom lebendigen Organismus unabhängigen, abgesonderten Seelensubstanz".

In ähnlicher Weise streitet Nicolas van Grot dem Worte „Seele" jede Bedeutung eines substanziellen Seins ab. „Die Begriffe des ‚Geistes' und der ‚Materie' bezeichnen nicht uns in der That bekannte Realitäten, sondern sind nur Grenzbegriffe des Verstandes, Verallgemeinerungen und Abstractionen gewisser und zwar entgegengesetzter Merkmale der sich unserem Bewusstsein und Selbstbewusstsein offenbarenden Realitäten. Für die exacte Wissenschaft, für ihre Erfahrungsanalyse der Wirklichkeit und ihr Experimentieren über dieselbe erscheinen sie als überflüssig." *)

„Da wir unmittelbar nur einen einzigen Factor in der Natur, nämlich unser eigenes Ich oder das Subject, als Träger des Bewusstseins und als unmittelbare Quelle unserer psychischen Energie und Arbeit kennen, so haben wir das Recht zu denken, dass alle Factoren in der Natur oder alle Quellen der Energie für sich und innerlich als Iche von gewisser Art oder Subjecte erscheinen. Bis jetzt wurden diese Factoren oder Subjecte Seelen genannt und in ihrer allgemeinen Zusammenfassung Geist, indem durch diese Begriffe nichts anderes bezeichnet wurde als nur ein gewisser Knotenpunkt der Wirkung oder gewisse Centra der Kräfte, die sich in gewissen Energien, Bewegung und Arbeit, äußern. Wir können sie auch fernerhin mit diesem Namen bezeichnen, indem wir uns erinnern wollen, dass es sich nicht um metaphysische Substanzen der früheren, sondern nur um logisch-algebraische Zeichen gewisser Art handelt, die zum Ausdrucke empirisch wahrnehmbarer Eigenschaften der Subjecte dienen sollen, als Quellen der bewussten Thätigkeit und Träger der für letztere nothwendigen Energieen erscheinen." **)

Solche Auffassungen des Seelenbegriffes müssen sich natürlich auch in der Behandlung des Problems von dem Verhältnisse zwischen Leib und Seele bemerkbar machen. „Vom Standpunkte des Actualitätsbegriffes aus erledigt sich zugleich eine Streitfrage," sagt Wundt,***) „die lange Zeit die metaphysischen Systeme der Psychologie entzweite: die Frage nach dem Verhältnis von Leib und Seele. Betrachtet man Leib und Seele beide als Substanzen, so bleibt jenes Verhältnis ein Räthsel, wie man auch die zwei Substanzbegriffe bestimmen möge. Sind sie gleichartige Substanzen, so ist der verschiedene Inhalt der naturwissenschaftlichen und der psychologischen

*) Archiv für systematische Philosophie. 1898. S 328.

**) Ebend. S. 330.

***) Grundriss der Psychologie. S. 370.

Erfahrung unbegreiflich, und es bleibt nur übrig, die selbständige Bedeutung irgend einer dieser beiden Erkenntnisformen ganz zu leugnen. Sind sie ungleichartige Substanzen, so ist ihre Verbindung ein immerwährendes Wunder. Vom Standpunkt der Actualitätstheorie aus ist nun die unmittelbare Wirklichkeit des Geschehens in der psychologischen Erfahrung enthalten. Unser physiologischer Begriff des körperlichen Organismus aber ist lediglich ein Theil dieser Erfahrung, den wir wie alle anderen naturwissenschaftlichen Erfahrungsinhalte auf Grund der Voraussetzung eines von dem erkennenden Subjecte unabhängigen Objectes gewonnen haben. Gewisse Bestandtheile dieser mittelbaren können gewissen Bestandtheilen jener unmittelbaren Erfahrung entsprechen, ohne dass darum die eine auf die andere zu reducieren oder aus ihr abzuleiten wäre . . . Wohl aber bringt es der Umstand, dass hier nicht verschiedene Erfahrungsobjecte, sondern nur verschiedene Standpunkte gegenüber einer und derselben Erfahrung gegeben sind, mit sich, dass zwischen beiden durchgängige Beziehungen bestehen . . . Aus diesem Verhältnis folgt, dass alle Thatsachen, die gleichzeitig der mittelbaren oder naturwissenschaftlichen und der unmittelbaren oder psychologischen Erfahrung angehören, da sie eben Bestandtheile einer einzigen, nur jedesmal von einem verschiedenen Standpunkte aus betrachteten Erfahrung sind, auch nothwendig in Beziehungen stehen, insofern innerhalb dieses Gebietes jedem elementaren Vorgang auf psychischer Seite auch ein solcher auf physischer entsprechen muss. Man bezeichnet diesen Satz als das Princip des psychophysischen Parallelismus."

Wundt will seinen empirisch-psychologischen Parallelismus von den Formen eines metaphysischen Parallelismus unterschieden wissen, die „auf dem Boden der psychologischen Substanzhypothese stehen und das Problem der Wechselbeziehungen zwischen Leib und Seele zu lösen suchen, indem sie entweder zwei reale Substanzen annehmen, deren Eigenschaften verschieden seien, aber in ihren Veränderungen einander parallel gehen, oder indem sie eine Substanz mit zwei verschiedenartigen Attributen voraussetzen, deren Modificationen einander entsprechen sollen." *)

„Wundt hält die Seele nicht für etwas Selbständiges", schreibt H. Metscher**), „neben oder in dem Leibe, sondern sie ist unabänderlich mit dem körperlichen Dasein verbunden, wie umgekehrt das physische Dasein auch nur in enger Verbindung mit dem psychischen Dasein gedacht werden kann. Die unmittelbare Folge dieser Erscheinung besteht aber darin, dass der Leib keinen Eindruck empfangen kann, der nicht auch die Seele berührt,

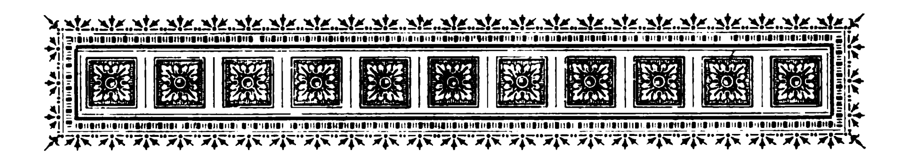
*) A. a. O. S. 372. Vgl. System der Philosophie. Leipzig 1889. S. 583.

**) Causalnexus zwischen Leib und Seele. Dortmund 1897. S. 93.

und daſs jede seelische Erregung auch den Leib in Mitleidenschaft zieht. Darin aber unterscheidet sich Wundt in ganz erheblichem Maße von seinen dem Parallelismus huldigenden Vorgängern, daſs er bei der Erforschung der psychischen Phänomene auf dem Boden der Empirie steht, wodurch er mit der reinen parallelisierenden Weltanschauung in einen entschiedenen Contrast tritt . . . Während der Parallelismus im Sinne eines Spinoza, eines Leibniz 2c. nur das reine Product metaphysischer Speculation ist, welche uns keine Gewähr für die Richtigkeit ihrer Anschauungen leistet, lassen sich an der Hand der Wundtschen Theorie doch eine ganze Reihe psychologischer Phänomene erklären, . . . und muſs man zugeben, daſs die Ansichten Wundts dazu berechtigen, mit guter Hoffnung den Blick in die Zukunft zu werfen, da möglicherweise mit dem Fortschritt in Bezug auf die Vollkommenheit und Genauigkeit technischer und physikalischer Apparate, mit der Verbesserung der Instrumente, mit dem Fortschritt in der Anatomie und Physiologie ein weiteres Vordringen, ein tieferes Eindringen in das geheimnisvolle Gebiet der Causalverbindung zwischen Leib und Seele und der damit zusammenhängenden Phänomene unmittelbar verbunden ist."

(Schluſs folgt.)





Das historische Institut der Görres-Gesellschaft in Rom.

Von **St. Ehses.**

Zwanzig Jahre sind es nunmehr, dass Papst Leo XIII die Pforten des vaticanischen Archives öffnete und den Forschern auf dem Gebiete der Geschichte ein, fast möchte man sagen unerschöpfliches Arbeitsfeld erschloss. Es war eine der ersten jener bewundernswerten Maßregeln und Entschließungen, an denen dieses großartige Pontificat so reich ist. Noblesse oblige; aus der hochherzigen That Sr. Heiligkeit erwuchs für die gelehrte Welt, für wissenschaftliche Körperschaften, selbst für die Regierungen kleiner und großer Staaten die Pflicht, durch Bereitstellung der nöthigen Mittel und durch Entsendung geeigneter Persönlichkeiten an Hebung und Verarbeitung der vaticanischen Archivalien mitzuwirken. Die Zeiten, in denen man sich gegen das Gute und Beste, wenn es vom Papste ausgieng, sträubte wie z. B. beim Gregorianischen Kalender, sind jetzt wenigstens für die litterarische Welt vorüber, und es darf rühmend anerkannt werden, dass das Entgegenkommen des für die Wissenschaften begeisterten Papstes allenthalben freudigste Anerkennung und thätige Würdigung gefunden hat. Von Jahr zu Jahr wuchs die Zahl der ständigen oder zeitweiligen Besucher, und die vielen bis jetzt schon diesen Studien entsprungenen Publicationen legen im Vorworte wie durch den Text zugleich beredtes Zeugnis dafür ab, dass das vaticanische Archiv nicht nur durch den Reichthum und Wert seiner Schätze, sondern ebenso durch die weitgehenden Freiheiten und Erleichterungen für die Herausgeber alle Archive der Welt übertrifft.

Die deutschen Katholiken, die sich schon durch ihren großen Landsmann Cardinal Hergenröther, den der Papst zum Archivar ernannt hatte, angezogen fühlen mussten, waren billiger Weise mit als die ersten zur Stelle; als Schreiber dieser Zeilen zum ersten Male im Herbste 1883 zu zweijährigem Aufenthalte nach Rom kam, hatten bereits Pastor, Dittrich, Galland, Pieper, der jüngere Hergenröther, Sauer u. A. die Wege gebahnt und gangbare Stollen in die gewaltigen Massen getrieben. In dem genannten Jahre traten dann noch ferner ein Gottlob, Schwarz, später Kirsch, Finke, Unkel, Baumgarten, für einige Zeit auch Bellesheim, Haberl (Musikgeschichte) u. A., nicht zu reden von den P. P. Denifle Ord. Praed. und Ehrle S. J., die ja durch

ihre Forschungen und ihre Stellung an Archiv und Bibliothek den deutschen Namen zu höchster Ehre gebracht haben. Bei mehreren der Genannten hatte bereits die Görres-Gesellschaft, soweit im ersten Decennium ihres Bestehens die Mittel reichten, kräftigen Vorspann geleistet, indem sie namhafte Zuschüsse zu den Kosten des Aufenthaltes in der ewigen Stadt gewährte; auch des deutschen Campo Santo soll rühmend gedacht sein, der damals und noch lange nachher Heimstätte und Mittelpunkt für die Vertreter der archivalischen Studien war. Doch stellte sich schon frühzeitig heraus, dass durch diese mehr gelegentliche Förderung des Archivstudiums der Sache weitaus nicht in dem Maße gedient war, als die einzige Gunst der Umstände erheischte, und daher sprach schon im Jahre 1884 auf der Versammlung der Görres-Gesellschaft zu Freiburg i. Br. der Präsident Freiherr von Hertling die Absicht aus, durch Gründung eines historischen Institutes in Rom diesem Zweige der wissenschaftlichen Bethätigung seitens der Katholiken Deutschlands eine dauernde und feste Grundlage zu geben. Der Gedanke fand bei dem gesammten Vorstande die günstigste Aufnahme und verschwand nicht mehr von der Tagesordnung der Jahresversammlungen, bis er im Herbste 1888 zu Eichstätt verwirklicht wurde. Das Nähere über die Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, und über die Ausdauer, mit welcher der Vorstand zum Gelingen der Sache zusammenwirkte, möge der freundliche Leser in den Jahresberichten der Görres-Gesellschaft nachsehen; hier haben wir es mit dem nunmehr ins Leben gerufenen Institute und seinen seitherigen Leistungen zu thun.

Von Anfang an konnte man zwei Richtungen in der Ausbeutung des vaticanischen Archives erkennen: Die eine warf sich mehr auf das Mittelalter, indem sie die päpstlichen Bullenregister seit dem 13. Jahrhundert bearbeitete und Regestenwerke schuf, die entweder ganz allgemein gehalten waren und alles Vorhandene aufnahmen, oder nach Länder- und Völkergrenzen, auch nach Provinzen und Diöcesen eine Auswahl trafen. Bald wurden auch die Tausende von Supplikenbänden mit herangezogen, die vor etwa zehn Jahren aus den Archiven der Datarie und des Laterans nach dem Vatican überführt worden sind. Ganz jungfräulicher Boden, um so zu sagen, waren endlich auch die großen Reihen von Bänden, welche das päpstliche Finanz- und Almosenwesen, die Nachweise über Einnahmen und Ausgaben, die Ergebnisse der Collectorien, Annaten u. s. w. zum Inhalte hatten. Die zweite Richtung wählte sich Themata aus der neueren Geschichte und hier, soweit die deutsche Forschung in Betracht kommt, namentlich aus dem 16. Jahrhundert. Es ist bekannt und durch A. Piepers vorzügliche Arbeiten im einzelnen nachgewiesen, wie seit Beginn des genannten Jahrhunderts die ständigen päpstlichen Nuntiaturen aufkamen und sich entwickelten; zugleich

brachte eine allmählich fortschreitende Ausbildung des päpstlichen Archivwesens zuwege, dass die Acten dieser Nuntiaturen nach und nach immer vollständiger dem vaticanischen Geheimarchiv einverleibt wurden oder mit der Zeit für dasselbe erworben werden konnten. Um die Veröffentlichung dieser Acten entstand nun ein gewisser Wettbewerb, da schon im Jahre 1883 die österreichische, im April 1888 auch die preußische Regierung, beide noch vor der Görres-Gesellschaft, zur Gründung von historischen Instituten in Rom geschritten waren, zum Theil mit dem ausgesprochenen Zwecke, die deutschen Nuntiaturen des 16. Jahrhunderts zu bearbeiten. Diese beiden Institute, von ihren Regierungen reich dotiert und durch deren diplomatische Beziehungen begünstigt, hatten in mancher Hinsicht einen Vortheil vor dem Institute der Görres-Gesellschaft, da dieses gleich der Gesellschaft selbst doch immer den Charakter eines Privatunternehmens behielt und nur mit den Mitteln und Kräften rechnen konnte, die aus der Opferwilligkeit der deutschen Katholiken für wissenschaftliche Zwecke flossen. Dennoch zögerten die Görres-Gesellschaft und ihr neues Institut keinen Augenblick, in den Wettbewerb mit den vorgenannten einzutreten, und wenn jenem bei der Auftheilung des Zeitraumes von 1533 bis 1605, um den es sich zunächst handelte, auch nicht die historisch bedeutsamste Periode, sondern die Jahre 1585—1605 zufielen, so wurde doch von Anfang an und im Laufe der Jahre immer mehr anerkannt, dass das römische Institut der Görres-Gesellschaft durchaus nicht nöthig habe, vor irgend einem anderen zurückzustehen.

Die bis jetzt erfolgten Publicationen des römischen Institutes, wie wir es einfach nennen wollen, sind niedergelegt in der Sammlung: Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, von welchen bis jetzt 7 Bände erschienen sind, sämmtlich bei F. Schöningh in Paderborn. Davon entfallen fünf Bände auf Nuntiaturen, nämlich Bd. 1. Dittrich, Nuntiaturberichte Giovanni Morones vom deutschen Königshof (1539—1540); 2. Ehses, Römische Documente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrichs VIII; 4. Ehses und Meister, die Kölner Nuntiatur 1585—1590, erste Hälfte; 6. Schwarz, die Nuntiatur-Correspondenz Caspar Groppers aus Westdeutschland (1573—76); 7. Ehses, die Kölner Nuntiatur 1585 bis 1590, zweite Hälfte. Von diesen beruhen die Bände 1, 2 und 6 auf Forschungen, die vor dem obigen Übereinkommen hinsichtlich der zeitlichen Abgrenzung der Arbeitsgebiete, zum Theil selbst vor der eigentlichen Gründung des Institutes lagen; dagegen sind die Bände 4 und 7 aus diesem Übereinkommen hervorgegangen und bilden bereits insofern ein Ganzes, als sie für die Kölner Nuntiatur das ganze Pontificat Sixtus' V umfassen.

Die Bände 3 und 5, beide von Prof. Kirsch: Die päpstlichen Collectorien in Deutschland während des 14. Jahrhunderts und Die Rückkehr der Päpste Urban VI und Gregor XI von Avignon nach Rom, gehören einem anderen Gebiete an, nämlich der päpstlichen Finanzverwaltung, von der bereits oben bei den Stoffen zur mittelalterlichen Geschichte die Rede war. Die historische Section der Görres-Gesellschaft ist sehr mit Recht darauf bedacht, auch den noch längst nicht ausgeackerten Boden der mittleren Geschichte zu bebauen und hat in den durch Kirsch eröffneten Arbeiten einen Stoff gefunden, der um so emsigere Pflege verdient, je größerer Gewinn daraus für Kultur-, Finanz- und Wirtschaftsgeschichte zu ziehen ist. Verwandten Zwecken dient auch die Publication, die sich gegenwärtig unter der Presse befindet, nämlich ein Regestenband von P. Eubel Ord. Min.: Zur Geschichte der vier Mendikantenorden während des großen abendländischen Schismas. Auf beiden Arbeitsfeldern, der mittelalterlichen wie der neueren Geschichte, liegen sodann weitere in sich abgeschlossene Materialiensammlungen vor, deren Bearbeitung und Herausgabe den nächsten Jahren vorbehalten ist.

Hier eben liegt eine gewisse Schwierigkeit, die mit dem oben bezeichneten privaten Charakter unseres Institutes zusammenhängt, zu deren Beseitigung jedoch bereits die besten Vorkehrungen getroffen sind. Meistens können sich nämlich die Herren, die dem Institute beizutreten wünschen, seien es Geistliche oder Laien, nur auf einige Jahre binden, da sie auf ihre zukünftige Berufsstellung in der Heimat Rücksicht nehmen müssen. Ein Zeitraum von zwei, selbst drei Jahren genügt nun für den einzelnen, namentlich für den Anfänger in solchen Arbeiten, in der Regel kaum, um einen umfassenderen Quellenstoff nach allen Seiten abzuschließen, und selbst wenn es gelingt, bleibt in den meisten Fällen die schwierigste Arbeit, die kritische Sichtung und sachliche Verwertung des Gegenstandes, noch zu thun, eine Arbeit, welche weit mehr Ruhe, Zeit und litterarische Hilfsmittel bedingt, als die betreffenden Herren nach dem Eintritte in irgend eine geistliche oder weltliche Berufsstellung erübrigen und beschaffen können. Die Folge läßt sich leicht errathen: viele mühevolle Arbeit, viel aufgewendetes Geld liegt jahrelang brach, veraltet möglicherweise oder wird durch Forschungen anderer entwertet, weil die erste Hand, welche den Rohbau aufgeführt hat, durch andere Verpflichtungen gebunden, dem Werke seinen Abschluss und sein richtiges Gewand nicht geben kann. Es genügte indessen, auf diesen Missstand aufmerksam zu machen, um sofort auch die geeignete Abhilfe zu finden, die darin besteht, dass sich alle Mitglieder des Institutes verpflichten, die von ihnen gesammelten Materialien als Eigenthum des letzteren zu betrachten und an dasselbe zurückgelangen zu

lassen, sobald sie sich außer Stande sehen, bis zu einem annähernd sicheren und nicht zu fernen Termin die Herausgabe zu bewerkstelligen. Die Ausarbeitung geht dann an einen der Nachfolger im Institute über, der sich allerdings erst in den Stoff einleben muss, aber doch bald in der Lage sein wird, den Faden da wieder anzuknüpfen, wo ihn der Vorgänger hatte abbrechen müssen. Natürlich finden bei Publicationen, die in dieser Weise zustande kommen, die Rechte aller Betheiligten in Titel oder Vorwort die gebürende Berücksichtigung.

Dieses Statut der Geschäftsordnung erwies sich als ganz besonders nothwendig für ein litterarisches Unternehmen, welches seit einigen Jahren alle anderen Gegenstände aus dem Programme des römischen Institutes verdrängte und auch noch auf Jahre hinaus den Kern aller Forschungen bilden wird. Auf der Jahresversammlung von 1894 fasste nämlich der Vorstand der Görres-Gesellschaft den Beschluss, das Concil von Trient zu behandeln und auf Grund der überaus reichen, in ihrer Ursprünglichkeit noch fast unbenützten Materialien, die das vaticanische Archiv und andere römische oder italienische Fundstellen darüber besitzen, eine neue und vollständige Originalausgabe aller Acten, Tagebücher, Briefe, Documente u. s. w. zu veranstalten, die aus diesem Concil in seiner ganzen Dauer hervorgegangen sind und zu dessen Vorbereitung, Verlauf und Berathungen in innerem Zusammenhang stehen. Ein entsprechenderes Arbeitsfeld konnte für unser römisches Institut und überhaupt für die katholische Geschichtswissenschaft nicht gefunden werden, wie auch keine Kirchenversammlung, kein Reichstag, keine Veranstaltung ähnlicher Art dem Concil von Trient an heilsamer und andauernder Einwirkung auf die Kirchengeschichte der folgenden Jahrhunderte gleichkommt. Sofort wurde mit der Ausführung begonnen und zwar, wie bereits angedeutet, so nachdrücklich, dass fürs erste alle übrigen Unternehmungen des Institutes in Stillstand traten, jene Stoffe ausgenommen, die, wie zum Beispiel Band 7 der Quellen und Forschungen, schon angerüstet waren und die Concilsarbeiten nicht zu empfindlich beeinträchtigten. Jetzt indessen, nach fünf Jahren, ist durch rastlose und planmäßige Arbeit aller activen Institutsmitglieder das großartige Werk so umfassend vorbereitet, dass auf der diesjährigen Jahresversammlung in Ravensburg auch wieder die Fortsetzung der früheren Publicationen, je nach Umständen sogar in erweitertem Maße, beschlossen werden konnte.

Für die Einzelheiten über diese Monumenta Tridentina muss gleichfalls auf die Quartals- und Jahresberichte des römischen Institutes verwiesen werden; hier genüge zu wissen, dass von den verschiedenen Abtheilungen, die das Werk umfassen wird, zunächst drei in Angriff genommen sind: die

Tagebücher, die Acten, die Correspondenz; später wird sich die Gruppe der Tractate, Orationen, Reformvorschläge u. s. w. anschließen. Die Tagebücher, von verschiedenen Verfassern, aber größtentheils von dem Concils-Secretär Massarelli herrührend, gewähren durch ihre ununterbrochenen Aufzeichnungen über die Concilsvorgänge die beste Grundlage für die anderen Zweige des Unternehmens und werden daher die Publication eröffnen; der Bearbeiter Prof. Dr. Merkle in Würzburg, hat für den Gegenstand weite Reisen inner- und außerhalb Italiens unternommen, ehe er mit der Veröffentlichung beginnen konnte; dann verursachte seine Berufung nach Würzburg einigen Aufschub; jetzt aber steht der erste starke Quartband nahe vor seiner Vollendung und wird voraussichtlich nun Jahr für Jahr einen Nachfolger haben. Denn außer diesem ersten Bande liegt das Material bereit für die ganze auf drei Bände berechnete Abtheilung dieser Tagebücher, ferner für die Acten der drei ersten Concilsperioden: Trient 1545/7, Bologna 1547/9, Trient 1551/2, einschließlich eines Bandes über die Zeit der Vorbereitung des Concils 1536 (bezw. 1530)—1545, den der Schreiber dieser Zeilen gleichsam als Einleitung zu den Acten sofort nach Abschluss des ersten Bandes der Tagebücher erscheinen lassen wird. Auch die Concilscorrespondenz von 1545—1552 liegt in guten Händen und wird ohne Verzug in die Reihenfolge der Bände eintreten, sobald Acten und Tagebücher an einem Punkte angelangt sind, der eine Unterbrechung zulässt. Dieses ganze bis jetzt gehobene, zum guten Theil auch bereits verarbeitete Material bietet nach ungefährer Berechnung Stoff zu neun compacten Bänden und ist daher einer Vorrathskammer zu vergleichen, die für ebensoviele Jahre Lebensmittel enthält, da der geschätzte Verlag von Herder in Freiburg i. Br., der in hochsinniger Bereitwilligkeit die Herausgabe des ganzen Werkes übernommen hat und dem Drucke eine dem monumentalen Charakter des Unternehmens durchaus entsprechende vornehme Ausstattung gibt, sich doch jährlich nur auf einen Band verpflichten konnte. So wies es sich denn von selbst, vorderhand keine neuen Kräfte in die Concilsarbeiten einzustellen, sondern die früher gepflegten Zweige wieder in ihr Recht treten zu lassen; aber schon jetzt ruht die Hoffnung auf ganz sicherem Grunde, dass die Görres-Gesellschaft und ihr römisches Institut mit den Monumenta Tridentina ein ruhmvolles Werk schaffen werden, das für Mit- und Nachwelt von größtem Nutzen sein und für die Leistungsfähigkeit der katholischen Wissenschaft ein nicht zu verachtendes Zeugnis ablegen wird. Quod Deus bene vertat!

Rom, September 1899.



Monte Cassino.

Eine kulturhistorische Skizze.

Von Albert Ehrhard.

(Schluss.)

Noch einem weiteren Arbeitsfelde müssen wir unsere Aufmerksamkeit, wenn auch nur kurz, schenken; ich meine die künstlerischen Schöpfungen der Mönche. Diese bilden nicht das unscheinbarste Blatt in dem Kranze, der die alte Kulturstätte ziert, und wenn sie alle erhalten wären, so würde daraus ein ganz einzigartiges Kunstmuseum entstehen. Doch sie sind durch die Ungunst der Zeiten und durch die Bosheit der Menschen viel ärger mitgenommen worden als die litterarischen Denkmäler des Klosters.

Einen ersten Mittelpunkt der Kunstthätigkeit der Mönche bildeten ihre Kirchenbauten. Die ältesten von Benedict selbst und die von den Äbten Poto und Gisulfus erbauten und mit Malereien geschmückten Kirchen wurden entweder durch die Longobarden im achten und die Saracenen im neunten Jahrhundert gänzlich zerstört oder musſten später anderen Bauten weichen. Aus dem zehnten Jahrhundert ist nur ein kostbarer Reliquienbehälter erhalten, dessen Verzierungen grosſes Interesse beanspruchen. Das elfte Jahrhundert bezeichnet den Höhepunkt der Kunst in Monte Cassino. Jetzt erbaute der Abt Desiderius eine neue, grosſe, dreischiffige Kirche mit Schatzkammer, Sacristei, zwei Kapellen, einem Glockenthurm, einem Vorhof und einer Treppe, die zum Vorhofe hinaufführte. Die Ausstattung der Kirche war nach den Beschreibungen des zeitgenössischen Geschichtschreibers Leo von Ostia überaus prächtig und reich. Die Kirche erstrahlte im Glanze des Marmors, in den Farben der Mosaikbilder am Triumphbogen und in der Apsis und war ganz bemalt. Die Erzthüren für das Hauptportal liesſ Desiderius aus Constantinopel kommen; ein Mönch wurde dorthin geschickt, um die Kunst der Emailarbeiten zu erlernen und ein Antipendium in Email anzufertigen. In der Mitte des Chores erhob sich das unversehrte Grab des heiligen Benedictus und der heiligen Scholastica unter einem Baldachin.

Besonders kostbar war der Baldachin über dem Hauptaltar. Feierlich eingeweiht wurde die Kirche von dem Papst Alexander II am 1. October 1071, der von 10 Erzbischöfen, 43 Bischöfen und vielen Fürsten und Grafen begleitet war.

Desiderius erneuerte auch die Klostergebäude und erbaute eine zweite Kirche an der Stelle des Apollo-Tempels, der in eine Martinskirche umgewandelt worden war. Auch diese wurde prächtig ausgestattet und bemalt. Hier verfertigten nun die Künstler von Monte Cassino selbst den Mosaikboden der Kirche. Von all dieser Pracht hat sich nichts erhalten, mit Ausnahme der Wandgemälde der Kirche von San Angelo in Formis bei Capua, die Professor F. X. Kraus vor einigen Jahren herausgegeben hat, und die auch von den Künstlern von Monte Cassino herrühren.

Das zwölfte Jahrhundert war für die Weiterentfaltung dieser Kunstthätigkeit nicht günstig; vielmehr hatte Monte Cassino den Raub seines reichen Schatzes an silbernen und goldenen Kirchengeräthen, prächtigen Vorhängen, Teppichen und liturgischen Kleidern zu beklagen.

Am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts wurden die Kirchen und Kapellen mit Glasgemälden versehen. Was vor dem Jahre 1349 noch von der Blüteperiode vorhanden war, gieng zugrunde bei dem großen Erdbeben. Die von dem Abte Peter de Tartaris († 1395) vollendete neue Kirche mochte den Mönchen, die die frühere Herrlichkeit gesehen hatten, den Vergleich nahelegen, den die Juden zwischen dem ersten und zweiten Tempel in Jerusalem machten. Es war eine Basilika mit offenem, bemaltem Dachstuhle nach dem Muster der Laterankirche in Rom. Auch diese verschwand, um einem Renaissancebau Platz zu machen, in großen Dimensionen und mit einer Kuppel über der Vierung.

Das geschah erst im 16. Jahrhundert. Das 15. Jahrhundert, die Zeit der Commendataräbte, gieng verloren wie für die Verwirklichung der religiös-kirchlichen Ideale des Klosters so auch für die Erfüllung seiner künstlerischen Aufgabe. Bezeichnend für den innigen Zusammenhang beider ist die Thatsache, dass die Befreiung des Klosters im Jahre 1504 durch ein Freskogemälde verherrlicht wurde, das die Erinnerung an jene glückliche Stunde verewigen sollte. Es ist leider nicht mehr erhalten. Als das Kloster zu neuem Leben erwachte, hatte die Kunst der Renaissance ihren Einzug in ganz Italien gehalten und war eben im Begriffe die höchsten Höhen künstlerischen Schaffens zu ersteigen. Sie zog nun auch in Monte Cassino ein und führte hier zunächst die Vernichtung einer Reihe von Monumenten der Sculptur und Malerei herbei, die sich bis zu jener Zeit erhalten hatten. Die ersten Denkmäler der Renaissance fielen aber wieder selbst dem Barockstil zum Opfer, der jedoch nicht wie jene Besseres an die Stelle des alten setzte,

sondern eine Kunstrichtung zur Geltung brachte, die sich gegen ihre eigenen Normen versündigte. Die neapolitanische Kunst stand damals auf einem sehr tiefen Niveau: eine Folge des spanischen Regiments, das zu den schlechtesten gehört, die Italien im Verlaufe seiner wechselvollen Geschichte zu ertragen hatte. Von den Kunstwerken des 16. Jahrhunderts sind nur noch zwei Grabdenkmäler, einige Tafelgemälde und ein schönes Freskogemälde in der Kirche erhalten. Das große Gemälde von Jacobo da Ponte, genannt Bassano, aus dem Jahre 1591 schmückt jetzt noch den Speisesaal. Es stellt die Vermehrung der Brote dar und in Verbindung damit die Vermehrung der Regel des hl. Benedict in den vielen Orden, die sich daraus entwickelten.

Vom sechzehnten bis achtzehnten Jahrhundert gieng die Ausschmückung der neuen Kirche und die Renovierung des ganzen Klosters vor sich. Sie geschah im Geschmacke der Zeit; an den Arbeiten waren jedoch gute Architekten und Maler, wie Rossini, Contini, Giordano, Francesco Solimene betheiligt. In der Gestalt, die das siebzehnte Jahrhundert ihr gab, hat sich die Hauptkirche erhalten, ein heiterer Bau, voll Farben, Marmorglanz und Gemäldereichthum, deren Einzelbeschreibung mich zu keinem Ende kommen ließe. Sie macht trotz der Vordränglichkeit des Barockstiles auf den Wanderer einen erhebenden Eindruck. Wie für ein immerwährendes Fest geschmückt, contrastiert sie eigenthümlich mit dem schwarzen Kleide der Mönche und dem Ernste, mit welchem die heiligen Ceremonien des Gottesdienstes von ihnen verrichtet werden. Das Orgelgehäuse und die Chorstühle sind wahre Meisterwerke der Rococozeit.

Wenn ich schon die Kunstwerke der Kirche nur andeuten kann, so muss ich vollends darauf verzichten, auch die Kunstwerke aus der Neuzeit in der Sacristei, den Kapellen, dem Capitelsaal und den übrigen Klosterräumen vorzuführen. In der Sacristei steht der Mosaikfußboden aus dem 11. Jahrhundert in einem auffallenden Gegensatz zu den Holzsculpturen, Stuckornamenten und eingelegten Möbeln, welche den Raum zu einem kleinen Museum der Kunst des 18. Jahrhunderts machen. Aus dem 18. Jahrhundert stammen auch die meisten Statuen, welche dem Andenken der Päpste und Fürsten von Gregor d. Gr. bis zu Gregor XIV, von Karl d. Gr. bis zu Ferdinand IV von Bourbon, die das Kloster als seine Gönner ehrt, errichtet wurden. Sie tragen das Gepräge ihrer Zeit sehr deutlich zur Schau. Eine Anzahl von Gemälden ist übrigens nach der Occupation der Franzosen in das königliche Museum von Neapel gewandert. Mehrere Gemälde von Andrea Sabbatini, einem Schüler Rafaels, die jetzt das Museum zieren, ein thronender hl. Benedict zwischen den hl. Placidus und Maurus, Darstellungen von Legenden des hl. Benedict, zwei kleine, besonders fein aus-

geführte Scenen aus dem Leben des hl. Placidus, lassen ihre ursprüngliche Bestimmung noch klar erkennen. Nach der Rückkehr der Bourbonen konnten die Mönche nicht mehr daran denken zu den alten Kunstschätzen neue hinzuzufügen; sie mussten sich damit begnügen, in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts die Fresken der Kuppel und des Chores der Hauptkirche restaurieren zu lassen. Erst aus Anlass des Jubiläums vom Jahre 1880 traten neue Kunstdenkmäler zu den alten hinzu, die Malereien und Fresken der Beuroner Künstler, die ich schon erwähnt und kurz charakterisiert habe.

Ich ziehe es vor, noch auf eine zweite Gruppe von Kunstdenkmälern aufmerksam zu machen, die uns in die Bibliothek des Klosters zurückführt, auf die Ornamente und Miniaturen, welche die alten Handschriften schmücken.

Diese zweite Gruppe ist weit besser erhalten als die erste. Vom neunten bis sechzehnten Jahrhundert besitzt Monte Cassino eine ununterbrochene Serie von Miniaturen, die für die Geschichte der Malerei von der größten Bedeutung sind, weil sie die früher geleugnete Existenz einer von der byzantinischen unabhängigen unteritalischen Kunst mit aller Klarheit bezeugen.

Diese Ornamente und Miniaturen zerfallen, wie die Schriftarten selbst, in drei Classen: die longobardische, italienisch-lateinische oder romanische und die der gothischen Choralbücher aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Die longobardische Schrift wurde von den Mönchen des Klosters selbst ausgebildet, war vom achten bis dreizehnten Jahrhundert dort vorwiegend in Gebrauch und durchlief während dieser Zeit die Stadien der Ausbildung, der Glanzperiode und endlich des Verfalls. Auf die Frage, inwiefern die Bezeichnung dieser Schriftart als longobardische berechtigt ist, kann ich hier nicht näher eingehen. In den Verzierungen und Miniaturen ist diese Schrift abhängig von der irischen Miniaturmalerei, der die Mönche das reiche Flechtwerk, die Initialen mit Vögel-, Fisch-, Thier- und Menschengestalten und die bunte Bemalung der Gewänder entliehen. Die Glanzperiode dieser Miniaturmalerei fällt zusammen mit der Glanzperiode des Klosters überhaupt, speciell mit der Zeit des Abtes Desiderius. Jetzt werden die Formate der Handschriften größer, die Lettern eleganter, die Farben lebendiger. Die Ornamente zeigen trotz großer Mannigfaltigkeit eine gewisse Strenge im Stil und große Correctheit in der Zeichnung. Alle diese Vorzüge vereinigen sich in den Handschriften des besten Kalligraphen der Blütezeit, des Mönches Leo von Amalfi. Jetzt gieng man auf die römisch-lateinischen Vorbilder zurück und erzielte einzelne Miniaturen, die mit der italienischen Malerei des fünfzehnten Jahrhunderts sehr nahe verwandt sind. Weitere Fortschritte zeigt die Zeichnung in den 24 Miniaturen des Regestums von St. Angelo in

Formis aus dem zwölften Jahrhundert. Bald nahm aber die Phantasie gegenüber der Regel überhand und führte zu einer verschraubten Verschlingung von Thierformen.

Die lateinische Schrift war während derselben Zeit in Monte Cassino im Gebrauche; doch sind nur etwa 140 Handschriften in dieser Schriftart geschrieben, und von diesen stammen einige von auswärts. Selbstverständlich treten uns auch hier die Entwicklungsstadien der lateinischen Schrift im Mittelalter entgegen. Die Initialen, Verzierungen und Miniaturen sind unserem Geschmacke sympathischer und standen auch in innigerer Beziehung zu der kirchlichen Kunst Italiens. Die Initialen sind hier zuerst rothfarbig. Vom 12. Jahrhundert an treten noch andere Farben hinzu, besonders das Azurblau. Der Geschmack in der Ornamentierung ist ein ganz anderer als bei der longobardischen Schrift. Das Blattmotiv beherrscht das Ornament zuerst ausschließlich. Später wurde allerdings das longobardische Thiermotiv nachgeahmt, aber mit wenig Glück.

In den großen gothischen Choralbüchern, die im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert geschrieben wurden, kommt die Kunst der Renaissance zur Geltung. Jetzt war Kalligraph und Miniaturist nicht mehr eine und dieselbe Persönlichkeit, wie das im Mittelalter der Fall gewesen war. Auch beriefen nunmehr die Mönche von auswärts berühmte Miniaturisten, wie z. B. Johannes Boccordini und seinen Sohn Franz aus Florenz, Matthäus von Terranuova und dessen Schüler Aloysius von Neapel. Diese Choralbücher schließen in würdigster Weise die Handschriftensammlung des Klosters ab. Vom sechzehnten Jahrhundert an tritt die Malerei im großen Stile an die Stelle der kleinen, für die Kunstgeschichte aber so überaus wertvollen Miniaturen.

Nur ein bescheidenes Miniaturbild ist es übrigens auch, das ich im Vorausgehenden von der großartigen, wechselvollen und inhaltreichen, geschichtlichen, kirchlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Vergangenheit von Monte Cassino entwerfen konnte. Diese Skizze berechtigt mich wohl dazu, der Kultur Mont Cassinos eine typische Bedeutung beizulegen, weil sie einen der edelsten und wohlgelungensten Versuche darstellt, das Problem der Vereinigung gottseligen, christlichen Lebens mit den Forderungen irdischen, menschlichen Strebens zu lösen. Gebet und Arbeit, Glaube und Wissen, Religion und Sittlichkeit, Recht und Macht, Naturbegeisterung und Liebe zur Kunst, diese Elemente jeder wahren Kultur wussten sie zur schönsten Harmonie zu verbinden, und von dem Grade dieser harmonischen Verbindung hieng der jeweilige Blütestand des Klosters ab.

Dass durch diese edelste und höchste Kulturarbeit auch der Drang nach Glück und Seligkeit in den Herzen der Mönche befriedigt wurde, kann keinem Zweifel unterliegen. Friede, Seelenruhe, Zufriedenheit, Gottesliebe, Freundschaft des Bruders zum Bruder: das ist die Atmosphäre, in welche ihre ganze Thätigkeit eingetaucht war, und in die jeder unwillkürlich hineinversetzt wird, der das bezaubernde Bild der Kultur Monte Cassinos in seinen großen, entscheidenden Zügen vor seinem geistigen Auge vorüberziehen läst.

4.

Um dieses Bild zu vervollständigen, habe ich nur noch ein Wort über das Kloster und seine Wirksamkeit in der Gegenwart hinzuzufügen.

Im Jahre 1866 brach der letzte Sturm über das Kloster herein. Das geeinigte Italien decretierte die Aufhebung der meisten Klöster Italiens und von dieser Maßregel wurde das Erzkloster trotz seiner internationalen Bedeutung und trotz der hohen Protectoren, die selbst aus protestantischen Kreisen sich zu seinen Gunsten erhoben, nicht ausgenommen. Einer Zerstörung des Klosters stellte sich aber dessen Kulturmacht selbst als unüberwindliches Hindernis entgegen. Wohl konnte man den Mönchen den letzten Überrest ihrer ehedem so reichen Besitzungen wegnehmen. Die von der Höhe des Berges weithin sichtbaren Felder, Wiesen und Thäler, wie ein lieblicher Kranz den herrlichen Klosterbau umlagernd, wurden den Arbeitern, die sie urbar gemacht, entrissen; nur ein kleiner Garten und einer der Bergabhänge sind ihnen geblieben. Aber man musste sie doch selbst unter der rechtlichen Fiction zusammenlebender Canoniker und als Verwalter ihres Klosters, das als Staatseigenthum erklärt wurde und als „Monumento nazionale“ unter staatlicher Controle steht, bestehen lassen. In den Augen des Staates ist der Abt nichts anderes als der Superintendent desselben mit dem Rechte, den Archivar, den Bibliothekar und die übrigen Custoden zu ernennen. Eine Rente von 150.000 Lire, die 1866 dem Kloster zur Verfügung stand, wurde auf 20.000 herabgesetzt! Was man aber nicht beschlagnehmen konnte, das war der Geist der Söhne des heiligen Benedictus, ihr Eifer für Gottes Ehre und seiner Kirche Wohl, gepaart mit begeisterter Liebe zur kirchlichen Wissenschaft und zur christlichen Kunst. So setzt denn die Klostergemeinschaft, die zur Zeit nur aus 15 Professen, 10 Novizen und Postulanten und 30 Brüdern aus den verschiedensten Ländern Europas, Italien, Frankreich, England, Deutschland, Österreich, aus der Schweiz und selbst aus Amerika, besteht, alle jene Arbeiten fort, deren Pflege sie von ihren Vorfahren erlernt und deren hohes Ziel sie immerdar begeistert.

Gebet und Arbeit: innerhalb dieser beiden Pole bewegt sich, wie vor Jahrhunderten, so auch heute ihr ganzes Leben und Streben. Ja, man darf behaupten, dass ihr Leben noch nie so vollständig im Gebete und in der geistigen Arbeit aufgieng, wie in der Gegenwart. Ihre erste Pflicht ist das gemeinsame Chorgebet, das tagtäglich an den bestimmten Stunden in den weiten, sonnigen Räumen der Klosterkirche wiederhallt. Ein kräftiger, nach den strengsten Regeln des gregorianischen Gesanges geschulter Männerchor entschädigt hier den deutschen Wanderer für die vielen musikalischen Misshandlungen, deren man in Italien manchen Ortes gewärtig sein muss. Auf den Schwingen dieser reinen Melodien hebt sich hier die Seele des jungen Mönches zu Dem empor, dem er sein Leben gewidmet und in dem er immerdar Kraft und Leben sucht und findet. Dann mag er gestärkt und gestählt an die Arbeit gehen, die ihn in die Erziehungsanstalten oder in die Bibliothek seines Klosters ruft.

Drei Erziehungsanstalten stehen unter der Leitung des Klosters: ein Knabenseminar mit 126 Alumnen, um den Nachwuchs des Diöcesanclerus heranzuziehen; ein Convict für Adelige und vornehme Familien mit 90 Convictoren, die zum Theile aus Familien stammen, deren Väter im Parlamente gegen Clerus und Mönche stimmen, aber auf die vorzügliche Erziehung ihrer Söhne durch die letzteren nicht verzichten wollen; ein bürgerliches Internat mit 78 Schülern aus Nah und Fern bis Calabrien und Sicilien. Alle zusammen besuchen ein humanistisches Gymnasium, das ebenfalls von den Mönchen geleitet wird, unter Mitwirkung von 6 Weltpriestern und 4 Laien.

Für den Diöcesanclerus wurde 1891 ein neues Diöcesanseminar erbaut, wo 5 Mönche die Theologie vortragen. Die Diöcese selbst, an deren Spitze der Abt des Klosters steht, umfasst 80 Pfarreien und ungefähr 120.000 Seelen.

Den Hauptgegenstand der höheren wissenschaftlichen Thätigkeit der Mönche bildet in der Gegenwart die Bibliothek des Klosters selbst, die mit ihren 1080 Handschriften und 40.000 Urkunden den Forschungsdrang der Mönche noch auf lange Jahre befriedigen kann. Die Räume derselben machen in ihrer Art einen ebenso erhebenden Eindruck als die Kirche. Rings an den Wänden stehen hier die alten Handschriften in hohen Reihen übereinander, während die Urkunden in den Schränken geborgen sind. Hier findet der neueingetretene Mönch das Beste vereinigt, was, aus längst verklungenen Zeiten gerettet, den Gegenstand seines gerechten Stolzes bildet. Seine Ahnen im Orden sind es, die diese vergilbten Pergamente zugerichtet, Schreibwerkzeuge und Tinte selbst bereitet, eine eigene Schriftart ausgebildet, die Codices

sorgfältig geschrieben und die Miniaturen gemalt haben, die sie noch in so frischen Farben zieren. Als Zeugen der wissenschaftlichen Regsamkeit, die im Orden nie erlosch, sind sie aber zugleich ein mächtiger Sporn zu neuem Schaffen, der durch die heutige Richtung auf Bibliotheksstudien und Handschriftenforschungen zeitgemäß unterstützt wird. Die Bibliothek und deren Schätze bildeten darum auch den Hauptgegenstand der wissenschaftlichen Thätigkeit der Mönche in den letzten dreißig Jahren. Diese Thätigkeit hat eine Reihe von Früchten hervorgebracht, die sich dem Besten zugesellen, was die in- und ausländische Litteratur in den letzten Decennien geschaffen hat, und weitere Publicationen befinden sich in näherer oder entfernterer Vorbereitung. Der Bibliothekar P. Caravita*) machte den ersten Versuch, einer Gesammtdarstellung der Geschichte der Bibliothek und der Kunstdenkmäler des Klosters. Er hat das Verdienst, zuerst an der Hand paläographischer Kriterien und historischer Daten die chronologische Reihenfolge der Handschriften im großen und ganzen festgestellt zu haben. Im zweiten Band bietet er eine Blumenlese von Notizen aus den Handschriften des 6.—16. Jahrhunderts, die, von den Schreibern selbst verfaßt oder in späteren Zeiten von verschiedenen Händen eingetragen, das stete Interesse der Mönche an ihren litterarischen Schätzen illustrieren. Diese Notizen erstrecken sich auf die verschiedensten Gebiete der Geschichte, der Theologie, des canonischen Rechts, des Civilrechts, der Liturgik, Grammatik und Medicin. Andere enthalten ernste und heitere Sentenzen in metrischer Form, an denen die Männer des Mittelalters Herz und Geist nährten. Der dritte Band behandelt im wesentlichen den Bau und die Ausschmückung der jetzigen Klosterkirche, schließt also die moderne Kunstentwicklung in Monte Cassino der Darstellung der älteren an.

Die erste Publication größeren Stiles war der Handschriftenkatalog**), von dem 1876—1894 fünf große Foliobände erschienen sind. Eine gedrungene Übersicht im ersten Bande macht die vorzüglichsten Handschriften auf dem Gebiete der Theologie (Patristik, Kirchenrecht, Scholastik), der Geschichte, Musikkunde und Miniaturmalerei namhaft und weist deren Benützung bei der Herausgabe der einschlägigen Schriften nach. Die von den größten Gelehrten der neueren Zeit aus diesem Anlaß mit den Bibliothekaren

---

*) I codici e le arti a Monte Casino, Neapel 1869 f., 3 Bde.

**) Bibliotheca Casinensis seu codicum manuscriptorum, qui in tabulario casinensi asservantur, series per paginas singillatim enucleata, notis characterum speciminibus ad unguem exemplatis aucta cura et studio monachorum ordinis S. Benedicti abbatiae montis Casini, Monte Cassino 1876—1894, 5 Bde. Die Beschreibung der Handschriften reicht darin erst bis zu dem Codex 311.

Galotta, Francipane, Federici u. s. w. gepflogene Correspondenz füllt mehrere Bände, deren Veröffentlichung beabsichtigt ist. Der Katalog selbst zerfällt in zwei Theile, deren erster je eine Reihe von Handschriften beschreibt, während der zweite unter dem Titel „Florilegium" eine Blumenlese unedierter Schriftstücke, Heiligenlegenden, Homilien, exegetische und ascetische Abhandlungen aus den beschriebenen Handschriften bringt. Dadurch tritt dieser Katalog aus der Reihe der neuesten Handschriftenkataloge, die sich im allgemeinen der größten Bündigkeit befleißen, bewußt heraus. Die langsame Erschließung der Schätze, welche diese Methode zur Folge hat, wird durch den Vortheil, den sie bietet, die Handschriften selbst soweit überhaupt möglich zu ersetzen, genügend aufgewogen. Als weitere Entschädigung darf die Beigabe einer großen Anzahl von paläographischen Tafeln, vielfach in Chromolithographie, gelten, die sich auf mehr als 300 belaufen und die Schrift der Codices, wie ich mich durch Vergleichung derselben überzeugen konnte, sehr treu wiedergeben.

In nächstem Zusammenhang mit dem Katalog steht ein zweiter Publicationszweig, der sich auf den Inhalt der Handschriften bezieht. Dem Beispiele der Cardinäle A. Mai und Pitra folgend gaben die Mönche demselben den Titel „Spicilegium" *), bestimmten ihn aber nicht bloß der Veröffentlichung größerer ungedruckter Texte, sondern auch der Aufnahme kritischer Ausgaben bereits bekannter Werke. Sehr vortheilhaft ist die Eintheilung des Spicilegiums in mehrere Abtheilungen, deren jede Documente einheitlichen Inhaltes vereinigen soll. Die bisherigen Abtheilungen umfassen 1. die Bibelkritik, 2. die Patristik, 3. die alten Liturgien, 4. die Kirchenmusik, 5. das canonische Recht, denen sich eine philologische Abtheilung anschließt. Von einigen derselben ist bisher je ein Band erschienen. Den Hauptinhalt des ersten Bandes bildet eine canonistische Sammlung aus einer Handschrift von Novara, die der Herausgeber, Don Ambrogio Amelli, Dionysius dem Kleinen zuschreibt, der sie um 530—535 verfaßt hätte, um dem Papst Johann II Material zur Entscheidung der von den scythischen Mönchen aufgeworfenen dogmatischen Frage zu liefern. Die Autorschaft des Dionysius wurde allerdings von Duchesne und Mommsen in Abrede gestellt, während Cardinal Pitra und J. B. de Rossi der Ansicht Amellis beitraten, als er sie schon früher ausgesprochen hatte. Amelli suchte neue Gründe dafür geltend

*) Spicilegium Casinense complectens analecta sacra et profana e codd. casinensibus aliarumque bibliothecarum collecta atque edita cura et studio monachorum S. Benedicti archicoenobii montis Casini 1 (1893) CV, 470 S. u. 5 Tafeln; 4, 1 (1895) 137 S. u. 3 Tafeln; 3, 1 (1897) XXXII, 417 S. u. 4 Tafeln. (Die Prolegomena sind unvollständig).

zu machen, ohne jedoch seine Gegner überzeugen zu können. Wie dem auch sein mag, der Hauptwert der Publication liegt in den neuen, für die christologischen Controversen des 5. Jahrhunderts bedeutsamen Texten, unter denen den Appellationen Flavians von Constantinopel und des Bischofs Eusebius von Dorylänm an den Papst Leo den Großen die Palme gebührt. Diese hatte der Entdecker schon 1882*) zum ersten Mal publiciert. Auf Dionysius bezieht sich auch der zweite Theil des Bandes. In einem Anhange werden verschiedene unedierte Schriftstücke mitgetheilt, darunter ein alter Papstkatalog, den aber Amelli überschätzt hat. Die folgenden Abtheilungen der canonistischen Serie werden zwei weitere unedierte Sammlungen bringen und die unter dem Namen «Synodicum adversus tragoediam Irenaei» bekannten Acten zur Geschichte des Concils von Ephesus. Der dritte Band eröffnet die patristische Serie mit unedierten Schriften von Hilarius von Arles (?), dem Donatisten Tichonius, Philippus, einem Schüler des Hieronymus und von Bruno von Segni. Diese Texte müssen noch näher untersucht werden. Der zweite Theil des Bandes wird dem hervorragenden Commentar zu den Paulusbriefen, der unter dem Namen Ambrosiaster geht, aus der Handschrift des Jahres 568, der ältesten, die Monte Cassino besitzt, gewidmet sein. Der vierte Band brachte eine provenzalische und zwei italienische Übersetzungen der Regel des heiligen Benedikt. Für die biblische Serie ist zunächst die Herausgabe der durch Ambr. Amelli bekannt gewordenen Purpurhandschrift von Sarrazano aus dem 5. Jahrhundert in Aussicht genommen. Die Wiedergabe der Texte entspricht allerdings nicht immer den heutigen Anforderungen der Kritik; hoffentlich werden aber diese Mängel, die sich aus den Umständen leicht erklären und das Gesammtverdienst der Publicationen nicht wesentlich schmälern können, in Zukunft wegfallen. Zur Geschichte des kirchlichen Gesanges sollte schon zum Centennarium Gregors d. Gr. im Jahre 1890 ein Beitrag von Ambrogio Amelli, dem Vorkämpfer des Choralgesanges in Italien, erscheinen. Hoffentlich wird die Arbeit wenigstens für das Jahr 1904 fertig.

Der Veröffentlichung der Urkunden ist ein weiterer Zweig gewidmet unter dem Titel «Tabularium Casinense». Der erste Versuch, die Tausende von Urkunden des Klosterarchivs zu ordnen, gieng von den Bibliothekaren Federici und Francipane aus. Eine zweite Transcription mit Ausschluss der Regesten wurde von Galotta, der eine große Anzahl von Urkunden in seine Klostergeschichte aufnahm, begonnen und von Placido Federici vollendet.

*) S. Leone Magno e l'oriente. Dissertatione sopra una collezione inedita ecc. Rom 1882; 2. Aufl., Monte Cassino 1890.

Das Archiv ist sehr reich an Papsturkunden. P. Kehr*) hat jüngst ein Verzeichnis der ältesten derselben bis zum Regierungsantritt Innocenz' III und 40 unedierte Stücke herausgegeben. Neben ihren eigenen Urkunden besitzen die Mönche auch solche von manchen anderen Örtlichkeiten, mit denen sie im Mittelalter in nahen Beziehungen standen, oder die ihnen die Aufbewahrung ihrer Urkunden anvertraut haben. Unter denselben befinden sich auch zahlreiche griechische aus der Zeit der byzantinischen Herrschaft in Unteritalien und darüber hinaus, so lange die griechische Sprache in Unteritalien die vorherrschende war. Der Bibliothekar Calefati wollte sie publicieren und arbeitete 1859 den Plan eines großen Codice diplomatico italo-byzantino dal secolo VIII al XV aus, der auch die byzantinischen Urkunden von Florenz, Venedig und Neapel umfassen sollte. Er starb aber, bevor er seinen Plan verwirklichen konnte. Seine Vorarbeiten wurden dem Neapolitaner Trinchera in freigebiger Weise zur Verfügung gestellt. Seine Ausgabe der griechischen Urkunden Italiens (1865) war aber ganz ungenügend. Seitdem ist die Arbeit von verschiedenen Seiten gefördert worden und die Mönche von Monte Cassino würden den Dank Vieler ernten, wenn sie sich daran betheiligten. Das neue Unternehmen hat zunächst die lateinischen Urkunden zum Gegenstande. Die zwei ersten Bände beziehen sich auf die Stadt und das Gebiet von Gaeta**) und bringen ein umfangreiches neues Material zu ihrer mittelalterlichen Geschichte. Der erste Band enthält 194 Urkunden von 787—1053; in dem zweiten stehen deren 230 aus der Zeit von 1053—1294. Der Text der Urkunden wird mitgetheilt unter Beibehaltung der Orthographie des Originals oder der ältesten Copie. An Anmerkungen wird nur soviel geboten, als zum Verständnis des Textes nothwendig erscheint. Diese Urkunden haben allerdings zunächst nur Bedeutung für die Localgeschichte; wie aber im Mittelalter alles zusammenhängt, finden wir auch hier Diplome von Päpsten und Kaisern allgemeineren Interesses. Auch belehrt ein Blick auf die sorgfältigen Namensverzeichnisse, dass der Inhalt über eine Reihe von historischen und archäologischen Fragen, über Klöster- und Kirchenbauten neues Licht verbreitet. Bald darauf folgte das Chartularium des Klosters S. Benedetto von Conversano***), mit 202 Urkunden, die sich mit kurzen Unterbrechungen

*) Le bolle pontificie anteriori al 1198 che si conservano nell' archivio di Montecassino, Monte Cassino 1899 (Estratto dalla Miscellanea Cassinese).

**) Codex diplomaticus Cajetanus, editus cura et studio monachor. s. Benedicti archicoenobii montis Casini, 1 (Monte-Cassino 1887) 426 S. u. 5 Tafeln; 2 (1891) 477 S. u. 5 Taf.

***) Il Chartularium del monastero di S. Benedetto di Conversano la prima volta pubblicato, illustrato ed annotato dal Sac. D. Morea, 1. Band, Monte Cassino 1892, LXXVIII, 470 S.

von 809—1266 erstrecken. Früher waren schon die Regesten der Kirche S. Angelo bei Capua*), einer Stiftung Monte-Cassinos aus dem elften Jahrhundert, erschienen, deren Originalhandschrift durch ihre Miniaturen auch in kunsthistorischer Beziehung von hohem Interesse ist. Die Veröffentlichung der Regesten der Äbte von Monte Cassino selbst wurde eröffnet mit denjenigen des Abtes Bernhard I**) (1266—1275), der in den schwierigen Zeiten nach dem Untergang der Hohenstaufen mit Energie und Klugheit die Geschicke des Klosters leitete. Das Archiv besitzt noch eine Reihe von Regesten einzelner Äbte aus dem 13.—16. Jahrhundert, wenn auch die ganze Reihenfolge nicht mehr erhalten ist. Die Fortsetzung dieser Publication ist dringend zu wünschen.

Sehr dankenswert sind auch die paläographischen Tafeln***), welche die schwierige Schrift der Curialen von Neapel, Gaeta, Amalfi und Sorrento erläutern, die durch Friedrich II abgeschafft wurde.

In jüngster Zeit begründeten die Mönche auch eine periodische Zeitschrift†), worin ihre Forschungen auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft, Litteratur und Kunst Platz finden sollen. Das erste Heft bringt verschiedene Beiträge zur biblischen Wissenschaft, Mönchsgeschichte, Hagiographie, altchristlichen Litteratur, Liturgie und Musik und einige litterarische Verherrlichungen von Monte Cassino. Der Inhalt einiger neuen Documente hat die Aufmerksamkeit protestantischer Gelehrten auf sich gezogen, und die Zeitschrift hat in Italien unstreitbar eine Aufgabe zu erfüllen, die nicht unterschätzt werden darf.

Außer diesen großen wissenschaftlichen Unternehmungen wäre noch eine Reihe von kleineren Publicationen verschiedenartigen Inhaltes zu nennen, wenn hier ein vollständiger Katalog der Arbeiten der Mönche bezweckt wäre.††) Wenigstens erwähnen muss ich die Herausgabe der unsterblichen Dichtung

*) Regestum s. Angeli ad Formas ex originali codice casinen si cura et studio monach. O. S. B. nunc primum in lucem prolatum, Monte-Cassino 1889.

**) Regesti Bernardi I abbatis Cas. fragmenta ex archivio casinensi ss. d. n. Leonis XIII p. m. munificentia nunc primum edita cura et studio D. Anselmi Mariae Caplet, monachi casinatis, Rom 1890, CXXXIV, 280 S.

***) Saggio di scrittura notarile per gli studi paleografici. I curiali di Amalfi, Gaëta, Napoli, Sorrento, Monte-Cassino 1888, 60 chromolithogr. Taf.

†) Miscellanea Cassinese ossia nuovi contributi alla storia, alle scienze e arti religiose raccolti e illustrati per cura dei P. P. Benedettini di Montecassino. Anno 1897. Parte I, fasc. 1. Memorie e notizie; parte 2, fasc. 1. Documenta. — Ein weiteres Heft ist in nächster Vorbereitung; sehr störend ist es, dass jeder Theil und die Unterabtheilungen des zweiten Theiles alle eigens paginiert sind.

††) Von Zeit zu Zeit geben die Mönche Kataloge ihrer Publicationen heraus.

Dantes*) nach einer Handschrift des Klosters vom Jahre 1300 und eines autographen Briefes des hl. Thomas von Aquin**) an den Abt Bernhard, der am Rand einer Handschrift gefunden wurde. Der hl. Thomas behandelt darin Gottes Vorherwissen aus Anlaſs einer Stelle der Dialoge Gregors des Großen. Die jüngsten dieser Publicationen sind zwei Festgaben***) an die Mitglieder des historischen Congresses, der aus Anlaſs der bereits erwähnten elfhundertjährigen Erinnerungsfeier an den Tod des Paulus Diaconus im letzten September in der ehemaligen Hauptstadt Friauls, Cividale, der Heimat des Gefeierten, abgehalten wurde, und an die Stadt Cividale selbst. Darin gelangen zwei litterarische Denkmäler des Geschichtschreibers der Longobarden zur ersten Veröffentlichung.

Zu dieser wissenschaftlichen Arbeit gesellt sich endlich auch in der Gegenwart die traditionelle Kunstthätigkeit des Klosters. Mit Rücksicht auf seine geringen Einnahmsquellen kann hier weniger an die Schaffung neuer Kunstwerke als an das Erhalten und Fruchtbarmachen der alten gedacht werden. Diesem Zwecke dienen auch mehrere Kunstpublicationen des Klosters: die Paleografia artistica,†) worin sie die schönsten Ornamente und Initialen ihrer Handschriften in farbiger Wiedergabe vereinigt haben. Die vorzüglichsten Tafeln wurden auf verschiedenen Ausstellungen in Rom (1870 und 1888), Wien (1873), Paris (1878), Turin (1884 und 1890) und Chicago (1893) preisgekrönt. Von noch größerem Kunstwerte ist die Publication ausgewählter Miniaturen,††) von denen schon eine ganze Anzahl erschienen ist. Für die Kunstgeschichte sind diese Tafeln, welche die Originale sehr treu wiedergeben,

*) Il codice Cassinese della Divina Commedia per la prima volta letteramente messo a stampa per cura dei monaci benedettini della Badia di Monte Cassino, 1865, LV und 592 S. mit 7 Taf. 4°.

**) Epistola S. Thomae Aquinatis ad Bernardum abbatem Casinensem. propria manu conscripta, Monte Cassino 1875.

***) Paolo Diacono, Carlo Magno e Paolino d' Aquileia in un epigramma inedito intorno al canto gregoriano e ambrosiano estratto da un codice di Montecassino per D. Ambrogio M. Amelli, Priore archivista Cassinese, Monte Cassino 1899, 26 S. in Fol. Ars Donati, quam Paulus Diaconus exposuit nunc primum ex cod. vaticano-palatino 1746 monachi archicoenobii montis Casini in lucem proferunt, Monte Cassino 1899, 30 S. in Fol.

†) Paleografia artistica di Montecassino, Scrittura gotico-corale, 16 Taf. (1876); Scrittura longobardo-cassinese, 54 Taf. (1877—78), Scrittura latina, 67 Taf. (1883).

††) Le miniature nei codici cassinesi. Documenti per la storia della miniatura in Italia. 1a serie. Codici della Badia di Montecassino, 10 Fascikel mit 28 Taf. (1888). 2a serie. Libri corali della badia benedettina di S. Pietro di Perugia, 1—5 Fasc. mit 13 Taf. (1896).

wie ich mich durch Vergleichung derselben überzeugen konnte, von hoher Wichtigkeit. Bekanntlich liegt ja die Geschichte der Miniaturmalerei überhaupt noch sehr im Dunkel. Hier sind vor allem farbige Reproductionen nothwendig, und davon besitzen wir verhältnismäßig noch sehr wenige, wenn sich auch solche Publicationen Dank der Vervollkommnung der Reproductionsmethoden in jüngster Zeit erfreulich gemehrt und zugleich an Treue der Wiedergabe bedeutend gewonnen haben. Die erwähnten Tafeln gehören aber ohne Zweifel zu den allerbesten. Die 28 Tafeln der ersten Serie bringen Miniaturen vom 9.—16. Jahrhundert. Sehr interessant sind die Federzeichnungen des Kalligraphen Leo aus dem Codex 99 saec. XI, welche eine Lebendigkeit der Darstellung und eine Freiheit der Zeichnung bekunden, über die man staunen muss. Im 12. Jahrhundert wurden derartige Miniaturen nicht erzielt, wie die Tafeln aus den Regesten von S. Angelo in Formis beweisen. Die Farbengebung dieser Miniaturen ist ganz schauerlich, während die Zeichnung relativ gut ist. Die letzten Tafeln sind den Miniaturen des 15. und 16. Jahrhunderts gewidmet; sie gehören zu den schönsten der an Miniaturen jener Zeit so reichen Bibliotheken Italiens. Obgleich das Format dieser Tafeln sehr groß ist, musste doch eine Miniatur aus einem der Choralbücher des 16. Jahrhunderts auf 4 Tafeln vertheilt werden. Die 2. Serie enthält Miniaturen aus zwei Choralbüchern des Klosters San Pietro in Perugia. Beide stammen von einem Schreiber, wurden aber von zwei verschiedenen Miniaturisten, Pierantonio di Niccolò und Giacomo dal Caporale, zwischen 1471—1476 bemalt. Auf der Miniatur des ersten steht das Datum (November 1472) auf dem Gesims des Chorstuhles, auf dem Petrus und Paulus sitzend dargestellt sind. Sie richten beide ihre Blicke nach oben, von wo eine Masse Lichtstrahlen sich förmlich über sie ergießen. Der Gesichtsausdruck beider ist ernst, ja bekümmert. Petrus hält die Schlüssel in beiden Händen, während Paulus mit gehobenen und in der Weise der Oranten ausgestreckten Händen betet. Das Schwert ruht auf seinem Schoße. Die Umrahmung bildet ein herrliches Blumengewinde in vier einzelnen Abtheilungen. Am unteren Rand ist es am breitesten mit einem Medaillon in der Mitte, das Mönche vor dem heiligen Benedictus kniend darstellt.

Neben diesem splendid ausgestatteten Lieferungswerke sind noch weitere 133 Tafeln erschienen mit Miniaturen einer Handschrift des Rabanus Maurus aus dem elften Jahrhundert.*) Von den 361 Miniaturen der

*) Documenti per la storia della miniatura e dell' iconografia. Miniature della enciclopedia medioevale di Rabano Mauro, Monte Cassino 1896, 133 Taf.

Handschrift werden hier 138 in sorgfältiger chromolithographischer Ausführung geboten, die nicht bloß für die Ikonographie des Mittelalters von höchstem Interesse sind, sondern auch vom kulturhistorischen Gesichtspunkte sehr wertvoll sind. Dem Inhalt der Schrift des Rabanus Maurus entsprechend, beziehen sich die Miniaturen auf den ganzen Inhalt des Kulturlebens des 11. Jahrhunderts, wovon sie im eigentlichsten Sinne des Wortes ein erschöpfendes Bild bieten.

Auch ein praktisches Ziel steckten sich die Mönche, nämlich die Wiederbelebung des Kunsthandwerkes durch die Anwendung der alten Ornamente auf die Spitzenfabrication, Stickerei, Gold- und Bronze-Arbeiten. Es wurden bereits Muster für Spitzen nach den Ornamenten von Handschriften des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts herausgegeben und mit dem größten Erfolge angewandt.*) Es war ein glücklicher Gedanke, die Ornamente der alten Klosterhandschriften nicht bloß für die Paläographen und Kunsthistoriker herauszugeben, sondern auch der Wiederbelebung des italienischen Kunsthandwerkes dienstbar zu machen. Die meisten Muster wurden von dem Provinzialrath von Caserta zum Zwecke ihrer Verwertung angekauft. Die nach den Mustern angefertigten Spitzen wurden 1887 in Rom preisgekrönt.

Zur Herausgabe ihrer Kunsttafeln und zur Drucklegung ihrer wissenschaftlichen Publicationen besitzen die Mönche eine eigene Typo- und Lithographie, in der 16 Arbeiter ständig beschäftigt sind.

Es leuchtet ein, dass alle diese Unternehmungen nur dann ein wahres Fortgedeihen finden können, wenn sie von Freunden der christlichen Wissenschaft und Kunst unterstützt werden. Dies war bisher nur in sehr bescheidenen Grenzen der Fall, und die uneigennützigen Mönche müssen daher mit empfindlichen Verlusten arbeiten. Möge ihnen in Zukunft diese Unterstützung in reichlicherem Maße zutheil werden!

* * *

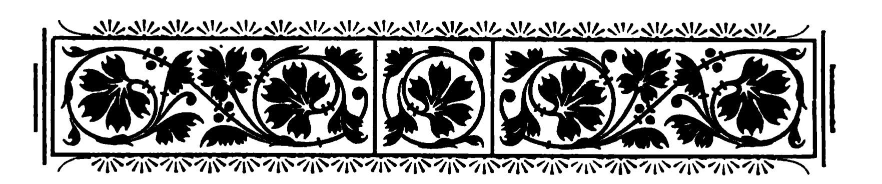
Mancher Zug müsste noch in dieses allzu skizzenhafte Bild des Erzklosters verwoben werden, um es der Wirklichkeit ähnlicher zu gestalten. Aber es mahnt die Zeit, von den Söhnen des heiligen Benedictus und ihrer altehrwürdigen Abtei zu scheiden. Zuvor sei jedoch öffentlich und feierlich dem Gefühle Ausdruck verliehen, das mich tief bewegte, als ich nach einem zweimaligen längeren Aufenthalte in dieser unvergleichlichen Einsamkeit von dem Berge herunterstieg, auf dem die alte Kulturstätte thront, und das vielleicht meine, die Wirklichkeit so schwach wiedergebenden Worte auch in

*) La paleografia artistica nei codici cassinesi applicata ai lavori industriali. Disegni di merletti ricavati dalla scrittura gotico-corale, 20 Taf. (1888).

dem Leser geweckt haben: dem Gefühle der Bewunderung und des Dankes, der Dankbarkeit gegen diese Generationen alle von Männern des Gebetes und der Arbeit, die Gott die ihm gebührende Ehre gegeben, uns die litterarischen Schätze des Alterthums übermittelt, die Schriften der Kirchenväter vor dem Untergange gerettet, Ackerbau und schöne Künste in gleichem Maße gepflegt, den Armen das Evangelium gepredigt und uns so alle wahren Elemente unserer heutigen Kultur überliefert haben.

Dieser Dank sei den schlichten Mönchen umsomehr gezollt, als mancher unserer Zeitgenossen von ihrer Arbeit zehrt, des Gebers aber vergisst. Doch diese gehören nicht zu den Besseren unserer Zeit. Monte Cassino ist nicht bloß der Stolz der katholischen Kirche, es bildet auch einen Gegenstand der Bewunderung für viele Andersdenkende. Ist es doch einem aus ihrer Reihe nicht zum geringsten Theile zu verdanken, dass der vorhin erwähnte Sturm das Kloster nicht zertrümmert hat. Ob nicht vielleicht schon die nächste Zukunft einen neuen Sturm in ihrem Schoße birgt, wir wissen es nicht. Eines aber wissen wir: «Succisa virescit», es grünt von neuem der verstümmelte Stamm; diese stolze Devise, welche die Mönche im Vertrauen nicht auf eigene Kraft, sondern auf Gottes Macht auf ihr Wappen geschrieben, hat sich durch die Jahrhunderte glänzend bestätigt und wird sich auch fernerhin bewähren. Mögen daher auch in Zukunft die Stürme noch so heftig toben, in eines Stärkeren Hand liegt Monte Cassinos Geschick, und zu Dem haben wir die Hoffnung, dass Er das altehrwürdige Kloster noch lange Zeiten seiner Kulturmission erhalten wird — zu seiner Ehre und Verherrlichung, zum Wohle der Menschheit, zum Schmucke der katholischen Kirche und Beweise der ewigen Fruchtbarkeit ihrer Institutionen, zum steten Sporn für eigenes, tüchtiges Schaffen ihrer Söhne!





Italienische Räubergeschichten.

Von J. A. Fhr. v. Helfert.

(Schluss.)

5.

Vom Januar zum Februar 1818 trafen sich Msgr. Pacca aus Rom und General Carascosa aus Neapel in der Nähe von Terracina, um neuerliche Maßregeln zur Bändigung des Brigantaggio zu verabreden; von den Ergebnissen dieser Verhandlung ist nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Von um so größerer Wichtigkeit war kurze Zeit darauf in Terracina selbst die Zusammenkunft des Cardinal-Staatssecretär Consalvi und des neapolitanischen Ministers Cavaliere Luigi de Medici. Sie hatte, wie man im Publicum später erfuhr, den Abschluss eines Concordats zum Zwecke, wurde aber von solchen, die etwas kitzlich am Halse waren, in anderer Weise gedeutet. Denn der Governatore von Rom hatte nichts unterlassen, militärische Vorkehrungen zu treffen und die Truppenmacht in diesen Gegenden zu verstärken.

Und so war es denn das hübsche Weiblein eines der berüchtigsten Bandenführers Masocco, die ihren Mann und neun seiner Leute aus dem Diebs- und Räubernest Sonnino beredete, sich reumüthig dem Cardinal zu stellen und durch ihn die Gnade des Landesfürsten zu erflehen. Zur selben Zeit hatten die Organe der päpstlichen Regierung einen bedeutungsvollen Fang gemacht: der gefürchtete Barbone war mit seinen Eltern, seinem Weib, zwei Töchtern und zwei Vettern in Velletri aufgehoben worden. Sie wurden am 12. Februar in der Engelsburg in Verwahrung genommen, wo am Tage darauf die Masocco mit ihren Genossen gleichfalls Aufnahme fanden. Cardinal Consalvi kam am 16. aus Terracina in die ewige Stadt zurück, wo die Einlieferung zweier so verrufenen Banditenhäuptlinge kein geringes Aufsehen machte. Halb Rom, das schöne Geschlecht nicht in letzter Linie, pilgerte nach Sant' Angelo, um die Gefangenen, besonders Masocco und dessen Frau zu begaffen und anzustaunen: der Künstler Pinelli, bekannt

durch seine radierten Blätter römischer Volkstrachten, arbeitete an einem Bilde Barbones. Die Regierung ihrerseits war bestrebt, die günstige Gelegenheit nach bester Weise auszunützen. Masocco und seine Mitgefangenen musten sich in brieflichen Verkehr mit ihren zurückgebliebenen Gefährten setzen, musten ihnen die gute Behandlung, die ihnen durch die Gnade des Papstes zutheil geworden, schildern und sie auffordern, in gleicher Weise Zuflucht bei den gesetzlichen Behörden zu suchen.

Nur de Cesaris ließ nicht mit sich handeln. Er habe vor, so soll er sich geäußert haben, sein einträgliches Gewerbe so lange fortzusetzen, bis er sich ein hinreichendes Vermögen erworben, um nach Amerika auszuwandern und sich dort zur Ruhe zu setzen, und so herrschten in dem Gebiete, wo er sein Unwesen trieb, nach wie vor Furcht und Schrecken. Lucian Bonaparte getraute sich im Frühjahr 1818 nicht, seine Villa in Frascati zu beziehen, und suchte bei der Curie um die Erlaubnis an, die schöne Jahreszeit in Canino bei Viterbo zuzubringen. Die Regierung setzte einen Preis von 1400 Scudi auf de Cesaris' Kopf. Päpstliche Truppen überfielen Prossedi, ergriffen de Cesaris' Angehörige und Verwandte, darunter Frauenzimmer und Kinder, und sperrten sie als Geiseln hinter Schloss und Riegel.

Man gab sich in Rom den besten Hoffnungen auf den Erfolg dieser verschiedenen Maßregeln hin. „Die Zahl der Räuber", so schrieb man von dort gegen Ende März, „die sich unter der Bedingung der Verminderung ihrer Strafe ergaben, vermehrt sich täglich und so schnell, dass die wenigen, die übrig bleiben, bald genöthigt sein werden, ein gleiches zu thun, oder der bewaffneten Macht zu unterliegen".*)

Entschiedene Erfolge erzielte General Church auf der messapischen Halbinsel im Gebiete zwischen Tarent und Brindisi. Nachdem er umsichtig seine Vorbereitungen getroffen, schritt er mit unbeugsamer Entschiedenheit ans Werk. Am 28. Februar 1818 wurde S. Marzano, das Hauptlager der Decisi, mit dem Bajonnett genommen, bald darauf Grottaglie erstürmt, wo man einiger der Häupter habhaft wurde. Doch Annichiarico war nach Torre Scasserba**) entkommen, das er mit dem Muthe der Verzweiflung zu vertheidigen bereit war. Er wurde überwältigt, gefangen und nach Francavilla gebracht, einem Ort, der von ihm zur Plünderung und Verwüstung ausersehen war. Er blieb trotzig bis ans Ende und rühmte sich, bei sechzig Menschen

*) Öst. Beob. 1818 Nr. 106 vom 16. April aus der A. A. Ztg. „Rom 2. März."

**) Eine Torre Scasserba finde ich weder auf einer Karte, noch in einem topographischen Lexikon. Sollte es ein Lapsus für Torre Susanne ostwärts von Grottaglie sein?!

das Lebenslicht ausgeblasen zu haben. Auf dem Marktplatze von Francavilla fand die Execution statt: unter dem Zusammenlauf von Tausenden frei aufathmender Bürger und Landleute wurde Annichiarico mit mehreren seiner Spießgesellen durch Pulver und Blei zum Tode gebracht. Damit war das Werk strafender Vergeltung bei weitem nicht erschöpft, alle Kerker waren überfüllt, bis Hinrichtungen unter ihren Insassen aufräumten: mehr als sechzig Köpfe von Übelthätern wurden auf den öffentlichen Plätzen ihrer Heimatsorte ausgesteckt. Die Ruhe der Provinz war hergestellt. Man zählte nach der Katastrophe vier Monate, während welcher nicht ein einziger Mord zu verzeichnen war. Ein Gefühl von Sicherheit, das man Jahre lang entbehrt hatte, erfüllte die Gemüther aller ehrbaren Leute; Familien, die aus Furcht in die Stadt gezogen waren, kehrten auf ihre Landsitze zurück. Die dankbaren Einwohner von Lecce verliehen dem General Church das Ehrenbürgerrecht ihrer Stadt.*)

* * *

In den westlichen und mittleren Provinzen des Königreichs Neapel hatte sich seit mehr als Jahresfrist ein Mann besonders gefürchtet gemacht. Gaetano Vardarelli (Guardarelli?), Deserteur, Muratscher Soldat, nach 1815 königlicher Garde-Sergeant, dann abermals entsprungen, hatte im Verein mit seinen Brüdern eine Bande gegründet, in welcher er Herr über Leben und Tod war. Im Juni 1817 war nach drei Hungerjahren eine vielversprechende Ernte vor der Thüre, die Vardarelli weit und breit zu versengen drohte. Das gemeine Volk stand auf Seite der Räuber, die es schonten und nur die Großen und Reichen rupften — prodighi coi poveri erano inesorabili co' richi — und deren Klugheit und Tapferkeit einer überlegenen Zahl neapolitanischer Soldaten spotteten. All das hatte die Regierung im Juli 1817, damals noch im Gedränge mit den Decisi im Osten, zu einem schimpflichen Vertrage bewogen, kraft dessen sie Vardarelli mit seinen Brüdern und bei fünfzig Mann seiner Bande zu Gnaden aufnahm, dafern diese ihr Treue und Anhänglichkeit gelobten und sich eidlich verpflichteten, den nicht übergetretenen Rest ihrer Bande sowie andere derlei Rotten erfolgreich zu bekämpfen. Sie bildeten eine Schwadron berittener Garde — armigeri a cavallo, squadriglia di armigeri — und standen in regelmäßigem Sold: der Obrist mit 80 Ducaten im Monat, seine Brüder mit 45, die anderen mit 30.

So war es eine Zeit hindurch leidlich gegangen. Doch auf die Länge ließ sich ein so unnatürliches Verhältnis nicht halten, sei es nun, daſs die Übelthäter, obwohl jetzt in gesicherter, ja ehrenvoller Stellung, von



*) Carte segr. I 96.

ihrer gewohnten Hantierung nicht völlig lassen konnten und, wie sich die neapolitanische Hofzeitung ausdrückte, „mit den Vorzügen ihres jetzigen Standes die Annehmlichkeit ihres früheren ungebundenen Lebens verbinden wollten“; sei es, dass sie der Aufrichtigkeit der königlichen Ämter misstrauten und dadurch erst recht den Verdacht neuer verbrecherischer Anschläge erregten und anwachsen ließen; sei es endlich, wie regierungsfeindliche Stimmen behaupteten, dass es die öffentliche Macht von allem Anfang darauf abgesehen hatte, die in ihren Dienst aufgenommenen Strolche umso sicherer zu fassen und ihrem Untergang zuzuführen. So wollte man von der einen Seite von Klagen der Bevölkerung über allerhand Unfug, den sich die Schar der Vardarelli erlaubte, wissen, während die Armigeri ihrerseits über die Unwillfährigkeit der königlichen Behörden, über Fallstricke, die ihnen von jener Seite gelegt würden, über versteckte Gelüste wegen vordem erlittener Schäden verspätete Rache zu nehmen, Beschwerde erhoben. Im Frühjahr 1818 vernahm man von einer neuen Gewaltthat: eine Erziehungs-Anstalt in Sora, Provinz Terra di Lavoro, war überfallen und die Gesammtheit ihrer Zöglinge fortgeschleppt worden, für welche die Räuber ein Lösegeld von 10.000 Piastern verlangten. Elf Mann von Vardarellis ehemaliger Bande, die entweder von dem Pact mit der Regierung nichts wissen wollten oder abtrünnig zu ihrem früheren Handwerk zurückgekehrt waren, hatten die Unthat verübt; doch der allgemeine Ruf schrieb sie geradezu auf die Rechnung der Armigeri. Als nun Vardarelli am 9. April mit seiner Schwadron in Ururi, Provinz Molise, einritt, stellte sich ihm der Miliz-Lieutenant Campofreda entgegen: er war, so wurde von einer Seite behauptet, persönlicher Feind Vardarellis, der eine von dessen Schwestern ins Unglück gebracht hatte. Es kam zu Schüssen, die Einwohner des Ortes schlossen sich den Milizen an, so dass die Armigeri bald den kürzeren zogen: Vardarelli fiel mit zwei seiner Brüder und vier anderen seiner Schwadron, mehrere wurden verwundet und gefangen, der Rest suchte sein Heil in der Flucht.

Viele sammelten sich von neuem im Walde von San Martino in der Capitanata, erkoren den Giovanni Primerano (Premurano?) zu ihrem Führer, besetzten einen Maierhof des Herzogs von Serracapriola und suchten von da mit der Bande des Ascenzo di Chicuti im Cilento für gemeinsame Unternehmungen anzuknüpfen. So wurde seitens der Regierungsbehörden ausgesprengt und darin ein Vorwand gefunden, gewaltsam gegen sie einzuschreiten, während Primerano behauptete, als Lieutenant der Schwadron Vardarellis die Reste derselben für neue Dienste vereinigt zu haben. Er beschwerte sich bei dem königlichen Gerichte von Biccari über den Verdacht, den man gegen ihn und seine Leute ausstreue, er gedenke sich gegen Pagliarone

zu wenden, wo er eine Rotte Banditen aufzuheben hoffe. Auf dem Marsche dahin stieß er auf die mobile Colonne des Majors Martinez, der ihm kein freundliches Gesicht zeigte, so dass beide Abtheilungen, eine der anderen misstrauend, eine Strecke nebeneinander hinzogen, bis sich ihre Wege trennten.

Einige Zeit darauf ließ General Amato, Commandant der dritten Militär-Division, dem Primerano den Befehl zukommen, sich in Cerignola zu stellen, da er das Herumstreifen im Lande, wo die Armigeri mit schlechtem Volk in Berührung kämen, nicht weiter dulden wolle; er beschuldigte sie der regulären Truppe Beistand zu verweigern und drohte strengste Untersuchung einzuleiten. Statt dem erhaltenen Befehle gemäß nach Cerignola zu reiten, erschien Primerano am 24. April in der Nähe von Foggia, dem Hauptquartier des Divisionärs, und verfügte sich nur von einem seiner Leute begleitet zu diesem, der ihn beorderte den Obrist Siro vom Cavallerie-Regiment Bourbon abzuwarten, der über den Rest der Schwadron Musterung halten und jene der Mannschaft auswählen werde, die fortzudienen hätten oder zu entlassen wären. Am 25. rückte Primerano mit seiner Schar in Foggia ein, vollständig ausgerüstete Reiter: „jedermann las in den Gesichtern dieser verruchten Gesellen, welch' schwarze That sie im Sinne hatten". Obrist Siro, an der Spitze einer Abtheilung seines Regiments, ließ jene anreiten und beorderte sie nach Lucera. Als sie sich dessen weigerten, zu schimpfen begannen und Drohungen ausstießen, ließ er sie umzingeln, es kam zu den Waffen, Primerano und acht seiner Leute wurden zusammengehauen; einige, die sich in ein Haus gerettet hatten, trieb man durch angelegte Brennstoffe heraus und nahm sie, die meisten von ihnen verwundet, gefangen, nur wenige entkamen. Die Cavalleristen hatten einen Todten und drei Verwundete. Die Überwundenen wurden vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt.

* * *

So der Verlauf dieser Vorgänge nach den etwas confusen amtlichen Berichten*), denen man es ansieht, welche geschraubte Künstelei man anwenden musste, um die Regierung in dieser unsauberen Geschichte gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die Armigeri selbst hatten in ihrer Mitte keinen Geschichtschreiber oder litterarischen Anwalt, um dem audiatur et altera pars zu seinem Rechte zu verhelfen. Immer wird der Eindruck bleiben, dass sich Primerano und seine Leute im Falle der Nothwehr befanden und in die

*) Wr. Ztg. 1818 Nr. 109 vom 15. April, Öst. B. Nr. 125 vom 5., Nr. 146 vom 26. Mai, letzterer Artikel in deutscher Übersetzung nach der neapolitanischen Regierungszeitung vom 4. Mai. Vgl. Ompteda Irrfahrten S. 406—408; la Farina Storia d'Italia I. 140—142.

Schlinge geriethen, die man ihnen gelegt hatte, um ihrer habhaft zu werden, und dass die Regierung nachderhand alles that, um dem Auslande gegenüber ihr eigenes böses Gewissen zu beschwichtigen.

Denn in ähnlicher Weise wurde mit einer anderen Schar berittener Gendarmen, wahrscheinlich dem letzten Reste der Schwadron Vardarellis, der bei Troja stand, vorgegangen, nur minder blutig, da nur einen einzigen der Leute, als er der Gefangennahme entgehen wollte, der tödtliche Streich traf. Mit der Untersuchung der Häftlinge war der Generalprocurator von Campobasso betraut und an die Flüchtlinge die Aufforderung erlassen, sich zu stellen, da ihnen in diesem Falle, gegen das Versprechen sich den Befehlen des Generals Amato zu fügen und fortan dem Gesetze gehorsam zu sein, die königliche Gnade zutheil werden, sonst aber ihnen als Straßenräubern der Process gemacht und ihre Hinrichtung erfolgen sollte.

In der That war durch einige Zeit von Räubereien im größten Theile des Königreiches Beider Sicilien nichts zu hören; nur diesseits und jenseits der Grenze gegen Rom, in dem Gebiete von Terracina und in jenem von Frosinone, währte das Unwesen ungeachtet der zwischen beiden Regierungen eingegangenen und wiederholt bestätigten Übereinkunft fort. Dort wurde eines schönen Tages ein auf seiner Romfahrt begriffener Bischof überfallen und ausgeplündert; nachdem die Strolche ihr Werk vollendet hatten, küssten sie dem Nachfolger der Apostel voll Ehrerbietung die Hände und baten kniefällig um Absolution und Segen. Wer erinnerte sich hier nicht an die Scenen im „Fra Diavolo“ und „Stradella“, wo die zum Morde gedungenen Spitzbuben betend auf die Knie fallen, als sie ihr ausersehenes Opfer andächtig sein Gebet verrichten und die heilige Maria anrufen hören?! .. Es waren auch sonst sonderbare Käuze unter diesen „armen Burschen“, wie man in Ungarn die Straßenräuber zu nennen pflegt. Auf dem von Rom nicht sehr entlegenen Berge Pellegrino fand man einen Hirten erschossen; ein gewisser S a b a t i n o, schon zweimal früher wegen Mordthaten vor Gericht gestellt, bekannte sich auch zur dritten; als er um seinen Beweggrund gefragt wurde, gestand er kaltblütig, er habe versuchen wollen, ob sein Pulver noch gut sei.

6.

Im Sommer 1818 traf die päpstliche Regierung eine neue Einrichtung: die Carabinieri, die bisher als eine Art bewaffneten Polizeicorps dem Governatore von Rom unterstellt waren, kamen jetzt gleich den Linientruppen unter die Befehle der Congregazione militare; statt ihrer sollten die Pompieri, die römische Feuerwehr, den Dienst beim Governatore versehen.

zu wenden, wo er eine Rotte Banditen aufzuheben hoffe. Auf dem Marsche dahin stieß er auf die mobile Colonne des Majors Martinez, der ihm kein freundliches Gesicht zeigte, so dass beide Abtheilungen, eine der anderen misstrauend, eine Strecke nebeneinander hinzogen, bis sich ihre Wege trennten.

Einige Zeit darauf ließ General Amato, Commandant der dritten Militär-Division, dem Primerano den Befehl zukommen, sich in Cerignola zu stellen, da er das Herumstreifen im Lande, wo die Armigeri mit schlechtem Volk in Berührung kämen, nicht weiter dulden wolle; er beschuldigte sie der regulären Truppe Beistand zu verweigern und drohte strengste Untersuchung einzuleiten. Statt dem erhaltenen Befehle gemäß nach Cerignola zu reiten, erschien Primerano am 24. April in der Nähe von Foggia, dem Hauptquartier des Divisionärs, und verfügte sich nur von einem seiner Leute begleitet zu diesem, der ihn beorderte den Obrist Siro vom Cavallerie-Regiment Bourbon abzuwarten, der über den Rest der Schwadron Musterung halten und jene der Mannschaft auswählen werde, die fortzudienen hätten oder zu entlassen wären. Am 25. rückte Primerano mit seiner Schar in Foggia ein, vollständig ausgerüstete Reiter: „jedermann las in den Gesichtern dieser verruchten Gesellen, welch' schwarze That sie im Sinne hatten“. Obrist Siro, an der Spitze einer Abtheilung seines Regiments, ließ jene anreiten und beorderte sie nach Lucera. Als sie sich dessen weigerten, zu schimpfen begannen und Drohungen ausstießen, ließ er sie umzingeln, es kam zu den Waffen, Primerano und acht seiner Leute wurden zusammengehauen; einige, die sich in ein Haus gerettet hatten, trieb man durch angelegte Brennstoffe heraus und nahm sie, die meisten von ihnen verwundet, gefangen, nur wenige entkamen. Die Cavalleristen hatten einen Todten und drei Verwundete. Die Überwundenen wurden vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt.

* * *

So der Verlauf dieser Vorgänge nach den etwas confusen amtlichen Berichten*), denen man es ansieht, welche geschraubte Künstelei man anwenden musste, um die Regierung in dieser unsauberen Geschichte gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die Armigeri selbst hatten in ihrer Mitte keinen Geschichtschreiber oder litterarischen Anwalt, um dem audiatur et altera pars zu seinem Rechte zu verhelfen. Immer wird der Eindruck bleiben, dass sich Primerano und seine Leute im Falle der Nothwehr befanden und in die

*) Wr. Ztg. 1818 Nr. 109 vom 15. April, Öst. B. Nr. 125 vom 5., Nr. 146 vom 26. Mai, letzterer Artikel in deutscher Übersetzung nach der neapolitanischen Regierungszeitung vom 4. Mai. Vgl. Ompteda Irrfahrten S. 406—408; la Farina Storia d'Italia I. 140—142.

Schlinge geriethen, die man ihnen gelegt hatte, um ihrer habhaft zu werden, und dass die Regierung nachderhand alles that, um dem Auslande gegenüber ihr eigenes böses Gewissen zu beschwichtigen.

Denn in ähnlicher Weise wurde mit einer anderen Schar berittener Gendarmen, wahrscheinlich dem letzten Reste der Schwadron Vardarellis, der bei Troja stand, vorgegangen, nur minder blutig, da nur einen einzigen der Leute, als er der Gefangennahme entgehen wollte, der tödtliche Streich traf. Mit der Untersuchung der Häftlinge war der Generalprocurator von Campobasso betraut und an die Flüchtlinge die Aufforderung erlassen, sich zu stellen, da ihnen in diesem Falle, gegen das Versprechen sich den Befehlen des Generals Amato zu fügen und fortan dem Gesetze gehorsam zu sein, die königliche Gnade zutheil werden, sonst aber ihnen als Straßenräubern der Process gemacht und ihre Hinrichtung erfolgen sollte.

In der That war durch einige Zeit von Räubereien im größten Theile des Königreiches Beider Sicilien nichts zu hören; nur diesseits und jenseits der Grenze gegen Rom, in dem Gebiete von Terracina und in jenem von Frosinone, währte das Unwesen ungeachtet der zwischen beiden Regierungen eingegangenen und wiederholt bestätigten Übereinkunft fort. Dort wurde eines schönen Tages ein auf seiner Romfahrt begriffener Bischof überfallen und ausgeplündert; nachdem die Strolche ihr Werk vollendet hatten, küssten sie dem Nachfolger der Apostel voll Ehrerbietung die Hände und baten kniefällig um Absolution und Segen. Wer erinnerte sich hier nicht an die Scenen im „Fra Diavolo“ und „Stradella“, wo die zum Morde gedungenen Spitzbuben betend auf die Knie fallen, als sie ihr ausersehenes Opfer andächtig sein Gebet verrichten und die heilige Maria anrufen hören?! .. Es waren auch sonst sonderbare Käuze unter diesen „armen Burschen“, wie man in Ungarn die Straßenräuber zu nennen pflegt. Auf dem von Rom nicht sehr entlegenen Berge Pellegrino fand man einen Hirten erschossen; ein gewisser Sabatino, schon zweimal früher wegen Mordthaten vor Gericht gestellt, bekannte sich auch zur dritten; als er um seinen Beweggrund gefragt wurde, gestand er kaltblütig, er habe versuchen wollen, ob sein Pulver noch gut sei.

6.

Im Sommer 1818 traf die päpstliche Regierung eine neue Einrichtung: die Carabinieri, die bisher als eine Art bewaffneten Polizeicorps dem Governatore von Rom unterstellt waren, kamen jetzt gleich den Linientruppen unter die Befehle der Congregazione militare; statt ihrer sollten die Pompieri, die römische Feuerwehr, den Dienst beim Governatore versehen.

thaten ihre Schuldigkeit, und bald waren ausgiebige Erfolge zu verzeichnen. Der Brigadier Orsilli nahm mehrere Leute von der Bande Trombetta gefangen, Piccioni und zwei seiner Genossen wurden in den Wäldern, wo sie eine neue Bande organisieren wollten, ergriffen, Pietrucello, der aus dem Neapolitanischen auf römisches Gebiet entwischt war, fiel hier dem Carabiniere Lotti in die Hände. Die Specialcommission machte mit den Schuldigen kurzen Process. Im Juli verurtheilte sie zwei Einwohner von Sonnino wegen Einverständnisses mit den Banditen zum Tode, einige Wochen später fünf eingelieferte Räuber und einen ihrer Helfer und Hehler, Tommaso Filippi, zum „erschießen von rückwärts". An der Vernichtung von Sonnino wurde fleißig gearbeitet; wo eine Familie abzog, welche die Regierung nach Möglichkeit unterstützte, waren Regiments-Zimmerleute bei der Hand, die das Dach abdeckten und die Mauern einwarfen; nur das Gemeindehaus sollte stehen bleiben und zu einer Carabinierikaserne eingerichtet werden.

Auch in anderer Richtung hatte die Strenge der Regierungsorgane heilsame Folgen. Der aus Sonnino gebürtige Bandenführer Trombetta stellte sich mit zwei Spießgesellen, Gnade erhoffend, freiwillig der Behörde. Spirotto fiel durch den Verrath eines seiner Leute, dem dafür Amnestie und ein Preis von 500 Scudi zutheil ward. Der gefürchtete Gasparone und Vettori, Nachfolger de Cesaris' in Prossedi, boten ihre Unterwerfung an, falls man sie mit Gefängnis von nicht mehr als einem Jahre büßen lassen wolle; die Specialcommission musste sie abweisen, da die Frist der Amnestie für sie abgelaufen war, verwies sie aber an die Gnade und Milde Sr. Heiligkeit, die sie nicht vergeblich anrufen sollten.

Infolge aller dieser Vorgänge und Maßregeln hatte im Herbst des Jahres 1819 in der Campagna und Maritima das Räuberunwesen sichtlich abgenommen. Die Reisenden konnten die Straße von Rom nach Neapel mit einiger Beruhigung betreten; allerdings musste sich jede Kutsche von zwei Carabinieri begleiten lassen. Die gleiche Vorsicht war geboten, wenn Fremde von Tivoli aus die Cascarellen besuchen wollten. Der Prinz von Canino, auf dessen Börse es die Briganten nun einmal abgesehen hatten, wurde auf einer Spazierfahrt von zwei Strolchen angefallen; der ihn begleitende Carabiniere erhielt eine Kugel auf die Brust, die sich an dem messingenen Schild seines Leibrockes platt drückte; nun gieng er auf die Räuber los, welche die Flucht ergriffen, der eine mit Zurücklassung eines Hutes, worin sein Feldwächter-Patent steckte; daran wurde er erkannt und bald ergriffen.

Man vernahm in dieser ganzen Zeit von einem einzigen gelungenen Streich: der Herzog von Brignole wurde auf der Straße zwischen Itri und Fondi angefallen und gefangen fortgeführt und musste seine Freiheit mit

Strecke zwischen Cisterna und Torre di tre Ponti angefallen wurden. Die Räuber hießen sie aussteigen und sich nach vorn auf den Boden legen; da sie sich nicht fügen zu wollen schienen, wurde Gewalt gebraucht, Collier erhielt einen so derben Kolbenschlag in den Nacken, daſs er nur der Höhe und Stärke seiner Halsbinde seine Rettung verdankte. Der Wagen wurde vollständig ausgeraubt; Gepäck, Geld und Schmucksachen im Werte von 1000 Zechinen nahmen die Räuber als Beute; aber auch die Papiere, ganz gegen die Gewohnheit dieser Leute, trugen sie fort, ein Umstand, der sehr auffallend war und auf seltsame Gedanken bringen konnte.*) Auch stellte sich nachderhand heraus, daſs ein Piquet Soldaten ein paar hundert Schritte vom Thatort stand, ohne sich zu rühren, als ob sie mit dem räuberischen Anfalle einverstanden wären. Es konnte aber auch Folge ihrer Feigheit sein; denn die päpstliche Infanterie flößte den Briganten durchaus keinen Respect ein; nur die Carabinieri und die Dragoner waren von ihnen gefürchtet. Die Soldaten wurden in Untersuchung gezogen; es ist nicht bekannt geworden, was dabei herauskam. Der arme Collier befand sich infolge des ausgestandenen Schreckens und der erlittenen Miſshandlungen in einem elenden Zustande; Sumpffieber trat hinzu, und die Folge davon war sein Tod.

Die Gegend, wo der Raubanfall geschehen war, gehörte zum Gebiet von Frosinone, das von Diebsnestern und Brigantenfamilien wimmelte: unter den ersteren glänzten Vallecorsa, S. Lorenzo, Prossedi, Validoro, vor allem aber das seit langem verrufene Sonnino; unter den letzteren die Bandenführer Gasparone, Trombetta, Piccioni, Pietrucello, Spirotto und wie sie sonst alle hießen, welche der Zunft des Stegreifritterthums zugeschworen hatten.

Die päpstliche Regierung raffte sich zu einer neuen Kraftentfaltung auf. Ein scharfer Erlaſs des Cardinals Consalvi belegte jene Gemeinden, in denen die Briganten Schutz fanden, mit schwerer Strafe; Sonnino sollte zerstört, seine Häuser sollten dem Erdboden gleich gemacht, seine Einwohner anderswohin versetzt werden. Nebstbei wurden Preise auf die Köpfe berüchtigter Räuber ausgesetzt; auch sollte jedem, der einen tödtete oder einbrächte, Steuernachlaſs gewährt werden. Abtheilungen von Carabinieri wurden herangezogen, alle Haupt- und Nebenstraßen von Tivoli bis Frosinone von starken Militär-Detachements besetzt. In Frosinone waltete eine Specialcommission ihres strafgerichtlichen Amtes, den Governatore von Frosinone, Msgr. Brenciaglia, der nicht genug Kraft und Thätigkeit entwickelte, berief die Regierung ab, um ihn durch einen energischeren Mann zu ersetzen. Die Carabinieri

*) Ompteda, Irrfahrten 407 f.

Im März 1821 trat in Piemont ähnliches ein wie ein halbes Jahr früher im Neapolitanischen, die Garnisonen von Turin und Alessandria hißten die Fahne der Empörung, und auch hier wurde die Parole der spanischen Cortes=Verfassung ausgegeben. Doch der Sieg war von kurzer Dauer. Eine österreichische Armee unter Baron Frimont drang in Eilmärschen durch das Toscanische und Römische gegen Neapel vor, warf in zwei Hauptschlägen die Streitkräfte der Aufständischen auseinander, besetzte die Hauptstadt und das Königreich, während Graf Bubna das durch massenhafte Fahnenflucht zusammengeschmolzene Häuflein der sardinischen Empörer nach einem kurzen Gefecht zu Paaren trieb und die öffentliche Ruhe und Ordnung wieder herstellte.

Es kam die Zeit strafgerichtlicher Untersuchungen und Verurtheilungen; es erfolgten Hinrichtungen im Piemontesischen, im Königreiche Beider Sicilien, selbst in Modena; man vernahm von politischen Racheacten gegen Beamte und Anhänger der Regierung, doch weniger von Räuberbanden, denen die österreichischen Garnisonen in Mittel= und Unter=Italien das Leben sauer machten. Ganz aufgehört hat der Brigantaggio in den am meisten verrufenen Gegenden, namentlich im Grenzgebiete zwischen Rom und Neapel, niemals: von einzelnen gelungenen Streichen gegen Reisende, Wegführung derselben und Erpressung ausgiebigen Lösegeldes bekam man immer wieder zu hören; allein jenes massenhafte Unwesen wie in den ersten Jahren nach den napoleonischen Kriegen, gegen das die neapolitanische und römische Regierung förmliche Feldzüge zu unternehmen oder unehrenhafte Unterwerfungsverträge abzuschließen hatten, war so ziemlich verschwunden.

7.

Selbst die neue Schöpfung des geeinigten Italien, dessen Regierung eine ungleich größere Kraft zu entwickeln im Stande ist als, die österreichische ausgenommen, die früheren Regierungen der italienischen Einzelstaaten, selbst sie ist des endemisch inveterierten Übels bis zur Stunde nicht vollends Herr geworden. Immer wieder haben die Zeitungen von hier oder dort den Reisenden auflauernden, zuletzt von der bewaffneten Macht bezwungenen Räuberbanden zu berichten: es war wie mit der lernäischen Hydra, der an Stelle der abgeschlagenen Köpfe zwei neue nachwuchsen, und es waren keine Herakles und Iolaos da, welche die abgeschlagenen mit verzehrender Glut auf Nimmerwiederkehr ausgebrannt hätten. Wenn sich in den sechziger Jahren die Banden des Chianone in den Abruzzen, des Niconanco in der Basilicata, die Secte der Erdolcher, pugnalatori, in Sicilien einen gefürchteten Namen machten, denen die strafende Gerechtigkeit mit unerbittlicher Schärfe ein Ende bereitete, so tauchten in den siebziger Jahren die Namen eines del Sambro,

eines Santa Croce di Magliano u. a. auf, und so kam die Regierung verbrecherischen Gesellschaften wie der Teppa, der Mala Via auf die Spur, deren unheimliches Treiben zuletzt von zwei ungleich weiter verzweigten Raub- und Mordbünden überboten wurde, der Camorra in Neapel und der Maffia in Sicilien, welche Jahre hindurch die militärische und die strafrichterliche Thätigkeit der Behörden außer Athem setzten.

Im Jahre 1893 wurde in Bari ein Monstreprocess gegen die Maffia abgeführt, welchem zahlreiche Hinrichtungen auf dem Fuße folgten. Der Name der Maffia scheint von da an erloschen zu sein; allein schon im Jahre darauf verbreiteten in Sicilien die Banden des Ramina, des Botindaro, des Candino Schrecken nach allen Seiten. Die Camorra in Neapel aber lebt und arbeitet, wenn man Berichten von Reisenden noch aus der jüngsten Zeit trauen darf, heute noch und bildet in ihrer Verästung und Verzweigung durch die verschiedensten Classen der Gesellschaft bis in die Kreise der Polizei und der Gerichte hinein eine furchtbare Macht, in deren oberen Regionen politische Motive mitzuspielen scheinen. Sie übernimmt und besorgt auch Aufträge in fremdem Interesse. Du kannst Dir, wenn Deiner Leidenschaft oder Deinem Ziele einer im Wege steht, nach mehrseitiger Versicherung, bei den Camorristen noch heute in Neapel einen Mord bestellen, und es kostet Dich gar nicht besonders viel! Einerseits ist die Concurrenz der Dienstbeflissenen so groß, und anderseits ist es für diese keine sehr schwierige Aufgabe. Die Camorra forscht vor allem die Tageszeit und die Wege aus, wann und wo der ihr bezeichnete Mann sich öffentlich zu zeigen pflegt; von diesen Wegen wird einer recht belebten und geräuschvollen Straße der Vorzug gegeben, wo sich unter der Menge zahlreiche Camorristen als Helfershelfer vertheilen können. Erscheint sodann das auserlesene Opfer, so gehen zwei Mordgesellen ihm wie einem alten Bekannten entgegen und knüpfen scheinbar ein vertrauliches Gespräch mit ihm an, während sie ihm die tödtlichen Stilette in den Leib stoßen; sie halten ihn dann in ihrer Mitte so lange aufrecht, bringen in Eile seine Uhr und Kette, seine Brieftasche und Geldbörse in Sicherheit und lassen ihn erst sinken, bis sich einige der Ihrigen um sie gesammelt haben, die dann durch Geschäftigkeit und Lärm unter dem Zulauf der Menschen einen solchen Wirrwarr bereiten, dass es den beiden Thätern ein leichtes ist zu entkommen. Auf diese Weise bleiben die raffiniertesten Streiche der Camorristen fast immer unentdeckt und gehen die Verbrecher straflos aus.

Einen der Hauptplätze einer fest organisierten und systematisch betriebenen Verbrecherschaft bildet die Insel Sardinien, wo noch zur Stunde das Gesetz der Blutrache in voller Blüte steht. Übelthäter, die wegen Ausübung derselben

oder aus einem anderen Grunde mit der Gesellschaft zerfallen sind, ziehen sich in das Maquis, das dem Lande eigenthümliche ausgebreitete Gebüsch, jene «insani montes» zurück, die schon zu der Römer Zeiten als Schlupfwinkel räuberischer Banden verrufen waren. Von da aus üben die Ausgestoßenen einzeln oder in Banden eine Tyrannei aus, gegen welche die eingeschüchterte Bevölkerung nichts zu thun, den einschreitenden Behörden nicht die geringste Hilfe zu leisten wagt. „Vielen", so ließ sich jüngsthin die „Kölnische Volks-Zeitung" aus Sardinien schreiben, „erscheinen diese Banditen nach wie vor trotz allem in romantischem Glanze, so dass sie ihnen durchhelfen." Schon längst, heißt es weiter, habe sich der von jenen Individuen geübte Terrorismus zur Unerträglichkeit gesteigert, zumal in der Provinz Sassari, wo die Banditen sogar Gesetze gaben, durch öffentlichen Anschlag verkündigten und jeden, der sich nicht darnach richtete, niederschossen. So sei es dahin gekommen, dass viele Leute sich gar nicht mehr aus ihren Häusern trauten, selbst nicht am Fenster zeigten, ja ihre Felder unbestellt ließen. „Um sich zu sichern, setzten sich nicht wenige, namentlich wohlhabende Personen, mit den Banditen ins Einvernehmen. So wuchs deren Einfluss mehr und mehr, so dass er sich auch bei den Ortswahlen geltend machte und mehr als ein Bandit Gemeinde-vorstand wurde; andere Amtspersonen wurden aus Furcht Mitwisser und Mitschuldige."

Aus Anlass des Königsbesuches auf der Insel im letzten Frühjahr nahmen die Behörden einen ernstlichen Anlauf, diesen heillosen Missständen ein Ende zu machen. Sie führten massenhafte Verhaftungen aus, bei denen, wie es heißt, mehrere Bürgermeister und reiche Gutsbesitzer in ihre Hände fielen. Der eigentlichen Banditen war man allerdings noch nicht Herr, aber man hoffte sie durch die Festnahme solcher, die ihnen bis dahin Beistand und Unterstützung geleistet hatten, nach und nach in die Gewalt zu bekommen. Diese Erwartung hat sich, als man jetzt Soldaten und Carabinieri vorgehen ließ, in befriedigender Weise erfüllt. Seit zehn Jahren hatte die Regierung auf die Köpfe der bekanntesten Briganten hohe Preise ausgesetzt, die aber niemand so beherzt war sich verdienen zu wollen. Erst jetzt unter dem Schutze der Bajonnette bekamen die Leute Muth; einer nach dem anderen wurde gefangen den Behörden ausgeliefert, die binnen wenig Wochen mehr als 50.000 Lire „Kopfgelder" auszuzahlen hatten. Aber noch standen vier der gefährlichsten Räuber aus, die sich in das fast undurchdringliche Dickicht eines acht Kilometer langen und achthundert Meter breiten, wilden und zerklüfteten, von einem Flüsschen durchströmten Thales zurückgezogen hatten. Da sammelten sich in der ersten Hälfte Juni im tiefsten Geheimnis bei hundert Carabinieri und hundertundzehn Infanteristen und umstellten, in

siebenunddreißig Gruppen vertheilt, die verrufene Gegend. Einer dieser Abtheilungen, einem Hauptmann, einem Feldwebel und neun Carabinieri, gelang es die Banditen zu überraschen, die heulend aus ihrem Versteck hervorbrachen und wie unsinnig nach allen Seiten schossen. Die elf erwiderten das Feuer. Einer der Räuber, Virdis, stürzte todt nieder, Lovico wurde verwundet, entkam aber mit zwei seiner Genossen ins Gehölz, durch das sich die Soldaten, streckenweise mühsam kriechend, den Weg bahnten, bis sie zum zweitenmal auf die Banditen stießen. Lovico wurde getödtet, aber auch ein Carabiniere fiel, gleich darauf ein zweiter, während Pau und Serra Sanna entkamen. Es trat jetzt eine Gefechtspause ein, während welcher einer der Soldaten, vom brennenden Durste gequält, die Unvorsichtigkeit begieng sich zum Flusse zu schleichen. Während er sich niederbeugte, um seinen Durst zu löschen, krachte ein Schuss, der ihn tödtete. Doch das war der entscheidende Moment. Denn auf die Detonation tauchten von allen Seiten Carabinieri und Infanteristen auf: Pau fiel zuerst, nach ihm sein Kamerad in dem Augenblicke, da er sich durch einen Sturz in das Dickicht retten wollte. „Hiermit sind“, so lautete das jüngste Telegramm aus Sassari, „alle Banditen im Arrondissement Nuoro unschädlich gemacht.“

So wäre denn, wie es scheinen will, dem verbrecherischen Treiben auf Sardinien für diesmal ein Ende bereitet. „Für diesmal“ — denn ob die Wirkung eine nachhaltige sein wird; ob die Pau und Virdis, die Lovico und Serra Sanna wirklich, wie sich jetzt die sardinischen Behörden rühmen, „die letzten ihres Stammes“ sein und bleiben werden; ob das seit urdenklicher Zeit eingewurzelte Unwesen nicht früher oder später in irgend einer Gestalt von neuem zum Vorschein kommen und das bekannte «naturam expellas» &c. sein altes Recht behaupten wird, darüber geben die Sibyllinischen Bücher keinen Aufschluss.



Classische Andachtsbilder.

Herausgegeben von der österreichischen Leo-Gesellschaft. 1. Emission.

Von **Richard Kralik.**

Ein lange und sorgfältig vorbereitetes Unternehmen der Leo-Gesellschaft ist nach mannigfachen Vorstadien zur unerwartet glänzenden Erscheinung gediehen. Schon längst hat die unbefriedigende Weise, in der der künstlerische Sinn des Volkes durch die in großen Mengen verbreiteten Andachtsbilder zweifelhaften Wertes eingeschläfert wird, nach Abhilfe gedrängt. Schätzenswerte Reform-Unternehmungen, von Gesellschaften und Verlegern ausgehend, haben nicht alle Missstände heben können. Es erscheint vielmehr als nothwendig, dass von allen Seiten der Kampf um den guten Geschmack aufgenommen wird. Man unterschätzt oft die Bedeutung der Kunst für das religiöse und sociale Leben. Besonders von der christlichen Kunst ist zu sagen, dass sie für sich allein eine ganz gewaltige Apologie des Christenthums in ihrer ganzen zweitausendjährigen weltgeschichtlichen Erscheinung ist. Auch an ihren ästhetischen Früchten soll man die Religionen erkennen und ihren Wert gegeneinander abschätzen können. So sehr es nun wahr ist, dass auch in dieser Beziehung die katholische Kirche weitaus die stärksten Trümpfe ausspielen kann, so liegt doch immerfort die Gefahr nahe, dass durch Lässigkeit die überragende Stellung der katholischen Kunst geschädigt wird, dass man des Erbes vergisst, das uns die großen Zeiten der Vergangenheit vermacht haben, und dass man sich oft mit bescheideneren Idealen begnügt. Von dieser Bescheidenheit aber bis zum Missbrauch, ja bis zum Gegensatz der Kunst ist kein langer Weg.

Wir sind gerade in unserer Zeit an einem gefährlichen Punkt dieses Weges angelangt. Die Discrepanz zwischen Kunst und Religion war wohl zu keiner Zeit so merklich wie jetzt. Auf der einen Seite fehlt der technisch höchst entwickelten und die kühnsten Ziele anstrebenden modernen Kunst nichts so sehr wie das Verständnis für die positiven religiösen Ideen, die der Natur der Sache nach immer den lebendigsten Jugendbrunnen für die Künste bilden werden. Auf der anderen Seite ist es der Kirche noch nicht so wie

in allen großen Zeiten gelungen, wieder die Zügel des Pegasus in die Hand zu bekommen, wieder, der Kunst zum Heile, den Künstlern die höchsten Ziele und Kampfpreise zu setzen. Um wieder dahin zu gelangen, ist ein mühevoller Arbeitsweg nöthig. Wenn auch die Weckung neuer Werke religiöser Kunst im höchsten Stil als das Ideal unserer Bestrebungen festgehalten werden muss, so ist vor allem erforderlich, dass wir unseren Geschmack an den Meistern der classischen Zeiten stärken. So hat ja auch auf kirchenmusikalischem Gebiet die Reform mit der Wiedererweckung von Palestrina und Lasso, mit der Erneuerung des alten Chorals beginnen müssen; so wird auch nur an eine Erneuerung Calderons und der alten Mysterien sich die Wiedergewinnung einer religiösen Schaubühne anlehnen können; so beruht auch die Hoffnung einer erneuten Blüte der Philosophie auf dem Wiederanknüpfen an die Scholastik.

Mit sicherer Hand hat daher der sachkundige Leiter des neuen Unternehmens, Dr. Carl Domanig auf die classischen Meister der religiösen Kunst gegriffen und uns nun schon gleich in der 1. Emission eine solche Fülle von theilweise gar nicht oder kaum bekannten Meisterwerken in der vollendetsten und mit ausgesuchtem Geschmack gewählten Reproductions-Technik vorgelegt, dass wir über unseren eigenen Reichthum staunen. Vom 15. bis zum 19. Jahrhundert sind alle guten Stile und Richtungen vertreten ohne jede Einseitigkeit. Der Freund von köstlichen Raritäten kommt dabei ebenso auf seine Rechnung wie der naive Genießer von vollkommener Schönheit und Würde. Mit besonderem Vorzug ist wohl unter den Alten Dürer, unter den Neueren unser Führich behandelt. Lebende Künstler sind fürs Erste noch nicht vertreten; der jüngste ist der 1880 verstorbene Hellweger.

Das Prachtstück des Ganzen ist die hier zum erstenmal publicierte heil. Dreifaltigkeit aus der Schule des van Eyck (um 1452) vom Antipendium des burgundischen Messornates im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien. Die Technik dieser Stickerei ist in entzückender Weise wiedergegeben. Freilich wird die herbe Erhabenheit des Gegenstandes weichere Gemüther vielleicht nicht sogleich befriedigen. Da nun aber diese Collection den Zweck hat, sich so rasch und gründlich als möglich in den weitesten Kreisen einzubürgern, und da dem Besteller vielleicht die Wahl unter den etwa 100 Nummern des Cataloges*) schwer wird, so will ich ihm für diesen Zweck an die Hand gehen und ihm als erste Proben einige Nummern rathen, die ihn bedingungslos zufriedenstellen und reizen werden, nach und nach auch schwierigere Musik kennen zu lernen. Das gilt für das größte Format von den beiden farbenreichen, blühenden und anmuthvollen Compositionen von Führich: Heil. Familie

*) Er liegt diesem Hefte bei.

(381) und Hochzeit zu Cana (382), von desselben Herz Mariae (384) und Hellwegers Herz Jesu (398), die beide in der Art ausgeführter Gemälde sich darstellen.

Vom zweitgrößten Format (F) werden Raffaels Madonna im Grünen (81) und Führichs Heimkehr des verlorenen Sohnes (373) aller Herzen durch Schönheit und Anmuth der Farben und Linien erobern, Dürers St. Hubertus (269) wird allen Weidmännern ein kräftiger Patron sein.

Im Format E werden am schnellsten ansprechen Massys' wundervoll innige, betende Jungfrau (190), Dürers Schweißtuch der Veronica (246), seine Madonnen (253, 254, 256), Führichs farbiges Gruppenbild (372) und die auf kleineres Format reducierten Herz Jesu- und Herz Marienbilder.

Im Format D wählt man nur mit schwerem Herzen aus der Fülle des Schönen und Gewaltigen Botticellis Madonna (40), Giorgones farbige Madonna (64), Rafaels Madonna (83), Weydens Todtenbilder (183—185), Dürers Heimsuchung (231) und gekrönte Muttergottes (255).

Aus dem Format C heben wir beispielsweise nur den farbigen St. Georg Donatellos (2), Ghirlandajos Madonna (39), St. Barbara (206) und Führichs St. Johannes Bapt. (378) hervor, und aus dem allerkleinsten Format A die drei Raffael (86 — 88), die beiden Sassoferato (140, 141), den Schutzengel (167) und alle vier Dürer (246a, 251, 252, 267).

Aber indem ich mit dieser ersten Auslese schließe, fasst mich schon Reue, das Beste übergangen zu haben, so z. B. die Overbeckschen Stationen. Dabei kann ich den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte den Leitern des Unternehmens gelingen, auch die tiefsinnigen, wie es scheint, aus dem Kunsthandel längst verschwundenen Sacramentbilder von Overbeck für eine der nächsten Emissionen zu gewinnen. Einzelne gute Vorbilder werden auch noch Plastiken der altchristlichen, der romanischen und frühgothischen Zeit liefern können. Ganz ausgeschlossen sehen möchte ich auch nicht die großen französischen Romantiker unseres Jahrhunderts. Und endlich wird auch einmal nach gründlicher Vorbereitung der vorsichtige Schritt ins Leben geschehen können, d. h. man wird auch lebenden Künstlern die Pforten der Classicität öffnen, und damit einen breiten, fruchtbringenden Strom religiöser Anregungen in unser etwas ausgetrocknetes künstlerisches Lebensgebiet leiten. Denn auf die lebendige, organische Fortentwicklung der religiösen Kunst muss es uns vor Allem ankommen. Wir müssen, wenn wir die Blüte des religiösen Lebens anstreben, auch unserer Zeit die Gelegenheit und die Mittel geben, sich gleichwertig den großen Trägern der einzig großen Kunst anzuschließen.



Walter Crane.

Von

Ludwig Gall.

In den Räumen des österreichischen Handels-Museums wurde seit einigen Jahren eine Ausstellung von Möbeln und Gebrauchsgegenständen englischen Ursprungs veranstaltet, die, wenn sie sich auch in einem bescheidenen Rahmen hielt — sie war ja vornehmlich als Musterausstellung für das heimische Kunstgewerbe gedacht — doch Anregung zu mancher interessanten Betrachtung bot. Derjenige, welcher sich nach den in diesen wenigen Sälen ausgestellten Schränken, Tischen, Stühlen, Leuchtern, Krügen, Vasen, Paravents und Tapeten ein Bild vom Stande des englischen Kunstgewerbes, von dem herrschenden Geschmacke hätte machen wollen, hätte hier seinen Zweck wohl nicht erreicht. Was wir da fanden, waren eben nichts als Proben von gefälligen Stücken Hausrathes, der ohne jeden Hintergrund einer passend decorierten Wand, einer Stube mit ihrem belebenden Bilderschmuck, ziemlich bunt untereinander gewürfelt, die Räume füllte. Die wesentlichen Objecte dieser Ausstellung, um eine schöne Sammlung von Gegenständen des heimischen Kunstfleißes vermehrt, wurden später im österreichischen Museum untergebracht. Auch dem beklagten und gewiss vielfach empfundenen Übelstande des Mangels eines decorativ wirkenden Hintergrundes wurde dadurch abgeholfen, dass man, soweit dies der Raum gestattete, einen solchen schuf, ja in mehrere Säle ganze Interieurs hineinbaute, von welchen einige eine Vorstellung von eleganten, mit besonderem Comfort ausgestatteten Wohnräumen gaben.

Das augenfälligste dieser sich nunmehr unter dem Titel „Musterausstellung“ jährlich wiederholenden Schaustellungen war die äußerst gediegene Ausführung jedes einzelnen, zumeist sehr geschmackvollen und dem bestimmten Zwecke praktisch dienenden Geräthes oder Möbelstückes; mit dieser Erinnerung an die im allgemeinen tüchtigen kunstgewerblichen Leistungen wäre eigentlich die Summe dessen zu ziehen gewesen, was der Kunstfreund bei flüchtigem Besuche zu bemerken hätte.

Wer mehr finden wollte, der musste mit englischem Leben, Art und Schaffen vertrauter sein. Vor Allem wird, wer den Zweck und die Bedürfnisse des Heims über dem Canale in seiner den Vermögensumständen der Bewohner angepassten, bis zu den höchsten Anforderungen an die Kunst gesteigerten Art kennt, in einigen der vorgeführten Proben die Anzeichen eines ganz bemerkenswerten Aufschwunges der Kunstindustrie erkennen. Ja, rückblickend auf das Gesammtbild des hier Gebotenen darf man sagen, dass vieles, was inzwischen auf den verschiedenen Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellungen unter den Schlagworten des „neuen Stiles" und der „Secession" zu finden war, in den vorgedachten Expositionen zuerst vor das Publicum gebracht wurde.

Man sah Proben einer decorativen Kunst, die uns fremd anmutheten und die man zuerst in dieser Eigenschaft vorsichtig als „englisch" classificierte. Im Allgemeinen jedoch wirkte das Gebotene anregend. Die Einen sahen darin die Bewahrung und die Auslese von stilistischen und decorativen Formen hinter uns liegender Kunstperioden, wie sie bei einem praktischen, mit pietätvollem Schönheitssinn für das Überlieferte begabten Volke begreiflich, die Anderen eine neue Offenbarung des decorativen Sinnes und erfolgreich voranschreitenden Kulturvolkes oder vielmehr der großen Kulturvölker am Ausgange des Jahrhunderts. Diese Letzteren erfanden wohl auch das Schlagwort vom „neuen Stil", und die bunte Heerfolge der „Secession" bekundet, wo sie auch immer dazu Gelegenheit findet, ganz nach Art einer durch zündende Schlagworte erregten Menge ihre volle Sympathie mit den Formen des neuen Decors, die sie verwendet, wo es am Platze scheint, und das ist fast überall. Für unsere Betrachtung ist wichtig, dass das sichtbare Streben nach der heute fraglos an vielen Spuren wahrzunehmenden Erneuerung der ornamentalen Decoration schon gelegentlich dieser ersten von uns erwähnten Ausstellungen für den aufmerksamen Besucher erkenntlich wurde. Das beste Verdienst dieser Ausstellungen erkennen wir aber darin, dass sie weiteren, theilnehmenden Kreisen die Anregung boten, neuen, hier wenig gekannten, aber tiefgründigen und echten Kunstbestrebungen Aufmerksamkeit zu schenken.

Wir fanden hier unter anderem Gelegenheit die decorativen Entwürfe eines englischen Künstlers, Walter Crane, zu bewundern, dessen Name nicht nur in seinem Heimatlande und jenseits des Oceans in hohem Ansehen steht, sondern auch am Continente immer bekannter wird und seit dem 1896 erfolgten Tode des vielseitigen und hochbegabten William Morris die Führerrolle in der englischen decorativen Kunst innehat.

Wollen wir der vielfachen Verdienste des Meisters annähernd gerecht werden, dann müssen wir den Blick von den zur Wanddecoration bestimmten Papierrollen hinweg auf das gesammte Feld der neueren Kunstbestrebungen

in England wenden. Crane handhabt den Stift, den Pinsel und den Meißel ebensowohl als er das Wort für seinen Zweck ganz trefflich meistert und die Interessen seiner Kunst mit diesem zu vertreten versteht. Eine im XX. Bande, Heft 4 der Zeitschrift „Die Graphischen Künste“ vom Jahre 1897 über Walter Crane von H. E. Berlepsch veröffentlichte Studie bietet sowohl durch ihre Gründlichkeit als auch durch die schönen Kunstbeilagen, die ganz charakteristische Proben von den verschiedenen Schaffensgebieten des Künstlers geben, eine günstige Gelegenheit sich über die Arbeiten derselben zu unterrichten, eine Aufgabe, die bei der Verstreutheit der Entwürfe und Zeichnungen des Meisters in den verschiedensten englischen Zeitschriften ohne dieses treffliche Hilfsmittel gar schwer zu lösen wäre.

Walter Crane wurde am 15. August 1845 zu Liverpool geboren, wo sein Vater Thomas, ein geachteter, von der Royal Academy einmal (1825) durch eine Medaille ausgezeichneter Miniaturist und Portraitmaler, lebte. Allein nicht nur nach der Bethätigung des Vaters kann man sagen, dass Künstlerblut in den Adern des Sohnes fließe, da schon ein Urahne der sehr alten Familie, ein Sir Francis Crane bereits unter Carl I als Teppichweber (arras-worker) thätig war und als solcher eine ansehnliche Werkstätte hielt. Krankheitshalber verließ Thomas, der Vater, mit den Seinen Liverpool, wo er das Amt eines Secretary-treasurer der Akademie innehatte, und übersiedelte nach Torquay in Devonshire. Das Leben am Meere, die landschaftlich schönen Küsten übten auf den empfänglichen kleinen Walter einen tiefen Eindruck aus.

In jene Zeit fielen die kriegerischen Unternehmungen Englands in der Krim und die Belagerung und Erstürmung Sebastopols, das bedeutungsvollste Ereignis des Krieges, das die damalige Welt voll in Athem hielt und wie alle derartigen Geschehnisse in der verschiedensten Weise seine künstlerische Verherrlichung fand. Als eine solche, wenn auch sehr zweifelhaften Wertes, dürften auch jene buntbemalten Bilderbogen anzusehen sein, die damals in den Schaufenstern von Torquay ebensowohl als denen aller übrigen englischen Landstädte zu sehen waren. Durch diese Bilder wurde Walter zu seinen ersten Kunstleistungen angeregt, und die Kampfscenen zwischen Russen und Türken oder Alliierten bildeten die Vorwürfe für die ersten Versuche seines Stiftes. Gleichzeitig las er viele und gute Bücher, vorzüglich aber die Romane Walter Scotts, die mit ihren glänzenden Darstellungen des Ritterthums auf die Entfaltung seiner Phantasie einen ganz hervorragenden Einfluss nahmen.

Im Jahre 1857 kam Crane nach London. Dort sah der Zwölfjährige die Bilder Edwin Landsurs, die ihn dazu anregten Thierstudien nach der Natur zu zeichnen. Auch kam ihm John Ruskins berühmtes Buch „Modern

Painters" in die Hand, welches in erster Linie das hingebende Studium der Natur empfiehlt. Wir müssen annehmen, dass gerade jene Theile des die vielseitigsten Anregungen bietenden Werkes, welche vom Arbeiten in und nach der Natur handeln, auf den heranreifenden Jüngling als die seinem Verständnisse zugänglichsten eine tiefere Wirkung übten. Ruskin stand damals gerade im Vordergrunde einer mächtigen Bewegung in der Kunstwelt, die erst eine Weile zu einem ziemlich erbitterten Meinungsaustausch Veranlassung gegeben hatte, dann aber bald ruhigere Formen annahm, und in ihrer bedeutenden Wirkung einen dauernden Einfluss ausübte, der nach unserem Dafürhalten in seinem ethischen Werte die Bürgschaft für eine zunehmende Wirkung und Anerkennung enthält. Wir meinen den Präraphaelitismus, als dessen glänzendsten, mit dem Rüstzeug eines bedeutenden Wissens, einer feinen künstlerischen Empfindung und trefflichen Feder ausgerüsteter Vertheidiger John Ruskin auftrat.

War auch Crane noch nicht einmal zum Jüngling herangewachsen, als die Angehörigen der neuen Schule ihre Hauptschlachten schlugen, so müssen wir dennoch hier kurz über die Ziele und Richtung derselben sprechen, da Crane in seiner ganzen künstlerischen Thätigkeit, fast vom Beginne des selbständigen Schaffens an durch sie beeinflusst erscheint.

Gleich unseren Nazarenern, jenen jungen Künstlern, die sich über dem Studium der Meister der Frührenaissance zu Beginn des zweiten Jahrzehents in Rom fanden und in der Erkenntnis der Bedeutung der von ihnen bewunderten Meister Ziel und Richtung für ihr eigenes Schaffen suchten, fanden sich zu Ende der Vierzigerjahre drei junge Londoner Künstler, von denen der älteste 21 Jahre zählte, als Gleichgesinnte in der übereinstimmenden Begeisterung für die hauptsächlich vor Raphael thätigen Meister. Lasinios Radierungen, welche die Fresken des Pisaner Campo Santo wiedergaben und die Dante Gabriel Rosetti mit Holman Hunt bei dem dritten der Freunde, John Everett Millais, kennen lernte, sollen die directe Anregung zum vereinten Streben der Künstler gegeben haben, das sich auch in ihrer Vereinigung zu einer „präraphaelitischen Brüderschaft" kundgab. Rosetti, der Sohn des Dante-Forschers, war das geistige Haupt dieser Vereinigung, in der jedes einzelne Glied nicht nur als Maler, sondern auch als Schriftsteller thätig war. Mit liebevollem Eifer und großem Verständnisse gieng man den Spuren der alten Meister nach, nicht nur ihre Kunst, sondern auch die Zeit studierend, aus der sie hervorgegangen waren.

Der Name „Präraphaelitic Brotherhood" ist überdies schon in der ersten Zeit der Vereinigung nicht ganz bezeichnend gewesen. Mit der raphaelitischen Periode sollte gewissermaßen nur die Zeitgrenze bezeichnet

werden, über welche hinaus sie ihre Vorbilder nicht mehr suchten. Die Mitglieder der Vereinigung, deren ursprüngliche Zahl sich bald vermehrte, waren eigentlich Romantiker, Freunde und Verehrer des Mittelalters in allen jenen Äußerungen des Kultur- und Geisteslebens dieser Zeitperiode, die jeder Gebildete und Einsichtige zu bewundern Veranlassung findet. Was sie an den Darstellungen eines Meisters wie Giotto anzog, war die einfache, klare, ehrliche und künstlerische Ausdrucksweise für die erhabenen Gedanken, welche dieser zum Vorwurfe seiner Darstellungen nahm. Für denjenigen, der das Wesen und die Sprache eines solchen Geistes verstehen gelernt hatte, lag ein unnennbarer Zauber in diesen Darstellungen — ungefähr wie in den Worten des Sängers der göttlichen Komödie, die aber gleichfalls zu keiner Zeit der Menge leicht verständlich werden konnten.

Die jungen Künstler, deren wir hier gedenken, strebten das Verständnis für das menschliche und künstlerische Empfinden an, das dem Schaffen der reinen und hohen Werke, die sie begeisterten, zugrunde gelegen war. Die Durchführung dieser Aufgabe erforderte nicht nur eigene hohe, künstlerische Begabung und bemerkenswerte allgemeine Kenntnisse, sondern auch jenen Grad von Sittlichkeit und religiöser Empfindung, ohne welchen uns die bedeutsamsten Vorgänge, die das künstlerische Schaffen der Meister der Vorrenaissance und Renaissance anregten, unverständlich bleiben müsste. Die jungen Londoner Akademiker mit ihrem Streben und ihrer Hingebung an eine Kunst, die ihnen zugleich ernst und heilig sein musste, wurden von den Vertretern und Verfechtern der damaligen zünftigen Schulen — mit Geringschätzung betrachtet. Das Publicum, an eine moderne Darstellung gewöhnt, die mit Ausnahme weniger Sonderbestrebungen ziemlich kraftlos und außer Stande war höhere Aufgaben zu lösen, die vielmehr in einer glatten, nur äußerlich ansprechenden, farbenfreudigen Manier ihr Genügen fand — stand kopfschüttelnd vor den Werken der Neuerer, die es nicht verstand.

Bezeichnend ist es außerdem, dass man zu dieser Zeit in England wenig auf die Lösung monumentaler malerischer Aufgaben bedacht war, und erst, als es galt in öffentlichen Gebäuden große Flächen mit historischen Darstellungen zu zieren, gewahr wurde, dass der Frescotechnik kundige Meister im Lande überhaupt fehlten. Als der Crystallpalast von Sydenham die Völker zum Wettbewerbe auf der ersten Weltausstellung vereinte, machte in England die monumentale Kunst der Malerei ihre ersten Schritte zur Neubelebung.

So fremd und wenig verständlich das von den Neueren Gebrachte auch im Anfange anmuthete, war doch für Bestrebungen dieser Art, die im gesunden,

sittlichen Boden wurzelten, sich auf ein bedeutendes künstlerisches Können stützten, die festen Charakter und eigene, unabhängige Meinung bedingten, England der richtige Boden.

Während dieses ersten Ringens nach Geltung und Anerkennung blieben die gleichzeitigen litterarischen Leistungen der Künstler nahezu unbeachtet, eine von ihnen gegründete Monatsschrift, die dem Interesse ihrer Sache dienen sollte, gieng nach kurzem Bestande ein. Als sie mit ihren Bildern zu Beginn der Fünfzigerjahre zuerst vor das Londoner Publicum traten, fanden sie wie erwähnt gar kein Verständnis für ihre Bestrebungen, ja sie wurden geradezu als Verbrecher am guten Geschmacke — nämlich dem damals herrschenden — angesehen; in einem der maßgebendsten Journale wurde sogar die Entfernung der mit der präraphaelitischen Bruderschaftssignatur «P. R. B.» gezeichneten Gemälde aus den Ausstellungsräumlichkeiten begehrt.

Dennoch sehen wir die Zahl ihrer Anhänger stetig wachsen, und ihr glänzender Vertheidiger Ruskin bewies dem Publicum gerade an der Art, wie sie arbeiteten und sahen, dass sie die wahren Aufgaben der Kunst wirklich erkannt hatten, und dass das Urtheil der Masse weder begründet noch ausgereift sei, das diese vor allem so ehrlich Strebenden kurzweg verdammte. Ruskin, der schon in seinen „Modern Painters“ den Grundbedingungen echter, volksthümlicher und unvergänglicher Kunst in herrlichen Sätzen das Wort geredet hatte, wies immer und immer wieder auf die Vielseitigkeit der Meister des Quattro- und Cinquecento hin, die erst dann vermeinten ihrer Kunst zu dienen, wenn sie sich auf den möglichst weit abgesteckten Gebieten der verschiedensten Künste versucht hatten; er verwies auf den Ernst und die Ehrlichkeit ihres Strebens, das fast niemals durch rücksichtslos kaufmännische Gesichtspunkte beeinflusst war.

Diese Schule war für Crane, der den Weg des streng akademischen Bildungsganges nicht eingeschlagen hatte und eine eigentliche Kunstschule nicht besuchte, in einem gewissen Sinne vorbildlich geworden. Er selbst machte Studien in Öl und Aquarell und lernte gleichzeitig, um sich einen Erwerb als Illustrator zu sichern, die Kunst des Holzschneidens bei J. W. Linton, dem angesehenen Meister dieses Faches. Im Jahre 1863, also mit 18 Jahren, hatte er in seiner allgemeinen künstlerischen Bildung solche Fortschritte gemacht, dass er in einer Londoner Privat-Kunstschule das Amt eines Correctors in der Antiken-Classe übernehmen konnte. In dieser Eigenschaft fand er Gelegenheit Studien an der Antike zu machen. Den Fehler des einfachen Copierens vermeidend, nahm er vom Geiste derselben an, was seinem eigenen künstlerischen Empfinden gemäß war, indem er an ihr vor allem die Schönheit der Liniensprache verstehen lernte. Weitere Anregung erhielt er zur selben Zeit dadurch,

dass ein ihm befreundeter Seeofficier, der aus Japan heimgekehrt war, ihm die genauere Kenntnis der japanischen Buchillustration und jener eigenthümlichen bildlichen Darstellungen vermittelte, bei welchen mit einfachen, scharfen Linien und leichter Farbentonung ganz bedeutende Effecte erzielt wurden. Crane selbst sagt über diese wichtigsten Einflüsse auf seine frühe Entwicklung Folgendes: „Das Studium japanischer Kunstweise, das Studium der Meister der Frührenaissance und unter den Werken der antiken Kunst in erster Linie die Friese des Parthenon, daneben aber immer wieder strenge Naturstudien, das war es, was mich in dieser Zeit ganz in Anspruch nahm."

Nun macht sich auch auf sein Schaffen der Einfluss von Burne-Jones und William Morris geltend, zwei Künstlern, die in enger Beziehung zur präraphaelitischen Schule stehen, und deren Arbeiten mächtig auf ihn wirkten, was Crane selbst in den Worten ausspricht, wenn er schreibt: „dass er die verblüffende Wirkung dieser groß angelegten poetisch-romantischen Werke tief empfand."

Die Thätigkeit der beiden angeführten Künstler, von welchen der letztere auch unter die hervorragenden Dichter des victorianischen Zeitalters zu rechnen ist, charakterisiert der französische Kunstschriftsteller Olivier Georges Destrée mit den Worten: „Edward Burne Jones ist der Schöpfer und William Morris der Organisator von allen jenen Meisterwerken, welche die decorative Kunst in England veredelt und neubelebt haben." Welchen Einfluss aber gerade der letztere der beiden Künstler auf Crane nahm, und wie dieser sich dann zu seinem Vorbilde stellte, hierzu sagt derselbe Schriftsteller: „Morris ist derjenige, der in England am nutzbringendsten an der künstlerischen Erziehung des Publicums gearbeitet hat, bei welcher Aufgabe er mächtig durch den Dichtermaler Crane unterstützt wurde."

Wie wir schon bemerkt haben, hat Crane ein eigentlich schulmäßiges Kunststudium nicht betrieben, sondern vielmehr nur mit niemals erlahmender Begeisterung auf allen seine Schaffenslust befriedigenden Gebieten gearbeitet. Er illustrierte Kinderbücher, zeichnete Tapetenmuster, modellierte Friese, entwarf Cartons für Glasmalereien und Mosaiken, Muster für Webereien, Zeichnungen für Gold- und Silberschmiede für die besonders in England zu decorativen Zwecken beliebten Thonfliesen. Im Jahre 1879 stellte er in der Grosvenor-Gallery aus, wo er neben Burne-Jones als markanteste Erscheinung für die neue, aus dem Präraphaelitismus hervorgegangene Richtung mit seinen Arbeiten großes Interesse erregte, das er in den Ausstellungen der Royal Academy — an denen er sich übrigens nur zweimal betheiligte — nicht für sich in Anspruch nehmen konnte. Im Jahre 1888 gründete er mit Gleichgesinnten die «Arts and Crafts Exhibition Society» und veranstaltete eine Kunst- und

kunstgewerbliche Ausstellung, die sich seither alle Jahre mit steigendem Erfolge wiederholte. Die bekannte «Royal Society of Painters in water-colours» nahm ihn als Mitglied auf; in ihren Ausstellungen brachte er die vorzüglichsten Schöpfungen seines Pinsels und Stiftes mit vielem Erfolge vor das Publicum. 1891 wurde er Director der «Municipal-School of Art» von Manchester, wo er bis heute eine Stellung einnimmt, die ihm ganz besondere Gelegenheit bietet, seine vielseitigen Kenntnisse auf das Fruchtbringendste zu verwerten.

F. C. Stephens nennt Walter Crane „den energischen und vielseitigen Zeichner, die fähigste ihm bekannt gewordene Vertretung des ganzen Kreises von Meistern des fünfzehnten Jahrhunderts in Italien und Deutschland", hiermit bezeichnend, welch weiten Kreis das Können dieses Meisters umspannt. Daraus erhellt aber auch, dass an eine eigentliche Würdigung der Arbeiten Cranes in einer allgemein gehaltenen Besprechung nicht gedacht werden kann; nur zur Charakteristik seiner Eigenart sei es uns gestattet einer oder der anderen Arbeit ganz flüchtig zu gedenken.

Von diesen dürften die illustrierten Kinderbücher die weiteste Verbreitung gefunden und den günstigsten Einfluss auf die Geschmacksbildung genommen haben. Walter Cranes «toybooks, price six pence or mounted on linen one shilling» traten mit diesem billigen Preise in der mäßigen Größe eines kleinen Quartformates und bescheidener, aber ansprechender Ausstattung vor die Öffentlichkeit, zu einer Zeit, wo in Frankreich und England die Kunst eines Doré zur Illustration von Märchen und Geschichtenbüchern dienstbar geworden war, was diese Publicationen ganz pomphaft und prächtig aussehen machte. Der Hirtenknabe David neben dem glänzend gerüsteten Riesen Goliath in der Bücherwelt der Kinder! Der bescheiden, doch sicher auftretende David hat auch hier obgesiegt.

Durch einfache, leicht getonte Zeichnungen versteht es Crane die größte Deutlichkeit in der Darstellung seiner Erzählung mit einem Liebreiz zu vereinen, der nicht nur einer empfänglichen Kinderphantasie, sondern auch allen an den Genuss wirklicher Kunstwerke gewöhnten Personen sympathisch sein muss. Was auf dem Gebiete der Sage, der Märchen und Fabeln der Lust der Kleinen dienen mag, hat er in den Bereich seiner Darstellung gezogen und dazu den Text in passenden Versen meist selbst geschrieben. Das Übernatürliche und Wunderbare der Fabel- und Märchen-Dichtung versteht er in trefflicher Weise für seine Zwecke zu verwerten. Er ist der berufenste Illustrator für die feinen und sinnigen Gedanken, die in so Vielem, das in Märchen und Dichtung unseren Kleinen erzählt wird, auch für die Großen zu finden sind. Für die zarteste poetische Sprache hat sein Stift einen Ausdruck, der durch

die Durchgeistigung der Composition und den Adel der Linienführung dem Sinne der Dichtung vollkommen Rechnung trägt. Da ist unter Anderem eines seiner Kinderbücher, das den Titel führt «Flora's feast»; ein Blumenreigen zur Verherrlichung des Erwachens und Blühens in der Natur dessen Inhalt. Niedliche Kinder- und liebliche Frauenköpfe sehen uns aus Blüten und Blatthüllen entgegen, manche Bewegung der edelgeformten Glieder erinnert an die gründlichen Studien, die der Meister an der Antike gemacht hat. Wie das Lachen der unschuldigen Kinderlust jedoch muthet uns das Leben und die Bewegung an, welche uns aus den einzelnen Blumengruppen entgegenstrahlen.

Hier sehen wir z. B. eine Gruppe von Anemonen. Entsprechend dem darunter befindlichen Verslein

«Anemone's rode out the gale
Frail wind-flowers flutter'd red and pale.»

fährt der Windhauch des Frühlings über die liebliche Gruppe dahin, die er im Rücken faßt und vor sich hertreibt. Die Gruppe besteht aus einem Anemonen-Mütterchen oder einer älteren Schwesterblume und zwei Kleinen, von welch letzteren die eine vor, die andere hinter der größeren Blume einher getrieben wird, beziehungsweise, um dem Angreifer weniger Gelegenheit zur Anwendung seiner Gewalt zu bieten, sich zusammenkauert. Die Köpfchen sind ganz in die rosafarbigen Blätter der Blumenkelche gehüllt, die von der Gewalt des Windes gebeugt sich gleich allerliebsten Häubchen über diese stülpen, gerade noch soviel vom Antlitze freilassend, um einen schelmischen Blick oder ein fröhliches Lachen errathen zu können. Das Ganze athmet Lust und Freude am Leben der Natur, sowie dem der Kinder. Es ist ein erquickend reines und vollendetes Kunstwerk.

Ein Probebildchen aus einem anderen Buche. Eine einfache Federzeichnung, wenige Zoll hoch und breit, stellt eine Frau dar, wie sie auf den Arm ihres Sohnes gestützt in einer freien Gegend lustwandelt. Die Matrone, deren Haupthaar gebleicht, ist in einen wenig modischen, mit Pelzwerk verbrämten, weit herabreichenden Mantel gekleidet, wie wir ihn bei älteren Frauen der besser lebenden Bürgerclasse häufig finden. Das schöne Antlitz zeigt jene Ruhe, die nach überdauerten Sorgen den Menschen wird. Der sie stützende Sohn, ein Jüngling in den ersten Jahren der Selbständigkeit, zeigt in seiner edlen Haltung Theilnahme und Liebe für die neben ihm Schreitende. Im Hintergrunde führt ein Pfad in angenehmer Krümmung gegen die meerbegrenzte Küste, Kinder spielen und tummeln sich auf freiem Raume, eine junge Mutter geht mit dem fröhlich neben ihr einherhüpfenden Knaben den

Weg entlang. Weit draußen in See sieht man ein schlankes Schiff mit geblähten Segeln dahin gleiten. Unter dieses Bildchen schrieb der Dichterzeichner:

«When thou art feeble, old, and gray,
My healthy arm shall be thy stay
And I will soothe thy pains away — My mother.»

Was vermag man nicht Alles aus diesem Bildchen herauszulesen? Sind nicht die warm empfundenen Verse, welche in die ewigrührenden Worte ausklingen „meine Mutter!“, jedem Lebensalter verständlich, tröstlich, ja geradezu so erhebend, wie es nur Worte echter Poesie sein können? Vermag der sinnende Betrachter in dieser schlichten Darstellung nicht den Entwurf zu einem der herzerfreuendsten Bilder aus dem bürgerlichen Leben zu sehen, zu einer Scene, wie sie zu erleben sich jede Mutter sehnt? Vermag dieses Bildchen, das in seinen Begleitworten eine so tief und warmempfundene Herzenssprache redet, nicht gleich dem besten Freundesrathe dort moralisch erhebend zu wirken, wo vielleicht ein Jüngling seiner heiligen Pflichten nicht eingedenk in Gefahr steht den Genuss des stillen Glückes, von dem diese Darstellung erzählt, zu verwirken?

Wollten wir nur kurz mittheilen, was uns Cranes beredter Stift zu sagen vermag, wie er uns ebensogut belehren und rühren als mit Proben köstlichen Humors erfreuen kann, wir würden viel zu weitläufig werden und können daher nur die Lectüre und Durchsicht der mit Recht so geschätzten Illustrationswerke selbst empfehlen.

Die Illustration und Ausstattung der Kinderbücher führte Crane des weiteren dazu, Muster für die Tapetenfabrication zu entwerfen, die bald nicht minder Anerkennung und Verbreitung fanden als die ersteren Arbeiten und gerade dort veredelnd auf den Geschmack wirkten, wo so sehr gegen die Gesetze künstlerischen Empfindens gesündigt wurde, in der Decoration der Zimmerwände. Die erste seiner Tapeten entwarf Crane im Jahre 1874 für eine Londoner Firma, nachdem bereits ein speculativer Kopf, ohne die Erlaubnis des Künstlers einzuholen, das ihm passend erscheinende aus einem Kinderbuche «The Baby's Opera» im Tapetendruck als „Kinderzimmer-Tapete“ (nursery-paper), und zwar so schlecht hatte vervielfältigen lassen, dass Crane diese Wiedergabe eine Caricatur seines Originalwerkes nannte. Blumen, Blätter, Thiergestalten weiß der Künstler zu diesen seinen Zwecken in einer ihm ganz eigenthümlichen, stilvollen, richtigen Weise so zu verwerten, dass sie zum Schmucke der Wände ähnlich zu dienen vermögen wie jene Darstellungen von Teppichen und Stoffen, die wir den Hintergrund mancher Gemälde von

Meistern des Cinquecento zieren sehen. So sagt uns Crane selbst, dass er beim Entwurfe seiner Tapete «corona vitae» „zweifellos von jenen textilen Motiven in der Art der sicilianischen Seidenbehänge oder jener prächtigen Brocate, wie man sie auf frühern Bildern oder Stichen hinter königlichen Sitzen ausgebreitet sieht, beeinflusst war".

Bei aller Hochhaltung seiner eigenen künstlerischen Ideen und bei immer gleich gewissenhafter, genauer Durchführung diente er jedem Geschmack und Bedarf. Die einzelnen Muster, von denen jedes einen besonderen Namen führt, wie: die Margueriten, der Pfauengarten, Waldnoten, Samen und Blumen, die Wiese, die Welle, sind den berechtigten Anforderungen des Geschmackes entsprechend seit dem Jahre 1874 jährlich in steigender Zahl erschienen.

Weil die im österreichischen Museum zur Schau gestellten Tapeten nur Proben von einfacheren, und zwar theilweise ohne den von den Engländern zumeist begehrten Fries- und Sockelabschluss bringen, so muss hier erwähnt werden, dass gerade dieser Abschluss die Wanddecoration zum wirklich erfreulichen Kunstwerke und den betreffenden Zwecken dienstbar macht. So hat die Tapete, welche „die Welle" benannt ist, ein Feld aus Wogen bestehend, auf denen hie und da Fische erscheinen. Um einem bestimmten Geschmacke zu entsprechen, wurde die Zeichnung auch ohne Anbringung der Fische durchgeführt. Der Fries ist von Seejungfern bevölkert, während die Sockelbordüre den kieselbedeckten Seegrund zeigt, mit Sternfischen, Muscheln und Ähnlichem. Von einer anderen Tapete sagt Crane, dass er sie für die Decoration von Treppenhäusern gedacht und auf derselben Hunde, Jagdhörner, Hähne, Tauben und dergleichen dargestellt habe, um die Idee des erwachenden Tages auszudrücken.

Von den Tapeten, die man hier zumeist zu sehen bekam, zeigt die Mehrzahl das Blumen- und Ranken-Ornament in relativ großen Formen. Dies könnte nun möglicher Weise die Meinung erwecken, dass der in Aufnahme kommende Geschmack sich vornehmlich zu solchen Formen neige, wobei natürlich noch die Mode das Übrige thäte, um sicherlich auf die beliebten Abwege zu gerathen. Einer solchen Annahme steht deutlich die Erklärung Cranes entgegen, der bei Besprechung des Pfauengartens, eines seiner gelungensten Entwürfe, ausdrücklich sagt: „Das Muster ist von einer Größe, dass es nicht zu seinem Vortheile auf das Auge wirkt, ausgenommen in großen Hallen, Hotels, öffentlichen Gebäuden und ähnlichen Räumen." Crane componiert seine decorativen Entwürfe mit gewissenhafter Bedachtnahme auf Zweck, Raum und Stil und klagt direct über die Art, wie z. B. die Amerikaner die Wanddecoration in Anwendung bringen, wenn er sagt, dass dort die Mode und

durchaus nicht ein geläuterter Geschmack vorherrsche, dass die Decoration nicht künstlerisch, sondern nur vom rein geschäftlichen Standpunkt behandelt werde, eine Anschauung, zu der sich leider auch die amerikanischen Künstler ganz offen bekennen.

Wir haben also an Cranes Tapeten die Trefflichkeit der Zeichnung, den Reiz der richtig abgetonten und zur harmonischen Stimmung vereinten Farben zu bewundern, gleichviel ob dem bescheidenen Bedarf mit zwei Farben gedient ist oder ob das bunte Gewebe eines Gobelins nachzuahmen war. Mit diesen wall-papers, und von diesen wieder mit den einfachsten, hat sich Crane ebensogut ein unbestreitbares Verdienst um die Popularisierung echter Kunst erworben wie mit seinen früher erwähnten, der Entwicklung des Schönheitssinnes besonders förderlichen Kinderbüchern.

Wenn wir nun noch erwähnen, dass dieser Meister auch Muster für die Leinendamastweberei gezeichnet, Entwürfe zu Werken der Gold- und Silberschmiedekunst gemacht hat, dass aus seinem Atelier Cartons für Glasmalereien hervorgiengen, dass er als Plastiker thätig war, indem er Stuccodecorationen und Friese modellierte, dass er endlich eine stattliche Reihe von Ölbildern und Aquarellen geschaffen, die ihm auch auf dem Gebiete der Bildnismalerei Anerkennung verschafften, so haben wir die hervorragende Vielseitigkeit nur angedeutet.

(Schluss folgt.)





Mahnung.

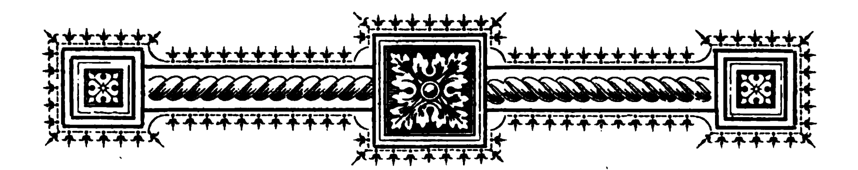
Von M. Herbert.

Wenn — da noch Deine Wangen roth
Und frisch des Lebens Pulse schlagen,
Dir nahe tritt der bitt're Tod
Auf dunklem Fittig hergetragen!
Wenn Dir der ernste Engel schaut
Ins fröhliche Antlitz und die Hände
Zum Zeiger hebt — stumm — ohne Laut
Ob er ihn bald zum Ziele wende,
O, kehr' Dich nicht mit Grausen ab,
Der still dort steht ist Gottes Bote,
Und tritt getrost ans off'ne Grab
Und sieh Dich selbst darin als Todte!
Auf Dein Vergang'nes schau zurück
Und wie Du giengst in Deinen Tagen,
Ob Du der Deinen Noth und Glück
In seinem Herzen hast getragen?
Sodann bereite Dich zur Fahrt
Mit allem Ernst und sprich in Stille:
Von dem mir Glück und Gnade ward,
Sei benedeit. Mein ist Sein Wille.

Gebet.

Von M. Herbert.

Gib mir die Kraft der Arbeit und ich will
An Dich nicht stellen jene heiße Frage,
Die Glück erheischt. Ich will mein hungernd Herz
Dir übergeben still zur Bändigung.
In meinem Werk will ich vergeh'n und Dir
Die Ehre lassen, wenn es mir gelingt.
Gib mir den Blick, Herr, welcher Tiefen misst
Und sonder Scheu des Nächsten Wunden schaut,
In Mitleid stark. Lass mich nicht feige steh'n,
Wenn Noth mich sucht und lehr' mich gütig sein.
Und lehr' mich wandern durch die Dunkelheit
In Deinem Licht. Du gibst ja königlich
Und Königs Gnade heisch' ich, Herr, von Dir.



Unser Verhältnis zu Goethe.

Von **Karl Muth.**

(Schluss.)

Durch Zufall fiel mir unlängst ein Schulprogramm der geistlichen, von Benedictinern geleiteten Studienanstalt St. Stephan in Augsburg vom Jahre 1873 in die Hände, das als Motto das Wort Auerbachs an der Stirne trägt: „An dem Verhältnis zu Goethe lässt sich der Bildungsgrad eines Menschen ermessen.“ Man muss solche Einzelheiten ins Auge fassen, um einmal recht gewahr zu werden, wie sehr sich unser Verhältnis zu Goethe in den letzten zwei Jahrzehnten geändert hat. Denn wie dürfte es heute, in der scharfen Luft der Gegenwart, eine katholische Studienanstalt wagen, mit einem solchen Motto vor ihre Schüler zu treten? Ja, ich erlaube mir, den Muth vieler unserer Zeitungs- und Zeitschriftenredactionen rundweg anzuzweifeln, eine Abhandlung aufzunehmen, die den Gedanken dieses Leitspruches zum Gegenstand hätte. Und doch bleibt die Wahrheit dieses Wortes nach wie vor zu Recht bestehen. Goethe ist nun einmal eine in jeder Hinsicht so außerordentliche Erscheinung, dass in der That die Schätzung oder Nicht-Schätzung der wirklichen Vorzüge Goethescher Art und Kunst ein Urtheil bildet, das sich der Einzelne über den Grad seiner Fähigkeiten, das Bedeutende zu verstehen und nach seiner richtigen Seite zu würdigen, selber fällt. Es ist eine alltägliche Erfahrung, dass der Alltagsmensch weder an Goethes Prosa noch an seiner Poesie jenes volle Genügen findet, das ihm viele minderwertige Dichter und Schriftsteller oft in hohem Maße gewähren; es ist ferner durchaus verständlich, dass z. B. selbst die erwachsene männliche Jugend im allgemeinen wenig Sinn für die objective, gegenständliche Art Goethes hat und statt dessen sich lieber an Schillers rhetorischem Glanz und Feuer erwärmt. Das wirkliche Verständnis Goethes setzt eben eine Reife voraus, die in jüngeren Jahren nur ausnahmsweise zu finden ist.*) Nicht bloß die Form in ihrer wunderbaren,

---

*) Der ungeheure Schaden, den Goethes Werke besonders bei nicht erwachsenen Lesern in sittlicher und religiöser Hinsicht anrichten sollen, scheint mir schon deshalb eine Übertreibung. Man führt als Beweis so gern die Wirkungen von Werthers Leiden nach ihrem Erscheinen an, stellt aber dabei nicht in Rechnung, dass diese

ungekünstelten, natürlichen Einfachheit läſst die Goethesche Dichtung dem durch schärfere Kost überreizten Geschmackssinn des Alltagslesers zu fein erscheinen, auch die einen Hauptreiz ausmachende vielseitige und tiefe, dichterische Symbolik, die meist das kleinste Gedicht wie die ausgereifteste Gestalt in unfaſsbar feiner Weise umwittert, setzt der Fassungsgabe des flüchtigen und meist stoffhungrigen Lesers unüberwindliche Schranken. Und doch sind es gerade diese Vorzüge und der letztgenannte am meisten, um derentwillen eine zu höheren Zielen strebende Bildung Goethe niemals aus dem Auge verlieren darf.

Es ist in letzter Zeit vielfach von „christlicher", von „katholischer" Poesie und Dichtung die Rede gewesen, und man konnte dabei die Beobachtung machen, wie häufig diese Prädicate nur nach dem stofflichen Inhalt — gleichviel, ob materiell oder intellectuell — zuerkannt oder versagt wurden. So gilt z. B. im allgemeinen Calderon als der katholische Dichter κατ᾽ ἐξοχήν, aber nicht etwa sowohl, weil er die Gefühlswerte des religiösen Lebens in der besonderen Form des katholischen Christenthums in oft herrlicher und wunderbar anschaulicher Weise ausgesprochen hat, als vielmehr deshalb, weil er sein Talent vorzüglich an religiösen, an christlichen Stoffen versucht und bethätigt hat. Ich halte diese Begründung für unzulänglich und einseitig. Denn wenn es

Wirkungen völlig unerklärlich wären, hätte die Krankheit nicht schon vorher bestanden. Werther führte sie gleichsam nur zur Krisis. Bald darnach war die Periode der Empfindsamkeit eine überwundene Sache. Auch, denke ich, sollten wir unsere Jugend mit jenen Kreisen, die dem Werthertaumel anheimfielen, nicht gerade auf eine Stufe stellen. Wir würden damit unserem höheren religiösen und sittlichen Bewuſstsein sowie unserer Erziehungskunst wahrlich ein schlechtes Compliment machen. Wenn der Dichter, wie er sagt, sich hütete, den Roman selbst im Alter noch einmal zu lesen — ein Ausspruch, der oft als Beweis seiner Gefährlichkeit angeführt wird — so hat das mit Goethes Dichterindividualität so eng verknüpfte psychologische Ursachen, daſs man aus solchen Bekenntnissen unmöglich eine brauchbare Waffe schmieden kann. Damit soll natürlich der Werther nicht als Jugendlectüre empfohlen sein. Ich halte es nur für objectiv unrichtig, es mit Schwarzmalerei gleichsam zu begründen, daſs wir unserer Jugend solche Bücher soviel wie möglich vorenthalten. Denn da dies schlieſslich doch nur bei einem sehr geringen Procentsatz ganz möglich sein wird, so benehmen wir dem jugendlichen Sinne dadurch nur die ihn oft noch schützende Unbefangenheit und vermehren auf diese Weise höchstens die Gefahr. Ich sprach vor einiger Zeit über diese Dinge mit einem erfahrenen und weitsichtigen Ordensmann, der über 30 Jahre an einer stark besuchten geistlichen Studienanstalt Unterricht in der classischen Litteratur ertheilt und seinen Schülern persönlich sehr nahe steht. In dem ganzen Zeitraum war ihm nur ein einziger Fall vorgekommen, daſs ein Schüler durch die Lectüre Goethescher Schriften in innere Schwierigkeiten verwickelt worden ist. Das ergab noch bei weitem nicht einen auf tausend, und welche besonderen Umstände dabei mitgespielt haben mögen, wer kann das sagen!

im allgemeinen Aufgabe des Dichters ist, die Gefühlswerte der Lebenserscheinungen auszudrücken, die eben durch keine andere Sprache als die der Kunst bestimmt werden können, so wird es die besondere Aufgabe des christlichen Dichters sein, dies in Bezug auf die Erscheinungen des religiösen Lebens zu thun. Dies wäre die prägnanteste Form einer christlichen Dichtkunst, aber doch nicht die einzige, noch die allein würdige. Es gibt eine zweite Art, bei der die stoffliche Unterlage, woran sich der christliche Sinn des Künstlers bethätigt, durchaus belanglos ist. Auch ein an und für sich profaner Gegenstand oder ein im geschichtlichen Sinn nicht christlicher Stoff wird durch sie in christlichem Geist geadelt und der echt religiösen, christlichen Stimmung von der Unzulänglichkeit alles Irdischen, die zugleich die Stimmung einer jeden wahrhaft großen, bedeutenden Dichternatur ist, aufs engste verbündet.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis,

sagt Goethe in Faust, und diese Worte auf seine Poesie angewandt, besagen uns gleichsam in welchem Bezug man durchaus von dem christlichen, von dem religiösen Element in Goethes Dichtung reden kann, auch wenn man die stofflichen Anklänge dabei nicht direct ins Auge faßt. Denn die symbolische Weltauffassung in diesem Sinne ist aufs engste mit der Stimmung des christlichen Gemüthes verschwistert, ja ihre Sprache ist im tiefsten Grund die einzige Form, in welcher die echte, wahre und höchste Poesie ihr Herrscherrecht im Reiche des Gemüthslebens am wirkungsvollsten auszuüben vermag. Alles Goethesche Dichten wurzelt aber letzten Ends in solcher symbolischen Welterfassung, denn über allem, was auch immer er gestaltet, ruht geheimnisvoll gebreitet „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit". Das sei die wahre Symbolik, sagt er selbst einmal, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiere, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen. So weist das bedeutsame Besondere immer auf ein noch bedeutsameres Allgemeine hin. Indem man dieses in dem lebendig erfaßten Einzelnen zu erschauen vermag, ohne es doch direct darin ausgesprochen zu finden, ist das wahre Symbolische im höheren dichterischen Sinn vorhanden.*)

*) Nur so ist es auch zu verstehen, wenn Goethe in den Sprüchen in Prosa (4 Abth.) fragt und antwortet:
Was ist das Allgemeine?
Der einzelne Fall.
Was ist das Besondere?
Millionen Fälle.

Der Einzelfall erweitert sich kraft seiner tiefen, inneren Wahrheit und ohne die geringste Einbuße seines individuellen Charakters, unbewußt und ungewollt zum Allgemeinen, Ewig-Giltigen, Typischen, und wir lernen an ihm den tieferen Sinn verstehen, der einer jeden Erscheinung des Menschenlebens, sie mit dem Göttlichen verknüpfend, zugrunde liegt, jenen Sinn, den der Dichter wiederum in ein Bild kleidet, wenn er sagt, daß dieses Leben selbst nur der farbige Abglanz des Ewigen, mit anderen Worten eine im Spiegelbilde der Zeitlichkeit erschaute Divina Commedia sei.

Ein auch in Gesinnung und Bekenntnis christlicher Dichter nach der Art Goethes wäre jedenfalls das höchste und letzte Ideal, das wir uns wünschen könnten, das uns die Zukunft indes noch schuldig ist. Eine Kunst aus solcher Hand würde das ganze innere Leben zur unmittelbarsten Anschauung in Bildern und Symbolen gestalten, die höchsten Ideen wären nach einem Worte Staudenmaiers verkörpert und schwebten lebendig um uns als ästthetische Imperative; „denn die Unendlichkeit des großen Lebens im Reiche Gottes ergreift mächtig den verwandten göttlichen Geist in uns; wie eine heilige Flamme fällt es hinein in die Seele und zündet dort die gleiche Anschauung, das gleiche Leben an. Das ist die geheimnisvolle Wirkung des Geistes auf den Geist, die wunderbare Mittheilung des göttlichen, im Künstler schaffenden Principes und des Hauches, der aus seinen Werken dringt und hineinweht in die Seele des Schauenden".

Zu dieser Höhe wird und kann Goethe als Dichter wie nur wenige Erzieher und Führer sein. Auch für den, der in seiner Dichtung inhaltlich und ideell nicht das Höchste zu finden vermeint, wird sie dennoch eine unumgängliche Vorstufe sein. Goethe abseits stellen, wie es unwillkürlich durch die gekennzeichnete, weit über das erlaubte Ziel hinausschießende Agitation der Gegenwart geschieht, hieße nicht weiterbauen auf dem hier gegebenen Fundamente einer vom allgemein Menschlichen ausgehenden Poesie, die jeder wahrhaft großen Dichtkunst und in der deutschen Litteratur der Goetheschen am meisten eigenthümlich ist. Wie kein anderer deutscher Dichter vermag uns Goethe aber auch die große Kunst zu lehren, das Übersinnliche mit sinnlicher Vorstellung zu verknüpfen oder, wie Otto Elster sich ausdrückt, „das Geistige durch eine physische Analogievorstellung zu erläutern." Denn wie kein anderer besaß er die Gabe symbolischer und metaphorischer Apperception.

Dazu gesellte sich der begünstigende Umstand, daß Goethe auch äußerlich ein unvergleichlicher Beobachter war. „Der Augen erd- und weltgemäß Organ" wußte er wie selten ein Dichter zu gebrauchen, und dies nicht sowohl im Sinne der mikrologischen Naturüberwachung moderner Neuropathen, als vielmehr hauptsächlich in Bezug auf die feinfühligste Wahrnehmung alles Wesent-

losen Äußerungen. Von Stifter ist bekannt, dass er stets einige Bände von Goethes Werken auf seinem Tische liegen hatte und auf seinen Amtsreisen Goethe als steten Begleiter mit sich führte. „Ich lese," so schreibt er nach den Ereignissen des Jahres 1866, „täglich einige Blätter aus Goethes italienischer Reise. Die Ruhe und Größe und die tiefe und doch klare Innerlichkeit dieses Mannes ist meiner Seele ein erhabenerer Trost als Alles, was in mich hinein geredet werden könnte." Aber auch dem Menschen Goethe versagte er keineswegs die ihm gebürende Verehrung. Er konnte über eine gewisse Art, Goethes Schwächen breit zu treten und auszubeuten, ernstlich böse werden und rief dann wohl: „Das ist ein erbärmliches Geschlecht, das von der Sonne nichts zu sagen weiß, als dass sie Flecken hat." Wie würde der sonst so sanfte und stille Schulrath erst geurtheilt haben, wenn er die früher angeführten Äußerungen hätte hören müssen? In wahrhafte Entrüstung aber gerieth er, so erzählt sein trefflicher Biograph Aprent, wenn Goethe der Vorwurf gemacht wurde, er sei ein unsittlicher Dichter. „Haben denn diese Leute," sagte er einmal, „nur eine Ahnung von dem unergründlichen Geheimnis einer rechten Menschennatur? Weil sie Zwerge sind, schreien sie, jener sei ein Ungeheuer. Weil sie keinen Maßstab für seine Sittlichkeit haben (er meint den auch von Bone behaupteten sittlichen Charakter seiner Hauptwerke), nennen sie ihn unsittlich."

Sehr schön hat der ernste, positiv christliche und dem Katholicismus so versöhnlich gegenüberstehende Vilmar ausgesprochen, was Goethe und seine Dichtung uns sein können: „Goethes Wesen als Dichter besitzt etwas Heilendes, Beruhigendes, Versöhnendes, wie es eben kein Dichter weiter besitzt; wir verlieren durch ihn unsere unruhige, krankhafte Krittelei, mit welcher wir an die Gegenstände heftig heranzugehen und sie nach unserem Belieben herumzuzerren und aufzustutzen pflegen. Wir verlernen an ihm die Hast des vorschnellen Urtheilens und Aburtheilens; wir lernen an ihm unsere Vorurtheile ablegen und uns gleich ihm vor allem den Dingen, die uns gegenüberstehen mit Liebe zu öffnen, sie anzuerkennen und gelten zu lassen; wir lernen an ihm, dass wir zuvörderst und immer wieder zu lernen und uns unterzuordnen haben, und es gibt gewiss in der Welt kein Vehikel, durch welches wir irgend welche Poesie, durch welches wir die Dinge und die Personen in der Welt, die Geschichte und die Welt selbst besser begreifen und im eigentlichen Sinne verstehen lernten, als Goethes Dichtungen."

Zum Schluss sei noch ein Wort über den apologetischen Wert von Goethes Leben und Dichtung für das katholische Christenthum gestattet. Ich wage es zu behaupten, dass wenige altheidnische oder sonstige außerchristliche Erscheinungen und Persönlichkeiten im Hinblick auf die heutige Menschheit

eine so einschneidende Bedeutung für den katholischen Apologeten beanspruchen können, als gerade der Faustdichter. Goethe stand bekanntlich ebensowenig auf dem Boden des sogenannten evangelischen Glaubensbekenntnisses als auf einem ausgesprochen christlichen Boden überhaupt. Er selbst nennt sich einmal an seinem Lebensabend (in einem Brief von Boisserée) einen Hypsistarier und meint damit eine Form des religiösen Lebens, die sich eklektisch aus den verschiedenen Religionsbekenntnissen das Zusagende auswählt, ohne sich zu irgend einem voll und ganz zu bekennen. Unter diesen Bekenntnissen nun nimmt das katholische Christenthum nicht nur auch eine Stelle ein, sondern merkwürdigerweise gerade eine solche, die uns zu der bestimmten Annahme berechtigt, dass Goethe im Grunde der katholischen Religionsauffassung viel näher stand als dem Protestantismus, dass er ihr, soweit er sie richtig erkannte, viel mehr Verständnis entgegenbrachte, als er dies dem sogenannten Lutherthum gegenüber je zu thun für nöthig fand. Bei untergeordneten Anlässen hat er sich zwar auch hin und wieder gegen beide ausgesprochen, und einer geschickten Geschichtsklitterung, besonders wenn sie zu Gunsten der äußerlichsten Verknüpfung von Aussprüchen mit ruhmredigem Verzicht auf jeglichen Pragmatismus zu Werke gienge, könnte es schon gelingen, eine überwiegende Gegnerschaft herauszurechnen. Aber was wäre damit geschehen? Viel wichtiger als alle solche Rechenexempel dünkt mir, was der Greis selbst geurtheilt hat, nicht etwa in temperamentvollen Unterhaltungen noch in rasch zu Papier gebrachten brieflichen Äußerungen, die wir, da uns die Stimmungsanlässe fehlen, gar nicht richtig bemessen können, als vielmehr, da er sein eigenes Leben, gesammelten Geistes, mit ruhigem Sinn, von hoher Warte überschauend, beschrieb. In „Wahrheit und Dichtung" verbindet er mit einer einschneidenden Kritik des protestantischen Cultus eine so einsichtsvolle Rechtfertigung der Sacramentenlehre der Kirche, indem er diese selbst als das „große allgemeine Sacrament" bezeichnet, „das sich wieder in so viele andere gliedert und diesen Theilen seine Heiligkeit, Unzerstörlichkeit und Ewigkeit mittheilt", dass wir baß erstaunt sind über die Mühe, die der Dichter sich genommen hat, solche Dinge so tief zu überdenken.

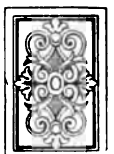
Der gelehrte Convertit Georg Friedrich Daumer bekennt in seiner Conversionsschrift u. a. auch durch Goethe dem katholischen Christenthum näher geführt worden zu sein, und der spätere Marienverehrer erwähnt dabei besonders den herrlichen Schluss des „Faust". Es ist über diesen Schluss schon gar vieles, Dummes und Gescheidtes, geschrieben worden, man hat ihn von katholischer Seite bald abgelehnt, weil manches darin kirchlich nicht ganz correct, der „katholische Himmel" nicht vollzählig und vor allem seine Verknüpfung mit dem Vorausgegangenen nicht organisch-theologisch begründet und

gerechtfertigt sei, bald hat man ihn, mit jedenfalls größerem Rechte, hoch gefeiert — selten aber als das genommen, was er für jeden Unbefangenen und Vorurtheilsfreien in Bezug auf Goethe ist und sein muss. So viel steht fest: Goethe brauchte für seinen wohl oder übel gerechtfertigten Faust einen Abschluss in der Religion, nachdem er schon im Wilhelm Meister dargethan, dass nur eine durch Religion und Kunst genährte und gehobene Stimmung die Grundlage eines werkthätigen Lebens ausmache und mit ihm versöhne. Um wie viel mehr musste sie am Abschluss stehen! Welche Religion sollte es sein? Als Hypsistarier konnte er unbefangen wählen — er entschied sich für den Katholicismus. Man wendet ein: Aus künstlerischen Beweggründen. Immerhin! Kunst und Religion waren für Goethe aber mehr oder minder eins. Also, so könnte man sagen, wählte er auch aus religiösen Gründen. Aber wem dies nur ein Gedankenspiel scheint, der bedenke, dass es sich bei der Idee dieses Schlusses doch um mehr als bloß künstlerische Formsache handelt. Die Idee der Buße, die Fürbitte der Heiligen, die Gnadenfülle der Madonna mit dem Hinweis auf ihren Sohn, dies alles steht mit dem ethischen Grundgedanken des Ganzen in so theologisch nothwendigem Zusammenhang, dass unmöglich dichterische Willkür allein diese Wahl bestimmt haben kann. Es ist eben richtig, was ein neuer Goethebiograph, der Berliner Privatdocent Dr. Richard M. Meyer, sagt: Faust verwirft nicht einen bestimmten Glauben, sondern den Glauben überhaupt. Das letzte Wort kann somit auch nicht eine bestimmte Art der Religion, sondern nur die Religion schlechtweg haben. Indem daher Goethe den Katholicismus wählte, habe er ihn eben als den Typus der Religion aufgefasst.

Aber Goethe hat der Kirche nicht bloß da, wo er ihr absichtlich und ausdrücklich huldigte, sondern fast noch mehr, durch seine Erscheinung und Wirksamkeit gedient und genützt. Die Verwicklungen und Katastrophen in seinen Dichtungen sind, wie Bone zutreffend hervorhebt, durchgehends der Art, dass das Christenthum, dass die Kirche immer herantreten und sagen kann: Wärest du mir gefolgt, so wäre dieses Leid nicht in und über dich gekommen; aber auch jetzt noch, komm zu mir, ich habe Balsam und rettende Macht. Dass Goethe dies nicht auch ausgesprochen, wird man ihm nicht zum Vorwurf machen wollen. Eine solche Pflicht hat der Dichter eben als Dichter nicht. Als solcher stellt er wie schon früher bemerkt nur dar, wie sich ein Menschenleben unter gewissen Voraussetzungen und Bedingungen entwickelt und gestaltet, wobei es stets das Kennzeichen des echten und sittlichen Dichters sein wird, dass er der inneren und äußeren Wahrheit ihr volles Recht lässt. Indem Goethe dies thut, zeugt er auch hier indirect für die Idee eines echten Christenthums.

Was schließlich den apologetischen Wert seines Lebens betrifft, so liegt derselbe vornehmlich in der welt- und kirchengeschichtlichen Thatsache, daſs Goethe, edler und feiner als irgend eine der großen Renaissancenaturen, den ganz und ausschließlich auf sich gestellten, von jeder geoffenbarten Wahrheit abgewandten Menschen innerhalb des Christenthums noch einmal voll und wahr ausgesprochen hat. Der feinste Naturalismus wie der edelste Pantheismus, neben dem Christenthum, aber weit unter demselben, die zwei einzigen Weltanschauungen von künstlerischem Werte, fanden in ihm erschöpfenden Ausdruck, ohne jedoch wie das Christenthum den Frieden der Seele zu begründen. Ziehen wir dies aber in Betracht und erinnern wir uns gleichzeitig des Umstandes, daſs Goethe am Ende seines erfahrungsreichen Lebens keinen anderen Ausweg wählte als den christlichen, um Faust, den Doppelgänger seines Lebens, zum reinen Lichte gelangen zu lassen, so dürfen wir wohl auch mit dem mehrfach herangezogenen Bone in Goethes Leben und Dichtung „ein bedeutsames Vermächtnis für Christen wie für Antichristen“ erblicken.



Mosaik.

Kleine Skizzen.

Von Adele Gaus-Bachmann.

1.

Eine milde Frühlingsnacht. Tiefe Stille lagert über den schattigen Laubgängen des Parkes; kein Blatt, kein Vogel regt sich. Da — ein dumpfer Knall! Schutzleute eilen aus allen Richtungen des Parkes dem Schalle nach; auf einer Bank finden sie einen Jüngling mit der Waffe in der Hand und der tödtlichen Wunde in der Schläfe; er lebt nicht mehr. Aus seiner Rocktasche, leicht sichtbar, ragt ein Brief hervor. Er ist an die Frau gerichtet, um deretwillen er in den Tod gegangen war. Es ist ein Brief voll rührender Klagen, voll leidenschaftlicher Vorwürfe, voll glühender Liebe. Jene Frau hatte das unerfahrene, junge Herz an sich gelockt mit allen Zauberkünsten der Koketterie. Die schwärmerische Hingebung, das innige Vertrauen, der kindliche Glaube an sie und ihre Liebe hatten ihr Vergnügen bereitet — der Abwechslung halber. Aber endlich war sie der Anbetung müde, des Spielzeugs überdrüssig geworden. Und heute hatte sie ihm gesagt: „Mein Kind, alles muss ein Ende haben; sei klug und weine nicht.“ Ein Kind hatte sie ihn genannt und fortgeschickt wie ein Kind, ihn! O gewiss, alle die, welche sie Männer nannte, zusammengenommen, konnten in ihren Herzen nicht so viel Liebe auftreiben, als er allein. Armes Kind! Gerade seine grenzenlose Liebe bewies, dass er noch ein Kind war. Nur kindliche Gemüther lieben so schwärmerisch, so hingebend, so schrankenlos vertrauend. Und kindisch in all seiner Größe war auch sein Entschluss gewesen. Die Liebe jener Frau war der Inhalt seines Lebens; da sie ihm ihre Liebe entzog, so musste er doch dies inhaltslose Leben vernichten — die Lösung war doch ganz einfach und selbstverständlich. Und dann würde sie erst sehen, dass er ein Mann war und was sie an ihm verloren.

Die schöne Frau sitzt in ihrem Boudoir. Zu ihren Füßen, wo sonst der blonde Knabe gesessen, sitzt jetzt ein ernster Mann. Man bringt ihr den Brief des Todten. Sie liest ihn, ohne eine Miene zu verziehen; als sie zu Ende gelesen, zuckt ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen. „Dummer Junge!“ sagt sie verächtlich und reicht den Brief dem Manne hin. Sein Antlitz verfinstert sich während des Lesens und seine Stimme klingt schmerzlich bewegt, als er den Brief weglegt und sagt: „Armer Junge!“ Dann blickt er zu der schönen Frau auf; sie lächelt — es ist dasselbe Lächeln, mit dem sie den Knaben berückt, und es thut dieselbe Wirkung. Der Mann umschlingt sie leidenschaftlich und bedeckt ihren Mund mit glühenden Küssen. Der Todte und sein Brief sind vergessen.

An der Bahre des Jünglings steht eine andere Frau in wildem, wahnsinnigem Schmerze. Diese Frau hat ihn geliebt, seit er seine Augen dem Lichte der

Welt geöffnet; seit jener Stunde war er ihre einzige Sorge, ihre einzige Freude gewesen, seit jener Stunde hatte sie kein anderes Gebet gekannt als das um sein Glück um sein Wohl. Und diese Frau hatte der Knabe ganz vergessen, als er gieng, um jener andern willen zu sterben, für sie hatte er keine Zeile, kein Abschiedswort, keinen letzten Gruß zurückgelassen. An seine Mutter hatte er gar nicht gedacht.

2.

Der Vorhang war gefallen; eilig und geräuschvoll erhoben sich die Leute von ihren Sitzen, niemand hielt sich mit Beifallskundgebungen auf und in wenigen Minuten war das Theater leer. Das neue Stück war unzweifelhaft und gründlich durchgefallen. Der Autor desselben steht in Sinnen verloren — es war ihm noch nie so weh gewesen wie heute. Er ist kein Neuling, kein Anfänger, im Gegentheil, er ist ein bekannter und beliebter Autor, der schon viele Stücke geschrieben hat; die meisten haben großen Erfolg gehabt, manche nur Achtungserfolg; einige waren auch durchgefallen, aber noch nie hatte ihm das so weh gethan wie heute. Er hatte ein großes Leid erfahren, es mannhaft überwunden, aber in eben diesem Stücke hatte er all sein Fühlen niedergelegt, dies Stück war mit seinem Herzblut geschrieben: und nun war es durchgefallen. Seine Bekannten, die sich ihm jetzt nähern, reißen ihn aus seinem Sinnen; sie murmeln etwas von Verständnislosigkeit des Publicums, aber sie entfernen sich bald von dem Traurigen. Nur sein vertrautester Freund bleibt bei ihm, er begleitet ihn nach Hause. Auf dem Wege sucht er ihn zu trösten; er hört schweigend seine Trostesworte an, bis jener ungeduldig sagt: „Ich verstehe dich gar nicht, du hast schon viel bessere Stücke geschrieben, die durchgefallen sind, und du giengst leicht darüber hinweg und gerade diesmal nimmst du dir's so zu Herzen. Und wenn du gerecht gegen dich selbst sein willst, so musst du dir sagen, dass das Stück schwach ist, dein allerschwächstes". Sie waren bei dem Hause angekommen, in dem der Schriftsteller wohnte; er reichte dem Freunde die Hand. „Du hast recht", sagte er, „es ist unvernünftig von mir mich zu kränken. Gute Nacht!" Und sie trennen sich. „Sie haben ja recht, alle recht", flüsterte er vor sich hin, „was wissen sie denn von meinem Leid, von meinem Fühlen, wie können sie denn meine Thränen verstehen! Es ist ja wirklich ein schwaches Stück! Aber es thut doch so weh, so weh, nicht verstanden zu sein!" Er tritt in das Haus; der Vordertract ist elegant, aber daran schließt sich ein niedriger Hoftract; dort wohnen lauter ärmere Leute, meist kleine Geschäftsleute und Handwerker; rückwärts ist ein prachtvoller Garten mit einem Pavillon, den einst ein Künstler für sich bauen ließ; der Dichter hat Garten und Pavillon gemiethet, weil er dort ungestört arbeiten kann. Eben als er den Hof durchschreitet, öffnet sich eine Thür und eine Frau tritt heraus; er hört, wie sie noch im Heraustreten sagt: „Ich begreife Sie nicht, Frau Nachbarin, wie Sie sich so kränken können, Sie haben ja fünf andere, frische und gesunde Kinder, danken Sie unserem Herrgott, dass er den armen Wurm von der Qual und Sie von der Plage erlöst hat." Dann geht sie weiter und verschwindet in der nächsten Thür. Er bleibt stehen und sinnt einen Augenblick nach; nun erinnert er sich. Hier wohnt ein Schuster mit einem halben Dutzend Kindern, darunter eines, das siech und verkrüppelt ist. Er hatte oft das arme, geplagte Weib beobachtet und bewundert, mit welch zärtlicher Sorgfalt es das kleine, unschöne Geschöpf gepflegt. Nun war es gewiss gestorben. Er zaudert einen Augenblick, dann drückt er auf die Klinke, die Thür geht auf und er tritt ein. Da liegt die kleine, starre Leiche auf zwei Stühle

gebettet, ein Oellämpchen von rothem Glas wirft seinen Schein auf das eingefallene, runzelige Gesichtchen und verschönt es fast. Die Mutter kniet daneben und weint. Er bleibt an der Thüre stehen. „Ist es gestorben?" fragt er theilnehmend. Die Frau schaut auf, ein wenig verwundert, und nickt; dann sagt sie schluchzend: „Sie werden auch sagen, dass es ein Glück für mich ist, wie alle anderen; sie haben ja auch alle recht, ich sehe es ein, aber es thut doch so weh, so weh!" Er reicht der Frau die Hand und aus seiner Stimme klingt es fast wie verhaltenes Weinen, als er ihr antwortet: „Nein, liebe Frau, ich sage das nicht, ich weiß es wohl, die Schmerzenskinder, das sind die Herzenskinder." Mit dankbarer Rührung blickt die Frau zu ihm auf. „Gott vergelte ihnen die guten Worte!" ruft sie aus, „Sie, ein Mann, haben das Rechte gefunden, während es alle die Frauen nicht fanden". — Dass aber dieser Mann ein Dichter war, das bedachte die Frau nicht, und dass er heute ein Kind begraben hatte, das von ihm geliebt und von den anderen verachtet war, das wusste sie nicht.

3.

Ein frisch aufgeworfener Grabhügel. Der darunter liegt, ist ein gewöhnlicher Sterblicher, das heißt einer, der der Welt wenig, den Seinen alles war; einer, wie sie zu Tausenden begraben werden, ohne dass man davon Notiz nimmt. Täglich überfliegen unsere Augen die Liste der Todten und niemals denken wir daran, dass jeder eine Welt von Glück mit sich genommen, eine Welt von Leid zurückgelassen. Die Dichter suchen nach tragischen Stoffen und gehen achtlos vorüber an der oft erschütternden Tragik des natürlichen Todes. Sie zerstören das Lebensglück ihrer Helden und Heldinnen auf die kunstreichste Art, und nichts zerstört doch so dauernd als der gewaltige Vernichter Tod. Aber das ist doch natürlich und selbstverständlich und es wäre ebenso einfältig darüber zu schreiben als über das Wetter. — An dem Grabhügel knien zwei Frauen, aufgelöst in Schmerz: die Gattin und die Tochter des Verblichenen. In dumpfer Verzweiflung, starr und thränenlos die Mutter, schluchzend die Tochter; lange knien sie so einander gegenüber, endlich spricht die Mutter in düsterem Tone: „Mein Kind, für uns gibt es kein Glück mehr auf Erden; bete, dass Gott uns mit dem Theuren vereine." Die Tochter neigt den Kopf noch tiefer über das Grab des Vaters, noch heftiger zucken die Schultern in erneutem Schluchzen. Endlich ringt es sich leise von den schmerzbebenden Lippen, sie flüstert ein Gebet; horch! was betet sie? „O mein Gott, lass mich noch nicht sterben, ich habe das Glück noch nicht gekannt, lass mich noch ein wenig leben und glücklich sein!" Warum gehorcht sie der Mutter nicht? Hat sie den Vater nicht geliebt, trauert sie nicht um ihn? O, sie hat ihn angebetet, ist an ihm gehangen mit schwärmerischer Verehrung, sie war halb wahnsinnig vor Schmerz über seinen Verlust; ihre Wangen sind bleich vor Gram und ihr Auge trüb vom Weinen und dennoch — dennoch dies Gebet! Welch seltsam, eigen Ding ist doch ein junges Menschenherz! Mitten im tiefsten Schmerz dies Hängen am Leben, dies Ringen nach Glück! Weißt du, Mädchen, was es heißt „leben"? Kennst du das Glück, das Du ersehnst, erträumst? Im besten Falle heißt es lieben, für geliebte Wesen zittern, für sie, durch sie, mit ihnen leiden und sie dann verlieren; das schönste Glück klingt aus in herbes, bitteres Trennungsweh. Du hast den ersten Schmerz erfahren und dennoch willst Du den Kelch bis zur Neige leeren? Bete mit Deiner Mutter, Mädchen!

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hans Bohatta.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

WIEN, 1. DECEMBER 1899.



SERIE II. Nr. 1.

MITTHEILUNGEN

AN DIE

MITGLIEDER DER LEO-GESELLSCHAFT

Erscheint in zwangloser Folge nach Bedarf stets als Beilage zur Zeitschrift „Die Kultur".

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERR. LEO-GESELLSCHAFT.

Wird den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft unentgeltlich zugesendet.

I. Die Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg am 18. und 19. September in Meran.

Die Leo-Gesellschaft und ihr Tiroler Zweigverein hielten ihre diesjährige Generalversammlung am 18. und 19. September in Meran in Südtirol ab. Es war das erste Mal, dass die Leogesellschaft ihre Jahrestagung in einer Stadt vollzog, welche eine höhere Studienanstalt nicht besitzt. In den Kreisen der Gesellschaft war man deshalb gespannt, wie ein solcher Versuch gelingen werde. Jetzt, da die Jahresversammlung vorüber ist, kann man allerdings mit großer Befriedigung auf deren Verlauf zurückblicken; sie hat sich in einer für die örtlichen Verhältnisse geradezu glänzenden Weise gestaltet. Günstig war hiefür der Umstand, dass die Versammlung der Leo-Gesellschaft in die Tage der Andreas Hofer-Feier verlegt worden war, zu deren festlicher Begehung das ganze Tirolerland seine Vertreter nach Meran und St. Leonhard im benachbarten Passeierthal entsendete.

Schon die einleitende Begrüßungsfeier im Saale des Curhauses zeigte, dass die Generalversammlung einen sehr animierten Verlauf nehmen werde. Jetzt schon waren anwesend: der hochw. Herr Feldbischof Dr. Belopotoczky, der Tiroler Landeshauptmann Graf Brandis, Geheimrath Baron Biegeleben, die Äbte von Stams, Wilten, Marienberg, der Landeshauptmann Rhomberg von Vorarlberg, die Professoren Hirn, Schöpfer, Abert, Ehrhard, Gitlbauer, Malfatti, Niglutsch, Ackerl, Noltsch, Rösler, Nilles; Baron Vittinghoff-Schell, Dr. Kralik, Baron Dipauli, Dr. Truxa, viele sonstige Vertreter des Priester- und academischgebildeten Laienstandes, der katholischen Studentenverbindungen u. s. w.

Der Bürgermeister von Meran, Dr. Weinberger, begrüßte die Leo-Gesellschaft in herzlicher Weise im Namen der Stadt, welche edle Gastfreundschaft hoch halte; er wünschte den Arbeiten der Leo-Gesellschaft, die er verständnis-

voll würdigte, das beste Gedeihen. In eingehender Weise besprach dann der hochw. Feldbischof Belopotoczky die Ziele der Leo-Gesellschaft; Dechant Glatz von Meran, der Obmann des Localcomités, behandelte den Einfluss der wahren und falschen Wissenschaft auf das Wohl der Menschheit; Professor Ehrhard überbrachte die Grüße der deutschländischen Görresgesellschaft, deren innigere Verbindung mit der Leo-Gesellschaft zu gemeinsamen Arbeiten er lebhaft wünschte; Professor Hirn sprach über die ruhmreiche Geschichte von Meran und brachte der Stadt und ihrer Vertretung ein begeistert aufgenommenes «Hoch».

Am 19. Sept. Früh 1/2 8 Uhr begann die Generalversammlung mit einer Pontificalmesse des hochw. Feldbischofs in der schön restaurierten Stadtpfarrkirche. Inzwischen waren noch zahlreiche Theilnehmer, namentlich aus den Schul- und Gelehrtenkreisen von Tirol, aber auch von auswärts angekommen; u. a. die Äbte von Neustift und Gries, die Landesbischöfe von Trient und Brixen, ferner Se. Eminenz der Cardinal Haller von Salzburg, die Professoren Abfalter, Wiedauer, Altenweisel, Schindler, Baron Riccabona, mehrere Landesschulinspectoren u. s. w. Zahlreiche Vertreter des Clerus und der Bürgerschaft von Meran fanden sich zu den schon Angekommenen im Laufe des Tages hinzu, so dass die Listen der Theilnehmer an den Sitzungen der Generalversammlung und namentlich an der öffentlichen Sitzung am Nachmittag die Zahl von mehr als 400 aufweisen.

In der Sitzung der theologischen Section sprach Prof. Nilles von Innsbruck anstatt des durch Bahnunterbrechung verhinderten Prof. Grimmich über Gegenstand und sociale Bedeutung der Herz-Jesuverehrung; Prof. Rösler und Prof. Abfalter verbreiteten sich im Anschlusse an die «Comma Joanneum-Frage» über die Grenzen der Bibelkritik und den muthmaßlichen Ursprung der bezeichneten Bibelstelle. Dr. Schindler wies auf einige wissenschaftliche Unternehmungen der Leo-Gesellschaft auf dem Gebiete der Theologie hin und regte zur Theilnahme an denselben durch wissenschaftliche Arbeiten an.

In der darauffolgenden Sitzung für Litteratur und Kunst sprach statt des erkrankten Professors Wackernell Professor Schatz von Meran über die Lage des alten Römercastells Maja; er trat für den sogenannten Küchelberg bei Meran als den Standort des Castells ein und belebte durch zahlreiche Abbildungen von Bauwerken und dergleichen seinen Vortrag. Professor Ehrhardt regte die Herstellung einer genauen Beschreibung der Werke kirchlicher Kunst in Tirol durch den Tiroler Zweigverein der Leo-Gesellschaft an. An der sich daran schließenden Debatte betheiligten sich Professor Malfatti, Dr. Schindler und Graf Brandis; der letztere versprach, dass der Tiroler Zweigverein diese Anregung in Behandlung ziehen werde

In der Sitzung der historischen Section besprach Professor Hirn einige der neuen Unternehmungen der Leo-Gesellschaft im Gebiete der Geschichte; Dr. Prankl schilderte eingehend den Lebensgang Johannes von Kapistran und dessen Bedeutung für Österreich-Ungarn, namentlich als Bußprediger und Organisator des Kampfes gegen die Osmanen, die zu seiner Zeit mehr als früher die Grenzen unseres Reiches und das Abendland überhaupt bedrohten.

Die geschlossene Sitzung wurde fast ganz mit Mittheilungen des Generalsecretärs Dr. Schindler über die Unternehmungen der Leo-Gesellschaft

ausgefüllt. Dr. Ehrhard wurde ins Directorium gewählt. Namentlich wurde u. a. hier und auch bei anderen Gelegenheiten auf die von der Leo-Gesellschaft schon demnächst herauszugebenden classischen Andachtsbilder für das Volk hingewiesen und Proben derselben durch den hochw. Feldbischof vorgelegt.

Die öffentliche Sitzung, der anstatt des erkrankten Präsidenten Baron Helfert der Herr Feldbischof präsidierte, gestaltete sich zu einer wahrhaft glänzenden durch die Theilnahme aller erwähnten Vertreter des Episcopates und Clerus, der Gelehrten, des Adels, der Bürgerschaft, der Studenten u. s. w. Der Vorsitzende richtete einen begeisterten Appell an die Versammelten, durch welchen er sie zur Förderung der Leo-Gesellschaft aufforderte, deren Ziele er eingehend besprach. Prof. Schindler trug dann den Thätigkeitsbericht der Leo-Gesellschaft vor. Professor Hirn hielt einen mit großer Aufmerksamkeit verfolgten Vortrag über Andreas Hofer und über Hormayrs Kritik an Hofer, die er geistvoll würdigte. Graf Brandis sprach im Schlussworte den Dank der Leo-Gesellschaft an die Versammelten aus; er schloss mit einem begeisterten «Hoch» auf Papst und Kaiser.

Dem unter anregenden Trinksprüchen verlaufenen gemeinsamen Abendtische im Hofersaal folgte ein zahlreich besuchter Studenten-Commers, den sämmtliche anwesenden Bischöfe und viele hervorragende Theilnehmer der General-Versammlung mit ihrer Gegenwart beehrten.

II. Sitzung des Directoriums.

In der Sitzung am 22. November l. J. wurden

1. in die Leo-Gesellschaft neu aufgenommen: 1 Förderer (K 400), 4 lebenslängliche Mitglieder (à K 200), 70 Mitglieder mit Jahresbeiträgen (à K 10) und 17 Theilnehmer (à K 4). Se. bischöfl. Gnaden Feldbischof Dr. Belopotoczky übergab K. 2000 - Rente mit Zinsenvorbehalt ad dies vitae von H. L.

2. Es wurden zugewendet: K 600 zur Förderung eines jungen Gelehrten; Bücher aus dem eigenen Verlage der Leo-Gesellschaft an den Kath. Landes-Lehrerverein in Oberösterreich und den kath. Jugendbund Habsburg in Brünn; Gratisexemplare der Zeitschriften der Leo-Gesellschaft an einige gemeinnützige Vereine.

3. Es wurde beschlossen, die vorgelegten Arbeiten von Misera, «Die wirtschaftliche Bedeutung der Gemeinde», sodann von Fohringer «Das sociale Wirken der kath. Kirche in der Diöcese St. Pölten» in Druck zu geben; die Verhandlungen über den Verlag der Bücherei und über die von der historischen Section befürworteten Arbeiten im vaticanischen Archiv fortzusetzen; für den 5. internationalen Congress kath. Gelehrten und Freunde der Wissenschaft, welcher in München im September 1899 stattfinden soll, in Österreich thunlichst Propaganda zu machen.

4. Se. Excellenz Freih. von Helfert übergab ein Breve des hl. Vaters Leo XIII., durch welches das neueste Unternehmen der Leo-Gesellschaft, die «Classischen Andachtsbilder», in überaus ehrender Weise empfohlen und dessen Förderung insbesondere dem hochw. Clerus ans Herz gelegt wird.

III. Sitzungen der Sectionen.

1. Philosophisch-theologische Section.

In der Sitzung am 17. November l. J. hielt zunächst Univ.-Professor Dr. B. Schäfer einen Vortrag über Genesis 49, 10. (Scepter von Juda und Schilo), an den sich eine Discussion anschloss. Zuerst zählte der Vortragende eine ganze Reihe von Fragen aus dem A. T. auf, die heute anders gelöst werden müssen, als es bisher traditionell war. Hieher gehört auch die Weissagung vom Scepter Judas und vom Schilo. Dr. Schäfer wies sprachgeschichtlich, grammatisch und exegetisch nach, dass Schilo nicht Eigennamen des Messias sein kann, was noch in der neuen Auflage des Kirchen-Lexicons steht, sondern eine verderbte Lesart der Masorethen ist. Sämmtliche alte Versionen gehen von der Voraussetzung aus, dass das fragliche Wort in ihren unvocalisierten Handschriften schelo gelautet haben muss, was der Dativ des Relativpronomens ist. Ebenso wurde gezeigt, dass das Scepter nicht mit Herodes von Juda gewichen sein kann. Der Sinn ist vielmehr: die Herrschaft Judas wird nicht schwinden, denn kommen wird aus ihm derjenige, auf den die Völker harren. Judas Vorrang erreicht in dem Ersehnten die volle Entfaltung, die höchste Vollendung. Subrector Seydl und Printanist Nehlapil erklärten im Ganzen zu denselben Resultaten gekommen zu sein. Hierauf erstattete Univ.-Professor Dr. V. Grimmich einen eingehenden Bericht über das der Leo-Gesellschaft vorgelegte Manuscript eines Lehrbuches der Logik für Mittelschulen, welcher mit Dank zur Kenntnis genommen wurde. Prof. Dr. F. Schindler wies schließlich auf den V. internationalen Congress katholischer Gelehrten und Freunde der Wissenschaft hin, welcher im September 1900 in München stattfinden soll und ermunterte zu einer möglichst zahlreichen Betheiligung an demselben seitens der österreichischen katholischen Theologen und Philosophen auf sowohl durch den Besuch des Congresses als durch wissenschaftliche Arbeiten.

2. Section für Social- und Rechtswissenschaften.

In der Sitzung am 27. October l. J. wurde der Plan der Vortrags- und Discussionsabende für den Winter 1899/1900 berathen. Es wurden folgende Themen für dieselben festgestellt: 1. Aufbau der bürgerlichen Gesellschaft auf Grundlage der Arbeit (Ref. Graf Franz Kuefstein). 2. Der neue Armengesetz-Entwurf für Niederösterreich (Ref. Dr. Rich. Weiskirchner). 3. Die Reformbedürftigkeit des gegenwärtigen österreichischen Strafgesetzes (Ref. Universitäts-Professor Dr. Heinrich Lammasch). 4. Der Begriff der Börse (Ref. Sectionsrath Dr. Karl Scheimpflug). 5. Nothwendigkeit einer parallelen Behandlung der Verkehrs- und Zollpolitik (Ref. Dr. Friedrich Freih. v. Weichs).

3. Section für Geschichtswissenschaften.

In der Sitzung vom 20. November 1899 hielt 1. P. M. Kinter einen Vortrag (I. Theil) über die Correspondenz Dr. Dudiks mit dem Grafen Lichnovsky; 2. Prof. Ehrhard erörterte die Frage einer eventuellen Betheiligung der Leo-Gesellschaft an der Erschließung der vaticanischen Archive. Hieran knüpfte sich eine lebhafte Debatte, an welcher sich Dr. A. Nagl, Prof. Hirn, Prof. Noltsch und Dr. Stich betheiligten.

IV. Montagsabende.

An denselben fanden unter Vorsitz des Prof. Dr. Gitlbauer seit October 1899 folgende Vorträge statt:

16. October. Prof. Dr. Ehrhard: «Die katholische Kirche und die moderne Kultur.»

30. October. Dr. R. v. Kralik: «Die wissenschaftlichen Grundlagen des Socialismus.»

13. November. Dr. Karl Domanig: «Classische Andachtsbilder der Leo-Gesellschaft.»

20. November. Dr. Karl Schnabl: «Die kunsthistorische Bedeutung des ottomanischen Museums in Constantinopel.»

V. Helfertfeier.

Am 6. November l. J. veranstalteten die Mitglieder der Leo-Gesellschaft in Wien zur Feier des beginnenden 80. Lebensjahres des ersten Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Sr. Exc. Dr. Josef Al. Freih. von Helfert ein festliches Banket. Im städtischen Cursalon fanden sich gegen 7 Uhr abends circa 140 Herren und Damen ein. Se. bischöfl. Gnaden Dr. Col. Belopotoczky brachte dem Gefeierten in herzlichster Weise die Glückwünsche der Leo-Gesellschaft dar und überreichte ihm das Breve, durch welches von Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. Sr. Excellenz dem Baron Helfert das Großkreuz des Gregoriusordens verliehen worden war. Se. Excellenz dankte, tiefgerührt insbesondere durch die Ehrung, die ihm der hl. Vater zutheil werden ließ. Ein Festgedicht von Dr. Rich. von Kralik, vorgetragen vom Magistratsbeamten Theod. Weiser, ein großes Reliefportrait Sr. Excellenz aus Professor Alois Düll's Künstlerhand, ein Relief des Meisters Hans Schwathe darstellend eine weibliche Figur, die dem Jubilar den Lorbeerkranz reicht, eine künstlerisch ausgestattete Adresse an den Gefeierten mit Dr. Kraliks Festpoëm und den Namen der Bankettheilnehmer als Repräsentanten der Leo-Gesellschaft, dazu ein später überreichtes Album mit den Photographien des Directoriums der Leo-Gesellschaft bildeten die Erinnerungsgaben der ihrem ersten Präsidenten zum Abschluss seines 8. Lebensdecenniums huldigenden Gesellschaft. Die zahlreichen Glückwunschschreiben und Telegramme, die Wünsche der Festtheilnehmer und Aller, die im weiten österreichischen Kaiserstaate geistig Antheil nahmen an der dem hochverdienten Staatsmann, Gelehrten und Kunstfreunde dargebrachten Ovation, gipfelten in dem einen Wunsche, den vor allen die Leo-Gesellschaft in Dankbarkeit zu dem ihrigen macht: «Ad multos annos!»

VI. Stand der Publicationen der Leo-Gesellschaft.

I. Es wurden veröffentlicht: 1. Dr. Alois Otten, das Reich des Geistes und des Stoffes (3. Heft der «Apologetischen Studien»). Wien, Mayer & Co. 1899. 8° 100 S., Preis K 2·40. 2. Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. II. Band: Dr. Paul M. Baumgarten und Dr. Josef Schlecht: Deutschland, Luxemburg, Österreich-Ungarn und die Schweiz. Wien u. Berlin 1899. 4°. 10—17 Heft à K 1·20 = M 1. 3. Die Kultur, Zeitschrift für Wissen

schaft, Litteratur und Kunst, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. (Erscheint in 6 Jahresheften zu je 5 Bogen unter der Redaction des Dr. Hans Bohatta.) Wien und Stuttgart, Josef Rothsche Verlagsbuchhandlung. Preis per Jahrgang K 10 = M 8·50. Bisher erschienen das 1. u. 2. Heft. 4. Classische Andachtsbilder, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. I. Sammlung, 94 Bilder in 4°, 8° u. 12°. Wien und Stuttgart, Jos. Rothsche Verlagsbuchhandlung. 5. Allgemeine Bücherei: Nr. 25. Tirso de Molina, Ohne Gottvertrauen kein Heil. Dramatische Dichtung. Übersetzt v. Konrad Pasch. Nr. 26. Adalbert Stifter, der Hochwald. Erzählung. Nr. 27. Lope de Vega, Die beiden Tello von Meneses. Historisches Drama. Übersetzt von Konrad Pasch.

II. In Druck befinden sich: 1. Dr. Josef Freiherr v. Helfert, Die Gründung des venetianisch-lombardischen Königreiches. (6. Band der Quellen u. Forschungen). 2. Mehrere Hefte der «Allgemeinen Bücherei».

VII. Classische Andachtsbilder.

Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft.

I. Sammlung.

Dank den Bemühungen des Comités für die Herausgabe der «Classischen Andachtsbilder» der Leo-Gesellschaft, Dank namentlich der unermüdlichen Thätigkeit des künstlerischen Leiters dieses Unternehmens, gelang es, die erste Sammlung der Andachtsbilder mit 94 Bildern in Fol. 4°, 8° u. 12° von deutschen, italienischen, französischen, spanischen und portugiesischen Meistern unter vollendetster Anwendung der modernen Vervielfältigungstechnik noch im October l. J. zur Ausgabe zu bringen. Ein Vertreter des Comités hatte im October l. J. die Ehre vom hl. Vater in Audienz empfangen zu werden, wobei er Sr. Heiligkeit in schön geschmückter Kassette die Bilder auf Cartons überreichen durfte. Se Heiligkeit zeigte das lebhafteste Interesse für dieses Unternehmen der Leo-Gesellschaft und äußerte in herzlicher Weise seine Freude an den wohlgelungenen Bildern. Unter dem 13. November l. J. ergieng sodann folgendes apost. Schreiben an den Präsidenten der Leo-Gesellschaft:

DILECTO FILIO, ILLUSTRI VIRO

JOSEPHO ALEXANDRO DYNASTAE DE HELFERT

AB INTIMO CONSILIO S. M. A.
PRAESIDI SOCIETATIS LEONIANAE VINDOBONENSIS.

LEO P. P. XIII.

Dilecte Fili, Illustris vir, salutem et Apostolicam benedictionem! — Significatum haud semel Nobis est, quam alacri studio Leoniana ista Societas instituti sui propositum retineat provehendi, maxime in Austriaco imperio, christianas disciplinas atque artes. Quod, quum in religionis utilitatem reique publicae cedat, idcirco eiusdem Coetus et moderatores et socios merita laude prosequimur ac singulari benevolentia complectimur. Nuper autem novum quoddam illudque saluberrimum a vobis susceptum opus non audivimus tantum, sed oculis etiam conspeximus, oblato Nobis sacrarum imaginum peculiari genere, excitandae

fovendaeque pietati apprime idoneo. Quibus edendis, non lucri gratia, sed communis boni, illud vestrum consilium fuit, ut sublatis Christi ac beatorum coelitum figuris «procaci venustate pictis», aut ineptis absurdisve, solae proponerentur vel arte insignes, vel majestate Religionis non indignae Itaque dum rem feliciter inchoatam gratulamur vobis, vehementer optamus, ut catholici homines coeptis vestris ubique faveant; sacri vero ordinis viri ea promovenda sedulo curent, rati interesse quam plurimum, ut cultui divino nobilissimae quaeque artes inserviant, suumque ab ipso decus mutuentur. Interea coelestium munerum auspicem ac paternae Nostrae caritatis pignus Apostolicam benedictionem, tibi, dilecte Fili, illustris vir, tuaeque societatis praepositis ac sodalibus libenti animo impertimus.

Datum Romae apud Sanctum Petrum die XIII Novembris MDCCCXCIX,
Pontificatus Nostri anno vicesimo secundo:

Leo P. P. XIII. *m. p.*

(Deutsch.)

Dem geliebten Sohn und hochansehnlichen Herrn

Josef Alexander Freiherrn von Helfert,

Sr. Majestät Geheimen Rath und Präsidenten der Leogesellschaft zu Wien.

Papst Leo XIII.

Geliebter Sohn, hochansehnlicher Herr!
Gruss und Apostolischen Segen!

Öfter wurde Uns schon berichtet, mit welch rüstigem Eifer die Leo-Gesellschaft die ihr vorgesteckte Aufgabe verfolge, christliche Wissenschaft und Kunst, zunächst in Österreich, zu fördern. Da solches der Kirche wie dem Staate zum Vortheile gereicht, so standen Wir nicht an, den Leitern und Mitgliedern dieser Gesellschaft stets Unser wohlverdientes Lob und Unser besonderes Wohlwollen zuzuwenden. Vor kurzem aber wurden Wir in die Lage versetzt, ein neues und überaus heilsames Werk, das Ihr unternommen, nicht allein aus Berichten, sondern durch den Augenschein selbst kennen zu lernen, da Ihr uns eine Sammlung von Andachtsbildern vorlegtet, die besonderer Art und gar sehr geeignet sind, die Frömmigkeit anzuregen und zu befördern. Bei Herausgabe dieser Bilder, zu der Ihr Euch nicht um des Gewinnes willen, sondern von gemeinnützigen Beweggründen geleitet, entschlossen habet, gieng Euer Streben dahin, die durch aufdringlichen Reiz der Darstellung oder sonstwie unpassenden oder sinnlosen Bilder Christi und der Heiligen zu verdrängen und an ihrer Stelle Andachtsbilder darzubieten, welche, nach der künstlerischen Seite vollendet, zugleich der Würde der Religion entsprechen. Indem Wir Euch deshalb zu dem glücklich begonnenen Werke beglückwünschen, ist es Unser sehnliches Verlangen, dass die Katholiken allüberall Euer Unternehmen unterstützen; insbesondere mögen die Geistlichen nach Kräften um die Förderung dieses Werkes sich bemühen, getragen von der Überzeugung, dass sehr viel daran gelegen sei, dass die edelsten Künste jeder Art in den Dienst Gottes gestellt werden und von ihm ihren Vollglanz erhalten. So spenden wir

aus aufrichtigem Herzen Dir, geliebter Sohn und hochansehnlicher Herr, sowie dem Vorstande und den Mitgliedern Deiner Gesellschaft den Apostolischen Segen als Wahrzeichen himmlischer Gnaden und als Unterpfand Unserer väterlichen Liebe.

Gegeben zu St. Peter in Rom, am 13. November 1899, im 22. Jahre Unseres Pontificates.

Leo P. P. XIII., m. p.

Die Classischen Andachtsbilder der Leo-Gesellschaft werden in Paketen zu à 100 Bildern, bezw. in Kassetten bezogen von der Josef Rothschen Verlagsbuchhandlung, Wien IX., Dietrichsteingasse 7 und Stuttgart. Prospecte liegen bei.

VIII. Damenvorträge.

Akademische Vorlesungen und Übungen für Damen.

Die österreichische Leo-Gesellschaft veranstaltet auch heuer wieder auf mehrseitiges Verlangen eine Reihe von akademischen Vorlesungen und Übungen für Damen. Es sind folgende Gegenstände in Aussicht genommen, beziehungsweise Vorträge werden bereits gehalten über:

Palästinologie. Die heiligen Orte der Bibel geographisch, archäologisch und historisch beleuchtet. Einstündig, Mittwoch 5 bis 6, November, December, Jänner; unentgeltlich. K. und k. Oberhofcaplan Dr. Karl Schnabl.

Apokalypse des heiligen Johannes. Einstündig, Dienstag 5 bis 6, November, December, Jänner, Februar, März; 10 Kronen. Universitäts-Professor Dr. Bernhard Schäfer.

Kirchenhistorische Zeit- und Charakterbilder. Einstündig, Donnerstag 5 bis 6, December, Jänner, Februar; unentgeltlich, Universitäts-Professor Dr. Albert Ehrhard.

Der Entwickelungsgang der modernen Chirurgie. Einstündig, Montag 6 bis 7, November, December; unentgeltlich. Universitätsdocent Dr. Emerich Ullmann

Pflege und Hygiene der menschlichen Stimm- und Sprachorgane. Einstündig, November. Tag, Stunde und Honorar nach Übereinkommen. Dr Karl Schwarz.

Einfluss und Bedeutung der körperlichen Erziehung für das weibliche Geschlecht. Einstündig, Freitag 6 bis 7, December; unentgeltlich. Dr. Hans R. v. Woerz.

Kosmische Physik. (Unser Erdball und die anderen Weltkörper; ihre Beziehungen zu einander, ihre Veränderung, ihre Entwickelung.) Einstündig, Mittwoch 5 bis 6, Jänner, Februar, März; unentgeltlich. Universitätsdocent Dr. Wilhelm Trabert.

Orientalische und griechische Geschichte des Alterthums. Dreistündig, Tage und Stunden nach Übereinkommen November, December, Jänner, Februar, März; 18 Kronen. Gymnasial-Professor August Kemetter.

Kunstgeschichte an der Hand von bildlichen Darstellungen. Einstündig, Mittwoch 6 bis 7, November bis April; unentgeltlich. Hochschul-Professor Wenzel Ottokar Noltsch.

Gesang, Gesangunterricht und Gesangunterrichts-Methodik. Einstündig, Montag 5 bis 6, November, December, Jänner; unentgeltlich. Professor Julius Böhm.

Lateinische Sprache. Nach Übereinkommen. Universitäts-Professor Dr. Michael Gitlbauer.

Griechische Sprache. Nach Übereinkommen. Universitäts-Professor Dr. Michael Gitlbauer.

Lectüre lateinischer liturgischer Texte. Einstündig, Montag 5 bis 6, November, December, Jänner; unentgeltlich. Universitäts-Professor Dr. Michael Gitlbauer.

Lateinische Grammatik. Zweistündig, Dienstag 4 bis 6, November, December, Jänner; unentgeltlich. Dr. Hans Bohatta.

Deutsche Götter- und Heldensage. Einstündig, Freitag 5 bis 6, November, December, Jänner; unentgeltlich. Dr. Richard von Kralik.

Franz Grillparzer als Dramatiker. Einstündig, Stunde und Tag nach Übereinkommen, Jänner, Februar, März; unentgeltlich. Gymnasial-Professor Jakob Zeidler.

Die neuesten Erscheinungen der schönen Litteratur. Einstündig, Tag und Stunde nach Übereinkommen, November, December, Jänner, Februar; 20 Kronen. Gymnasial-Professor Pater Meinrad Sadil.

Sprach- und Declamationsübungen sowie Lectüre ausgewählter Stücke zumeist aus unseren Classikern. Einstündig, 4 bis 5 (die Tage werden von Fall zu Fall bekanntgegeben), Jänner, Februar, März; unentgeltlich. Hofschauspieler Jakob Schreiner.

Einschreibungen werden in der Kanzlei der österreichischen Leo-Gesellschaft (I Bezirk, Annagasse 9, erster Stock) zwischen 4 und 7 Uhr abends gegen eine Einschreibegebür von zwei Kronen entgegengenommen; die Vorlesungen selbst werden im Institut Liste (I. Bezirk, Kärntnerstraße 28, früher 32 A) abgehalten.

IX. V. Internationaler Congress katholischer Gelehrten und Freunde der Wissenschaft in München im September 1899.

Schon jetzt macht das Directorium der Leo-Gesellschaft, das die Aufgaben eines Actionscomités des Congresses für Österreich übernommen hat, die österreichischen Mitglieder der Leo-Gesellschaft auf diesen Congress aufmerksam. Es ist sehr erwünscht, dass die österreichischen katholischen Gelehrten und Freunde der Wissenschaft sich recht zahlreich am Congresse betheiligen, sowohl durch Beiwohnen an demselben, wie insbesondere durch wissenschaftliche Arbeiten, die rechtzeitig angemeldet werden mögen. Näheres wird demnächst mitgetheilt. Schon jetzt nimmt Anmeldungen zur Theilnahme am Congress (Mitgliederbeitrag 4 Mark = K 4·80) entgegen die Kanzlei der Leo-Gesellschaft, Wien, I. Bezirk, Annagasse 9.

X. Neue Förderer, Mitglieder und Theilnehmer der Leo-Gesellschaft.

Seit Juli sind der Leo-Gesellschaft beigetreten:

1 Förderer
4 lebenslängliche Mitglieder
70 Mitglieder mit Jahresbeitrag à fl. 5
17 Theilnehmer mit Jahresbeitrag von fl. 2

Summa 92

Die Namen der Neubeigetretenen werden hier nicht veröffentlicht, da bereits am 1. Februar das neue vollständige Mitgliederverzeichnis ausgegeben wird.

Gestorben ist: Canonicus Franz Jansky, Budweis. R. I. P.

XI. Zur Nachricht
für die Mitglieder und Theilnehmer der Leo-Gesellschaft.

1. Die «Mittheilungen an die Mitglieder der Leo-Gesellschaft» werden von jetzt an im Format dieser Nummer erscheinen und den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft nach wie vor unentgeltlich und zwar fortan von Fall zu Fall als Beilage zu einzelnen Heften der «Kultur» zugesendet werden.

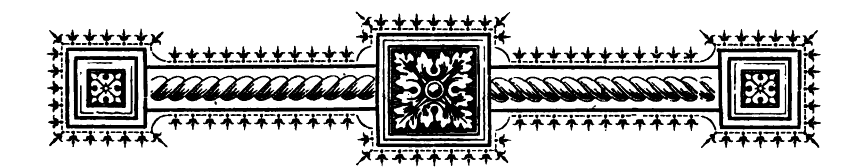
2. «Die Kultur, Zeitschrift für Wissenschaft, Litteratur und Kunst, herausgegeben von der Leo-Gesellschaft», wird den Mitgliedern und allen Theilnehmern der Leo-Gesellschaft, deren Jahresbeitrag K 10 erreicht, unentgeltlich zugesendet. Die «Kultur» erscheint in 6 Jahresheften am 1. jedes zweiten Monats.

3. Die Beiträge der Mitglieder und Theilnehmer der Leo-Gesellschaft für das Jahr 1900 wollen mittels Postcheck, welcher dem Hefte der «Kultur» vom 1. Februar 1900 beigelegt werden wird, eingezahlt werden; die Abonnementsbeträge für das Allgemeine Litteraturblatt mittels Postcheck, welcher Nr. 2 des «Litteraturblatt» beiliegen wird.

4. Die für das Jahr 1899 seitens einzelner Mitglieder der Leo-Gesellschaft noch restierenden Jahresbeiträge (Mitglied K 10; Theilnehmer K 4) sind **möglichst bald,** jedenfalls im Laufe des Decembers d. J. an die Kanzlei der Leo-Gesellschaft Wien I., Annagasse 9, einzusenden.

5. Zwischen der Leo-Gesellschaft und dem Zweigverein der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg wurde verabredet: a) dass zum Tiroler Zweigvereine alle jene und nur jene Mitglieder und Theilnehmer der Leo-Gesellschaft gerechnet werden, welche in Tirol oder Vorarlberg wirklich wohnhaft sind; dieselben werden ersucht, ihre Jahresbeiträge an den Zweigverein der Leo-Gesellschaft in Innsbruck einzusenden; b) dass die Zeitschrift «Kultur» sammt den «Mittheilungen» auch an die Mitglieder des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg direct von Wien aus zugesendet werden.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Hans Bohatta. — Verlag der Leo-Gesellschaft in Wien.
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



Der St. Gotthard und die Habsburger.

Von Aloys Schulte.

Belege für diesen erweiterten, im Kreise Breslauer Historiker gehaltenen Vortrag glaubte ich nicht geben zu sollen, da ich denselben Gegenstand in gelehrter Form in dem in Bälde bei Duncker & Humblot erscheinenden Werke: „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluss von Venedig" behandle.

In der Verkehrsgeschichte des Mittelalters ist bis zu den Entdeckungen der Seefahrer keine andere so bedeutsam geworden, als die Erschließung des St. Gotthards. Bis dahin war der Verkehr über die mittleren Alpen auf die zwei Einlässe, welche der Austritt des Rheins und der Rhone aus dem Alpensystem gewährt, beschränkt; in einer Länge von 211 Kilometern lag die Kette von dem Kalanda bis zum Genfer See wie eine unübersteigliche Mauer vor dem südlichen Zuge, dessen Pässe längst begangen waren, während der nördliche noch als passlos galt.

Nicht allein Forscher, welche glauben, jede Straße müsse auf die Römer zurückgeführt werden, haben die Ansicht vertreten, dass sie auch über den Gotthard eine Straße gelegt hätten, selbst ein Meister der historischen Geographie, Kiepert, hat nicht von dieser Ansicht ablassen wollen. Einzelne Funde im Livinenthale, der Ortsname Quinto gelten ihm als Beweise. Allein seitdem die großartigen Ausgrabungen auf dem Plateau des Großen St. Bernhard den Beweis erbracht haben, wie groß die Zahl der Opferspenden auf den Passhöhen war, wissen wir mit Sicherheit, dass Funde auf den Passhöhen, nicht in den Thälern die Kriterien sind. Und auf dem Gotthard hat noch niemand Münzen der römischen Zeit gefunden.

Die ganze Geschichte der Alpenentdeckung, der Ausdehnung des römischen Reiches trägt denselben Grundzug. Von der Mündung der Rhone und der unteren Donau aus wird der gewaltige Gürtel umgangen, und als die beiden Angriffsfronten in den Tagen des Augustus am Bodensee zusammentrafen, da wurde durch das Rheinthal eine Straße gelegt wie über den Großen St. Bernhard. Der Gotthard aber blieb unbekannt. Die Römerstraßen giengen aus den beiden Pforten hervor und die Bisthümer Sitten und Chur sind die Zeugen, dass hier einst römische civitates standen. Ein Bisthum

Luzern hat es nicht gegeben und das wäre die fast nothwendige Ergänzung eines römischen Passverkehrs über das Centrum der Alpenfront, die Deutschland von Italien trennte. Jahrhunderte später, in den Tagen, die der Reformation folgten, konnte Luzern der Mittelpunkt der kirchlich-katholischen Interessen werden, im frühen Mittelalter war es ein Annex der fernen elsässischen Abtei Murbach.

Eine lange Reihe von Jahrhunderten liegt völliges Dunkel über dem Gotthard, sein Name wird nicht erwähnt, links und rechts an ihm vorbei gehen die Römerzüge. Es war der Gotthard eine wahrhafte Völkerscheide. Hier grenzten 7 Bisthümer aneinander. Das Bisthum Novara gieng bis zum Griespass, Sitten bis zur Furka, Lausanne bis zur Grimsel, Constanz bis in die Schöllenenschlucht, Chur legte sich quer vor den nördlichen Passabhang, zu ihm gehörte das Thal Urseren. Der Südabhang war eine mailändische Exclave, weiter südlich begann das Bereich des Bisthums Como. So kamen hier die Erzsprengel von Besançon, Mainz, Aquileja, Mailand und des Alpenerzbisthums Tarentaise zusammen. Wer heute über den Gotthard wandert, der überschreitet alten Boden von 4 Bisthümern: Constanz, Chur, Mailand und Como. Es ist ganz selbstverständlich, dass eine solche Häufung von Grenzen auf einem begangenen Passe undenkbar wäre. Mitunter reichen kirchliche Grenzen über die Pässe hinüber, wie ja auch Chur einige der südlichen Alpenthäler besaß; eine Häufung von Grenzen beweist aber zweifellos, dass der betreffende Berg als ein Markstein, den die Natur gesetzt hat, galt.

In jenen Jahrhunderten waren die Urcantone wirklich also das, als was sie uns Schiller dargestellt hat, weltentlegene Thäler, die in der politischen Geschichte nichts bedeuteten. Uri vor allem, ein Besitz des Reichsklosters Zürich, dessen Vogtei bis 1218 den Zähringern gehörte, ein Thal, auf das man den poetischen Namen eines Schwarzwaldthales hätte übertragen können: Schiltwendi. Und ebenso weltvergessen war das südliche Thal, das einem Kloster in Pavia, „dem goldenen Himmel", dann der Mailänder Kirche gehörte und das den Namen der Lepontiner festhielt: das Livinenthal.

Wie ganz anders am Großen St. Bernhard und auf dem Septimer! Das Hospiz auf jenem erhielt Hunderte von Schenkungen von Apulien bis London und die zahlreichen Filialen sind die bisher nicht benutzte Quelle, um den Gang des Verkehrs bis Rheims und zu den Champagner Messen zu verfolgen. Das war der Pass, der den großen Weltverkehr vermittelte, das war die Pforte zu den Messen Westeuropas. In den Bündner Alpen war es etwas stiller, als auf dem Berge des Jupiter Poeninus, aber der Septimer war doch ein viel begangener Pass! Gottfried von Straßburg galt er als der höchste Berg:

sô wirt mîn herze så ze stunt
groezer danne Setmunt.

Das waren die Tage, wo Chiavenna, die Schlüsselstadt, zum Herzogthum Schwaben gehörte.

Am Gotthard aber das tiefe Schweigen der Geschichte eines Bauern- und Hirtenvolkes. Aber warum war denn der Gotthard so verlassen, warum mieden gerade ihn die Wanderer? Er bot ja den scheinbar bequemsten Querschnitt, von Nord und Süd dringen hier am allertiefsten Querthäler in die Alpen ein, und hier war nur eine einzige Passhöhe zu überwinden. Im Süden lag die Herrin der Poebene, Mediolanum, im Norden öffnete sich die oberrheinische Tiefebene, um den Verkehr nach dieser Richtung zu übernehmen. Warum blieb der Pass also ungenutzt? Die Schwierigkeiten dieses Überganges liegen nicht auf seiner Höhe, sondern fast am Fuße desselben. Der südliche Abhang, das Val Tremola, ist durch 30 Lawinenzüge bedroht, aber im Mittelalter gieng man auch das viel gefährlichere S. Jacobsthal am Splügen, ohne irgend welche Schutzvorrichtungen zu haben. Und die Stufe des Platifer (Monte Piattino) war gewiss ein ernstes Hindernis, aber welche Wege überwand nicht der mittelalterliche Kaufmann! Seitdem wir wissen, dass die Via Mala vor jedem Straßenbau benutzt wurde, kann man ihm nicht wenig zutrauen. Am Nordabhange des St. Gotthard ist trotz der Schneestürme und einiger Lawinenzüge von der Passhöhe aus bald das Urserenthal erreicht. Die Existenz eines solchen bewohnbaren, noch mit Baumwuchs versehenen Hochalpenthals wurde später ein besonderer Vorzug des Gotthardweges und erleichterte den Verkehr in hohem Maße. Aber im Frühmittelalter kam der Vortheil nicht zur Geltung.

Die unbesiegliche Schwierigkeit lag in der Strecke zwischen dem Urserenthale und dem Vierwaldstädter See. Stellen wir uns auf den Standpunkt des Geologen, so müssen wir hier einen zweiten Pass suchen, einen zweiten Höhenzug, der das Urserenthal zu einem See machte. Der nördliche Zug der Centralmassive, die von den Diablerets bis zum Kalanda auch dem Nichtfachmann als eine Einheit erscheinen, erhob sich hier einst zu bedeutender Höhe. Das Thal Urseren war ein von der Furka zum Oberalpensee reichender, der Längsrichtung des Rhone- und Vorderrheinthals folgender See, bis die Reuß sich die großartigste Erosionsspalte der Alpenwelt schuf, die Schlucht der Schöllenen. Aber auch solche Schluchten sind von den Älplern gangbar gemacht worden; wie oft boten gerade die tief eingesägten Eingänge von Querthälern ähnliche Hemmnisse! In der Schöllenen gab es jedoch eine Stelle, die ein absolutes Hindernis bildete. Kommt man von der Teufelsbrücke hinauf, so scheint sich die Schlucht zu schließen, aber man sieht, dass die Reuß einen

Zugang zu ihr hat, in gewaltigem Katarakt schießt ihr Wasser hinab, der weiße Gischt sprüht hoch an den senkrechten Wänden empor. Man ist kaum ein paar tausend Meter von den flachen Formen des Bodens des Urserenthales entfernt und steht nun vor einem Felsenthor, das noch heute dem Wasser den Eintritt verwehren möchte, dem Menschen aber versagt. Durch das Urner Loch, den ältesten Alpentunnel, umgeht man heute die gewaltige Pforte, im Alterthum und dem frühen Mittelalter war hier ein Verkehr unmöglich. Und wenn auch heute dicht unterhalb des Urner Lochs eine Militärstraße zu den schwindelnden Höhen des Forts hinaufführt, an dieses „eiserne Thor" hat sich auch heute der Ingenieur nicht gewagt. Die Mittel, mit denen das Mittelalter umzugehen verstand, versagten hier völlig. Es gab keine Stelle, an welcher sich in dem Katarakte hätte etwas aufbauen lassen, es gab keine vorspringenden Felsen, auf denen Balken ein Ruhelager gefunden hätten, der Katarakt ist viel zu weit, als daß sich querhinüber hätten Balken spannen und in die Felsen einfügen lassen; die Technik, die heute in den wildromantischen Klammen verwendet wird, war einer solchen Aufgabe nicht gewachsen. Stein und Holz versagten hier völlig die Dienste. In dieser wilden Schlucht mit den glattgewaschenen Wänden fand sich kein Halt. Umgangen konnte die Stelle nicht werden und so war sie die Grenze für die Thäler Uri und Urseren, für die Bisthümer Constanz und Chur.

„Wenn du es für gut findest, über den Berg Elvelinus, den die Lombarden Ursare nennen, zurückzukehren, so gehe von Rom . . . nach Como. Daselbst wirst du an den Comersee kommen. Diejenigen, welche aus Schwaben und diese Gegenden kommen, fahren über den Comersee und reisen über den Sete Munt (Septimer) in ihre Heimat. Du aber lasse den See zur Rechten liegen und gehe links nach Lowens (Lugano) 16 (italienische) Meilen mit dem See. Da fängt der Berg an und läuft bis Zonrage (Zum Steg, Amsteg oder Zovingen?). Von Lowens bis Bellence (Bellinzona) ist es eine Tagesreise, von da drei Tagreisen bis nach Luzern mit dem See. Gehe fünf (deutsche) Meilen weiter und es wird dir Tovinge (Zofingen) begegnen; aber es sind starke Meilen. Vier Meilen bis Basel . . . . Wenn du nach Basel gekommen bist, thue deinen Füßen gütlich, steig' in ein Schiff und fahre nach Cöln hinunter."

Die Lombarden nannten den Berg nach dem jenseitigen Thale, ebensowohl die Deutschen. In Elvelinus oder Elbel, wie der Berg 1337 genannt wurde, steckt doch wohl der Name der Lepontiner, der noch heute im Livinenthal (v. Leventina) nachklingt. Bald wurde freilich der Paß nach dem Patrone des Hospizes benannt, das fast auf der Paßhöhe belegen war. Wer

mag es errichtet haben? Der Name des Hildesheimer Bischofes könnte einen in die Versuchung führen, an Niederdeutsche zu denken, allein in Mailand feierte man den Tag des Heiligen als einen allgemeinen Festtag. Warum, weiß ich nicht. So hat wohl ein Mailänder das Gotteshaus errichtet.

Diese Stelle erwähnt zum ersten Male des Gotthardpasses. Geschrieben hat sie der Abt Albert von Stade, also von einem Orte, der uns in den isländischen Itinerarien für die Romreise als der Ausgangspunkt der Nordmänner erscheint. Dieser Niederdeutsche folgt dem Beispiele der Isländer und gibt eine höchst lehrreiche Übersicht über viele Straßen; auf seiner Romreise im Jahre 1236 hatte er wohl diese Kenntnisse gesammelt. In seinen Worten verräth nichts, wann und durch wen die Straße eröffnet war. Wer das feststellen will, muss zu indirecten Beweisen seine Zuflucht nehmen.

Die Geschichte verhüllt ja gerade im Mittelalter neidisch die Namen aller Erfinder und Bahnbrecher auf dem Gebiete der Technik. Und um einen solchen handelt es sich hier. Das erstemal besiegte das Eisen die Natur, welche dem Stein und dem Holz widerstanden hatte. Ein erfindungsreicher Kopf kam auf die Idee einer hängenden Brücke. Es wurden Klammern in die Felswand eingelassen, von ihnen hiengen Ketten herab, welche die äußeren Balkenköpfe trugen, während die anderen in die Felswand eingelassen waren. Auf dieses kühne Bauwerk spritzte der Gischt des Kataraktes empor, so dass es die stäubende Brücke genannt wurde. Nur mit Eisen war die Lösung dieser Aufgabe möglich, und wenn wir eine Vermuthung aussprechen sollen, so würden wir in dem Schmied von Urseren den Meister der stäubenden Brücke erblicken.

Bis dahin war noch niemals das Eisen zum tragenden Material eines Baues gemacht, noch gab es keine eisernen Träger, erst viel später konnte die Eisenverarbeitung solche belastungsfähige Sorten erzeugen. Die damalige Technik verwendete wohl Winkeleisen und Laschen, um den eigentlichen Trägern, den Holzbalken, eine feste Stellung zu geben. Das Eisenwerk war also durchaus Hilfsmaterial. Zuerst die Kette, die auf Zug, nicht auf Druck beansprucht wird, errang sich die Stellung des constructiv beherrschenden Elementes. Die „stiebende“ Brücke geht um Jahrhunderte der Zeit der Triumphe der Eisentechnik vorauf. Aber nicht allein die Erbauer jener eisernen Wunderwerke, die Thäler und Ströme überqueren, dürfen auf diese Stelle mit Hochachtung schauen, ganz derselbe Punkt hat auch den ersten kühnen und einst vielbewunderten Versuch einer anderen technischen Kunst hervorgerufen. Nachdem 1696 am Bergüner Stein in dem Albulapasse die Sprengkraft des Pulvers im Straßenbau verwendet war, wurde 1707 hier der erste Tunnelbau mittelst Sprengung versucht und durchgeführt. Der

Tessiner Unternehmer Pietro Moresini aus Locarno durchschlug den Felsen, schuf einen sieben Fuß breiten und acht Fuß hohen Durchgang und machte die stiebende Brücke überflüssig. Das Werk hatte sein Vorbild in der Grotte des Posilippo, die schon unter Augustus entstand, und um 1442 erweitert wurde. Überhaupt lag ja die Anwendung der Bergwerkstechnik auf den Straßenbau weit näher als die Verwendung von Ketten zum Brückenbau.

Doch sehen wir uns nun in den allgemeinen Bedingungen der Erbauung der stiebenden Brücke um. Sie ist die Folge einer allgemeinen Erscheinung, des Vordringens der Deutschen in die innerste Alpenwelt. Während des ganzen dreizehnten Jahrhunderts können wir eine enorme Expansion des deutschen Volkes beobachten. Am interessantesten ist vielleicht der Vorgang in den Alpen. Da war es zunächst Oberwallis, das besiedelt wurde. Von hier aus wanderten die Walser weiter bis nach Vorarlberg, bis tief nach Piemont, nach Gressoney, auch am Fuße des Montblanc in Vallorsine fand die deutsche Zunge eine neue Heimat. Und überall finden wir dieselbe Erscheinung. Die hochgelegenen Alpen, die bis dahin nur im Sommer Menschen gesehen hatten, wurden von Deutschen nunmehr ständig besiedelt. Der Romane war nur selten über die Grenze des Ackerbaues hinaufgestiegen; nun nahm der Germane die höhere Schichte der Alpenweiden in Beschlag; auf meist herrschaftlichen Alpen enstanden die zahlreichen deutschen Colonien, die nun zwischen das romanische Element eingesprengt sind. So wurde auch das Thal Urseren von Wallis aus deutsch und die Colonisten reichten nun ihren Brüdern in Uri die Hand. Die Urserer haben die Brücke gebaut, sie lag auf ihrem Boden und wurde von ihnen unterhalten. Es war die That der deutschen Hochälpler, die in der gleichen Zeit oder wenig später den Simplon, den Monte Moro und so viele andere Päße erschlossen. Die deutschen Colonisten wurden überall die Paßanwohner, nur die altfrequentierten Übergänge der Septimer, Lukmanier und der Große St. Bernhard blieben rein romanisch. Der Splügen, Bernhardin, der Gotthard, Nufenen, Gries und Albrun und der Simplonpaß haben deutsche Anwohner mindestens auf der Nordseite, mitunter reicht die deutsche Sprache auch hinüber. Im Allgemeinen hob sich infolge dieser deutschen Ansiedlung die Bewohnungsgrenze in den Alpen in diesem Jahrhundert um mehrere 1000 Fuß.

Eine locale Verbindung hatten die Leute von Urseren erstrebt, eine internationale hatten sie geschaffen. Der abgelegene Bergklotz, den Jedermann umgieng, wurde die begangenste der Alpenstraßen, die Thäler Uri und Schwyz wurden aus einsamen Thälern solche, denen eine hohe politische Bedeutung innewohnte; denn nun gab es einen neuen Zugang zu Italien. Wer wird ihn gewinnen? Das ist die Frage, die nun die Geschichte dieser Gegenden

beherrscht, die ihnen plötzlich eine weltgeschichtliche Bedeutung gab. Und der letzte staufische Kaiser hatte sofort erkannt, dass das Reich diesen Schlüssel gewinnen müsse.

Am Südfuße sperrte Bellinzona den Austritt, ohne den weiteren Weg zu beherrschen. Bellinzona im Besitze der Mailänder, verschloss also Friedrich II. den Gotthard; dann konnte die Erschließung keine politischen Folgen zu Gunsten der Macht der deutschen Kaiser auf dem Boden des sonnigen Italiens haben. Im Bündnis mit Como sequestrierte der Kaiser 1240 den Besitz der Mailänder Kirche und machte aus dem Livinenthale Reichsbesitz; die Burgen zu Bellinzona und auf dem Monte Cenere behauptete der Verwalter des neuen Reichsbesitzes, der Markgraf Berthold von Hohenburg. Doch der Sieg fiel nicht dem Kaiser und den mit ihm Verbündeten Comasken, sondern den Mailändern zu, sie wussten, was sie gewonnen hatten. Triumphierend schrieb ihr Podesta an den päpstlichen Legaten: „Die Hoffnung, die Burg Bellinzona, die einst das Herz des Körpers von Como war, und nun das in ihrem Herzen steckende todtbringende Schwert zu gewinnen, hat sich erfüllt. Die Bewohner und die Besatzung haben die durch Natur und Kunst bis zur Unbezwinglichkeit befestigte Burg den Führern unseres Heeres übergeben. Die Wege nach Frankreich und Deutschland sind uns nun offen und unserem Feinde verschlossen, so dass wir von dieser Seite weder den Angriff des Nero, noch die Wut der Deutschen zu fürchten haben." Es war keine Übertreibung, die Idee eines Reichsthales Livinen war gescheitert, und auch nicht Como, sondern Mailand schaltete nun bis zur Quelle des Tessin.

Scheinbar glücklicher, im Endergebnisse aber noch unglücklicher war die Reichspolitik am Nordfuße des Passes. Hier durchkreuzen sich nun zwei Strebungen, die der Könige, diese Thäler dem Reiche zu gewinnen und zu erhalten, und die der Habsburger, sie für sich zu gewinnen. Die Thäler stehen auf der königlichen Seite, aber nur halb, sie wollen beim Reiche bleiben, nicht um ihm zu dienen, sondern um die Selbstverwaltung zu behaupten. Sie wollen sich dem Reiche erhalten, aber gerade dadurch entfremdeten sie sich ihm umso sicherer. Die Habsburger, die in der Ebene der Schweiz immer weiter ihre Macht ausdehnen konnten, strebten natürlich darnach, auch den Pass zu gewinnen.

Dieser Conflict wäre, kaum begonnen, schon gelöst gewesen, wenn nicht während des Interregnums jene folgenschwere Änderung in der Auffassung des Reichsgutes erfolgt wäre, die den Unterschied zwischen Reichsgut und Hausgut des Königs statuierte, jenen Unterschied, der schließlich zum Unterschiede von Kaiser und Reich, zum Ausscheiden von Österreich aus Deutschland führte. Bis dahin war es Recht gewesen, dass der König das Reichsgut

mit seinem Hausgut verschmolz. Da man jetzt aber keine Dynastien mehr wollte, sondern das Wahlrecht auf das schärfste betonte, musste Reichs- und Hausgut getrennt bleiben. Rudolf von Habsburg hätte ohne diese grundstürzende Änderung das Reichsgut in der Schweiz mit seinem Hausgut vereint, wie es vorher die Staufer im Elsass und sonst gethan hatten. Bis zur Unkenntlichkeit hätten die Staufer diese beiden Elemente amalgamieren können. Auf der schweizerischen Hochebene stünde heute ein einheitlicher Staat. So aber blieb das Reichsgut eine Antiquität ohne werbende Kraft, ängstlich besorgt, nicht in dem Territorialbesitz der herrschenden Könige aufzugehen. Und so haben wir denn auf der einen Seite die Reichsthäler und die großen Reichsstädte: Zürich, Bern und Basel, auf der anderen Seite das weite Territorium der Österreicher, ein Haufe von Dörfern und Burgen, keine führende Stadt in sich schließend. Man denke sich beide vereint, welch eine Macht hätten die deutschen Kaiser an der Pforte Italiens vereint!

Fortan musste jeder König Hauspolitik treiben, denn an eine Nachfolge des Sohnes war nicht zu denken. Das war die Politik der Habsburger, wie aller anderen Könige. Die gegen die Habsburger erhobenen Könige suchten sie zu schwächen und stärkten deshalb die Thäler in ihrem Rücken. Für sie bedeuteten sie — militärisch ausgedrückt — eine Diversion. Das ist die Politik der nichthabsburgischen Könige.

In dem Kampfe habsburgischer Könige und Prätendenten mit ihren gekrönten Gegnern erwuchs die Eidgenossenschaft. Sie hätte aber gleichwohl erliegen müssen, wenn nicht der Gotthard ihr die Zufuhr gesichert hätte. Selbst Öchsli, der im Jubeljahr der Eidgenossenschaft ihre Entstehung erneut untersucht und vortrefflich dargestellt hat, thut nur nebenbei davon Erwähnung, dass Uri einen Vertrag mit Luzern hatte wegen der „Atzung“. Diese Thäler bedurften der Einfuhr von Getreide, sie hätten ausgehungert werden können, wenn nicht der Weg über den Gotthard ihnen italienisches Getreide garantiert hätte. Die Gebirgsnatur schuf aus diesen Thälern Forts, aber erst der Umstand, dass hinter ihnen ein Pass war, gab ihnen mit der Zufuhr an Lebensmitteln die Möglichkeit eines siegreichen Widerstandes. Der Hunger, die schärfste Waffe im Hochgebirgskriege, konnte hier nicht wirken.

Der Weg nach Basel war die natürliche Fortsetzung des Gotthards. Auf ihm setzen sich die Habsburger glücklich fest, verlieren aber gleich zu Anfang die wichtigste Stelle: Uri. 1218 hatten sie hier nach dem Aussterben der Zähringer die Reichsvogtei erhalten, 1231 aber kaufte König Friedrich sie zurück und versicherte der Gemeinde, dass sie nie vom Reiche abkommen solle. Der Habsburger war dem stärkeren Concurrenten gewichen. Es ist wohl kein Zweifel, dass Heinrich zu diesem Ankaufe eben durch die Rücksicht auf den

Paſs veranlaſst wurde. Er fand wohl deshalb Entgegenkommen, weil die Habsburger mit dem Erwerb des Bötzbergpasses und Frickthals dafür eine Verbindung zwischen ihren schweizerischen und elsässischen Besitzungen erhielten.

An dem Wege vom Gotthard nach Basel erwarb 1291 König Rudolf von den verschuldeten Äbten von Murbach Luzern, das eben zur Stadt erhoben war und dessen Handel erheblich stieg. Von dem Freiherrn von Rotenburg wurde die Veste gleichen Namens gewonnen, die spätere habsb. Zollstätte. Die Ämter Sempach, Willisau, Sursee und Casteln, alt kyburgisches Gut, kaufte Graf Rudolf 1273 von der jüngeren Linie seines Hauses, wie er ja auch deren Rechte am Vierwaldstättersee erworben hatte. 1240 war schon habsburgisch der Zoll zu Reiden. Von dem verarmenden Grafen von Froburg gewannen die Habsburger Zofingen und Aarburg. Am anderen Ende gab Rudolf 1283 nach dem Aussterben der Grafen von Rapperswil das Thal Urseren seinen Söhnen zu Lehen. Als der habsburgische König die Augen schloſs, war die ganze Straße Gotthard—Basel von der Paſshöhe bis zur Aare, bis zum Froburgischen Olten im Besitze seines Hauses. Die Absicht, den ganzen Straßenzug zu erwerben, liegt deutlich vor unseren Augen.

Den großen Alpenpässen der Schweiz legt sich der Jura noch als Riegel vor. Seine Pässe correspondieren mit den wichtigsten auf den Alpen, sie convergieren auf Basel. In der Reihenfolge: oberer Hauenstein, mittlerer Hauenstein, Bötzberg folgen sie von S.-W. nach N.-O. Der obere Hauenstein trug schon die Römerstraße, die zum großen St. Bernhard führte, der Bötzberg ist der Correspondent der Bündner Pässe. Diese beiden werden im früheren Mittelalter allein genannt. Jener war in der Macht der Grafen von Froburg, dieser war habsburgisch.

Den unteren Hauenstein suchten nun die Bischöfe von Basel zu gewinnen, sie kauften dabei die Grafen von Froburg und Neu-Homberg aus. Wer 1298 von Basel nach dem Gotthard reiste, berührte nur das Gebiet der Bischöfe von Basel, der Herzöge von Österreich und der Grafen von Froburg und Homberg, daneben noch Uri.

Die Route hat aber noch eine Fortsetzung, die niemand bisher beachtet hat. Wir forschen nach jedem römischen Ziegelsteine, von den Verkehrsstraßen des Mittelalters haben wir aber kaum eine Ahnung. Die Straße wird uns zuerst bekannt durch einen Zoll. Wo ein Zoll ist, da ist auch Verkehr. Es war 1228 auf dem Kreuzzuge Friedrichs II., als der Abt von Murbach von ihm die Erlaubnis erbat und erhielt einen Zoll im Sanct Amarinthal zu errichten. Was ist das für ein Thal? Es ist jenes Thal, das von Basel, beziehungsweise Thann aus sich öffnet und zur Höhe des Col de Bussang hinauf führt, jenseits liegt die Quelle der Mosel, und von dort geht der

Weg auf Nancy. Die Vogesen werden in ihrem höchsten Theile überschritten. Wenn, wie wir sehen werden, dieser Pass, dem niemand bisher irgend eine Bedeutung in der Verkehrsgeschichte zugetraut hat, nun wiederholt als Fortsetzung des Gotthards behandelt wird, so ist kein Zweifel, dass 1228 die Eröffnung des Gotthards dem Abte von Murbach, der ja zugleich Herr von Luzern war, den Anlass gab, um die Genehmigung eines Zolles zu bitten. Mit anderen Worten, zwischen 1218, wo Uri als wertlos vergeben wurde, und 1228 liegt die Eröffnung des Passes.

Ich sagte, dass der Amariner Pass auch später in Verbindung mit dem Gotthard erscheint. Das war zuerst in den Tagen König Rudolfs der Fall. Im Stadtarchiv von Yperen ist ein Manifest des Königs erhalten, worin er den Kaufleuten Italiens, welche die Messen von Frankreich, der Champagne und Flandern aufsuchen, mittheilt, er habe die Geleitsherren von Lothringen bis zu den Alpen vor sich geladen und angeordnet, dass sie für das innerhalb ihres Gebietes auf der Straße geraubte Gut aufkommen müssten. Er wünsche, dass diese Straße fortan von allen benützt werde. Mit diesem Documente hat die bisherige Forschung nichts anzufangen gewusst. Es handelt sich nach dem Wortlaut der Urkunde um eine ganz bestimmte Straße: welche gemeint ist, muss sich ergeben, wenn wir feststellen, wer denn gerade in dem Augenblicke der Ausstellung vor den König geladen war. Der König belagerte Pruntrut, um die Fortsetzung der Walliser Pässe kann es sich nicht handeln, denn der Kriegszug war gegen die Herren dieser Fortsetzung gerichtet und noch keineswegs beendet.

Im Lager des Königs sind aber der Bischof von Basel, der Abt von Murbach, die Grafen von Pfirt und Froburg nachgewiesen. Es fehlt dieser Nachweis für die Grafen von Homberg und die Freiherren von Rotenburg. Sonst haben wir die sämmtlichen Geleitsherren von der lothringischen Moselquelle bis auf die Höhe des Passes beisammen. Und unmittelbar von Pruntrut sandte der König den Bischof von Basel nach Italien, ihm und seinem Heere Weg und Steg zu bahnen.

Mit dem Tode Rudolfs traten jene Gegensätze hervor, die ich vorhin charakterisierte. Unter Rudolfs Regiment hatte gleichmäßig Haus- und Reichsgut gestanden, jetzt giengen die Wege auseinander. Der Bund von 1291 ist nicht der älteste gewesen, er hat einen Vorläufer gehabt, aber die scharfsinnige Untersuchung von Breßlau hat erwiesen, dass jener Bund nur dem Landfrieden dienen wollte. Auch der neue Bundesbrief wiederholte diese Sätze, nur *ein* Satz war neu, der aber entschied alles. „Die Thäler werden keinen Richter mehr nehmen, der sein Amt für Geld erworben hat oder nicht ihr Landsmann ist.“

Das war für Uri gegen den zukünftigen König, für Schwyz und Unterwalden gegen die Habsburger gerichtet, und es war für beide die gemeinsame Wurzel Stärkung der Selbstverwaltung. Keine fremden Leute im Thale! Wir wollen selbst unsere Angelegenheiten leiten! Also auch der König soll aus seinen Ministerialen keinen Vogt mehr setzen, das, was für den Beamtenstaat charakteristisch ist, wird verhindert.

In der Verhinderung eines Beamtenstaates erblicke ich den Kerngedanken der Begründer der Eidgenossenschaft. Der gemeinschaftliche Boden der drei Cantone, die in ihrer rechtlichen Stellung ja so verschieden waren, war der Geist der Localisierung, und wenn wir auch über den Cantönligeist wohl spotten, er ist es gewesen, der die Eidgenossenschaft gebildet, und wahrhaft glänzend sind die Erfolge, welche die Cantone dadurch erreichten, dass sie jedes Amt womöglich mit Landsleuten besetzt haben. Mir ist nicht am mindesten bewunderswert an der Geschichte der Schweizer Cantone, dass sie immer für alle Ämter Kräfte in sich selbst gefunden haben.

Die Gefahr, welche man fürchtete, war also das Aufgehen in große Verbände, und diese drohte am stärksten, wenn wieder ein Habsburger König wurde. Ich meine, es liegt ganz klar, die Gegensätze sind der Beamtenstaat und die Selbstverwaltung von bäuerlichen Gemeinden, denen die Natur Schutz gewährte und für die ein großes Ausmaß von Freiheit und Selbstverwaltung absolut nothwendig war.

Die Bewegung war an sich nicht auf eine Republik gerichtet, unter anderen Umständen hätte sie gerade so gut einen monarchischen Charakter gewinnen können. Das neunzehnte Jahrhundert hat das in Spanien gesehen. Gewiss, der Carlismus hatte auch andere Gründe, keiner aber war wirksamer als der Widerstreit einer an die Selbstverwaltung gewöhnten Gebirgsbevölkerung gegen den Übermuth der Castilianer und die Bestrebungen des Centralismus. Das tapfere Völklein stritt für seine Selbstverwaltung, die getrennte Justiz, sein eigenes Zollsystem, es kämpfte wider das Eingreifen nichtbaskischer Elemente in das Leben der Landschaften. Hier war die Bewegung dabei eminent monarchisch. In den Bergen der Schweiz konnte sie es nicht bleiben. Hier gab es zwei Stufen von Staaten, den landesherrlichen, wirklich lebensfähigen Staat der Landesfürsten, der Habsburger, der diesen Landen seine Beamten aufzwingen wollte, und den Scheinstaat des Reiches, dessen Rechte sich immer mehr auflösten. Theoretisch richtete sich der Bund von 1291 auch gegen das Reich und allfalsige Versuche fremde Reichsvögte zu setzen. Uri hat niemals mit Waffengewalt einen solchen Versuch zurückweisen müssen. Das Reich hätte — ohne die Habsburger — hier nichts erzwingen können. Die nichthabsburgischen Könige erkannten

thatsächlich die Selbstverwaltung der Waldstädte an, es gelang ihnen nicht, die Bauern dieser Berge thatsächlich zu leiten. Das Königthum des Spätmittelalters war zu schwach, um über diese sich entwickelnden Staaten die Herrschaft zu behaupten. So entfremdete sich das, was keinen Widerstand gegen das Reich wollte, thatsächlich dem Reiche. Das Reich räumte die Selbstverwaltung ein, der Territorialstaat und die habsburgischen Könige nicht.

Ich habe hier keine Geschichte der Eidgenossenschaft zu geben, ich erinnere daran, dass König Adolf natürlich die drei Cantone unterstützte, weil er sie gegen die Habsburger gebrauchte. Die Schlacht von Göllheim brachte nun den Erben Rudolfs, seinen tüchtigen Sohn Albrecht, auf den Thron. Die Lage der drei Waldstädte war wieder äußerst schwierig. Albrecht erschien im März 1299 zum erstenmale als König am Vierwaldstädtersee und er nahm nun sofort die Richtung der Politik seines Vaters auf, er wollte den Gotthard zur Haupthandelsstraße zwischen Italien und Deutschland machen.

Im Archive der Handelskammer in Mailand, dem ich eine Fülle für den Handel mit Deutschland wichtiger Urkunden entnehmen konnte, finden sich drei Urkunden, welche auf Albrechts Politik ein helles Licht werfen. Er richtete am 27. März 1299 an den Bischof von Basel, den Herzog von Lothringen und seinen Sohn, die Grafen von Bar, Pfirt und Homberg den Befehl, sie sollten den Kaufleuten sicheres Geleit verbürgen, andernfalls müssten sie selbst ihnen für den Schaden aufkommen. Das ist also die Erneuerung des Rudolfinischen Manifestes, und in ihm sind nun sämmtliche Geleitsherren an der Straße von Bar, Nancy, Col de Bussang, unterer Hauenstein und St. Gotthard genannt. Was vorher noch immer Zweifel begegnen konnte, ist durch diese Urkunde allen Bedenken entrückt: Der Col de Bussang war die Ergänzung des Gotthard. Der Befehl geht nicht auf Albrecht allein zurück; wie die italienischen Ausdrücke des im gleichen Augenblicke gegebenen Freibriefes des Grafen von Pfirt beweisen, haben italienische Kaufleute ihm die Urkunde dictiert, und zwar Gesandte der Universitas mercatorum Italiae nundinas Campaniae ac regnum Franciae frequentantium. Das heißt also, die große, handelsgeschichtlich so wichtige Gesellschaft der italienischen Messbesucher wollte sich den Weg über den Gotthard sichern.

Die normale Straße war für die meisten von ihnen der Große Sanct Bernhard oder der von Mailand aus soeben mit allen Verkehrseinrichtungen versehene Simplon, also das System der Walliser Pässe, das seine Fortsetzung über den Jura in dem Passe von Jougne fand, westlich der alten burgundischen Königsstadt Orbe. Doch eben hatte die Universitas mercatorum mit dem letzten der Pfalzgrafen von Burgund über die Organisation der Straße von Jougne bis zum Doubs, beziehungsweise Saône sich verständigt. Die End-

punkte waren Dole und St. Jean de Losne. Man sieht, die Kaufleute hatten eine von Frankreich abhängige Straße nach der Champagne, deren Besitz soeben dem Könige durch seine Gemahlin zugefallen war. Der Weg hatte seine Bedenken, er war durchaus von dem erstarkenden und nach Westen vorrückenden Frankreich abhängig und in den Tagen des Kampfes der deutschgesinnten Burgunder mit dem Pfalzgrafen, der sein Land an Frankreich gab, war die Straße wohl unbenützbar.

Die Italiener besuchten die Messen der Champagne weniger der der Franzosen wegen, als um dort von den Vlaemen englische Wolle zu erhandeln. Die englische Wolle übertraf damals alle an Güte, die hochentwickelte italienische Textilindustrie konnte sie nicht mehr entbehren. Der Wollhandel steht damals überhaupt im Vordergrund. Der Seeweg wurde erst nach 1310 benützt, der Landweg durch Frankreich war unbrauchbar, wenn Frankreich mit England und Flandern Krieg führte. Die italienische Kaufmannschaft musste also einen zweiten Weg haben, der den Kampfplatz umgieng, der möglichst direct nach Flandern und England führte — und diesen Anforderungen entsprach die Route Gotthard-Col de Bussang, für die auch aus dem vierzehnten Jahrhundert noch in Mailand weitere Privilegien sich erhalten haben. Italien bedurfte also zweier Wege: eines directen durch Frankreich und eines von Frankreich unabhängigen durch Deutschland.

König Albrecht gieng aber weiter, er wollte den Jougnepass sperren. Es ist wenigstens nur so eine Urkunde zu erklären, worin Albrecht den dem Führer der Reichspartei in Burgund Johann von Chalon-Arlay gehörigen Zoll zu Jougne auf den Gotthard verlegte. Das kam praktisch, da der Zollsatz von Jougne sehr hoch war, einer Steigerung der Lasten auf dem Gotthard gleich, was die Kaufleute doch abhalten musste. Zu erklären ist das Vorgehen nur, wenn Albrecht den Jougnepass sperrte.

Albrecht hat ja, das ist heute erwiesen, gegen den Gewinn der Erblichkeit der deutschen Krone auf dem linken Rheinufer Concessionen an Frankreich machen wollen, wie weit freilich, ist ungewiss, jedenfalls aber hat er das Elsass nicht freigeben wollen, da dafür bestimmte Beweise vorliegen. Der Widerspruch der Kurfürsten machte das Project zunichte, Albrecht aber nahm Rache. Er hob die zum Theile von ihm selbst bewilligten Rheinzölle auf, er erschloss in siegreichem Kampfe dem Kaufmann den Rhein, und nun flutete ein reger Verkehr von Köln bis Basel und weiter zu den Mündungen des Rheines und zum Gotthard. Es war einmal dem scandalösen Zollunfuge ein Ende gemacht und der Handel seiner Fesseln entledigt. «Rhenus apertus est et naves ascendere vel descendere libere potuerunt.» Gewiss, Albrecht war dabei ein Egoist, die Zölle der Kurfürsten hob er auf, die

seines Hauses behielt er bei, aber es war doch ein Unterschied: die Rheinzölle waren reine Finanzzölle, in den Zöllen von Luzern steckte doch wenigstens, wenn auch nur als Kern, der Betrag für die Kosten einer Gebirgsstraße.

Aus dem großen habsburgischen Urbarbuch, dem Denkmale der Regierungstüchtigkeit Albrechts, geht auch hervor, was der Gotthard ertrug: im Maximum 1108 Pfd. Baseler, im Minimum 460 Pfd. Baseler. Solche Ziffern in moderne Ziffern umzurechnen, wie man im Maximum 138.000 Fcs., im Minimum 55.000 Fcs. herausgerechnet hat, hat seine schweren Bedenken; ich ziehe es vor mit Ziffern jener Zeit den Vergleich anzustellen, und da ist lehrreich, dass der große Zoll von Bapaume, der den gesammten Verkehr zwischen dem hochentwickelten Flandern und Frankreich besteuerte, nur drei Mal so viel ertrug. Des Weiteren ergibt sich, dass die erhöhte Steuer der sämmtlichen habsburgischen Städte in der Schweiz nicht größer war als der Ertrag des Gotthardzolles und auch die gesammten habsburgischen Besitzungen in Elsass lieferten nur $^1/_6$ mehr.

Der Handelsverkehr hat außerordentlich wenig Urkunden hinterlassen, und der Historiker hat allen Grund, den Raubrittern zu danken, denn sie geben fast allein Anlass zu Urkunden und Briefen, die uns erhalten sind. Ich will nun nicht die einzelnen Urkunden dieser oder ähnlicher Art anführen.

Die Reihe der Kaufleute, deren Namen wir kennen, eröffnen zwei dieser Herren aus Monza. Die Tuchindustrie dieser Stadt, welche die lombardische Krone hütete, stand damals in hoher Blüte. Der Verkehr auf dem neuen Passe erregte die Eifersucht der Graubündner in so hohem Grade, dass sie durch Zollherabsetzungen den Versuch machten, die Kaufleute von Zürich, ja selbst die von Luzern, dem Gotthard abspenstig zu machen.

Aber das war umsonst, die Bündner Pässe hatten einen großen Theil ihrer Bedeutung für immer verloren, wie noch mehr der große St. Bernhard geschädigt war.

Die Eröffnung einer Straße im Gebirge setzte besondere Verkehrseinrichtungen vorauf. Zunächst Depots, um die Waren bei Nachtzeit dort unterzubringen, man nannte sie Susten, lateinisch sostae. Die Sust in Fluelen hat sich bis heute erhalten. Handel wurde dort nicht getrieben, die Ballen blieben unaufgetrennt. Für den Transport gab es auf allen Pässen Transportgenossenschaften. Jeder, der säumen wollte und säumen durfte, kam der Reihe nach an die Arbeit. Über die Vertheilung wachte der Vorstand der Genossenschaft, der „Rod“ oder „Porte“, der den Namen Theiler, lateinisch partitor ballarum führte. Im allgemeinen giengen die Saumthiere nur einen Tag und kehrten des abends in ihren Stall zurück. Auf der Mitte des Weges zwischen den Ortschaften oder auf der Passhöhe über-

nahmen die Fuhrleute um Mittag die Ballen und brachten sie am Abend in die Sust, um sie am folgenden Morgen bis zur nächsten Porte weiterzuschaffen. Natürlich musste ein Factor oder Diener der Kaufherren die Waren begleiten, um unterwegs alle Kosten zu bezahlen. So giengen die Waren von Hand zu Hand, freilich mit bedeutenden Zeitversäumnissen. Später, schon 1315 kam der directe Transport auf, so dass die Waren in der Hand desselben Säumers blieben von Fluelen bis Bellinzona.

Im Jahre 1308 erschlug eine Rotte von adligen Junkern mit Herzog Johann das größte Herrschertalent, das die Habsburger hervorgebracht hatten. Und nun trat der alte Widerstreit der Interessen und Tendenzen in Kraft. Heinrich gieng abermals wie Adolf auf die Wünsche der Eidgenossen ein, er wollte die Habsburger treffen, schädigte zugleich aber das Reich.

Gewöhnlich sieht man diese Dinge nur mit den Augen der Schweizer, der Historiker muss aber die Dinge von allen Seiten betrachten. Der König gestand ihnen bis auf Widerruf zu, dass sie vor keinem Gericht außerhalb ihres Bezirkes, als vor dem Hofgericht zu Recht zu stehen hätten. Es war das ein starker Sieg der Autonomie nicht allein gegen die Habsburger, nicht allein über diesen Territorialstaat, sondern auch über das Reich. Wohl beugte den unmittelbarsten Folgen Heinrich VII. vor, indem er den Grafen Wernher von Homberg, den Helden seines späteren italienischen Zuges zum Vogte machte. Dieser Statthalter der Reichslande war der erste und der letzte, sie hatten sich die Autonomie erstritten. Die Cantone waren nun der That, wenn auch nicht dem Scheine nach Republiken, und man wird immer die Klugheit, Sicherheit, Thatkraft und den Muth dieser Bauern bewundern müssen, die sich selbst zu behaupten verstanden, einem Staate wie Österreich gegenüber.

Nach der Aussöhnung mit den Habsburgern versprach Heinrich VII. die Rechte derselben von denen des Reiches durch Schiedsleute trennen zu lassen. Es war der letzte Augenblick, um die Dinge nach Recht und Billigkeit ohne Rücksicht auf Macht zu ordnen. Aber der von Heinrich erkorene Vertreter blieb in Italien, und ehe irgend etwas geschah, beschloss Heinrich VII. auf italienischem Boden seine Tage.

Es folgten die Ereignisse von 1314 und 1315, die Doppelwahl, der Bann und die Acht über die Schweizer und ihr Sieg am Morgarten. Die Herrschaft auf dem Gotthard war ihnen geblieben. Gewiss ein Sieg von Bauern über Ritter, aber doch keine gewöhnlichen Bauern hatten gesiegt, sondern solche, welche durch den Passverkehr einen weiten Blick gewonnen hatten. Die Schwyzer und Urner waren keine Hinterwäldler, eher das Gegentheil.

Das waren keine Bauern, die plötzlich aus alten Traditionen aufgeschreckt, zu den Waffen griffen, sondern Leute, die von der Welt und ihrer Lage mehr wussten und erfuhren, als irgend ein Bauernstamm der Welt. Einte schon die Regelung des Alpenauftriebs und Alpenlebens die Älpler mehr als irgend eine andere Bauernschaft, so gab es hier in den Wirten und in den Säumern und vor allem im Theiler Personen, die natürliche Leiter des Volkes waren, die mit den Fremden verkehrten und vom Laufe der Welt hörten. Schillers wunderbares Genie hat den Hintergrund des „Wilhelm Tell" lebenswahr entworfen, gründlich hat er aber darin geirrt, dass er dem Passverkehre keine Rechnung trug. Es gab gewiss damals keine Bauernschaft, die besser orientiert sein konnte über die politische Lage, als die von Uri.

Auf Morgarten folgte Sempach, die Blüte der österreichischen Ritterschaft deckte das Schlachtfeld. Abermals und abermals siegten die Bauern, bis Österreich nur im Fricktthale noch den letzten Jurapass behauptete. Österreich, das die erworbenen Glieder meist unverändert nebeneinanderstellte, hatte hier nicht einmal diese schwache Centralisierung durchführen können.

Der Sieg hätte den Schweizern nicht zufallen können, die heldenmüthige Tapferkeit hätte ihnen nichts genützt, wenn das eine Mittel gegen sie verfieng, das so oft gegen Bergvölker wirksam war. Aber ausgehungert konnten sie nicht werden. Der Gotthard ist der Kern der Eidgenossenschaft geworden, von ihm aus hat sie sich entwickelt und der Schweizer möge mir ein Bild nicht verübeln, das die Größe und Kraft ihrer Geschichte festhalten soll, wenn sonst der Vergleich auch hinkt. Wie ein Gebirgsfluss, der die Fesseln gesprengt hatte, mit seinen Schuttmassen erst die nächsten Felder überschüttet, so erwuchs die Eidgenossenschaft wie ein solcher Schuttkegel vor dem Gotthard. Die majestätische Kraft der wilden Natur spiegelt sich wieder in dem Kampfe der Eidgenossen gegen den Staat der Ebene. Zuerst war die Eidgenossenschaft die Zusammenfassung der bäuerlichen Cantone, dann gewann sie Bern, Zürich, Luzern, und immer weiter dehnte sich der Schuttkegel aus, bis er auch die der beiden anderen Passsysteme überdeckte, bis die Flügel der Eidgenossenschaft den Fuß Graubündens und den Genfer See erreicht hatten.

Die Walliser Pässe und die Graubündens haben nicht entfernt eine solche staatenbildende Kraft bewährt, wie der Gotthard. Viel später bildete sich hier der Staat der Selbstverwaltung: Oberwallis und Graubünden, und viel schwächer und erfolgloser war die Ausdehnung dieser Staatengebilde über den Pass hinaus. Eher kann noch Graubünden mit seiner Herrschaft im Veltlin und in Chiavenna in Vergleich treten, am Großen St. Bernhard wurde nicht einmal das Thal von Aosta gewonnen und das Eschenthal wurde

nur wenige Jahre behauptet. Am Gotthard aber gewann die deutsche Eidgenossenschaft den weiten Bezirk des italienischen Tessin. Der Gotthard ist die Vorbedingung der Schweiz, nicht allein in historischer Hinsicht. Das eidgenössische Militärdepartement hat nicht umsonst die Befestigung des Gotthards durchgesetzt; der feste Glaube, dass, wenn auch alles andere verloren sei, von den Höhen des Gotthards alles wieder gewonnen werden könne, war bestimmend und doch umschließen diese Forts nichts anderes als die paar Häuser des Thales Urseren.

Die Schweizer sehen den Repräsentanten ihrer ruhmvollen Geschichte in Wilhelm Tell, einer Person, von der man mit Sicherheit sagen kann, dass sie nicht existiert hat. Sein Denkmal in Altorf gilt einer mythischen Person, nicht dem Vater dieses hochinteressanten Staatengebildes, dieser war ein anderer, das war jener Mann, der den Plan zur Errichtung der stäubenden Brücke fasste; jener ist's, der die Schweiz möglich gemacht. Er steht an ihrem Anfange, und wie in diesem Unbekannten der Schweizer den Schöpfer seines Vaterlandes anerkennen sollte, so ist er doch noch mehr als das gewesen, der geniale erste Ingenieur, der dem Eisen seine Kraft zu entlocken verstand, und der Eröffner einer Welthandelsstraße, die heute alle anderen Alpenstraßen an Bedeutung übertrifft.





Der Seelenbegriff in der neueren Philosophie.

Von **Virgil Grimmich.**

(Schluss.)

„Der Natur der Sache zufolge lassen sich vier Möglichkeiten denken“, schreibt Höffding*). „Entweder wirken Bewusstsein und Gehirn, Seele und Körper, auf einander wie zwei verschiedene Wesen oder Substanzen, oder die Seele ist nur eine Form oder ein Product des Körpers, oder der Körper ist nur eine Form oder ein Product eines oder mehrerer seelischer Wesen, oder endlich entwickeln sich Seele und Körper, Bewusstsein und Gehirn als verschiedene Äußerungsformen eines und desselben Wesens.“ Höffding entscheidet sich für die vierte Möglichkeit. „Wenn ein Übergang aus dem einen Gebiet in das andere dem Beharrungsgesetz und dem Satze von der Erhaltung der physischen Energie widerstreitet, und wenn dennoch die beiden Gebiete in unserer Erfahrung als verschieden dastehen, müssen sie sich jedes nach seinen Gesetzen gleichzeitig mit einander entfalten, so dass es für jede Erscheinung in der Welt des Bewusstseins eine entsprechende in der Welt der Materie gibt und umgekehrt... Sowohl der Parallelismus als die Proportionalität zwischen Bewusstseinsthätigkeit und Hirnthätigkeit deutet auf eine zu Grunde liegende Identität... Wir haben kein Recht, Seele und Körper für zwei verschiedene Substanzen in gegenseitiger Wechselwirkung zu halten... Die Identitätshypothese sieht die beiden Welten (des Physischen und Psychischen) als zwei durch die Erfahrung gegebene Äußerungen eines und desselben Wesens... Die Theorie, zu welcher wir hier geführt sind, ist jedoch keine vollständige Lösung des Problems vom Verhältnisse zwischen Seele und Körper. Sie ist nur eine empirische Formel, eine Bezeichnung dafür, wie das Verhältnis sich vorläufig stellt, wenn wir, dem Fingerzeige der Erfahrung folgend, gleichzeitig die enge Verbindung zwischen dem Geistigen und dem Körperlichen und die Unmöglichkeit einer Zurückführung des einen auf das andere nebst den Schwierigkeiten beachten, die sich der Annahme eines Überganges aus dem einen in das andere entgegenstellen.**)

*) Psychologie in Umrissen. S. 71.

**) A. a. O. S. 89. Vgl. S. 93.

„In neuester Zeit", sagt Jerusalem*), „hat man zur Erklärung der Wechselbeziehungen zwischen physischen und psychischen Vorgängen die Theorie des psycho-physischen Parallelismus aufgestellt. Darnach sind die physiologischen Vorgänge in den Nerven, und besonders im Gehirn, welche in letzter Linie die psychischen Vorgänge bedingen, psycho-physische Processe. Es findet nur ein Vorgang statt, aber er bietet der Betrachtung zwei Seiten. Von außen ist er physischer Natur und steht mitten in der Causalreihe des Naturgeschehens. Von innen aber ist dieser Vorgang ein psychischer, er ist Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung, Gefühl oder Willensact."

Es ist jene Zweiseitentheorie, welche Fechner unter dem Bilde der concaven und convexen Seite eines und desselben Kreises veranschaulichen will.**)

Auch Paulsen schließt sich der parallelistischen Theorie an***), nur führt er sie zur Hypothese des „universellen Parallelismus", nach welcher „kein psychischer Vorgang ohne begleitende Bewegung, kein Bewegungsvorgang ohne begleitenden psychischen Vorgang" †) bleibt, weiter, um sich schließlich für die Weltanschauung einer „Allbeseelung" zu entscheiden.††)

Gegen eine derartige Ausdehnung parallelistischer Theorien zur monistischen Annahme einer Allbeseelung des Materiellen nimmt Jodl Stellung,†††) schließt sich aber sonst der Zweiseitentheorie ausdrücklich an. „Sollen die Thatsachen zu einer bestimmten Theorie über das Verhältnis des Psychischen und Physischen im menschlich-thierischen Organismus verwertet werden, so scheint sich als natürlichster Gedanke die Annahme zu ergeben, die beiden Reihen des Geschehens, die physiologische und psychologische, seien zwei Seiten oder zwei verschiedene Erscheinungsweisen eines und desselben Vorganges, nämlich der mit Bewusstsein ver-

---

*) Einleitung in die Philosophie. S. 98.

**) „Wenn jemand innerhalb eines Kreises steht, so liegt dessen convexe Seite für ihn ganz verborgen unter der concaven Decke; wenn er außerhalb steht, umgekehrt die concave Seite unter der convexen Decke. Beide Seiten gehören ebenso unzertrennbar zusammen als die geistige und leibliche Seite des Menschen, und diese lassen sich vergleichsweise auch als innere und äußere Seite fassen; es ist aber auch ebenso unmöglich, von einem Standpunkte in der Ebene des Kreises beide Seiten des Kreises zugleich zu erblicken als von einem Standpunkte im Gebiete der menschlichen Existenz diese beiden Seiten des Menschen." (Elemente der Psychophysik. I. S. 12.)

***) Einleitung in die Philosophie. S. 89.

†) A. a. O. S. 95.

††) A. a. O. S. 96.

†††) Lehrbuch der Psychologie. S. 38.

knüpften Lebensäußerungen eines central organisierten Wesens. Jedem Bewusstseinsvorgang, welchen die innere Erfahrung aufweist, müsste nach dieser Hypothese ein physischer Vorgang oder eine Reihe von physischen Vorgängen in denjenigen Theilen der organischen Structur entsprechen, an welche das Vorhandensein bewusster Thätigkeit geknüpft erscheint. Was also in der inneren Wahrnehmung als Vorstellung, Gefühl, Gedanke von bestimmtem Gehalt und bestimmter Färbung auftritt, das würde, wenn wir uns in demselben Moment zugleich als organischen Körper und in unserer physischen Structur vollkommen durchsichtig vor Augen haben könnten, als eine Coordination molarer und molecularer Bewegungen der Centraltheile in Nervenzellen und Nervenfasern entgegentreten, und umgekehrt." Jodl gibt also „der Hypothese des psycho-physischen Parallelismus den Vorzug vor jeder anderen." *)

Die Thatsachen des Bewusstseins sind also „Begleiterscheinungen" der physiologischen Vorgänge,**) ohne dass zwischen ihnen und letzteren ein innerer Causalzusammenhang bestünde, oder das Psychische ist Lebensfunction organisierter Materie,***) welche sich zur Höhe bewussten Daseins entwickelt,†) oder das Reale hat in allen Formen seines Daseins eine äußere und eine innere Seite, eine physische und eine psychische, so dass die letzte Consequenz eines solchen Parallelismus die Theorie der Allbeseelung oder ein spinozistischer Monismus bildet,††) oder der transcendentale Seelenbegriff wird zur reinen

*) Vergl. Lehrbuch der Psychologie. S. 74.

**) Vgl. Jodl, Lehrbuch der Psychol. S. 81.

***) A. a. O. S. 36, 82.

†) „In eine Welt, in deren ursprünglichem Thatbestand nicht auch die Möglichkeit enthalten gewesen wäre, dass auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung das Wirkliche sich selber spiegle, das Sein im Bewusstsein sich erfasse, das Nebeneinander sich im Gedanken zur Einheit zusammenschließe — in eine solche Welt würde der Geist in seinen niedrigsten wie in seinen höchsten Formen nicht durch die Bedürfnisse der Arterhaltung, sondern nur durch ein Wunder, als Gast aus einer anderen Welt, versetzt werden können. Jene Möglichkeit muss vorausgesetzt werden; und sie ist nur ein Specialfall aus jenem viel weiteren Kreise von Möglichkeiten, welche die ursprünglichste Constitution unseres Sonnensystems in sich enthielt und im Laufe der Entwicklung in successive Stadien des Wirklichen umgewandelt hat. . . ." (Jodl, a. a. O. S. 86. Vgl. ebend. S. 82.)

††) „C'est vers la théorie du parallelisme que penche généralement aujourd'hui la psychologie. Au moyen d'interprétations légèrement nuancées de cette hypothèse, on peut supposer, avec Wundt par exemple, que toutes les particules de matière organisée ont leur concomitant psychique parallèle, ou aller plus loin encore et soutenir avec Durand de Gros que toute matière même inorganisée est douée de vie à un certain degré (polyzoïsme-polypsychisme); avec Fouillée, que partout au fond du physique il y a du mental; ou avec Paulsen

Apperception, zum Willen, welcher als individuelle Einheit in einem Allwillen subsistiert.*)

Nicolas van Grot will das psychische Geschehen auf eine psychische Energie zurückgeführt wissen, welche ebenso wie die physische und physiologische dem Princip der Erhaltung der Energie unterliegt, so dass er von einer Umwandelbarkeit der physischen in psychische Energie und umgekehrt, von einer Messbarkeit der psychischen Energie durch mechanische Äquivalente, von einer constanten Menge psychischer Energie, welche in dem einzelnen Menschen weder vermehrt noch vermindert werden kann, und von einem Äthersubstrat spricht, welches der Träger dieser Energie sei. „Wenn ein jeder physische und speciell physiologische Process dem Satze der Erhaltung der Energie untergeordnet ist, indem er in der Theorie der Energien und ihrer Umgestaltungen seine Erklärung findet, und wenn als lebhaftes Bedürfnis der Wissenschaft eine stricte Feststellung der Correlation und der wechselseitigen Dependenz der physischen und psychischen Processe erscheint, so kann man wohl hoffen, dass eben durch Vermittlung des Begriffes der Energie und

---

qu'il n'y a rien au monde qui ne soit animé et conscient. Mais il est évident que cette extension illimitée de la théorie est absolument arbitraire. L'expérience, remarque Ziehen, ne nous révèle une apparition de deux séries de processus, les uns physiques, les autres psychiques, que dans le domaine très circonscrit de la couche corticale du cerveau. Là donc et là seulement se pose le problème du parallelisme. Plusieurs de ceux qui avaient renoncé à subordonner la fonction cérébrale à une force spirituelle (spiritualisme) ou la fonction psychique à l'activité cérébrale (materialisme), tentèrent de ramener à l'unité les deux séries coordonnées de phénomènes, en recourant à l'hypothèse métaphysique de Spinoza ou à toute autre apparentée à celle-ci. Ils imaginent une substance absolue, Dieu ou le monde, la dotent de deux attributs, la pensée et l'étendue, extensio et cogitatio, ou ils se figurent les dernières molécules de la matière possédant à la fois l'étendue et des propriétés psychiques, la mémoire par exemple. Mais, observe justement Ziehen, »ces theories ne nous donnent qu' une unité formelle, logique, pour relier l'une à l'autre les deux séries disjointes. Ce sont des conjectures sans preuve qui n'ouvrent sur la connexion des deux séries aucune échappée.« A l'aide d'une sophistique plus ou moins habile, continue Ziehen, on a essayé de masquer le contraste des deux séries. Les uns ont dit: Les deux séries plongent leurs racines dans l'Absolu où elles sont identiques; c'est l'Absolu qui, en se dédoublant, donne naissance à la différentiation des deux séries coordonnées. D'autres, se payant de mots, ont dit que le corporel et le spirituel sont la même réalité envisagée à deux points de vue differents: par observation du dehors, ou par introspection, du dedans." (Mercier, Les origines de la psychologie contemporaine. Louvain 1897. p. 264.)

*) Vgl. Wundt, System der Philosophie. S. 388, 392, 582.

des Satzes von ihrer Erhaltung das aufgestellte Problem zu lösen sein wird." *) „Nur der Begriff der psychischen Energie, als der einzigen und gleichartigen naturgemäßen Form der ‚Fähigkeit zur Arbeit', welche diese oder jene Richtung einschlagen kann und sich deshalb auf diese oder jene Weise in den Momenten und Phasen des einheitlichen psychischen Processes äußert, kann vollständig dem tiefen Bedürfnis nach einer Vereinheitlichung des gesammten psychischen Inhaltes, des gesammten psychischen Lebens und Wirkens Genüge leisten. Und wenn in der modernen Psychologie die Richtung des Voluntarismus als vorherrschend erscheint, d. h. die Anerkennung einer ursprünglichen Activität des psychischen Daseins, so kann diese Lehre von der psychischen Activität auf dem Boden der Lehre von der psychischen Energie eine Reihe solcher wissenschaftlicher Formeln gewinnen, welche die Psychologie bei ihrer rein subjectiven oder introspectiven Methode der Analyse bis jetzt nicht besaß. Es versteht sich aber von selbst, dass es nothwendig ist, die Lehre von der psychischen Energie mit derjenigen von den übrigen Energien der Natur zu verbinden und den Gedanken zu rechtfertigen, welcher die psychische Energie nur als eine Form — freilich als die höchste — der allgemeinen und einzigen Energie der Natur auffasst, und der sie in ihren Äußerungen und in ihren äußeren sowohl als inneren Umwandlungen in andere Formen der Energie dem allgemeinen Natur- oder Weltgesetze der Erhaltung der Energie unterworfen sehen will". **)

---

*) Archiv für systematische Philosophie. 1898. S. 288.

**) A. a. O. S. 300. Vgl. S. 306, 309, 312, 318, 328. — Wie sich mit dieser Theorie der psychischen Energie die Idee der persönlichen Unsterblichkeit verträgt, erhellt aus folgender Auseinandersetzung van Grots. „Ob unsere ganze psychische Energie in allen ihren potenziellen Lebensvorräthen bei der Vernichtung ihres Werkzeuges, des Organismus, d. h. in der Todesstunde desselben, vollständig zerstreut wird oder nicht, darauf haben wir bis jetzt noch keine Antwort, können aber voraussetzen, dass, wenn jede Energie in der Natur versetzt werden oder aus einem Körper in den anderen, d. h. aus einem Medium der Wirkung in ein anderes übergehen kann, es möglich ist, dass auch die psychische Energie, die durch den Lebensprocess nicht vollständig erschöpft ward, sich nicht vollständig zerstreut oder in die sogenannten physischen Energien der auseinanderfallenden Theilchen des Körpers (im Leichnam) übergeht, sondern sammt allen ihren Grundeigenschaften (dem Bewusstsein und Selbstbewusstsein) in ein anderes Medium versetzt wird, z. B. in ein unwägbares, ätherisches Medium, welches bisweilen als ‚Medium der Wirkung der psychischen Energie' sogar im Organismus selbst, im Nervensystem desselben, betrachtet wird." A. a. O. 332.

II.

Die im ersten Theile vorgelegten psychologischen Theorien möchte ich von einem dreifachen Gesichtspunkte beleuchten: von dem der wissenschaftlichen Methode, vom ontologischen und ethischen.

a) So wenig die Naturwissenschaften in ihren vielfachen Verzweigungen trotz, ja geradezu wegen der großartigen Ausbildung, welche sie besonders in unserem Jahrhunderte erhalten haben, eine Naturphilosophie überflüssig machen, in demselben Grade verlangt eine Wissenschaft des Geistes eine auf dem Standpunkt empirischer Forschung stehende Psychologie, eine Philosophie des Geistes, d. h. eine derartige denkende Verarbeitung unserer psychologischen Erfahrungskenntnisse, welche uns eine im Verhältnis zu unserem Erfahrungswissen befriedigende, einheitliche Gesammtanschauung über das Gebiet des Geistigen, seine letzten Ursachen und allgemeinen Gesetze bietet, ob man dieselbe nun rationelle Psychologie nennt oder Anthropologie oder metaphysische Psychologie oder sie mit einem anderen Namen bezeichnet. Es ist eines der Grundprincipien wissenschaftlicher Forschung, von dem durch die Erfahrung Gegebenen auszugehen und dasselbe denkend so zu verarbeiten, dass wir zu einer allgemeinen und nothwendigen Erfassung des Geschehens gelangen können. Erblickt aber andererseits die Philosophie ihre Aufgabe darin, unser Erfahrungs- und Verstandeserkennen in einer dem jeweiligen Stande der Wissenschaft und allgemeinen Kultur entsprechenden einheitlichen Weltanschauung, welche die ethische Seite des Menschen nicht weniger berücksichtigt, als seinen theoretischen Wissensdrang, zu einem befriedigenden Abschluss zu bringen, so kann auch die Philosophie die mühsame Arbeit der empirischen Forschung nicht entbehren, wenn anders sie die letzte Vollendung menschlicher Geistesarbeit bleiben will. Es ist wohl nicht ohne Berechtigung, die letzten Synthesen philosophischer Speculation als eine Art künstlerischen Schaffens des Geistes zu betrachten: aber mit den Darstellungsmitteln und dem Materiale menschlichen Erkennens muss sie bauen, sonst schwebt ihr stolzes Gebäude, für die Mitwelt unverstanden und unerreichbar, in der Luft. Gewiss wird es einer in dieser Weise aufgefassten Philosophie gelingen, die Forschungsergebnisse der einzelnen Wissenschaften und ihr gegenseitiges Verhältnis in helleres Licht zu stellen, ähnlich wie ein Blick von der Höhe eines Berges ins Thal dem Wanderer mehr bietet als die Kenntnis des einzelnen, welche er sich bereits bei der Wanderung durchs Thal erworben hat.

Die Grundlage aller psychologischen Forschung und jeder Philosophie des Geistes ist also gewiss die psychische

Erfahrung. Die erste Arbeit, welche hier zu leisten ist, besteht sicher in der wissenschaftlichen Beobachtung und Verarbeitung des psychischen Geschehens: die Thatsachen des Bewusstseins in ihren verschiedenen Formen — die Empfindung, die Vorstellung, das Gedächtnis, die Schöpfungen der Phantasie, das Urtheil, die Synthese, das Gefühl, das Begehren und freie Streben — müssen sowohl im einzelnen wie in ihrem Zusammenhange untereinander und mit den physiologischen Processen des Organismus sowie mit der Außenwelt beobachtet werden, um so zu einer wissenschaftlichen Kenntnis des Reichthums und der Gesetze psychischen Lebens zu gelangen. Die Selbstbeobachtung, das psychophysische Experiment, die Psychometrie, die Verwertung der Äußerungen des menschlichen Innenlebens in Miene und Sprache, Kunst und Wissenschaft, Gesellschafts- und Volksleben — das alles sind berechtigte Methoden einer empirischen Erforschung des Seelenlebens. Und beschränkt man die Anwendung des Ausdruckes „Psychologie" auf eine solche empirischwissenschaftliche Erforschung des menschlichen Innenlebens, dann mag man Psychologie als Wissenschaft vom psychischen Geschehen definieren. Es ist das wohl noch immer keine Psychologie ohne Seele, sowie es eine Physik ohne Physis nicht geben kann: aber das eigenthümliche Object einer solchen Psychologie ist nur das psychische Geschehen, geradeso wie das der Physik das physische Geschehen bildet. Gibt man aber dem Worte Psychologie eine allgemeinere Bedeutung, soll es unser, wenn auch nur zu einem relativen Abschluss gebrachtes Wissen über das psychische Geschehen bezeichnen, dann ist sie ohne Behandlung des Seelenproblems unmöglich, sowie es eine Naturphilosophie ohne Untersuchung der Begriffe von Materie, Energie, Raum und Zeit nicht geben kann.

Es ergeht übrigens der empirischen Psychologie geradeso wie anderen Disciplinen der empirischen Forschung: zur wissenschaftlichen Bearbeitung des gesammelten Beobachtungs- und Erfahrungsmateriales bedarf sie nothwendig solcher Denkmittel, wie sie ihr keine Empirie zur Verfügung stellen kann. Ich nenne nur die Verknüpfung psychischer Vorgänge nach dem Verhältnis von Grund und Folge, von Ursache und Wirkung, die Synthese der psychologischen Erfahrung zur Aufstellung von Gesetzen des psychischen Lebens. Sollen diese Gesetze nur allgemeine Thatsachen sein, welche sich mit der Registrierung einer Gruppe von einzelnen psychischen Vorgängen decken, oder mehr? In ersterem Falle stellt man keine Gesetze des psychischen Lebens auf, aus deren Kenntnis man wissenschaftlich giltige Schlüsse für die weitere Er-

forschung desselben ziehen könnte, sondern nur mehr oder weniger umfangreiche Zusammenfassungen einzelner psychischer Geschehnisse.

Das Seelenleben weist eine großartige Fülle von Formen und Complicationen auf. Eine empirische Psychologie, wie sie als Errungenschaft unserer Tage hingestellt wird, hätte nun diese Formen des psychischen Processes nicht nur zu analysieren, sondern auch miteinander zu verbinden, so dass sie berechtigt ist, zwischen ihnen das Verhältnis von Grund und Folge, von Ursache und Wirkung aufzustellen. Will sie nicht rein descriptiv bleiben, will sie wissenschaftlich erklären, so muss sie das thun: zur wissenschaftlichen Erklärung eines psychischen Vorganges hat sie kein anderes Mittel, als die psychischen Geschehnisse selbst. Selbst wenn es ihr nun gelänge, die Reihe von psychischen Vorgängen, welche ein gegebenes psychisches Geschehnis causal bedingen, lückenlos herzustellen, könnte sie nicht behaupten, eine dem wissenschaftlichen Bedürfnisse genügende Erklärung gegeben zu haben. Welches ist denn der Schauplatz dieser Vorgänge, welche den Namen von psychischen Geschehnissen tragen? Was ist denn jenes Etwas, dessen Seinszustand in einem solchen psychischen Ereignisse verändert wird? Welche sind die verändernden Factoren? Will sie nicht abstracte Begriffe hypostasieren, so überschreiten derartige Fragen die methodologischen Schranken, welche sich eine solche empirische Psychologie selbst gesetzt hat. Selbst wenn das Bewusstsein, besonders das menschliche, als die „höchste Blüte der organischen Entwicklung“ hingestellt wird, geht eine solche Erklärung schon weit über die Daten der psychologischen Erfahrung hinaus und arbeitet mit einem größeren Apparate von Erklärungsmitteln, als die Beobachtung des psychischen Geschehens allein ihr bieten könnte, ganz abgesehen davon, dass sie den unerklärten und unerklärlichen Übergang aus dem Physischen ins Psychische als gegeben voraussetzt.

Nun hat es aber gerade mit der Herstellung einer lückenlosen Reihe psychischer Geschehnisse zum Zwecke der wissenschaftlichen Erklärung eines gegebenen psychischen Vorganges seine Schwierigkeit. Es ist Thatsache der psychologischen Erfahrung, dass wir in gar vielen Fällen für ein psychisches Geschehnis in den vorhergehenden Thatsachen, soweit sich dieselben dem Bewusstsein offenbaren, vergebens die genügende causale Voraussetzung suchen: wir finden weder den einzelnen Vorgang noch die Gruppe von psychischen Geschehnissen, aus welchen sich nach dem Causalitätsprincip der momentan vorhandene als nothwendig ergeben würde. Wer von uns weiß nicht von Augenblicksstimmungen zu erzählen, die uns ergreifen, ohne dass wir in unserem Bewusstsein die ge-

nügende Veranlassung finden könnten? Wie urplötzlich entringt sich oft dem Zustande psychischer Unklarheit und Unentschiedenheit ein klarer Willensentschluss, den wir in den psychischen Vorgängen unseres momentanen Bewusstseins vergebens zu begründen suchen! Selbst theoretische Bewusstseinsinhalte, Erinnerungsvorstellungen oder abschließende Ideen einer Gedankenreihe tauchen nicht selten zu unserer Überraschung aus dem Dunkel des Bewusstseins auf, ohne dass wir im Stande wären, ihre causalen Antecedentien aufzuweisen. Unser Seelenleben gleicht in vielen Fällen des Meeres Oberfläche, in deren Bewegung sich eine Fülle von Unterströmungen und Vorgängen äußert, von denen der Beobachter keine Ahnung hat. Recurriert da die empirische Psychologie auf das Reich des Unbewussten,*) um das gegebene bewusste Geschehnis als dessen Wirkung hinzustellen, so begibt sie sich auf ein Gebiet, dessen Thatsächlichkeit und Eigenart die unmittelbare psychologische Erfahrung nicht ergründen kann.

Was ist es ferner mit jenen psychischen Vorgängen, die ihrem objectiven Inhalte nach Vorgänge voraussetzen, welche sicher außerhalb des Gebietes psychischer Processe liegen? Jeder psychische Vorgang, den wir eine neue, objective Vorstellung nennen, ist ein solcher. Das sind Geschehnisse, für deren Entstehung keine wissenschaftliche Erklärung in vorausgehenden psychischen Geschehnissen die genügende Begründung finden kann. Auch die wissenschaftliche Kenntnis der physiologischen Vorgänge, welche etwa derartigen psychischen Geschehnissen in einem Organismus vorangehen, kann da nicht aus der Noth helfen, weil dieselbe höchstens die Reihe physiologischer Processe nach dem Causalverhältnisse lückenlos herstellen, nie aber den Übergang vom Physischen zum Psychischen vermitteln kann: „Nervenprocesse und Bewusstseinszustände sind schlechterdings unvergleichbar“.**)

Unser Innenleben stellt sich ferner als eine Fülle von Zuständen und Vorgängen dar, die keineswegs bloß in der Form von Ursache und Wirkung miteinander zusammenhängen, sondern als die Entfaltung eines und desselben Wesens sich charakterisieren. Es kann also einer wissenschaftlichen Erforschung des Seelenlebens nicht genügen, die einzelnen psychologischen Geschehnisse miteinander nach dem Verhältnisse von Grund und Folge zu verknüpfen, sondern auch die Idee des psychischen Ganzen, der psychischen Einheit muss als Denkmittel bei der Verarbeitung der psychologischen Erfahrung benützt werden. Denken wir uns ein mechanisches Kunstwerk, etwa ein großes Uhrwerk, wie sie Kirchthürme oder Stadtthürme unserer

*) Vgl. Jodl, Lehrbuch der Psychologie. S. 79.

**) Jodl, a. a. O. S. 60.

alten großen Städte aufweisen. Die genaue Beobachtung wird uns lehren, jeden Theileffect, etwa das Erscheinen gewisser Figuren oder das Abspielen einer Melodie durch Glocken oder auch die Bewegung eines einzelnen Rades, auf seine nächste Ursache, deren Wirksamkeit auf eine andere u. s. f. zurückzuführen, also mechanische Vorgänge mit mechanischen Vorgängen nach dem Verhältnisse von Ursache und Wirkung zu verbinden. Erst dann aber werden wir sagen, wir haben eine genügende Kenntnis des ganzen Kunstwerkes, wenn wir die Idee des Ganzen erfasst, also auch die Eingliederung der einzelnen Vorgänge in eine einheitliche Causalreihe, die in ihrer Eigenart von der Idee des Ganzen bedingt ist, erkannt haben. So ist auch eine theoretische und besonders eine praktische Verwertung der empirischen Kenntnis des psychischen Geschehens unmöglich, wenn man nicht dessen Eingliederung in ein einheitliches, psychisches Ganze erkannt hat. Dieses Ganze darf aber dann kein hypostasierter Collectivbegriff sein, sondern muss als ein reales psychisches Sein betrachtet werden, welches sich in den mannigfachen Formen des psychischen Geschehens auswirkt.

b) Es sind aber nicht bloß methodologische Bedenken, welche gegen eine Psychologie ohne Seele mit Recht erhoben werden, sondern auch ontologische. Ist uns denn wirklich nicht mehr Realität gegeben als jene Erlebnisse, welche man psychische Vorgänge nennt? Weist unser Bewusstsein nicht auch Seelenzustände auf, welche sich mit einem rastlosen Flusse des psychischen Geschehens, mit einem beständigen Wechsel des psychischen Processes nicht vertragen, sondern auch ein Moment des Verharrenden, Bleibenden im seelischen Innenleben voraussetzen? Wo sollen wir für die bleibenden Formen individuellen Seelenlebens — Wissen, Gewohnheiten, Gemüthsstimmungen, Charakterzüge — die wissenschaftliche Erklärung suchen, wenn wir nichts als psychische Geschehnisse voraussetzen, ohne auch den psychischen Schauplatz dieser Vorgänge ins Auge fassen zu dürfen? Was nützt die Vielheit psychischer Vorgänge, wenn sie nicht durch die Einheit psychischer Immanenz verbunden sind, wenn wir also in ihnen nicht die einheitliche Fülle von Wirklichkeit sehen dürfen, in welcher sich ein und dasselbe seelische Wesen auslebt? Man mag die Seele als die Gesammtheit der psychischen Geschehnisse bezeichnen und die einzelnen psychischen Vorgänge aus der Gesammtheit derselben erklären: was ist aber diese Gesammtheit? Ein abstracter Sammelbegriff? Aus einem solchen erklärt man nichts, mag man ihn noch so sehr hypostasieren. Oder die einheitliche Fülle von Wirklichkeit, in welcher sich ein und dasselbe Seelenwesen auslebt? Das ist dann jener Begriff einer substanziellen Seele, welchen die Psychologie ohne Seele überflüssig gemacht zu haben glaubt.

Wenn man meint, für die äußere, naturwissenschaftliche Erfahrung, welche sich als Object vom erkennenden Subjecte loslöst, brauche man den Substanzbegriff, weil sonst die Welt des Objectiven in der Luft hänge, für die innere, psychologische aber nicht, weil diese unmittelbar dem Subjecte gegeben sei (Wundt), so ist das ein Irrthum. Ist die innere Erfahrung nicht die Seinsentfaltung, das Ausleben eines Subjectes, das sich desselben bewusst ist, so hängt sie geradeso in der Luft, wie die äußere. Oder soll man die psychischen Vorgänge hypostasieren? Mit demselben Rechte also, mit welchem die Naturwissenschaft von Materie, einem materiellen Dinge spricht, stellt die wissenschaftliche Psychologie die psychischen Geschehnisse und Innenzustände als Seinsentfaltungen eines und desselben Wesens hin, welches sie Seele nennt. Dabei wird nicht im vorhinein eine metaphysische Theorie der Seele aufgestellt, ohne für dieselbe die Erfahrung, und zwar die psychologische Erfahrung, als die einzige Grundlage zu benützen, wie Wundt meint, sondern die wissenschaftliche Untersuchung der psychischen Vorgänge wird als das einzige logisch berechtigte Mittel betrachtet, zu Schlüssen über die Natur des einen Seelenwesens, welches sich in diesen Vorgängen auswirkt, zu gelangen. *)

*) „La psychologie étudie les données concrètes de la conscience dans leurs relations avec le sujet. L'expérience interne du psychologue est donc, dans toute la rigueur de l'acception, immédiate. Les sciences de la nature font, le plus possible, abstraction du sujet et visent à déterminer la nature et les relations réciproques des objets. Elles atteignent donc l'expérience d'une façon moins immédiate que la psychologie; le psychologue envisage les données de l'expérience directement, par intuition; l'observateur de la nature les considère plutôt par un processus idéal et, dans ce sens, médiatement. Il résulte de ce procédé propre aux sciences de la nature, que les objets détachés idéalement de la realité concrète, à laquelle ils tiennent dans la conscience, se trouvent comme suspendus dans le vide et que l'esprit de l'observateur se voit obligé de leur supposer un substratum, la matière ou quelque chose d'analogue. Ce sont là des notions subsidiaires d'une signification d'ailleurs hypothétique, dont la psychologie, la science de l'expérience immédiate, n'a aucun besoin . . . Si Wundt pouvait se dégager de ses préjugés idéalistes et positivistes, se défaire de la fausse notion de substance, qu'il a empruntée à Kant, et suivre en liberté la direction que lui impriment ses recherches personelles, il serait conduit logiquement à faire siennes les théories fondamentales de la psychologie d'Aristote. Il ne placerait plus la caractéristique du psychique dans la conscience, il accepterait, avec toute la portée qu'y donnent Aristote et les scolastiques, la notion qui considère l'âme, comme, la premiere entéléchie du corps vivant? Et l'âme, ainsi entendue, apparaîtrait

Betrachtet man die historische Entwicklung, welche die Philosophie besonders seit Hume und Kant gerade in Bezug auf die Auffassung des Substanzbegriffes durchgemacht hat, so kann eine Psychologie, welche den Begriff einer substanziellen Seele grundsätzlich ausschließt, gar nicht überraschen. Ist der Substanzbegriff ein Hilfsbegriff unseres synthetischen Denkens, ohne dass ihm auf dem Gebiete des Realen ein Correlat entspräche, gehört Substanzialität zu den Kategorien unseres Verstandes, nach welchen wir zwar das Materiale der Anschauung denkend verarbeiten, ohne dass wir aber berechtigt wären, für solche Denkformen in der Welt des Wirklichen auch Seinsformen vorauszusetzen, so muss einem philosophischen Denken, welches sich in solchen Bahnen des Subjectivismus bewegt, der Begriff einer substanziellen Seele etwas Unfassbares sein. Entweder oder also: entweder man verlässt diese Richtung eines alles zersetzenden Kriticismus und kehrt zur Metaphysik des „gesunden Menschenverstandes“ zurück, oder man hält den Standpunkt eines erkenntniskritischen Idealismus fest und weist die dem philosophischen Denken unzugänglichen Probleme der Geistigkeit und Unsterblichkeit einer substanziellen Seele dem Glaubensbedürfnisse des frommen Gemüthes zu: „Die völlige Unvergleichbarkeit der leiblichen und seelischen Vorgänge, die scheinbare relative Unabhängigkeit des Seelischen vom Leibe, wie sie in den Zuständen des Denkens und in der Macht des Willens zu Tage kommt, die von sittlichen Motiven geleitete höhere Wertschätzung des Geistigen, endlich der Wunsch des Menschen immer fortzudauern, dem doch die Thatsache des Todes als härtester Widerspruch entgegensteht: das alles verstärkte die Neigung, an Stelle der Einheit des Leiblichen und Seelischen die Zweiheit zu setzen; das Nebeneinander von Geistigkeit und Leiblichkeit, von Subjectivität und Objectivität, nicht als doppelte, zweiseitige Ansicht einer und der nämlichen Realität, sondern als ein Zusammenwirken zweier verschiedener und nur zeitweilig, gewissermaßen zufällig, verbundener Wesen aufzufassen.“ *)

Von Interesse ist es ferner, genauer zuzusehen, welcher Inhalt dem Substanzbegriffe von den Philosophen neuerer Zeit gegeben wird, wenn sie ihn schon als Hilfsbegriff der Psychologie oder einer monistischen Metaphysik gelten lassen. Wesentliche Merkmale des Substanzbegriffes

---

en toute vérité, comme ce concept empirique, dont on se sert partout où l'on fait réellement et avec succès de la psychologie empirique et non de speculation stérile.“ Mercier, Les origines de la psychologie contemporaine. p. 174, 216.

*) Jodl, Lehrbuch der Psychologie. S. 61.

seien die Einfachheit, Unveränderlichkeit, das Beharren im Sein, das Aus-sich-sein, welches jede Abhängigkeit von einem anderen ausschließt. Mit einer solchen Einfachheit vertrage sich nicht die Vielheit psychischer Geschehnisse, mit der Unveränderlichkeit und dem Beharren im Sein nicht das formenreiche Wechselspiel psychischen Lebens, mit dem Aus-sich-sein nicht die Beschränktheit und Abhängigkeit eines individuellen Seelenwesens.*) Substantia est id, cuius essentiae debetur esse non in alio war die Begriffsbestimmung, welche die aristotelisch-thomistische Philosophie für das substanzielle Sein aufstellte: mit einer solchen selbständigen Seinsweise, welche jede Inhärenz, jedes Getragenwerden durch ein anderes endliches Sein ausschließt, verträgt sich die Eigenart psychischer Lebensfülle sowie die Beschränktheit der individuellen Persönlichkeit sehr wohl. Eine derartige Auffassung des Substanzbegriffes nöthigt uns auch keineswegs, die Seele als etwas Stoffliches zu denken, wenn uns nicht die Formen ihrer Wirksamkeit, aus welchen wir auf ihre Natur schließen, dazu führen. „Ein Geist", sagt Jodl,**) „der nicht Function eines Wesens wäre, d. h. der nicht irgendwie zugleich in solchen Ausdrücken beschrieben werden müsste, welche vom materiellen Sein hergenommen wären, ist kein möglicher Gedanke. Diese Annahme führt nothwendig zu höchst seltsamen und unkritischen Speculationen über die Art und Weise, in der ein unräumliches Wesen, die Seele, auf ein räumliches Wesen einwirken, oder wie es, ohne selbst beweglich zu sein, durch Bewegungen körperlicher Elemente Veränderungen erleiden sollte. Die Vorstellung von einem Bewusstseinszustand bedingt die Vorstellung eines realen Wesens, welches dieses Bewusstsein hat, und niemand ist im Stande, sich eine rein geistige Realität vorzustellen." „Die sogenannte Materie, auf welche ein Reiz wirkt, der ein organisches Wesen trifft, ist in Wahrheit Geist —, nur darf man keinen Augenblick vergessen, dass auch dieser sogenannte Geist in Wahrheit Materie ist." ***) Ähnlich „Dualistisch, schreibt Jerusalem,†) ist die Weltanschauung des nicht philosophierenden Verstandes. Leib und Seele sind auf dieser Denkstufe, zwei

*) Vgl. Wundt, System der Philosophie. S. 289. „Gott ist die Substanz, und außer ihm gibt es keine Substanz, im letzten und absoluten Sinne, gibt es nichts, das an sich sein und begriffen werden könnte." Paulsen, Einleitung in die Philosophie. S. 136.

**) A. a. O. S. 70.

***) A. a. O. S. 40.

†) Einleitung in die Philosophie. S. 96.

verschiedene Wesenheiten, die eine Zeit lang zusammen sind und zusammenwirken. Die Vorstellung von der Seele ist aber dabei nicht streng immateriell. Die Seele ist ein Wesen, das für sich existiert und beharrt, und daher bleibt sie stofflich, so verdünnt und sublimiert auch ihre Stofflichkeit gedacht werden mag. Der philosophische Dualismus muss nun aus dem Seelenbegriff alles Materielle vollständig zu eliminieren suchen. Dies gelingt in vollkommener Weise nur dann, wenn man nicht den Begriff einer beharrenden Seelensubstanz zugrunde legt, sondern das Psychische immer nur als ein Geschehen auffasst, das, absolut unräumlich, nur einen zeitlichen Verlauf aufweist." *) Gegen derartige Ausführungen ist mit Rücksicht auf den oben dargelegten Substanzbegriff zu betonen, dass substanzielles Sein zunächst gar nichts anderes als selbständiges Sein besagt; über die materielle oder immaterielle Form desselben muss uns die Art der Wirksamkeit einer solchen Substanz belehren.

Eine Thatsache ist es besonders, welche ohne eine substanzielle Seele, die sich in den verschiedenen psychischen Vorgängen auslebt, nicht erklärt werden kann: die Einheit des Bewusstseins, die alle psychischen Geschehnisse einigende Identität des Ichs, die Einheit des synthetischen Denkens. Dagegen ist alle „Bündeltheorie" ohnmächtig, diese Eigenart unseres Innenlebens kann keine Verkettung der einzelnen psychischen Geschehnisse genügend begründen. Mag diese Verkettung noch so vielgestaltig und compliciert sein, sie kann höchstens zu einer einheitlichen Verbindung einer Vielheit führen, nie aber die eine solche Vielheit gewissermaßen identificierende Einheit des Ichs erklären: wenn es nicht ein und dasselbe Wesen ist, welches in jedem einzelnen dieser psychischen Vorgänge ergriffen wird, ist diese Einheit des Bewusstseins unbegreiflich.**) Auch die

---

*) Vgl. ebend. S. 90.

**) Jodl z. B. schreibt von der Einheit des Bewusstseins (a. a. O. S. 71.): „Schon auf der untersten Stufe ist die Einheit des Bewusstseins eine functionelle, keine punktuelle, und alle spätere Entwicklung zeigt nur eine Summation dieser Elemente (dass nämlich ein organisches Wesen vermöge eines Nervensystems befähigt ist, äußere Reize zu verinnerlichen und einen Zustand mit einem anderen zu messen und zu vergleichen, welche Vereinheitlichung nicht möglich ist ohne ihr physiologisches Gegenstück: die centripetale Leitung eines äußeren Reizes nach nervösen Centren, die Verbindung der in diesen Centren vorhandenen Zellen unter einander und jene Plasticität der Nervensubstanz, welche wir Gedächtnis nennen), keine durchgreifende Änderung. Denn auch die spätere Einheit beruht darauf, dass im Bewusstsein immerfort das Spätere an einem Früheren gemessen und auf dasselbe bezogen und so eine beständige Continuität hergestellt wird, vermöge welcher kein Phänomen isoliert, sondern jedes in einem bestimmten Zusammenhang eingeordnet erscheint. Die

reine Apperception*) oder die fundamentale Urtheilsfunction**) leisten diesen Dienst nicht, solange sie nicht mindestens als Äußerungen eines substanziellen Seelenwesens gedacht werden.

Mit dem nothwendigen Postulate einer substanziellen Seele hängt das Problem des Verhältnisses zwischen Leib und Seele, zwischen psychischen und physischen Processen aufs innigste zusammen. Es ist ja unleugbar, dass psychisches und physisches Geschehen im Menschen aufs innigste verknüpft sind: der Process der Sinneswahrnehmung, die mit Bewusstsein, infolge eines Willensentschlusses gesetzten Bewegungen unseres Körpers, die Abhängigkeit von den physiologischen Processen und den physischen Energien der Außenwelt, unter welcher der Verlauf des gesammten Seelenlebens steht, der Einfluss, welchen die Formen des Innenlebens auf die Functionen des Organismus ausüben, erweisen dies zur Genüge.***) Die moderne Psychologie, für welche der Begriff einer substanziellen Seele unannehmbar geworden ist, spricht angesichts dieser Thatsachen von einem psycho-physischen Parallelismus. Da ein Übergang aus dem Gebiete des Physischen in das des Psychischen undenkbar ist,†) bleibt gar nichts anderes übrig, als zwei Reihen von Geschehnissen, physiologische und psychische, anzunehmen, von denen eine jede als lückenlos wenigstens vorausgesetzt werden muss.††) Der physiologische Process, welcher z. B. in den Endigungen des nervus opticus anhebt, wenn dieselben von einfallenden Lichtstrahlen getroffen werden, setzt sich — wahrscheinlich in Form einer chemischen Veränderung der Nervensubstanz — fort bis zum Centralorgan des Nervensystems, ebenso wie der Zustand des motorischen Nerven, welcher z. B. die Bewegung irgend eines Handmuskels causal bedingt, in der Reihe physiologischer Causalität zurückverfolgt werden kann, bis zu den Centren der motorischen Nerven, ohne je zu einem psychischen Gliede zu kommen. Nur verlaufen parallel mit diesen Reihen physiologischer Causalität die Reihen psychischer Vorgänge, ohne dass aber zwischen den einzelnen Gliedern dieser Reihen untereinander das Verhältnis

---

Einheit des Bewusstseins in diesem Sinne erscheint gesichert durch die Einheit des Organismus, insbesondere des Gehirns, welches sich zwar auch entwickelt, aber so continuierlich, dass wir die verschiedenen Momente nicht zu sondern im Stande sind."

*) Vgl. Wundt, System der Philosophie. S. 388.

**) Bei Jerusalem, Einleitung in die Philosophie. S. 99, 90.

***) Vgl. Jodl, a. a. O. S. 65.

†) „Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte wie vom philosophischen aus trägt die Umwandlung physischer Energie in psychische, wie umgekehrt, alle Merkmale des Wunders an sich und ist daher aus der wissenschaftlichen Denk- und Sprechweise durchaus zu entfernen". Jodl, a. a. O. S. 63.

††) Vgl. Jodl, a. a. O. S. 60.

der Causalität angenommen werden dürfte. Nennen wir eine solche äußerliche Nebeneinanderstellung zweier Reihen von Processen, die mit einander gar nichts Gemeinsames haben, den occasionalistischen Parallelismus: von seinem Standpunkte aus ist die von dem Bewusstsein bezeugte Bedingtheit der psychischen Wahrnehmung durch physiologische Processe oder der willkürlichen Muskelcontraction durch gegebene Bewusstseinsinhalte und Willensimpulse einfach unerklärlich. Da jede Art causalen Zusammenhanges zwischen den beiden Reihen ausgeschlossen ist, muss eine jede Reihe ablaufen können, ohne dass die andere überhaupt gegeben ist.

Die Thatsache des Bewusstseins und der Erfahrung nöthigen daher bald zur Aufstellung der Theorie eines inneren oder Identitätsparallelismus: es ist ein Geschehen, das zwei Seiten hat. „Die physiologische und die psychologische Beschreibung eines und des nämlichen bewussten Zustandes oder Vorganges im lebendigen Organismus stellen zwei verschieden geformte, aber dem Sinn und Wesen nach identische Ausdrücke für denselben Vorgang, d. h. ein psychophysisches Ereignis dar; den nämlichen Inhalt in zwei verschiedenen Sprachen ausgedrückt; die nämliche Sache, aber das eine Mal von innen, das andere Mal von außen gesehen; das eine Mal direct in der Selbstwahrnehmung, das andere Mal nur indirect, d. h. durch die Sinnesorgane, zugänglich. Ebendarum stehen sie zwar nicht im Verhältnis causaler Abhängigkeit, wohl aber darf man sie wechselseitig als Functionen bezeichnen, da Nervenerregung und psychischer Vorgang beide Variable darstellen und mit jeder Veränderung der einen eine bestimmte Veränderung der anderen gesetzmäßig eintritt." *) Ist's aber ein und dasselbe Geschehen, wie kann es zwei Seiten haben, zwischen welchen ein derartiges Gegensatzverhältnis besteht, dass es absolut unmöglich ist, die eine auf die andere zurückzuführen? Woher nimmt eine solche Theorie die hinreichende Begründung dafür, physiologische Processe und psychische Geschehnisse als wechselseitige Functionen zu bezeichnen?

Begleiterscheinungen heißt es, sind die psychischen Geschehnisse, welche den Veränderungen organisierter Materie auf einer gewissen Stufe der Entwicklung ständig zur Seite gehen, ohne dass es möglich wäre, das plötzliche Auftauchen dieses Epiphänomens oder Paraphänomens des Bewusstseins zu erklären. **) Was hat aber dieses Auftreten des Bewusstseins in der Entwicklung des Organischen für eine Bedeutung, wenn jede causale Verknüpfung mit den physiologischen Lebensprocessen geleugnet werden muss? Da ist ja das Phänomen des Bewusstseins vollkommen überflüssig; es konnten

*) Jodl, a. a. O. S. 74.
**) Vgl. Jodl, a. a. O. S. 42, 76.

alle, auch die complicierteſten Zwecke mittels des bloßen Nervenmechanismus erreicht werden, da ja factiſch auch bei den höchſten intellectuellen Leiſtungen die phyſiologiſche Cauſalität keinen Augenblick unterbrochen wird. Dann aber iſt das Bewuſstſein nur ein wertloſer Ballaſt, ja eine geradezu verhängnisvolle Zugabe zum organiſchen Leben, in welches von ihm das furchtbare Phänomen des Schmerzes eingeführt worden iſt, und man begreift nicht, warum die mit dieſer Pandoragabe ausgeſtatteten Geſchöpfe ſich als die zum Überleben tauglichſten erwieſen haben ſollten. Und was vom Entſtehen des Bewuſstſeins, das gilt unter dieſer Vorausſetzung auch von ſeinem Verſchwinden unter dem Einfluſſe der Übung und Gewohnheit in den unwillkürlichen oder unwillkürlich gewordenen Bewegungen. Wäre das Bewuſstſein nichts weiter als ein ſubjectives Epiphänomen zu dem, was objectiv, phyſiologiſch in der neurocerebralen Thätigkeit geleiſtet wird, ſo würde es, wenn je durch einen ſeltſamen Zufall in der Lebenswelt entſtanden, durch die natürliche Ausleſe im Laufe der Entwicklung längſt wieder ausgeſchaltet ſein.*) Wenn Jodl dieſem Einwand mit den Worten begegnet: „Wir wiſſen nichts von jenen geheimnisvollen Tiefen der Natur, aus welchen, was uns als Geiſt und Materie erſcheint, gleichmäßig quillt; wir wiſſen nicht, ob mit einem beſtimmten Höhepunkte der organiſchen Structur das Bewuſstſein nicht nothwendig parallel geht, ob nicht der Fortgang der organiſchen Entwicklung, deren treibende Kräfte wir trotz Darwin noch lange nicht genügend verſtehen, die Steigerung des Bewuſstſeins zur zwingenden Folge hat“, ſo ſetzt er für die Entwicklung unſeres Sonnenſyſtems urſprüngliche Möglichkeiten voraus, welche den Bereich der Wirkſamkeit kosmiſcher Kräfte überſchreiten, da das Geiſtige als Product des Materiellen nicht denkbar iſt. Iſt ferner das Bewuſstſein „die letzte Blüte der organiſchen Entwicklung, ſo muſs der weſentliche Unterſchied zwiſchen thieriſchem und menſchlichem Seelenleben, zwiſchen ſinnlichem und geiſtigem Innenleben aufgehoben werden;**) das iſt aber bei der großen Verſchiedenheit, welche zwiſchen den charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten beider Formen des Seelenlebens beſteht, unmöglich.

Der methaphyſiſche Parallelismus, welcher bei Paulſen die Form der Theorie einer Allbeſeelung annimmt, iſt ſelbſt Jodl eine über die Bedürfniſſe der Löſung des Seelenproblems hinausgehende, alſo nicht berechtigte Hypotheſe.***) Er iſt Monismus ebenſo wie der metaphyſiſche Voluntarismus Wundts, nach welchem die Natur die Vorſtufe des Geiſtes ſein ſoll.

---

*) Jodl, a. a. O. S. 83.
**) Vgl. Jodl, a. a. O. S. 57
***) A. a. O. S. 38.

Die Theorie einer psychischen Energie, als deren Träger eine Äthersubstanz angenommen wird, verstößt trotz aller Hinweise auf die gegenseitige Bedingtheit des physischen und psychischen Geschehens im Menschen derartig gegen die Thatsache der Einheit und Identität des Selbstbewusstseins sowie gegen die Eigenart des intellectuellen Seelenlebens im Menschen, dass es unmöglich ist, dieselbe auch nur vom Standpunkte einer wissenschaftlichen Hypothese festzuhalten, ganz abgesehen davon, dass sie, consequent durchgeführt, zur Aufstellung materialistischer Thesen führen muss.*)

c) Schließlich will ich nur kurz auf einige Consequenzen des Standpunktes der neueren Psychologie hinweisen, welche mittelbar oder unmittelbar das ethische Gebiet streifen. Ist das gesammte Innenleben nur eine Begleiterscheinung der physiologischen Processe, ohne dass es für das Gesammtleben des Menschen, für seine Entwicklung als Naturding von actueller Bedeutung wäre, dann entbehrt das geistige Leben des Menschen alles höheren Wertes, alles Streben nach idealer Vollendung verliert angesichts der organischen, nothwendigen Gesetzen folgenden Entwicklung jede Bedeutung, sobald es den Menschen zu Idealen erheben will, welche das Gebiet des Materiellen überragen. Der Mensch wird auch praktisch zum höher entwickelten Thiere, das sich in seinem unersättlichen Unendlichkeitsdrange die Fiction persönlicher Unsterblichkeit erträumt hat, ohne dass derselben das nothwendige Getriebe des Naturgeschehens auch nur eine Möglichkeit offen ließe. „Die Thatsache des objectiven Geistes — des geistigen Milieus, der Gedanken, welche im bewussten Individium vorhanden sind, sofern dieselben durch Mittheilung übertragbar und namentlich soweit sie in Symbolen (Sprache, Kunstwerke, Maschinen, Gesetze, Einrichtungen) objectiv fixiert sind — neben dem organischen Zusammenhang der Generationen untereinander bildet die wissenschaftliche Realität dessen, was in volksthümlichen, mythologischen Glaubenslehren als Idee der persönlichen Unsterblichkeit des individuellen Geistes auftritt und von der dualistischen Psychologie, welche ein bloßes Abstractum des Denkens, die Seele, für ein reales Wesen, eine unkörperliche Substanz nahm, mit vielen nichtigen Scheingründen vertheidigt worden ist. Für denjenigen, welcher gelernt hat, das Leben der organischen Wesen als eine Totalität aufzufassen, innerhalb deren somatische und psychische Vorgänge zwar in Gedanken, aber niemals in Wirklichkeit getrennt werden können, bedarf es einer Widerlegung dieser scholastischen Beweise für die Unsterblichkeit des Individuums ebenso wenig, wie es für denjenigen, welcher auf dem Boden

*) Vgl. Jodl, a. a. O. S. 56, 63.

der heutigen Naturwissenschaft und ihrer Erkenntnis steht, einer Widerlegung des Wunder- und Dämonenglaubens früherer Jahrhunderte bedarf: .... Die individuellen Formen und Träger des Bewusstseins sind vergänglich und wechselnd; aber im Gesammtgeiste erhält sich fort, was irgend Wert hat, behauptet zu werden."*)

Was wird auf solchem Standpunkte aus jener höchsten Entfaltung unseres Seelenlebens, welche wir religiöses Fühlen, religiöse Erkenntnis, begeistertes Streben nach religiösen Idealen nennen? Welche Stellung daher die christliche Philosophie gegenüber einer solchen Richtung psychologischer Speculation nehmen muss, ergibt sich von selbst: die katholische Dogmatik muss einen solchen Seelenbegriff, dessen nothwendige Consequenz die Leugnung der persönlichen Unsterblichkeit ist, verwerfen.

III.

Schon am Beginne jener Entwicklung der philosophischen Reflexion, welche man als Philosophie der Neuzeit bezeichnet, tritt uns eine Auffassung des Seelenbegriffes entgegen, welche sich derartig in unser gesammtes Denken eingelebt hat, dass es für manche schon schwer ist, einen anderen Standpunkt bei der Bearbeitung psychologischer Probleme auch nur als möglich zu betrachten. Mit der Definition der Seele als res cogitans hat Descartes als charakteristisches Wesensconstitutivum der menschlichen Seele das Denken hingestellt und damit jene unversöhnliche Zweiheit in das Menschenwesen hineingetragen, welche jedes einheitliche Zusammensein von Leib und Seele, von Physischem und Psychischem im Menschen unmöglich zu machen scheint. Woran denkt der Gebildete unserer Tage, wenn er das Wort Seele hört? Doch nur an jene Thatsachen der Erfahrung, welche uns als Aeußerungen des Bewusstseins gegeben sind: an die Empfindung, an die Wahrnehmung, an das Denken, Fühlen und Streben. Alles andere, was die einheitliche Menschennatur noch aufweist, besonders die physiologischen Functionen unseres Organismus, sind ein diesem Seelenbegriffe vollständig fremdes Gebiet. Daher das stets wiederkehrende Problem, die Brücke aus dem Reiche des Physischen in jenes des Psychischen zu finden, ein Problem, welches von einem solchen psychologischen Standpunkte aus überhaupt unlösbar ist. Freilich drängt sich die Thatsache der Einheit des Menschenwesens der Betrachtung so energisch auf, dass es an Versuchen, den einmal aufgestellten Dualismus auf eine höhere Einheit zurückzuführen nicht gefehlt hat. Der Materialismus und spiritualistische Monismus sind zwei Ex-

*) Jodl, a. a. O. S. 164. Vgl. ebend. S. 82.

treme derartiger Bestrebungen. Den Identitätsparallelismus haben wir im vorhergehenden des näheren betrachtet.

Zum Schlusse möchte ich daher die Aufmerksamkeit des Lesers auf jenen Standpunkt philosophischer Speculation lenken, welchen der Altmeister christlicher Philosophie, Thomas von Aquin, einnimmt, auf jene Auffassung des Seelenbegriffes, welche — meines Erachtens — gerade in unseren Tagen noch immer zu wenig gewürdigt wird, vielleicht, weil man die Tragweite derselben nicht genügend beachtet. Freilich ist es nothwendig, dass wir uns von der oben erwähnten traditionellen Auffassung des Seelenbegriffes losmachen und die Seele nicht mehr bloß als Trägerin oder Schauplatz der psychischen Geschehnisse, der Bewusstseinsvorgänge betrachten. Ich möchte den Standpunkt, welchen Thomas von Aquin bei der Behandlung des psychologischen Problems einnimmt, den biologischen oder anthropologischen nennen.*)

---

*) «Les études rangées aujourd'hui sous le nom de psychologie imposent trop souvent à leur objet une restriction arbitraire en remplaçant par l'étude de l'âme l'étude du composé humain. L'intention du psychologue est d'étudier l'homme, les manifestations multiples de son activité, la nature du principe qui les émet. Mais sous l'influence d'idées dont on peut ne pas se rendre compte, il arrive qu'on se laisse aller à voir dans la nature humaine tout uniment le sujet que la conscience se révèle à elle-même, et l'on se persuade que ce qui échappe au regard interne de l'esprit n'est plus l'homme du psychologue, mais l'homme du physiologiste ou du physicien. Il en résulte que l'homme étudié en fait par le psychologue n'est point celui qu'il avait l'intention d'étudier. Ainsi déduites des informations exclusives de la conscience, les conclusions d'une telle psychologie sont peut-être applicables à un être idéal dont toute la nature serait de penser; mais à coup sûr elles ne se vérifient pas de cet être réel, en chair et en esprit, que nous sommes nous-mêmes, ... Existe-t-il, oui ou non, un être corporel, occupant l'espace, soumis aux agents physiques, composé de cellules vivantes, pourvu et de vertèbres et d'un système nerveux et d'organes des sens et, en surplus, doué d'une certaine activité psychique au moins égale á celle des types les plus élevés de l'échelle animale? En tout évidence, oui. Or l'objet d'une psychologie non prévenue, c'est cet être complexe, et nous l'appelons l'homme. Les philosophes de l'époque médiévale l'appellent un microcosme, pour marquer à quel point son opulente activité est une sorte de synthèse de toutes les énergies cosmiques . . . . La thése fondamentale de l'anthropologie, comme l'envisagent les scolastiques en face de la psychologie proposée par Descartes, consiste à affirmer l'unité substantielle de l'homme«. Mercier, Les origines de la psychologie contemporaine p. 292.

Es ist der ganze Mensch, sowohl in seinem Innenleben als auch in seiner körperlichen Erscheinung, die gesammte Fülle menschlichen Lebens, welche der Aquinate im Auge hat, wenn er die Seele als Wesensform des Menschen bezeichnet. Da gibt es kein Auseinanderreißen der wesenseinen Menschennatur in zwei unüberbrückbare Gegensätze*), da gibt es keinen Leib, der eine von der Seele unabhängige Existenz besäße**), in welchem also — an irgend einer Stelle — eine immaterielle Seele wohnt, welche mit all den physiologischen Vorgängen im Organismus gar nichts zu thun hätte.***) Ein Menschenwesen, eine Menschennatur, ein Menschenleben, welches sich in stufenweise aufeinanderfolgenden Formen physiologischer Processe, vegetativen, sinnlichen und geistigen Lebens auswirkt,†) ein substanzielles Lebensprincip: die eine menschliche Seele. Dieselbe Seele ist es also, welche wir als den activen Schauplatz unseres bewussten Innenlebens ebenso wie als Wesensform des ganzen Organismus betrachten müssen, solange er lebt,

---

*) Anima et corpus non sunt distantia sicut res diversorum generum vel specierum. Quaest. de anima. a. 9. ad 18.

**) Anima illud esse, in quo subsistit, communicat materiae corporali, ex qua et anima intellectiva fit unum ita, quod illud esse, quod est totius compositi, est etiam ipsius animae. I. qu. 76. ad 5. Corpus physicum organicum comparatur ad animam sicut materia ad formam, non quod sit tale per aliquam aliam formam, sed quia hoc ipsum habet per animam. Quaest. de anima. a. 9. ad 7. Cum forma perfectissima det omnia, quæ dant formae imperfectiores et adhuc amplius, materia, prout ab ea perficitur eo modo perfectionis, quo perficitur a formis imperfectioribus, consideratur ut materia propria etiam illiusmodi perfectionis, quam addit perfectior forma super alias, ita tamen quod non intelligatur haec distinctio in formis secundum essentiam sed solum secundum intelligibilem rationem. Sic ergo ipsa materia, secundum quod intelligitur ut perfecta in esse corporeo susceptivo vitæ, est proprium subiectum animæ. Quæst. de spir. a. 3, ad 2.

***) Simplicitas animae .. non est existimanda ad modum simplicis puncti, quod habet determinatum situm in continuo — sed anima dicitur simplex per hoc quod omnino caret quantitate et ideo non applicatur ad continuum nisi per contactum virtutis. Quaest. de anima a. 9. ad 18. Operationes animae distinguuntur in animales et naturales, ut illæ dicantur animales, quæ sunt ab anima secundum id, quod est proprium sibi, naturales autem, quæ sunt ab anima, secundum quod facit effectum inferiorum formarum naturalium. Quæst. de an. a. 9, ad 6.

†) Nulla alia forma substantialis est in homine nisi sola anima intellectiva . . . et ipsa sicut virtute continet animam sensitivam et nutritivam, ita virtute continet omnes inferiores formas et facit ipsa sola, quidquid imperfectiores formæ in aliis faciunt. I. Qu. 76. a. 4.

also Lebensfunctionen aufweist.*) Dann haben wir aber im menschlichen Körper nicht etwa nur eine Form physischen Seins vor uns, dessen Äußerungen eine mechanische Naturauffassung erschöpfend erklären könnte, sondern psycho-physisches Sein, die innigste Verbindung von Psyche und Materie. Von einem solchen Standpunkte aus ist es unberechtigt, einen Nervenprocess, welcher durch irgend einen Reiz veranlasst wurde, rein mechanisch bis zu irgend einer Stelle des Nervensystems zu verfolgen, um dann einen unvermittelten salto mortale in das Gebiet des Psychischen zu wagen, ebenso wie wir uns den Willensentschluss, welcher das psychische Antecedens irgend einer bewussten Bewegung an unserem Körper bildet, nicht als einen unfassbaren Stoß aus einer anderen Welt auffassen dürfen: die Erregung des belebten Nerven hat nicht bloß physischen, sondern psycho-physischen Charakter, dieselbe Seele, welche den Willensentschluss fasst, ist es, die jene motorischen Nerven als Wesensform belebt, welche die nächste Ursache irgend einer Muskelcontraction unseres Organismus werden.**) Eine solche Auffassung des anthropologischen Problems kennt weder einen occasionalistischen Parallelismus noch einen metaphysischen Monismus, sondern hält die Einheit und Individualität des Menschenwesens

*) Dicitur quod anima est actus corporis physici organici potentia vitam habentis, quia per animam et est corpus et est organicum et est potentia vitam habens. I. Qu. 76. a. 4. ad 1 In homine non est alia forma substantialis quam anima rationalis, et per eam homo non solum est homo sed animal et vivum et corpus et substantia et ens. Quaest. de spir. a. 3. Cum anima sit forma substantialis, non est aliqua alia forma substantialis media inter animam et materiam primam, sed homo ab ipsa anima rationali perficitur secundum diversos gradus perfectionum, ut sit scilicet corpus et animatum corpus et animal rationale. Quaest. de anim. a. 9.

) Homo vel animal cum dividitur in partem moventem et partem motam, non est haec divisio in solam animam et solum corpus, sed in unam partem corporis animati et animam. Nam illa pars animati corporis, cuius operatio est apprehendere et appetere, movet totum corpus. Sed si supponatur, quod pars intellectiva immediate moveat, ita quod pars movens in homine sit anima tantum, adhuc remanebit ratio secundum praehabita. Nam anima humana erit movens secundum id, quod est supremum in ipsa, scilicet per partem intellectivam; motum autem erit non materia prima tantum, sed materia prima, secundum quod est constituta in esse corporali et vitali **non per aliam formam nisi per eamdem animam. Unde non erit necessarium, ponere formam substantialem mediam inter animam et materiam primam. Quaest. de anim. a. 9. ad 6.

fest. Nach einer solchen Auffassung des Seelenbegriffes sind das Denken und alle höheren Gestaltungen psychischen Geschehens Formen menschlichen Lebens wie die Empfindung oder die Äußerungen des vegetativen Lebensprocesses; es ist eine Lebensfülle, welche in diesen verschiedenen Formen zur Darstellung gelangt.

Damit ist selbstverständlich der immaterielle Charakter des höheren Seelenlebens nicht im mindesten gefährdet. Die menschliche Seele ist eben eine Wesensform, welche keineswegs so vollständig in der Materie aufgeht, dass ihr kein von derselben unabhängiges Sein und Leben zukäme.*) Anderseits ist aber auch der innige Zusammenhang der höchsten Blüten menschlichen Seelenlebens mit dem Sinnenleben und den physiologischen Vorgängen im Organismus grundsätzlich gewahrt.**)

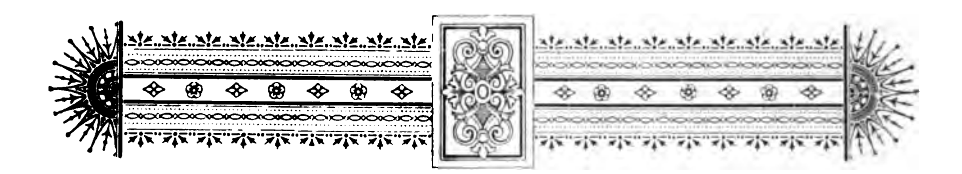
*) Quanto forma est nobilior, tanto magis dominatur materiæ corporali et minus ei immergitur et magis sua operatione vel virtute excedit eam. Unde videmus, quod forma mixti corporis habet aliam operationem, quæ non causatur ex qualitatibus elementaribus. Et quanto magis proceditur in nobilitate formarum, tanto magis invenitur virtus formae materiam elementarem excedere . . . Anima autem humana est ultima in nobilitate formarum. Unde in tantum sua virtute excedit materiam corporalem, quod habet aliquam operationem et virtutem, in qua nullo modo communicat materia corporalis. Et haec virtus dicitur intellectus. I. qu. 76. a. 1. Humana anima non est forma in materia corporali immersa vel ab ea totaliter comprehensa propter suam perfectionem; et ideo nihil prohibet, aliquam eius virtutem non esse corporis actum, quamvis anima secundum suam essentiam sit corporis forma. I. qu. 76. a. 1. ad 4.

**) Secundum naturae ordinem propter colligantiam virium animæ et corporis in uno esse compositi vires superiores et inferiores et etiam corpus invicem in se effluunt quod in aliquo eorum superabundat; et inde est, quod ex apprehensione animæ transmutatur corpus secundum calorem et frigus et quandoque usque ad sanitatem et aegritudinem et usque ad mortem: contingit enim aliquem ex gaudio vel tristitia vel amore mortem incurrere . . . Anima coniuncta corpori eius complexiones imitatur secundum amentiam vel docilitatem et alia huiusmodi. Similiter ex viribus superioribus fit redundantia in inferiores; cum ad motum voluntatis intensum sequitur passio in sensuali appetitu, et ex intensa contemplatione retrahuntur vel impediuntur vires animales a suis actibus; et e converso ex viribus inferioribus fit redundantia in superiores, ut cum ex vehementia passionum in sensuali appetitu existentium obtenebratur ratio, ut iudicet quasi simpliciter bonum id, circa quod homo per passionem afficitur Quaest. de verit. 26. a. 10.

In einer solchen Auffassung des Menschenwesens hat die empirische Psychologie als Vorstufe der Philosophie des Geistes ihre volle Berechtigung; denn ohne psychische Erfahrung ist es unmöglich, die Gesetze psychischen Seins und Wirkens, die Natur der Seele zu ergründen; agere sequitur esse, aus den psychischen Geschehnissen müssen wir auf die Natur des Seelenwesens schließen, welches sich in ihnen entfaltet. Auch die sociologische Psychologie findet da ihre Stelle, weil der Mensch, als animal sociale betrachtet, in der Entfaltung seines Innenlebens nicht bloß von Factoren seiner Individualität, sondern auch von der Umgebung, von der Gesellschaft abhängen muss.

So kann die christliche Philosophie, welche auf dem Boden der philosophia perennis steht, ihren Standpunkt wahren, ohne den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit, wissenschaftliche Einheit und empirische Genauigkeit und Gründlichkeit preisgeben zu müssen; sie ist im vollsten Rechte und ohne jede Schwierigkeit in der Lage, alle Resultate der modernen empirischen Forschung zu benützen, um sie zum weiteren Ausbau ihres metaphysischen Standpunktes zu verwerten.





Walter Crane.

Von

Ludwig Gall.

(Schluss.)

Was uns aber, wenn wir Cranes mannigfache Thätigkeit als bildenden Künstlers in Berücksichtigung ziehen, besonders interessiert, sind seine Anschauungen über alle jene Fragen der Kunst, die mit den das allgemeine Interesse berührenden Lebensfragen zusammentreffen. Er gehört wie schon früher angedeutet der Schule jener Männer an, die zu den Praeraphaeliten gezählt werden oder doch zu diesen in Beziehung stehen, die nicht nur schaffend thätig waren, sondern auch als trefflich gerüstete Ritter des Geistes die Feder gleich dem Pinsel führend die Ideale ihrer Kunst zu vertheidigen verstanden. Ruskin, der Anwalt dieser Richtung, der heute als ein führender Geist in England geachtet wird, fand mit seiner Meinung die Anerkennung der besten unter den Männern, denen es schon lange zum Bewusstsein gekommen war, dass unter der glänzenden Hülle eines geschäftlichen Aufschwunges, der leichteren Vermittlung der Genüsse und Annehmlichkeiten des Lebens sich Krebsschäden bargen, die in ungebändigten Leidenschaften, einer verderblichen Genusssucht und der gänzlichen Verleugnung aller Gedanken der Nächstenliebe ihren gesicherten Nährboden gefunden hatten. Schon Tennyson, der von seiner Königin wie vom Volke gleich geehrte Barde, hatte in seinem Gedichte „Maud" gegen die hässliche Tyrannei des Industrialismus protestiert.

In einem Lande, wo Dante und Milton in ihren Werken den aufstrebenden besten zeitgenössischen Männern die Labe bieten, an der sie sich im Streite um die höchsten Güter kräftigten, musste wohl eine echte Künstlerindividualität, die ein klares Empfinden für die Unterscheidung des Wahren vom Falschen, des Erhabenen vom Niedrigen, des Schönen vom Hässlichen besitzt, zu Worte kommen und über die Fragen der Kunst Meinungen abgeben, die unter einer immer zur Urtheilslosigkeit neigenden Menge ungefähr dieselbe Wirkung hervorbrachten wie jene ersten Bilder der früher gedachten Schule.

Walter Crane war, wie bereits erwähnt, auch im Vereine mit dem im Jahre 1896 verstorbenen William Morris thätig, von welch letzterem von einem berufenen Würdiger gesagt wurde, „dass er für alle jene ein Wohlthäter ohne Gleichen gewesen, welche die Restauration des Schönen für das moderne Leben anstreben, dass er unsere erreichbarsten und unschuldigsten Freuden erheblich vermehrte."

Wer mit einem solchen Meister als Gleichberechtigter gearbeitet und gestrebt, sich in den verschiedensten Zweigen künstlerischen Schaffens bethätigte und zugleich Gelegenheit fand, tiefe Einblicke in das wirtschaftliche und sociale Leben der Gegenwart zu thun, dessen Worte haben Gewicht und Bedeutung. Wir können daher die aphoristischen Bemerkungen über diesen Künstler nicht besser vervollständigen, als wenn wir einige Proben seiner Anschauungen geben, die er in dem Buche «Claims of decorative art» niederlegte.

Diese bestehen für ihn vor allem darin, dass man Wesen und Bedeutung der Decoration schätze und ihr dementsprechend eine würdige Stelle in der Kunst anweise. Es sei für die Entfaltung der decorativen Kunst nicht ausreichend, wenn wir uns darauf beschränken die „Trümmer und Fragmente" einer längst geschwundenen Kunstperiode zu sammeln, sondern es müsse vielmehr das in uns lebende Bewusstsein für die Schönheiten der Kunst zu einem Gemeingute gemacht werden, das nicht aus Mangel an Förderung zugrunde gehen sollte. „Soll dies nicht geschehen, so muss ihr ein neues Vaterland erstehen, und ihr das zu schaffen ist die Pflicht der decorativen Künstler. Diese sind in Hütte und Palast die Schatzhüter und Verwalter dieses Gemeingutes an Schönheit, denn jeder von ihnen, sei er nun Architekt, Bildhauer oder Maler, beeinflusst bewusst oder unbewusst dadurch, dass er sich in Farbe, Form und Idee im großen und ganzen stets treu bleibt, allmählich den öffentlichen Geschmack der Mit- und dadurch auch den der Nachwelt. Hier aber liegt ein besonderes charakteristisches Merkmal und Kennzeichen der decorativen Kunst." Gegenüber diesem Momente der Geschmacksbildung treten alle anderen Erwägungen, insbesondere die „des kunstvollen Hervortretens der Ideen" in den Hintergrund.

„Ornamentale Wirkung, Sympathie, Harmonie, das sind vor Allem die Grazien, denen sich der Decorateur anbefehlen muss, und sollten gleich noch so viele anderweitige Erwägungen auf ihn einstürmen."

Crane tritt auch der so häufig anzutreffenden Meinung entgegen, dass die decorative Kunst immer die flüchtige Behandlung bedinge, ein Vorurtheil, das in erster Linie dadurch entstehen mochte, dass dieselbe zumeist große Flächen zu zieren hatte, was an und für sich leicht zu einem solchen führen

konnte. Vielmehr ist deren Aufgabe „sich der Umgebung und dem Material möglichst innig anzuschmiegen das Fundamentalgesetz aller Decoration."

Er prüft ferner die decorative Kunst hinsichtlich der reichen Hilfsquellen, die ihr an figürlicher wie emblemischer Darstellung zur Verfügung stehen; sie sei „ausdrucksfähiger als z. B. die reine Malerei, denn sie wurde zu einer Sprache, einer gemalten Schrift. Welche verblasste Vorstellung von den Völkern des Alterthums müssten wir haben, wenn uns all deren hinterlassene Kunstdenkmäler verloren gegangen wären! Und diese Kunstdenkmäler, auf die wir unsere Erkenntnis stützen, was sind sie? Decorative Kunst, nichts als decorative Kunst vom primitiven Schmuck des Höhlenbewohners an bis zum gewaltigen Friese des Parthenon."

Hieran darf man wohl die Frage knüpfen, was von der modernsten decorativen Kunst, die so vielfach als ziemlich fragwürdiges Product eines rücksichts- und gewissenlosen, industriellen Wettbewerbes anzusehen ist, die Probe der Jahrhunderte bestehen wird? Will man dieselbe beantworten, und sieht man genauer zu, dann kommt man vielleicht auch dazu zu sagen: „Da liegt es, das moderne Leben mit all seinem Luxus und rastlosen Drängen, mit seinen immer weiter um sich greifenden, schon jetzt in ihrer Riesengröße öden und trostlosen Städten, und dort lugen auch bereits unter der vermoderten, wurmzerfressenen Hülle einer scheidenden Kulturepoche hie und da die Umrisse hervor des Gerippes einer neuen Weltanschauung, einer neuen Wirtschaftsordnung". Wie, fragt sich da Crane, der tief blickt und dem die Gebrechen in ihrer Rückwirkung auf die veredelnde und nutzbringende künstlerische Arbeit nicht fremd sind, wird der Kampf zu bestehen sein, den das Streben der echten Kunst zu führen hat mit „den Unholden dieser Zeit, die sich hinter üppigen Palästen verschanzen und daherkommen prunkend in Rüstungen aus Gussstahl und Spiegelglas?"

Crane ist sich darüber klar, dass dies schwere Zeiten für die Kunst sind, wo der Kampf um die Nothdurft des Lebens sich stündlich über weitere Kreise verbreitet. Jene Kunst, die niederen Zwecken und nicht dem wahren Bedürfnisse dient, hat daher in solchen Zeiten kein Recht Bedacht für sich zu fordern.

„Nun kommt es eben darauf an, was wir unter Kunst verstehen. Verstehen wir darunter den tollen Trödelplunder und das gemeine Behagen eines im eigenen Golde erstickten Reichthums, einer verrückt gewordenen Modelaune, jene Schminken, Schönheitspflästerchen, mit denen man sich bemüht das Antlitz unserer modernen Gesellschaft zu glätten und herauszuputzen, damit nur ja alle die tausend Runzeln und Fältchen verborgen bleiben, welche eine zu offene Sprache predigen würden? Verstehen wir darunter jenen erbärm-

lichen Lohnsclaven eines aufgeblasenen Protzenthums, dessen Launen und Hirnverbranntheiten es zu schmeicheln gilt, einen Hanswurst der Komödie, stets zur Hand mit billigen Narrenpossen, gezwungen um Beifall, sei es auch nur gerade augenblicklichen, zu betteln, damit der arme Teufel nur nicht verhungern muss? Oder verstehen wir endlich darunter die Notierungen des Weltmarktes, gilt uns ein fabelhafter Preis als Maßstab, beurtheilen wir den Wert eines Kunstwerkes darnach, ob man es auch mit Gold aufwiegt, während es vielleicht der eigene Schöpfer für jedes Schmachangebot verschleudern musste? Verstehen wir das unter Kunst? Oder verstehen wir nicht vielmehr darunter jenen süßen, rührenden Zauber, der uns gleichsam aus uns selbst herauslöst, jenen Genius der Schönheit und Harmonie, welcher jedwedes Ding weiht, das sein Hauch streift, welcher weder Massen noch Kasten kennt, der eine die Allmenschheit umschlingende Sprache predigt, der, ein Freund der Freiheit und Brüderlichkeit, Ordnung stellt an Stelle der Zerrissenheit, Milde an Stelle der Gewalt; der kein Gegenstand des Privatbesitzes ist, nein, der uns allen gehört, dessen Wert und Wichtigkeit sich weder in Goldeswert ausdrücken, noch durch Goldesmacht beeinflußen lässt, sondern der lediglich auf menschenwürdigen und also auch noch zu Hoffnungen berechtigenden Daseinsbedingungen eines Volkes begründet ist? Verstehen wir nicht das unter Kunst? Jene Erscheinung nämlich, die sich uns auf Schritt und Tritt aufdrängt, die uns entgegentritt in Gestalt unserer Schaufel, unserer Pflugschar mit ihrem der Zweckmäßigkeit mit liebevoller Sorgfalt angepassten Curven und Constructionslinien; jenes Princip, von dem ein jeder, sei es auch der einfachste, selbstverständlichste und alltäglichste, Gebrauchsartikel unseres Lebens und Wirkens durchdrungen ist, durchdrungen bald mit der Absichtlichkeit einer zweckbewussten und wohlberechneten Ausschmückung unserer Wohnungen, bald in der mehr zufälligen Anordnung des Gusses, des Schnitzwerkes, des Musters unserer Möbel, von dem Präsentierbrett mit der Wassercaraffe bis zur Tapete an der Wand."

Cranes Bemerkungen, welche die Popularisierung echter Kunst begehren, klingen nicht umsonst in die Erwähnung der künstlerischen Ausschmückung unseres Heims aus. Hat doch der Engländer in seiner ins Riesenhafte herangewachsenen Metropole, seiner nimmerrastenden geschäftlichen Thätigkeit einen umso empfänglicheren Sinn für das, was sein Haus behaglich und angenehm macht. In diesem Sinne und zu diesem Zwecke ist jede Kunstbestrebung dienlich, die sich zum Ziele setzt die harten Lebensbedingungen der Menge zu erleichtern, die Stunden der Erholung zu verschönen, Blicke in die sonnigen Gefilde der Freude durch Vermittlung eines edlen Genusses zu ermöglichen.

„Wenn wir aber unsere Kunst hineintragen wollen in die Hütten des Volkes, so müssen wir zunächst darauf sehen, dass dieses Volk überhaupt ein Heim besitzt, ein Heim, das ihm gesicherter ist als durch die Garantie einer auf acht Tage im voraus bezahlten Miethe, ein Heim, in das er sich nicht nur flüchtet, um nach einer zehn-, zwölf-, sechzehn- ja wohl gar achtzehnstündigen harten Arbeit rasch einmal für ein paar Augenblicke die müden Augen zu schließen."

Selbstverständlich darf die Noth nicht vorherrschen, wo man sich des Schönen freuen soll, und „für ein Haus, wo Schmalhans Küchenmeister ist, gibt es keine bessere Decoration als einen tüchtigen Schinken."

Eine gewisse Sicherheit und Ordnung in der Lebensführung ist die erste Vorbedingung für die Kunstempfänglichkeit. Im Volke selbst fand die Kunst, als ihre Existenzbedingungen im weiten Umfange vorhanden waren, den Boden zu freier, selbständiger und eigenartiger Entwicklung. Diese goldenen Tage rühmt Crane, wenn er sagt: „Die Herrlichkeiten der antiken Kunst strahlten in verschwenderischer Pracht von den Staatsgebäuden und öffentlichen Denkmalen. Dort konnte sie Jedermann sehen, der Bürger konnte sie in Muße bewundern, selbst dem sonst so rechtlosen Sclaven war dies gestattet. Die Dome des Mittelalters, diese großen Sammelstätten aller Kunstzweige, standen jederzeit zum Besuche und zur Erbauung der Bevölkerung offen. In jenen glücklichen Tagen prunkten noch die Straßen in Zieraten und Farben und trotz des finsteren Despotismus, der in vieler Hinsicht auf den breiten Volksschichten lastete, war das Leben selbst doch voll Sonnenglanz und Romantik; kannte es auch noch keine Kunstausstellungen, so kannte es dafür auch nicht jene pfenniggierigen Hungerleider und jenen thalerklingenden Protz, mit welchen Jammerbildern wir die Öde unseres jetzigen Seins ausfüllen müssen."

Das Einst gegen das Jetzt gehalten, das bei vielen Vergleichen zu trüben Betrachtungen führt, bringt uns gerade in den Dingen der Kunst zu den wenigst erfreulichen Rückblicken.

Den Anforderungen der Zeit entsprechend, die mit ihrem gesteigerten Wettbewerb den Einzelnen immer mehr dazu brachte, auf sich selbst gestellt zu bleiben, das öffentliche vom privaten Leben streng zu trennen, verlor auch die Kunst immer mehr den öffentlichen Charakter und wurde eine Privatsache. Der Öffentlichkeit dient sie heute eigentlich nur mehr in den Museen und Gallerien, in den relativ wenigen wirklich monumentalen Gebäuden. Bitter tadelt Crane die geschäftsmäßige Bewertung der Kunst und ihrer Werke, die — unausbleiblich war. In einem Ausbruche seines Unmuthes nennt er die Museen „reine Warenmagazine, vollgepfropft mit den köstlichen

Reliquien und Fragmenten jener Tage, da die Kunst noch etwas frisches Leben Athmendes, täglich sich aus sich selber neu Gebärendes war. Heute gleichen — wenn man von den paar Studierenden absieht — diese Museen mit all ihrem unschätzbaren Inhalt reinen Todesthälern voll fossiler Knochen."

Den weiteren Niedergang des allgemeinen Kunstsinnes bewirkt ferner das moderne Wirtschaftssystem, das Kunst und Gewerbe immer mehr trennt. Denn was wir heute Kunstgewerbe nennen, gibt uns auch nicht annähernd von dem einen Begriff, was es einstmals gewesen, als es noch ein wirkliches Kunsthandwerk gab. Heute kann man nur mehr sagen: „Kunstgegenstände mögen auch wohl noch für das Volk hergestellt werden (um sie ihm nämlich zu verkaufen) aber sie werden nicht mehr durch das Volk verfertigt."

Das aber ist der größte Schaden, den die Arbeitstheilung mit ihren Consequenzen in künstlerischer Beziehung angerichtet hat, indem dadurch die Originalität der Erfindung und des Schaffens geradezu vernichtet wurde. An Stelle der Eigenartigkeit künstlerischer Erfindung trat die durch die Berechnung des kaufmännisch Calculierenden bestimmte Erzeugung, des Fabrikanten, der bald erkannte, dass es weit klüger sei, dem auch noch so sehr irregeleiteten Geschmack des Publicums als den Gesetzen der Schönheit zu gehorchen. Die Kunstübung wurde aus der eigentlichen Werkstatt in die Fabrik übertragen, wie wir selbst aus der traulichen Stube mit ihren ganz eigenthümlichen Zaubern in den hellerleuchteten Salon mit seinen Luxusmöbeln ausgewandert sind, in dem wir den anderen zeigen wollen, was wir haben — um zu verbergen, was uns fehlt.

Dass Crane, der mit seinen Anschauungen und Erfahrungen durchaus nicht in die Grenzen seines Ateliers gebannt bleibt, die moderne Wirtschaftsordnung geißelt und von einer „Capitalsoligarchie" spricht, darf uns bei dem Dichter-Maler nicht erstaunen machen, dem Manne, der sich für die Leiden seiner Mitmenschen ein fein empfindendes Herz gewahrt und in den Contrasten des englischen Lebens reichen Stoff findet, um darüber bitteres Weh und glühenden Zorn zu empfinden. Es ist nahezu selbstverständlich, dass hierbei unser Autor mitunter auch gewisse traurige, sociale und wirtschaftliche Zustände geißelt. So macht Crane u. a. über die künstlerische Allegorik, wie sie eine theilweise Bethätigung in den illustrierten politischen Journalen Englands z. B. dem Londoner „Punch" findet, die folgende Bemerkung: „Ein anderes wirkungsvolles Sujet würde die Symbolik der Beziehungen zwischen Capital und Arbeit liefern, und zwar unter Zugrundelegung der hindustanischen Vorstellung vom Weltall, nach welcher die Welt auf dem Rücken eines Elephanten lastet, der seinerseits wiederum auf einer Schildkröte steht. Genau ebenso fußt die moderne Welt des Reichthums und des

Luxus auf dem Capitalbesitz, dem Elephanten, dieser stützt sich auf die Arbeitermassen, die Schildkröte, welche auf diese Weise weder vor noch zurück kann ohne die gütige Erlaubnis des urmächtigen Elephanten und seines allergnädigsten Herrn Reiters. Um die ganze Geschichte noch etwas wirkungsvoller zu gestalten, könnte man dem Rüsselthiere ja zwei Goldstücke in seinen verlängerten Riecher stecken, der dummen Schildkröte aber nur eins in den ungewaschenen Schnabel. Selbstverständlich müsste das Amphibium einen ziemlich verschnupften und brummigen Eindruck machen, und die ganze Situation hätte einen ungemüthlichen, unsicheren Anstrich zu tragen — unsicher, wie dies ja auch den thatsächlichen Umständen entspricht, denn diese sind widernatürlich und im höchsten Grade ungerecht."

Wir haben diese Stelle wegen der glücklichen Verwendung der hindustanischen Sage gebracht, ohne mit dem in derselben ausgesprochenen Gedanken vollkommen einverstanden zu sein. Weit milder und sympathischer erscheint uns die nachstehende Äußerung, die ja in einem gewissen Sinne das socialpolitische Programm Cranes enthält. „Jeder, der ein Herz hat für Menschenfreiheit, für Gerechtigkeit, und der alle seine Handlungen, soweit ihm dies möglich, nach dem Princip der Gleichheit und Brüderlichkeit, die ja schließlich nichts anderes bedeuten als werkthätige Nächstenliebe, richtet — jeder, der so handelt, nicht als ein sich selbst verleugnender Ascet, sondern weil er auch wirklich die größte Glückseligkeit darin findet — der, sage ich, hilft unser Ideal verwirklichen, der trägt seinen Baustein mit bei zu dem gewaltigen Gebäude menschlichen Schaffens und menschlichen Fortschritts." Das aber ist der Standpunkt, auf den man sich stellen wird müssen, um allen billigen Forderungen der Zeit gerecht zu werden, nämlich jener der jeden Widerstreit der Interessen allein und wahrhaft ausgleichenden Nächstenliebe, den wir anzuerkennen vermögen. Ganz richtig ist es auch, dass er allein segenbringend war zu allen Zeiten, er, der seinen vollendetsten Ausdruck in den Worten der Bergpredigt gefunden.

Zum künstlerischen Schaffen zurückkehrend finden wir den Ausspruch, dass der gegenwärtige wirtschaftliche Wettbewerb vornehmlich die Erzeugung jener Producte fördert, in welchen dem Verlangen der meist bizarren und vergänglichen Mode des Tages gehuldigt wird. Bestimmend hierfür wirkt die ausgesprochene Absicht auf die Erreichung des möglichsten Gewinnes, eine Absicht, die in ihrer rücksichtslosen Verfolgung des angestrebten Zieles keinen Raum zu schaffensfreudiger, sich selbst genügender Kunstthätigkeit übrig lässt. Während man dies von der Masse der heutigen Erzeugnisse sagen kann, die einstmals Veranlassung zur vollendetsten Kunstthätigkeit gaben, muss auch der völligen Trennung zwischen Künstler und Handwerker als

einer nothwendigen Folge des Niederganges des eigentlichen Kunsthandwerkes gedacht werden. Von den Maschinen, die in diesen Umgestaltungsprocess mächtig eingriffen, sagt Crane, dass sie „dort gar trefflich am Platze sind, um dem Menschen zu dienen und ihm eine übermenschliche Arbeit abzunehmen, nie aber, was leider der Fall ist, zu seinem Tyrannen und einer Profitquelle für wenige Einzelindividuen werden durften, nie dem Menschen jene durchgeistigte Arbeit mit aller ihrer Abwechslung, Anregung und Herstellungsfreude entreißen durften, welche wir als Handwerk, als Kunsthandwerk, bezeichnen."

Wir müssen uns wohl fragen, ob diese gerechtfertigte Forderung jemals noch im wesentlichen zu erfüllen sein wird, ob es möglich sein wird, so einzugreifen in die Speichen des unablässig kreisenden Rades des Fortschrittes, um es dann zum Stillstande zu bringen, wenn es mit seinen mächtigen Bewegungen dem bestehenden Guten Verderben bringt? Unter diesen Einflüssen, wie sie jetzt in Geltung sind, musste natürlich auch die häusliche Kunst zugrunde gehen. Mit ihr stirbt die ursprüngliche dem Bedürfnisse und dem eigenen Geschmack dienende Volkstracht aus und erscheint jener eigenthümliche nationale Kunstsinn gefährdet, der allein ebenso eigenartige als schöne Blüten reifen lässt. Wo sich aber die häusliche Kunst überhaupt noch erhält, flüchtet sie sich vor dem Fortschreiten der Maschine in den stillen Frieden der entlegenen Thäler, nur an geringen und zur Zeit wenig geachteten Proben weisend, welche Ursprünglichkeit und Kraft ihr innewohnt.

Unter welch schweren Bedingungen auch der nationale Kunstsinn sein Dasein fristen mag, immerhin ist er unverwüstlich und würde sich, „wenngleich plötzlich mit einem Schlage alle Zeugnisse und Spuren der gegenwärtigen Kunstepoche von dieser Erdoberfläche verschwänden, doch ganz von selbst eine neue Kunst mit durchaus neuen Formen schaffen."

Ferner ist auch der Unterricht durch die Kunst, durch die Sammlungen unserer Museen und sonstigen Anstalten lange noch nicht genug verbreitet, um volksbildend genannt werden zu können. Entgegen der früheren Kunstbethätigung für die Menge, die die besten Werke auf dem Markte, in den Straßen und Cathedralen zur Schaustellung brachte, arbeitet nun der Künstler zumeist für die wenigen Reichen, die ihn bezahlen können. Was an Staatsaufträgen und solchen für die Öffentlichkeit abfällt, das sind kärgliche Krumen für die sich um des Lebens Nothdurft Drängenden. Auch fehlen der Kunst die großen Aufgaben, die ihnen vornehmlich die Religion stellte, in deren Lösung die besten der Meister Befriedigung und Förderung fanden. Sie ist, die relativ wenigen Beispiele ausgenommen, zumeist dazu gekommen

dem Behagen und Comfort einzelner zu dienen und kommt endlich über der leidigen Existenzfrage gar nicht dazu an den hohen Beruf zu denken, dem sie dienen sollte.

„Es können dergleichen Zustände uns nicht Wunder nehmen, die Kunst ist nun einmal zum Spiegelbild ihrer Zeit vom Schicksal prädestiniert."

Crane hofft nun von einer verbesserten, durchaus nicht umgestürzten Gesellschaftsordnung, in der die bestehenden Gegensätze gemildert wären, ein neues Lebensideal. „Dieses sollte Religion, Sittengesetz und wirtschaftliche Vorzüglichkeit in einem einzigen großen Ganzen vereinigen. Sind wir erst völlig befreit von der Classenherrschaft und den zersetzenden Einflüssen des erbitterten geschäftlichen Concurrenzkampfes, so würde eine richtige Durchführung dieses Ideals für uns gleichbedeutend sein mit der Gründung einer einheitlichen öffentlichen Meinung, gleichbedeutend mit der ausgesprochenen Neigung zu einer alle umspannenden Menschlichkeit." In einer solchen Gesellschaft, in der der Concurrenzkampf um den Besitz nicht mehr mit seiner heftigen Verderblichkeit wüthen könnte, wäre dann auch Raum für ein künstlerisches Schaffen, das nicht allein von der Frage nach dem Gewinne abhienge.

Crane meint, dass in einem idealen Zukunftsstaate, wie ihn beiläufig Bellamy in seinem „Rückblick aus dem Jahre 2000" schildert, der beste Boden für die Entwicklung der Kunst zu finden sein würde und dass in einem solchen Gemeinwesen wohl nicht einzelne Werke mit Hunderttausenden bezahlt würden, dass aber Freiheit wie Ansporn genug zu finden wäre, dass ein Raphael erstehen könnte. In einem solchen Staate denkt er sich die vielseitigsten Künstler, die nach Vollendung strebend sich jenen Beispielen nähern würden, als die uns ein Dürer oder Holbein vor Augen stehen, „die heute ein Haus bauten und morgen einen Edelstein schnitten, die mit derselben Leichtigkeit ein neues Costüm ersannen, wie sie den Titelkupfer eines Buches stachen oder ein Bild malten."

Mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln sei daher diese Vielseitigkeit wieder anzustreben! Auch ist es richtig, dass wir „inmitten der Hochflut der Erfindungen auf mechanischem Gebiete und ungeachtet des rastlosen Schaffens immer vollkommenerer Maschinen allmählich ganz von selbst zur Hand zurückkehren als der großartigsten Maschine, die es überhaupt geben kann. In unseren handelsindustriellen Errungenschaften, welche doch von jeher der Gegenstand so überschwenglicher Lobeserhebungen gewesen sind, liefert das einen ganz eigenthümlichen Commentar über dem Alles betäubenden Sausen der Maschinen in diesem Jahrhundert der sich unaufhörlich überstürzenden Erfindungen, in dieser Zeit, die sich die Dampfkraft unterjochte zum Dienste

jeglichen weiteren Fortschrittes, jeglicher Production, und zwar dergestalt unterjochte, dass letztere den Typus des eigentlichen Handwerks fast ganz aufsog, indem sie es fertig brachte, dass der Mensch oft zu einem bloßen Zugehör der Maschine herabsank — inmitten all dieses Getriebes dämmert plötzlich in uns die Erkenntnis auf, dass wir nahe daran sind, jeglichen Sinn für Schönheit, jedes künstlerische Fühlen, allen Schwung geistiger Schaffenskraft gänzlich zu verlieren, kurz, dass unser Tagewerk, falls dieses nicht gar schon geschehen, wenigstens unmittelbar davor steht, jeglichen Reizes und Interesses beraubt zu werden. Fast instinctiv fühlen wir, dass wir in diesem Verzicht auf Schönheit nach Außen, Glück im Innern, einen Judaspreis bieten für den brutalen Fortschritt unserer Zeit und dass selbst die augenscheinliche Verbilligung fast sämmtlicher Producte, die man gern als einen großen Fortschritt bezeichnet, im Grunde doch nichts anderes besagt als Vernichtung des Menschenwertes und der Handarbeit."

Im Rückblick auf das freudige und fröhliche Schaffen vergangener Tage, in denen die Lebensbedingungen der großen Menge von Arbeitenden ähnliche waren und keine so weit klaffenden und Verderben bringenden Contraste aufweisen, ist dieses düstere Bild der heutigen Arbeit entstanden.

Unter diesen und ähnlichen Gesichtspunkten prüft nun Crane jede Art der künstlerischen Thätigkeit, und helle Strahlen lässt seine scharfblickende Erkenntnis auf alles fallen, was ihm ungesund und fehlerhaft erscheint. Von diesem aus erwägt er, was die moderne Malerei und Bildhauerkunst der Decoration — der, wie wir über seinen socialpolitischen Betrachtungen nicht vergessen dürfen, seine Studie gilt — dem ernstlich Strebenden bietet.

Was echte, wirkliche, aus einem gesunden Schönheitsbedürfnisse hervorgegangene Kunst ist, muss demjenigen, der nach künstlerisch wertvoller Decoration aussieht, reichen Stoff bieten. Was findet nun nach Crane ein strebsamer Decorateur in dieser Beziehung in der modernen Malerei, wenn er einen Ort, an dem das Beste vom Tage vereint sein soll, eine Ausstellung besucht? „Selbstverständlich wird er die Ausstellung in der Hoffnung betreten etwas zu finden, das seinen hohen Erwartungen wenigstens einigermaßen entspricht, wenn es diese auch nicht völlig erfüllt; er wird glauben, dass die Malerei, die als Kunst doch ungleich höher steht als das Kunsthandwerk, ihm zunächst nun auch einen weit erhabeneren Gedankenflug offenbaren, ihm viel gewaltigere Anregungen bieten müsse — nämlich eine nur durch die vier Seiten des Rahmens (der gleich der Fassung einer Gemme doch auch nur zur Steigerung des Gesammteffectes dienen müsste) beschränkte, sonst aber schrankenloseste Ausnützung dessen, was an Sauberkeit der Zeichnung, Colorit und sorgsamer Durchführung der Technik überhaupt nur geleistet

werden kann. In einer Kunst=Ausstellung müsste, so würde unser Decorateur dann richtig folgern, ganz abgesehen davon, was sich sonst an pathetischem Schwung, dramatischer Wirkung, stimmungsvoller Poesie in ein Gemälde hineintragen läſst, auch die rein decorative Seite nichts zu wünschen übrig lassen und über allem Zweifel erhaben sein. Auf was fallen aber in Wirklichkeit seine Blicke? Schon durch den Gesammt=Eindruck, den die Ausstellung als solche macht, fühlt er sich gleich von vornherein abgestoßen, und wie könnte dem auch anders sein, ist doch da eine Unzahl von bereits im Entwurfe verfehlten Leinwandfetzen, alle in protziger, goldener Umrahmung, ganz ohne die geringste Rücksicht auf Harmonie, sei es bezüglich des Sujets, sei es bezüglich der Farbenwirkung, durchaus willkürlich durcheinander gewürfelt. Hier scheint ein flott aufgefasster Menschenkopf aus einer schwindsüchtigen, fade flimmernden Mondscheinlandschaft förmlich entsetzt hervorzustürzen; dort hängt das grausigste Schauerstück friedlich neben dem tollsten Schwank; der Abklatsch irgend einer vorsündflutlichen Legende muss sich vertragen mit einer nicht sprechenden, nein, schreienden Kraftprobe unseres Realismus, dessen Nudität mit jener Einfalt seltsam contrastiert; warm empfundene Stimmungsbilder wechseln unaufhörlich mit dem frostigen Akademiestil — kurz, eine Dissonanz auf die andere, und doch nennt man das Ganze eine Kunst=Ausstellung!"

Nachdem nun der „Decorateur" den ersten peinlichen Eindruck soweit überwunden hat, um an die eigentliche Betrachtung der einzelnen Arbeiten gehen zu können, was sieht er? „Nun, gewiss auch viel Geschicklichkeit, viel Energie, viel Fleiß, jedoch das alles nur zu oft bald an undankbare oder gar abstoßende Sujets verschwendet, bald auch nutzlos vergeudet in einer geistlosen, öden und deshalb unkünstlerischen Nachäfferei, dann aber als überwiegenden Rest bei Porträten sowohl als bei Landschaften vieles Streben nach ganz augenblicklichen, rein photographischen Effecten (was man sehr falsch als realistische Behandlung bezeichnet), viel von Akademie und Vorlagen=Staub, viel mondsüchtige, sentimentale, melodramatische Gefühlsduselei, eine Menge von Familienklatsch und wichtigen Staatsactionen, die nur im Kopfe ihres Schilderers spuken, einige Symptome ausbrechenden Kriegsfiebers und endlich ein ganz unverhältnismäßiges Überwiegen des persönlichen Elementes in Gestalt von Porträten, obgleich schließlich in unseren Tagen die Bezeichnung „Porträte" auch von den Landschaften beansprucht werden könnte, da man ja diese jetzt zu malen beliebt wie die ersteren und jene wiederum wie letztere."

Es ist nicht zu leugnen, dass das hervorstechendste von Verirrungen der heutigen Malerei von einem Manne mit durchgebildetem Geschmack bei=

läufig ebenso beurtheilt werden dürfte. Die Charakteristik der Geschmacksverirrungen, wie sie anläſslich dieses Blickes in eine heutige Bilderausstellung versucht wurde, deutet schon genügend an, daſs in einer Zeit, in welcher der Effecthascherei und Oberflächlichkeit so viel Raum verstattet wird, wo ein so beschränktes Verständnis für die Schönheit der Linien, den Wert der Composition zu finden ist, auch nur ein sehr geringes Interesse für die Sculptur und deren ausgebildete Formen in der monumentalen Kunst vorhanden sein kann. Auch in dieser Kunstform hat der Zug nach naturalistischer Darstellung verderblich gewirkt, mag er zu jenen Reliefdarstellungen, die das für Stein oder Erz Unmögliche dem Maler entreiſsen, oder zu jenen monumentalen Arbeiten führen, an denen die Menge irgend einen verblüffenden «Tric» oder eine Kühnheit bewundert, an denen jedoch der Kunstverständige die Würde und das Ebenmaſs vermiſst, die es zum Kunstwerk machen sollten.

Bei Besprechung des Einflusses der Architektur auf die decorative Kunst kommt Crane auf die allgemeinen Forderungen der Kunst übergehend dazu zu behaupten, daſs „Kunst im erhabensten Sinne nichts als die Fähigkeit des Ausdruckes sei. Je würdiger, reicher, inhaltsvoller sich unser Leben gestaltet, auf je glücklicheren harmonischen Bedingungen es basiert, um so vornehmer, mannigfacher, schöner wird es auch in der Kunst zum Ausdruck gelangen. Aber tief hinein in das innerste der Volksseele muſs gedrungen werden, wenn es gilt das Fundament zu legen zu jenem Palaste der architektonischen Kunst, und die Volksstimme sowie die Mitarbeit sämmtlicher Künstler und Handwerker, und wie die Bausteine heiſsen, die zusammengefügt werden müssen, wird erforderlich."

In diesen Worten ist das Leitmotiv zu finden, das in Cranes vielseitigen, interessanten und nützlichen Bemerkungen über die verschiedenen Kunstübungen wiederklingt. Als echter Sohn des unbestreitbar in der praktischen Nutzanwendung des als wahr und vortheilhaft Erkannten unerreichten Volkes kehrt er stets, wie hoch der Flug nach den Idealen ihn führen mag, auf den Boden der Wirklichkeit zurück. So kommt es auch, daſs der begeistert und hingebungsvoll seinen künstlerischen Aufgaben nachstrebende Mann den Äuſserungen des wirtschaftlichen und socialen Lebens, wo sie sich mit den Zwecken und Zielen der Kunst berühren, ein groſses Interesse entgegenbrachte.

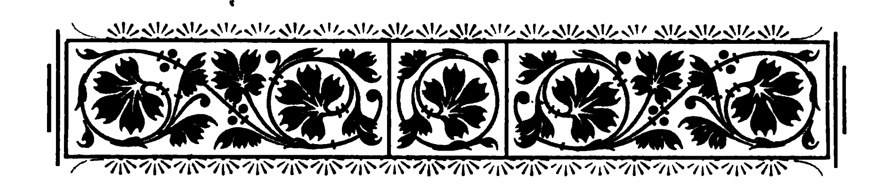
Wir finden sogar, daſs er sich mit einer oder der anderen künstlerischen Leistung in den Dienst der Ideen gestellt hat, welche die Fragen des Tages anregen. In einigen dieser Arbeiten spricht dann der Künstler mit der ganzen überzeugenden Kraft seines bedeutenden Könnens. Als eine der schönsten dieser Art dürfen wir die Radierung ansehen, die als Erinnerungsblatt an

den 1. Mai 1891, den Arbeiterfeiertag, gedacht und dem früher erwähnten Hefte der „graphischen Künste“ in einer guten Reproduction beigegeben ist. Berlepsch bezeichnet diese Radierung als eine solche in der Art Mantegnas, und wir vermeinen in der That ein kostbares Blatt eines alten Meisters vor uns zu haben. Crane, der die Maifeier des arbeitenden Volkes von seinem ideal-künstlerischen Standpunkte ansieht, der die segenbringenden Eigenschaften der erfolgreichen Arbeit vor Augen hat, wenn er zurückblickt auf sein eigenes an Mühen, aber auch an Fortschritten reiches Leben, hat mit diesem Blatte eine Apotheose des Schaffens der Hand entworfen.

In diesem „Triumph der Arbeit“ benannten Blatte kommt der Adel derselben in den maßvoll bewegten Gestalten zur Geltung, jenen Gestalten, die so sehr von den besten Absichten durchgeistigt erscheinen, dass wir an die Verwirklichung des Besten durch tüchtige und gesunde Menschen glauben müssen.

Crane ist eben trotz seines Tadels gewisser wirtschaftlicher und socialer Zustände kein moderner Unzufriedener im landläufigen Sinn und kein Feind der bestehenden Ordnung, denn ihm fehlt vor allem der moderne Pessimismus, der ja seine ausgiebigste Nahrung in der Halbheit und dem persönlichen Unvermögen zu einer tüchtigen Leistung findet. Er ist vielmehr selbst einer der tüchtigsten und gesündesten Arbeiter, ein echter Künstler und glühender Freund der unveräußerlichen Ideale der Menschheit.

Ein solcher Mann macht seine Kunst, wie er es thut, der Verherrlichung der Arbeit dienstbar, wird sich aber niemals dazu verstehen die durch das Gefühl von Hass und Rache genährte Brandfackel gegen den Nächsten zu schleudern. Wenn der Künstler Crane ökonomische Zustände bespricht, mag man ihm den Vorwurf machen, dass er diese schwierigen und wichtigen Fragen nicht in ihrem ganzen Umfange zu beherrschen verstehe. Man empfindet, dass er von seinem warmherzigen Mitgefühle zur Parteinahme für jene hingerissen wird, deren Los im wirtschaftlichen Existenzkampfe zu einem harten wurde. Crane wäre eben kein echter Künstler und Poet, schlüge er sich auf eine andere Seite. Dem Künstler aber, der es vermag bei Betrachtung der ernsten wirtschaftlichen und socialen Probleme die Saiten unseres Mitgefühles zu berühren, der etwas vom Zauber der Liebe und des Idealismus in die grausam nüchternen Erfahrungen eines harten Lebens einzuführen versteht, dem müssen wir Dank wissen.



Astrid.

Von **Selma Lagerlöf.**

Autorisierte Übertragung a. d. Schwedischen von Francis Maro.

I.

Zwischen den niedrigen Häuschen des alten Königshofes zu Uppsala stand der Jungfernthurm. Der war auf Pfosten erhoben so wie ein Taubenschlag, man kam hinauf über eine Treppe so steil wie eine Leiter und trat ein durch eine Thüre so niedrig wie eine Luke. Die Wände dort drinnen waren mit Runen bedeckt, die Liebe und Sehnsucht bedeuten sollten, an den engen Gucklöchern sah man kleine, runde Gruben in die Holzverschalung gedrückt, denn dort pflegten die Mägdlein zu stehen mit aufgestützten Ellenbogen und hinab auf den Hofplan zu schauen.

Seit einigen Tagen beherbergte der Königshof den alten Hjalte, den Skalden, als Gast, und er kam jeden Tag hinauf in den Jungfernthurm zu Prinzess Ingegerd und sprach mit ihr vom König in Norwegen, Olaf Haraldson. Und jedesmal, wenn Hjalte kam, saß Ingegerds Magd, Astrid da und hörte auf seine Rede mit ebenso großer Freude wie die Prinzessin. Während Hjalte sprach, lauschten die beiden Jungfrauen so eifrig, dass sie die Arbeit in den Schoß sinken ließen und die Hände stille hielten. Wer sie sah, hätte nicht geglaubt, dass da im Jungfernthurm irgendwelche Frauenarbeit verrichtet wurde. Man würde gar nicht geglaubt haben, dass sie Hjaltes Worte aufsammelten, als wären es Seidenfäden, und dass sie daraus jede ihr Bild von König Olaf formten. Man hätte nicht geglaubt, dass sie in Gedanken jede die Worte des Skalden zu einem strahlenden Wandbehang zusammenwebten.

Aber auf alle Fälle war es so, und das Bild der Prinzessin war so schön, dass sie jedesmal, wenn sie es vor sich sah, voll Verehrung auf die Knie hätte sinken mögen. Denn sie sah den König hoch und kronengeschmückt auf seinem Thron sitzen; sie sah einen roth- und goldgestickten Mantel von seinen Schultern bis hinab auf seine Füße wallen. Sie sah kein Schwert in seiner Hand, sondern heilige Schriften, und seinen Thron sah sie von einem unterjochten Troll getragen. Weiß wie Wachs schimmerte sein Antlitz ihr aus langen, glatten Locken entgegen, und seine Augen leuchteten von Frömmigkeit und Frieden. Ach, ach, sie erschrack beinahe, als sie die übermenschliche Kraft sah, die aus diesem bleichen Angesicht leuchtete. Sie begriff, dass König Olaf nicht allein ein König war, sie sah, dass er ein Heiliger war und der Engel Gleichen.

Aber so war keineswegs das Bild, das Astrid sich vom König schuf. Die blondhaarige Magd, die Kälte und Hunger gekostet und viele Mühe ertragen hatte, aber dennoch diejenige war, welche den Jungfernthurm mit Scherz und Gaukelspiel

erfüllte, dachte sich den König ganz anders. Sie konnte sich nicht helfen, aber jedesmal, wenn sie von ihm sprechen hörte, muſste sie den Jungen des Holzhauers vor sich sehen, der des Abends aus dem Walde kommt, mit der Axt auf der Schulter. „Ich sehe Dich, ich sehe Dich so gut," sagte Astrid zu dem Bilde, ganz als wäre da wirklich jemand gewesen. „Hoch bist Du nicht, aber schulterbreit und leicht und geschmeidig, und nachdem Du den ganzen gottslieben Tag im Waldesdunkel gegangen bist, nimmst Du das letzte Stück mit einem Satz und lachst und springst hoch, wenn Du hinaus auf den Weg kommst. Da leuchten die Zähne, und das Haar fliegt, und das gefällt mir wohl. Ich sehe Dich, Du hast ein rothwangiges Gesicht und ein Joch aus Sommersprossen über der Nase. Und blaue Augen hast Du, die dunkel und düster werden, drinnen im tiefen Wald, aber kommst Du nur so weit, daſs Du das Thal siehst und Dein Heim, da leuchten sie auf und werden milde. Sowie Du Deine eigene Hütte im Thalgrunde siehst, schwenkst Du die Mütze und grüßest, und da sehe ich Deine Stirn. Sollte diese Stirne nicht einem Könige taugen? Sollte diese breite Stirn nicht Krone und Helm tragen können?"

Aber so verschieden diese Bilder auch waren, ist doch eines gewiſs: ebenso tief wie die Prinzessin das heilige Bild liebte, das sie heraufgezaubert, ebenso tief liebte die arme Magd den kecken, jungen Gesellen, den sie aus dem tiefen Walde auf sich zukommen sah.

Und wenn Hjalte, der Skalde, die beiden Bilder zu sehen bekommen hätte, er würde sie gewiſslich beide gepriesen haben. Er hätte gesagt, daſs sie beide dem Könige glichen. Denn König Olafs guter Stern, würde er gesagt haben, hat es gewollt, daſs er ein frischer, munterer Jüngling ist, und zugleich ein heiliger Held Gottes.

Denn der alte Hjalte liebte König Olaf und, obgleich er von Hof zu Hof gezogen und gar viele Menschen gesehen, hatte er doch niemals seinesgleichen finden können. „Wo finde ich einen, der mich Olaf Haraldson vergessen läſst"? pflegte er zu sagen. „Wo soll ich einem trefflicheren Manne begegnen?"

Hjalte, der Skalde, war ein rauher, alter Mann von barschem Aussehen. So alt er auch war, hatte er doch schwarzes Haar, seine Gesichtsfarbe war dunkel und seine Blicke scharf. Und sein Singen hatte immer gar wohl zu seinem Aussehen gepaſst. Nie waren andere Worte auf seine Lippen gekommen als Kampfworte. Er hatte niemals andere Lieder gedichtet als Kampflieder.

Des alten Hjaltes Herz war bis dahin gewesen wie die Wildnis vor der Hütte des Waldbewohners. Wie eine große Steinhalde war es gewesen, aus der nichts anderes wachsen will, als mageres Schlangenkraut und hartes Felsengras.

Aber auf seinen Wanderungen war Hjalte an den Hof von Uppsala gekommen und hatte Prinzeſs Ingegerd gesehen. Er hatte gesehen, daſs sie edler war als jedes andere Weib, dem er je begegnet. Wahrlich, war nicht die Prinzessin um so vieles holder als andere Frauen, als König Olaf herrlicher war als andere Männer?

Da entstand ganz plötzlich bei Hjalte der Gedanke, daſs er es versuchen wollte, Liebe zwischen der schwedischen Prinzessin und dem norwegischen König zu wecken. Er fragte sich, warum sie, die zuoberst unter den Frauen stand, nicht König Olaf lieben sollte, der der trefflichste der Männer war.

Und nachdem dieser Gedanke in Hjalte Wurzel geschlagen hatte, dichtete er nicht mehr seine finsteren Heldengesänge. Er stand davon ab, Preis und Ehre bei den rauhen Kämpfen am Hofe zu Uppsala zu gewinnen, und er saß lange Stunden

bei den Frauen im Jungfernthurm. Und man würde nicht geglaubt haben, dass es Hjalte war, der sprach. Man würde nicht geglaubt haben, dass er so süße und milde Worte finden konnte, wie er sie jetzt anwandte, um von König Olaf zu sprechen. Niemand hätte Hjalte wiedererkannt. Seit der Gedanke an diese Heirat in ihm entstanden war, war er völlig verwandelt. Als der holde Gedanke aus Hjaltes Seele emporwuchs, war es, als wüchse eine farbenprächtige Rose mit duftenden, zarten Blättern aus einer Steinhalde empor.

*

Eines Tages saß Hjalte wieder bei der Prinzessin im Jungfernthurm. Alle Jungfrauen waren fortgegangen, mit Ausnahme von Astrid. Hjalte dachte, dass er nun lange genug von Olaf Haraldson gesprochen. Er hatte von ihm alles Holdselige gesagt, das er wusste. Aber hatte es nun etwas gefruchtet? Was dachte die Prinzessin von dem König? Hjalte begann der Prinzessin Fallen zu legen, um zu erfahren, was ihre Meinung über König Olaf war. „Ich werde es an einem Blick sehen können oder an einem Erröthen", sagte er.

Aber die Prinzessin war von hoher Abstammung, sie verstand es, ihre Gedanken zu verbergen. Sie erröthete weder noch lächelte sie. Ihre Augen nahmen keinen Strahlenglanz an. Sie ließ Hjalte nicht ahnen, was sie dachte.

Während der Skalde in ihr edles Antlitz blickte, begann er sich seiner selbst zu schämen. „Sie ist zu gut, als dass man trachten sollte, sie zu überrumpeln", dachte er. „Man muss ihr im offenen Kampfe gegenübertreten". Und Hjalte sagte gerade heraus: „Königstochter, wenn Olaf Haraldson Dich von Deinem Vater begehrte, was würdest Du dazu sagen?"

Der jungen Prinzessin Antlitz leuchtete auf, so wie die Gesichter von Menschen aufleuchten, wenn sie auf einen Berg kommen und das Meer schauen. Sie antwortete sogleich ohne Umschweife.

„Ist er ein solcher König und ein solcher Christ, wie Du gesagt hast, Hjalte, dann wäre das für mich ein großes Glück".

Aber kaum hätte sie dies gesagt, als der Glanz in ihren Augen dahinstarb. Man hätte glauben können, dass eine Nebelsäule sich zwischen ihr und dem großen schönen Bild in der Ferne erhoben hätte.

„Ach, Hjalte", sagte sie, „Du vergisst eines. König Olaf ist unser Feind. Krieg und nicht Freiersbotschaft haben wir von ihm zu erwarten".

„Lass Dich dadurch nicht betrüben", sagte Hjalte. „Willst Du es allein, so ist Alles gut. Ich kenne König Olafs Willen in dieser Sache".

Hjalte, der Skalde, war so vergnügt, dass er lachte, als er dieses sagte, aber die Prinzessin wurde immer niedergeschlagener.

„Nein", sagte sie, „weder von mir, noch von König Olaf, hängt dieses ab, sondern von meinem Vater Olof Skötkonung. Und Du weißt, dass er Olaf Haraldson hasst und nicht einmal gestatten will, dass jemand seinen Namen nennt. Nie lässt er mich einem Feinde seines Reiches folgen. Nie gibt er seine Tochter Olaf Haraldson.

Als die Prinzessin dieses gesagt hatte, legte sie all ihren Stolz ab und begann vor Hjalte zu klagen. „Was hilft es mir, dass ich nur Olaf Haraldson kenne", sagte sie, „dass ich alle Nächte von ihm träume und mich alle Tage nach ihm sehne! Wäre es nicht besser gewesen, ich hätte nie etwas von ihm gehört? Wäre es nicht besser gewesen, Du wärest nie hergekommen, um mit mir von ihm zu sprechen?"

Als die Prinzessin dieses sagte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, und als Hjalte diese Thränen sah, erhob er im Feuereifer die Hand.

„Gott will es", rief er. „Ihr gehöret zusammen. Der Streit muss seinen rothen Mantel mit den weißen Gewändern des Friedens vertauschen, auf dass Euer Glück die Erde erfreue".

Als Hjalte dieser sagte, neigte die Prinzessin zuerst ihr Haupt vor Gottes hohem Namen, dann erhob sie es in neuerwachter Hoffnung.

Als der alte Hjalte aus der niedrigen Thüre des Jungfernthurmes trat und über den schmalen Gang gieng, der nicht durch das kleinste Geländer geschützt wurde, kam Astrid ihm nach.

„O, Hjalte", rief sie ihm zu. „Warum fragst Du nicht mich, was ich Olaf Haraldson antworten würde, wenn er meine Hand begehrte?"

Es war das erstemal, dass Astrid zu Hjalte sprach. Aber Hjalte warf bloß einen raschen Blick auf die goldhaarige Magd, die das Haar an den Schläfen und im Nacken lockig trug, die die breitesten Armbänder und die schwersten Ohrgehänge hatte, die den Rock mit Seidenschnüren gebunden trug und das Leibchen so mit Perlen bespickt, dass es steif war wie ein Harnisch, dann gieng er weiter, ohne ihr zu antworten.

„Warum fragst Du nur die Prinzessin Ingegerd?" fuhr Astrid fort.

„Warum fragst Du nicht auch mich? Weißt Du denn nicht, dass auch ich des Sveakönigs Tochter?"

„Weißt Du nicht," fuhr sie fort, da Hjalte gar nichts erwiderte, „dass, obgleich meine Mutter eine Hörige war, sie doch des Königs Jugendbraut wurde? Weißt Du nicht, dass solange sie lebte, niemand wagte, sich ihrer Geburt zu entsinnen? O, Hjalte, weißt Du nicht, dass erst, als sie todt war, und der König eine Königin hatte, alle sich erinnerten, dass sie eine Unfreie war?"

„Erst nachdem ich eine Stiefmutter bekommen hatte, fieng der König an, daran zu denken, dass ich von niedriger Knechtsgeburt war. Aber bin ich nicht eine Königstochter, Hjalte, obgleich mein Vater mich für so gering und verächtlich ansieht, dass er mich hinab in den Gesindehaufen sinken ließ? Bin ich nicht eine Königstochter, wenn meine Stiefmutter mich auch in Lumpen gekleidet gehen ließ, während meine Schwester in Goldkleidern gieng? Bin ich nicht eine Königstochter, trotzdem meine Stiefmutter mich Enten und Gänse hüten ließ und trotzdem ich mit der Gesindepeitsche gestraft wurde? Und wenn ich eine Königstochter bin, warum fragst Du mich nicht, ob ich mich Olaf Haraldson vermählen will? Sieh, ich habe krauses Goldhaar, das so leicht um meinen Kopf steht wie Flaum. Sieh, ich habe schöne Augen, ich habe blühende Wangen. Warum sollte König Olaf mich nicht besitzen wollen?" Sie folgte Hjalte über den Hof bis zum Königshause. Aber Hjalte achtete ebensowenig auf ihre Klage, als ein gewappneter Kämpe der Steinwürfe eines Knaben achtet. Er lauschte der goldgelockten Magd nicht mehr, als wäre sie die schnatternde Elster der Baumwipfel gewesen.

*

Niemand darf glauben, dass Hjalte sich damit begnügte, dass er Ingegerd für seinen König gewonnen hatte. Nein, am folgenden Tag nahm der alte Isländer all seinen Muth zusammen und sprach mit Olof Skötkonung von Olaf Haraldson.

Aber Hjalte konnte kaum zu Worte kommen, der König unterbrach den Skalden, sowie dieser von seinem Feinde sprechen wollte. Hjalte sah ein, dass die edle Prinzess Recht hatte. Nie glaubte er größerer Hasserfülltheit begegnet zu sein.

„Aber diese Heirat muss doch geschehen", sagte Hjalte. „Es ist Gottes Wille, Gottes Wille".

Und es sah ganz so aus, als hätte Hjalte Recht. Nur ein paar Tage später kam ein Bote vom König Olaf von Norwegen, um Frieden mit den Schweden zu mitteln. Und Hjalte suchte diesen Sendboten auf und sagte ihm, dass der Friede zwischen den beiden Ländern nicht besser befestigt werden könne, als durch eine Heirat zwischen Prinzessin Ingegerd und Olaf Haraldson.

Der Sendbote glaubte wohl kaum, dass der alte Hjalte eines Mägdlein Sinn einem fremden Manne hatte zuwenden können, aber es dünkte ihm gleichwohl, dass sein Vorschlag gut war. Und er versprach Hjalte, dass er diesen Ehevorschlag Olof Skötkonung auf dem großen Winterthing zu Uppsala vortragen wolle.

Gleich darauf verließ Hjalte Uppsala. Er zog umher von Hof zu Hof auf der weiten Ebene, er drang tief in die Wälder ein, er kam bis zum Meeresstrande.

Nie traf Hjalte einen Menschen, ohne von Olaf Haraldson und Prinzessin Ingegerd zu sprechen. „Hast Du je von einem ausgezeichneteren Manne oder von einem holdseligeren Weibe gehört", sagte er. „Sicherlich ist es Gottes Wille, dass sie zusammen durchs Leben wandeln sollen". Hjalte kam zu alten Wikingern, die an der Meeresküste überwinterten und die ehemals an jedem Strande Frauen geraubt hatten. Er sprach mit ihnen von der schönen Prinzessin, bis sie aufsprangen und, die Hand am Schwertgriff, ihm gelobten, dass sie ihr zu ihrem Glücke verhelfen wollten.

Hjalte gieng zu alten herrischen Bauersleuten, die nie den Klagen ihrer eigenen Töchter gelauscht, sondern sie so verheiratet hatten, wie es die Klugheit und die Ehre des Geschlechts erheischte, und er sprach mit ihnen so weislich von Frieden und Eheschließung, dass sie schworen eher dem König das Reich zu nehmen, als dass eine solche Verbindung nicht zustande kommen sollte.

Aber zu dem jungen Weibervolk sagte Hjalte so holde Worte von Olaf Haraldson, dass sie gelobten, niemals mit Wohlgefallen auf einen Jüngling zu blicken, der nicht auf dem Thing dem Sendboten beistand und dazu half, des großen Königs Widerstand zu brechen. So gieng Hjalte umher und sprach, bis der Winterthing sich versammeln sollte, und das Volk auf beschneiten Wegen hinabzog zu den großen Thinghügeln in Uppsala.

Und als der Thing eröffnet wurde, da war der Eifer des Volkes so groß, dass es war, als müssten die Sterne am Himmel erlöschen, wenn diese Heirat nicht beschlossen wurde.

Und obgleich der König zweimal ein barsches Nein zu Frieden wie zu Freierei sagte, was half das? Was half es, dass er König Olafs Namen nicht nennen hören wollte? „Wir wollen nicht Krieg mit Norwegen führen", rief das Volk. „Wir wollen, dass diese beiden, die alle am Höchsten halten, gemeinsam das Leben durchwandern"! Und was konnte nun der alte Olof Skötkonung thun, als das Volk gegen ihn losbrach mit Drohungen und harten Worten und Waffenlärm? Was konnte er thun, als er vor sich nichts anderes sah als gezückte Schwerter und rasende

Menschen? Musste er nicht seine Tochter versprechen, wollte er Krone und Leben behalten? Musste er nicht schwören, im nächsten Sommer die Prinzessin nach Kungahälla zu schicken, um dort König Olaf zu begegnen?

Seht, seht, auf solche Weise wurde Ingegerds Liebe von allem Volke gefördert. Aber niemand war da, der Astrid zu helfen suchte ihr Glück zu erreichen, kein Mensch fand sich, der nach ihrer Liebe fragte. Und doch lebte diese, sie lebte wie das Kind der armen Fischerwitwe in Noth und Entbehrung, aber sie wuchs doch froh und hoffnungsvoll heran. Sie wuchs und lebte, denn in Astrids Seele gab es wie am Meere frische Luft und Licht und üppigen Schaum und Wogenschwall.

II.

In dem reichen Kungahälla weit weg an der Grenze lag ein großer, alter Königshof, der war von einem hohen, torfverkleideten Wall umgeben. Vor den Thoren standen gewaltige Grabdenkmäler Wacht, und drinnen wuchs eine Eiche, die dem ganzen Hof des Königs Schatten gab. Auf dem ganzen Gebiet innerhalb des Walles standen lange, niedrige Holzgebäude. Sie waren so alt, dass auf den Dachfirsten Moosflechten wuchsen, die Balken der Wände hatten sich im Urwald mächtig gewachsen und waren vor Alter silberweiß. Die Torfdächer standen grünend und blühend da, der Hauslauch saß so dicht wie die Schuppen auf einem Fisch, das Riedgras fand kaum Raum, ein paar vereinzelte Halme dazwischen hervorzustecken.

Zu Beginn des Sommers kam Olaf Haraldson nach Kungahälla und in dem großen, alten Königshofe sammelte er alles ein, das erforderlich war, um Hochzeit zu feiern. Die lange Straße hinauf zogen da ein paar Wochen hindurch lange Reihen von Bauern, die auf ihren kleinen Pferdchen Butter in Butten brachten und Käse in Säcken, Hopfen und Salz, Rüben und Mehl.

Als diese Fuhren endlich aufhörten, kamen durch ein paar Wochen die Hochzeitsgäste über die Straße gezogen. Da kamen hochgewachsene Männer und Frauen zu Pferde, mit großem Gefolge von Dienern und Knechten. Hierauf folgten Scharen von Gauklern, von Liedersängern und Sagenerzählern. Kaufleute kamen aus der fernen Vendée und dem Gardareich, um den König zu verlocken, Brautgaben zu kaufen.

Nachdem diese Züge zwei Wochen durch die Stadt gerauscht waren, wartete man nur noch auf den letzten Zug, den der Braut.

Aber der Zug der Braut säumte und säumte. Jeden Tag erwartete man, dass sie an der Königsbrücke ans Land steigen würde, um dann, geführt von Pfeifern und Trommlern, von fröhlichen, jungen Knappen und ernsten Priestern, die Straße zum Königshofe hinanzuschreiten. Doch der Brautzug kam nicht.

Als die Braut so lange auf sich harren ließ, suchten aller Blicke König Olaf, um zu sehen, ob er von Unruhe gequält wurde. Aber der König zeigte allen ein ruhiges Antlitz. „Wenn Gott will", sagte der König, „dass ich dieses schöne Weib besitzen soll, dann muss sie wohl kommen". Und der König wartete, indes das Gras auf den Wiesen gemäht wurde und die Kornblume im Roggenfeld erblühte.

Der König wartete noch, als der Flachs aus der Erde gerissen wurde und als die Hopfenranken auf den hohen Stangen sich gelb färbten.

Er wartete noch, als die Brombeeren in den Felsenspalten schwarz wurden, und als die Hagebutte auf den nackten Zweigen des Dornbusches roth zu leuchten begann.

*

Den ganzen Sommer war Hjalte unten in Kungahälla umhergegangen und hatte auf die Hochzeit gewartet. Niemand konnte die Prinzessin eifriger erwarten als er. Er sehnte sich sicherlich mit viel größerer und schmachtenderer Unruhe als König Olaf selbst.

Auch jetzt wurde es Hjalte unter den Kämpen im Königshause nicht wohl. Aber weit unten am Flusse fand sich eine Brücke, zu der die Frauen Kungahällas zu gehen pflegten, um ihren Männern und Söhnen nachzublicken, wenn sie auf weite Fahrt auszogen. Hier pflegten sie sich auch den ganzen Sommer über zu versammeln, um den Fluss hinab nach Segeln auszulugen und den Fortgefahrenen nachzuweinen. Hinab zu dieser Brücke kam nun Hjalte alle Tage. Er liebte es, sich unter jenen aufzuhalten, die trauerten und sich sehnten.

Ganz sicherlich hatte keine der Frauen, die je auf der „Thränenbrücke" gesessen und gewartet hatte, den Lauf des Flusses mit ängstlicheren Blicken hinabgeschaut als Hjalte, der Skalde. Es gab niemanden, der mit größerer Erwartung seine Blicke auf jedes vorübergleitende Segel heftete.

Zuweilen schlich sich auch Hjalte in die Marienkirche. Er betete nie um etwas für sein eigen Theil. Er kam nur herein, um die Heiligen an diese Heirat zu erinnern, die geschehen musste, die Gott selbst gefördert hatte. Am allerliebsten von allem sprach doch Hjalte ganz allein mit Olaf Haraldson. Es war ihm eine Freude dazusitzen und ihm jedes Wort der Königstochter zu erzählen. Er schilderte jeden ihrer Gesichtszüge.

„König", sagte er zu ihm, „bitte Gott, dass sie zu Dir kommt. Jeden Tag sehe ich Dich auf die Jagd ausziehen gegen das alte Heidenthum, das wie ein Uhu in dem Schatten des Waldes und der Klüfte verborgen liegt. Aber dein Falke, König, wird niemals den Uhu überwinden. Eine Taube allein kann es, allein eine Taube".

Der Skalde fragte den König, ob es nicht wahr sei, dass er alle seine Widersacher niederwerfen wolle. War es nicht so, dass er allein Herr sein wollte im Lande? Aber nie würde ihm das glücken. Nie würde es glücken, bevor er die Krone besaß, die Hjalte ihm auserwählt, eine Krone, die so mit Adel und Glanz geschmückt war, dass ihm, der sie besaß, alle Menschen gehorchen mussten.

Und zuletzt fragte er den König, ob er nicht die Herrschaft über sich selbst gewinnen wolle. Aber es konnte ihm niemals gelingen, des eigenen Herzens Widerstand zu überwinden, wenn er nicht ein Schild gewann, das Hjalte im Jungfernthurm des Königshofes zu Uppsala gesehen. Das war ein Schild, von dem des Himmels Reinheit strahlte. Das war ein Schild, das vor aller Arglist und aller Fleischeslust schützte.

*

Aber der Herbst kam, und noch immer säumte die Prinzessin. Einer nach dem anderen von den tapferen Helden, die um des Hochzeitsfestes willen Kungahälla besucht hatten, musste von dannen ziehen. Zuletzt von allen fuhr auch der alte Hjalte, der Skalde. Mit schwerem Herzen segelte er fort, musste er doch vor dem Weihnachtsfeste sein Heim im fernen Island erreichen.

Der alte Hjalte war kaum in den felsigen Schärengarten hinter der Mündung des Nordre Älf gekommen, als er einem Langschiff begegnete. Sogleich gebot er seinen Mannen mit dem Rudern innezuhalten. Er hatte auf den ersten Blick erkannt, dass das Fahrzeug der Drache war, der Prinzessin Ingegerd angehörte.

Ohne Zögern ließ Hjalte sich zu dem Drachen hin rudern. Er verließ seinen Platz am Steuer und stellte sich mit freudestrahlendem Antlitz ganz vorne in den Kiel. „Es freut mich, dass ich die schöne Maid noch einmal schauen darf", sagte der Skalde „Es freut mich, dass ihr holdes Antlitz das letzte ist, was mir vor der Islandsfahrt begegnet".

Da war kaum eine Runzel in Hjaltes Antlitz zu sehen, als er an Bord des Drachen trat. Er grüßte die rüstigen Gesellen, die die Ruder führten, so freundlich, als wären es seine Genossen, und er gab dem Mägdlein, das ihn erfurchtsvoll zum Frauenzelt im Hintersteven des Schiffes geleitete, ein goldenes Ringelein.

Hjaltes Hand zitterte, als er den Vorhang hob, der vor der Zeltöffnung herabhieng. Dieser Augenblick dünkte ihn der schönste seines Lebens. „Nie habe ich für eine größere Sache gekämpft", sagte er. „Nie habe ich etwas so eifrig erstrebt wie diese Verbindung".

Aber als Hjalte in das Zelt kam, wich er erschrocken einen Schritt zurück. Sein Gesicht drückte die größte Verwirrung aus.

Ein hohes, schönes Weib hatte er dort drinnen gesehen. Sie war ihm mit ausgestreckter Hand entgegengekommen. Aber das war nicht Ingegerd. Hjaltes Augen irrten suchend in dem engen Zelt umher, um die Prinzessin zu finden. Wohl sah er, dass sie, die dort drinnen stand, eine Königstochter war. Nur eine Königstochter konnte ihn mit so stolzen Blicken ansehen und ihn mit solcher Würde begrüßen. Und sie trug fürstlichen Stirnreifen und königliches Gewand. Aber warum war sie nicht Ingegerd?

Hjalte begann die Fremde heftig auszufragen. „Wer bist Du?" fragte er. — „Kennst Du mich nicht, Hjalte, ich bin die Königstochter, mit der Du von Olaf Haraldson gesprochen". — „Ich habe mit einer Königstochter von Olaf Haraldson gesprochen, aber sie nannte sich Ingegerd". — „Ich nenne mich auch Ingegerd". — „Du magst Dich nennen, wie Du willst, aber Du bist nicht die Prinzessin. Was will all dies heißen? Will der Sveakönig König Olaf hintergehen?" — „Mit nichten hintergeht er ihn. Er sendet ihm seine Tochter, so wie er es versprochen".

Es fehlte nicht viel, und Hjalte hätte sein Schwert gezogen, um die fremde Frau niederzuschlagen. Er hatte schon die Hand am Schwertgriff, aber dann besann er sich, wie übel es einem Kämpen anstand, einem Weibe das Leben zu nehmen. Aber mehr Worte wollte er nicht an diese Betrügerin vergeuden. Er wandte sich zum Gehen.

Die Fremde rief ihn mit sehr sanfter Stimme zurück. „Wohin gehst Du, Hjalte, willst Du nach Kungahälla fahren, um Olaf Haraldson zu warnen?" — „Just dies ist meine Absicht", antwortete Hjalte, ohne sie anzusehen. — „Warum willst Du mich dann verlassen, Hjalte? Warum bleibst Du nicht bei mir? Ich reise ja auch nach Kungahälla".

Nun wandte sich Hjalte um und sah sie an. „Bist Du das Weib, um Erbarmen mit einem alten Mann zu haben?" sagt er. „Ich will Dir sagen, dass ich mein ganzes Herz darein gesetzt habe, dass diese Heirat zu Stande kommt. Lass mich nun mein ganzes Unglück wissen. Darf Ingegerd überhaupt n cht kommen?"

Da hörte die Prinzessin auf mit Hjalte ihren Scherz zu treiben. „Komm herein und setze Dich hier unter das Zelt", sagte sie, „und ich werde Dir alles sagen, was Du wissen willst. Ich begreife wohl, dass es nichts nützt, die Wahrheit vor Dir zu verbergen."

Und sie begann ihm zu erzählen. „Schon neigte der Sommer sich seinem Ende zu", sagte sie, „schon hatten die munteren Küchlein des Birkhuhns starke Federn in dem gespaltenen Schwanz und Festigkeit in den runden Flügeln, schon hatten sie angefangen, mit hurtigen, lärmenden Flügelschlägen in dem Astnetz des Tannenwaldes umherzuflattern.

„Da war der Sveakönig eines Morgens über die Ebene geritten gekommen. Er war von glücklicher Jagd heimgekehrt. Am Sattelknopf hieng ein alter Birkhahn, dunkelglänzend und blauschwarz, ein grimmiges Kerlchen mit rothen Augenbrauen, und vier seiner unerfahrenen Jungen in gesprenkeltem Kleid. Und der König war sehr stolz gewesen. Er dachte, dass es sich nicht oft zutrug, dass man mit Falke und Habicht an einem Morgen bessere Jagd machte als diese".

Aber nun musste Hjalte wissen, dass an diesem Morgen Prinzess Ingegerd mit ihren Zofen im Burgthor gestanden war und den König erwartet hatte. Und unter den Jungfrauen war eine gewesen, die sich Astrid nannte und die ebenso wie Ingegerd eine Tochter des Sveakönigs war, obgleich von einer unfreien Mutter geboren und darum wie eine Leibeigene gehalten. Und diese junge Maid war dagestanden und hatte ihrer Schwester gezeigt, wie die Schwalben sich draußen über dem Felde zusammenscharten und sich einen Führer wählten für den langen Flug. Sie erinnerte sie daran, dass der Sommer nun im Scheiden war, dieser Sommer, der Ingegerds Hochzeit hätte schauen sollen, und sie reizte sie auf, den König zu fragen, warum sie nicht zu König Olaf hatte reisen dürfen. Denn Astrid hatte diese Fahrt mit ihrer Schwester machen wollen. Sie dachte, dass sie alle Tage froh sein würde, wenn sie bloß ein einziges Mal Olaf Haraldson schauen durfte.

Aber als der Sveakönig die Prinzessin erblickt hatte, war er auf sie zugeritten. „Sieh, Ingegerd", hatte er gesagt, „hier hängen fünf Birkhühner am Sattelknopf. An diesem einen Morgen habe ich fünf Birkhühner niedergestreckt. Wer, glaubst Du, kann sich eines besseren Glückes berühmen? Hast Du je gehört, dass ein König bessere Jagd machte?"

Aber da war die Prinzessin unwillig geworden, weil er so stolz kam und sein eigenes Glück pries, er, der ihr den Weg zum Glück versperrte. Und um der Angst, die sie seit Wochen verzehrte, ein Ende zu machen, antwortete sie: „Du, Vater, hast mit großen Ehren fünf Birkhühner niedergestreckt, aber ich weiß einen König, der in einer Morgenstunde fünf Könige fieng, und das war Olaf, der Held, den Du mir zum Gemahl erwählt".

Da war der Sveakönig zornig aus dem Sattel gesprungen und mit geballten Fäusten auf die Prinzessin losgegangen.

„Welcher Troll hat Dich gebissen?" hätte er gefragt. „Welches Kraut hat Dich behext? Wie konnte sich Dein Sinn diesem Manne zuwenden?"

Da hatte Ingegerd nicht geantwortet, sie war erschrocken einen Schritt zurückgewichen.

Und der König war ruhiger geworden. „Süße Tochter", hatte er ihr gesagt, „weißt Du denn nicht, dass ich Dich lieb habe? Wie kann ich Dich dann dem schenken, den ich nicht ertragen kann! Ich möchte Dich mit trauten Wünschen geleiten. Ich will in Deinen Saal treten können. Ich sage Dir, dass Du deinen Sinn den Königen anderer Länder zuwenden musst, denn Norwegens König wird Dich niemals besitzen!"

Da war die Prinzessin so verwirrt geworden, dass sie dem König nichts anderes zu antworten wusste als:

„Ich bat Dich nicht. Es war des Volkes Wille!"

Und der König hatte sie sogleich gefragt, ob sie meinte, dass der Sveakönig ein Knecht sei, der nicht über seine eigenen Kinder verfügen durfte, ob er einen Herrn hatte, der die Macht besaß, seine Tochter zu verschenken.

„Will der Sveakönig es gestatten, dass man ihn wortbrüchig nennt?" hatte die Prinzessin gefragt.

Der Sveakönig hatte laut gelacht! „Sei Du ohne Sorge! Solches wird nicht gesagt werden. Warum fragst Du darnach, Du, ein Weib? Noch sitzen Männer in meinem Rath. Für solches werden Männer Hilfe zu finden wissen".

Und der König hatte sich den Kämpen zugewandt, die in der Jägerschar ritten. „Mein Wille wird durch dieses Gelöbnis gebunden", sagte er. „Ich will frei sein von diesem Band".

Aber keiner der Männer des Königs hatte ein Wort erwidert, keiner wusste ihm irgend einen Rath zu geben.

Immer größeren Zorn hatte da Olof Skötkonung gepackt. Er war so wild geworden wie ein Wahnsinniger. „Wehe Euerer Weisheit!" hatte er einmal ums andere seinen Mannen zugerufen. „Frei will ich sein! Warum preist man Euere Weisheit?"

Aber während der König so getobt und gewüthet hatte und weil niemand ihm etwas zu antworten wusste, trat Astrid aus dem Kreise der Jungfrauen heraus und brachte einen Vorschlag vor. Aber sie sprach ihn nur aus, das musste Hjalte glauben und wissen, weil er ihr ergötzlich schien und ihr gleichsam kitzelnd auf der Zunge gelegen war, durchaus nicht, weil er ihr möglich oder ausführbar dünkte.

„Warum sendest Du nicht mich?" sagte sie. „Ich bin auch Deine Tochter. Warum schickst Du nicht mich zu dem norwegischen König?"

Aber sowie Astrid dies gesagt hatte, war Ingegerd ganz blass geworden. „Schweige still und geh' von hinnen", sagte sie erzürnt. „Geh' von hinnen, Du Plappermaul, Du heimtückisches, böses Ding, das meinem Vater solche Schmach vorschlägt".

Aber der König hatte Astrid nicht erlaubt zu gehen. Im Gegentheil, im Gegentheil! Er hatte die Hand ausgestreckt und sie an seine Brust gezogen. Er hatte gelacht und geweint und war ganz wirr gewesen vor Freude, wie ein ausgelassenes Kind.

„Ah", hatte er gerufen. „Was für ein Einfall! Was für ein heidnischer Streich! Wir werden Astrid Ingegerd nennen! Wir werden den König Norwegens verlocken, sie zu ehelichen! Und wenn es dann kund wird rings im Lande, dass sie von unfreier Geburt ist, dann werden manche frohlocken. Überall wird man seinen Spott treiben mit diesem ehrenfesten Manne!"

Aber da war Ingegerd auf den König zugeeilt und hatte gefleht: „Oh Vater, oh Vater, thue dieses nicht! Ich habe König Olaf von Herzen lieb, es macht mir großen Kummer, dass Du ihn betrügen willst."

Und sie sagte, sie wolle in Geduld dem Befehl ihres Vaters gehorchen und von der Heirat mit Olaf Haraldson abstehen. Er sollte ihr nur versprechen, ihm das nicht anzuthun, nicht das.

Aber der Sveakönig hatte gar nicht auf ihre Bitten gehört. Er hatte sich allein Astrid zugewandt, die er liebkoste, als wäre sie süß wie die Rache selbst. „Du sollst fahren, Du sollst bald fahren, morgen schon", hatte er zu ihr gesagt. „Wir müssen wohl irgend ein Schiff haben, das seetüchtig ist. Alles, was Du an Heiratsgut brauchst, Deine Kleider, liebe Tochter, und Dein Gefolge, das kann in größter Eile beschafft werden. Der norwegische König denkt nicht an derartiges, er denkt bloß an die Freude, des Sveakönigs hochgeborenes Töchterlein zu besitzen".

Als er dieses gesagt, hatte Ingegerd nur zu wohl verstanden, dass hier keine Änderung zu erhoffen war. Und da war sie auf die Schwester zugegangen, hatte ihr die Hand um den Hals gelegt und sie mit sich in ihren Saal geführt. Und auf ihre eigene Hochbank setzte sie sie, während sie selbst auf dem niedrigen Schemel zu ihren Füßen Platz nahm. Und sie hatte zu Astrid gesagt, dass sie nun dort oben sitzen sollte, um sich an den ersten Platz zu gewöhnen. Sie sollte dort sitzen, um zu wissen, welchen Platz sie als Königin einnehmen würde. Denn Ingegerd wollte nicht, dass Olaf sich seiner Königin schämen müsste.

Dann hatte die Prinzessin ihre anderen Jungfrauen zu Kleiderschränken und Vorrathskammern gesandt, um den Brautschatz zu holen, den sie für sich selbst geordnet. Und das alles hatte sie ihrer Schwester geschenkt, damit Astrid nicht wie eine arme Magd zu Norwegens König kam.

Sie hatte auch aufgezählt, welche Diener und Zofen Astrid begleiten sollten, und zum Schlusse hatte sie ihr ihr schönes Langschiff gegeben.

„Sicherlich sollst Du mein Langschiff nehmen", sagte sie. „Du weißt, dass viele gute Gesellen dort das Ruder führen. Denn es ist mein Wille, dass Du stolz zu Norwegens König kommst, so dass er sich geehrt fühlt durch seine Königin".

Und dann war die Prinzessin gar lange bei ihrer Schwester gesessen und hatte mit ihr von König Olaf gesprochen. Aber sie hatte so gesprochen, wie man von Gottes heiligen Männern spricht und nicht von Königen, und Astrid hatte nicht viel von ihrer Rede verstanden. Aber so viel hatte sie verstanden, dass die Königstochter Astrid alle guten Gedanken schenken wollte, die in ihr wohnten, nur damit König Olaf nicht so genarrt wurde, wie ihr Vater wünschte.

Und da hatte schließlich Astrid, die wohl doch nicht so böse war, wie alle glaubten, vergessen, wie oft sie gerade um ihrer Schwester willen hatte leiden müssen, und sie hatte gewünscht, dass sie die Freiheit besäße zu sagen: „Ich fahre nicht". Sie hatte auch von diesem ihrem Wunsche zur Prinzessin gesprochen, und sie hatten beide geweint, und zum erstenmal hatten sie sich als Schwestern gefühlt.

Aber nun musste Hjalte verstehen, dass Astrid nicht eine von denen war, die grübeln und trauern. Als sie hinaus ins Meer gekommen war, da hatte sie alle Sorge und Furcht vergessen. Sie hatte als Herrscherin gebieten können, sie war wie eine Königstochter bedient worden. Zum erstenmal seit dem Tode ihrer Mutter war sie glücklich gewesen. Die schöne Königstochter schwieg einen Augenblick, als sie all dieses gesagt hatte. Sie sah hastig zu Hjalte auf, der sich, solange sie sprach, nicht geregt hatte. Sie erblasste, als sie sah, welchen Schmerz sein Antlitz wiederspiegelte.

„Sage mir, was Du glaubst, Hjalte", rief sie. „Nun sind wir ja bald in Kungahälla. Wie wird es mir dort ergehen? Wird der König mich tödten? Wird er mich zurückschicken, mit rothglühendem Eisen gebrandmarkt? Sag' mir die Wahrheit, Hjalte?"

Aber Hjalte antwortete ihr nicht. Er saß da und sprach zu sich selbst, ohne dass er es wusste. Astrid hörte, wie er murmelte, dass es drüben in Kungahälla keinen gab, der Ingegerd kannte und dass er selbst geringe Lust hatte, zurückzukehren.

Aber nun fiel Hjaltes düsterer Blick auf Astrid, und er begann sie auszufragen. Sie hatte sich ja die Freiheit gewünscht, um nein zu dieser Fahrt sagen zu können. Und wenn sie jetzt nach Kungahälla kam, war sie frei. Was gedachte sie also zu thun? Gedachte sie König Olaf zu sagen, wer sie war?

Das war eine Frage, die Astrid gar sehr verwirrte. Sie schwieg lange. Aber dann hub sie an, Hjalte zu bitten, dass er sie nach Kungahälla geleite, um dem Könige die Wahrheit zu sagen. Sie sagte Hjalte, dass ihre Schiffsleute und Zofen sich verpflichtet hatten zu schweigen. „Und ich selbst weiß ja nicht, was ich thue", sagte sie. „Wie kann ich wissen, was ich thun werde? Ich habe ja alles gehört, was Du Ingegerd von Olaf Haraldson erzählt hast."

Als Astrid dieses sagte, sah sie, wie Hjalte wieder in Grübeln versank. Sie hörte, wie er dasaß und murmelte, dass er glaube nicht, dass sie gestehen würde. „Aber ich muss ihr doch sagen, was ihrer wartet", sagte er.

Und Hjalte richtete sich auf und sprach mit tiefem Ernst. „Höre noch eines, Astrid, was ich Dir früher nicht von König Olaf erzählt habe".

„Es war zu der Zeit, als König Olaf nur ein armer Seekönig war, als er bloß einige gute Schiffe besaß und einige getreue Kämpen, aber keinen Theil am Reiche seiner Väter hatte. Das war damals, als er mit Ehren auf fremden Meeren stritt, als er die Wikinger verfolgte und Kaufleute schützte und sein Schwert christlichen Fürsten lieh.

„Da träumte der König einmal, dass ein Fürst des Lichts, ein schöner Engel Gottes nachts zu seinem Schiffe hinabstieg und alle Segel hisste und gen Norden steuerte. Und es dünkte den König, dass sie nicht längere Zeit segelten als ein Stern braucht, um eines Morgens zu erlöschen, als sie zu einem hohen felsigen Strande kamen, von Fjorden durchbrochen und von milchweißer Brandung bespült. Aber als sie dem Strande nahten, streckte der Engel die Hand aus und sprach mit seiner Silberstimme, die das Lärmen des Windes in den Segeln übertönte und das wilde Brausen der Wellen, die der Kiel in schwindelnder Fahrt durchschnitt. „Du, König Olaf", so lauteten die Worte des Engels, „sollst dieses Land für ewige Zeit besitzen". Und wie er dies sagte, war der Traum zuende."

Aber nun suchte Hjalte Astrid zu erklären, dass ebenso wie die Morgenröthe den Übergang von der Nacht zum sonnenblanken Tage mildert, so auch Gott nicht gewollt hatte, dass König Olaf sogleich fasste, dass der Traum ihm übermenschliche Ehre kündete. Der König hatte nicht verstanden, dass es Gottes Wille war, dass er von einem der Throne des Himmels für ewige Zeit alles Land Norwegens regierte, dass Könige kommen und Könige gehen sollten, aber der heilige König Olaf immer sein Reich lenken würde.

„Des Königs Demuth brach des Lichtes volle Klarheit," sagte Hjalte, und er deutete die Worte des Engels so, dass er und die Männer seines Geschlechts immer das Land beherrschen sollten, das der Engel ihm gezeigt hatte. Und da er in diesem Lande das Reich seiner Väter wiederzuerkennen glaubte, so steuerte er hin und, vom Glücke begünstigt, ward er bald dessen König.

„Und so, Astrid, ist es in allem. Wohl deutet alles darauf, dass eine himmlische Kraft König Olaf innewohnt, doch zögert er noch und denkt, dass er nur zu einem irdischen König berufen ist. Er greift noch nicht nach der Heiligenkrone. Aber jetzt ist die Stunde nicht fern, wo die volle Klarheit über seine Aufgabe über ihn kommen muss. Jetzt ist die Stunde nicht fern".

Und der alte Hjalte sprach weiter, während Seherlicht in seiner Seele und auf seiner Stirne strahlte.

„Gibt es wohl außer Ingegerd ein Weib, das nicht von Olaf Haraldson verworfen und von seiner Seite verstoßen würde, wenn er aufsteht und des Engels Worte fasst, dass er Norwegens König für ewige Zeiten ist? Gibt es eine, die ihm da auf seiner hohen Wanderung folgen kann, mit Ausnahme von Ingegerd?"

Und noch einmal wendete Hjalte sich an Astrid und fragte mit großer Strenge: „Antworte nun und sage mir, ob Du nicht die Wahrheit sprechen willst vor König Olaf?"

Astrid war ganz verschüchtert. Sie antwortete sehr demüthig: „Warum willst Du nicht mit mir nach Kungahälla? Dann bin ich gezwungen alles zu offenbaren. Siehst Du nicht, Hjalte, dass ich nicht weiß, was ich will? Ich würde ja das geloben, was Du heischest, wenn mein Sinn darnach stände, den König zu betrügen. Ich würde dich verlocken, weiter zu reisen, wenn ich das wollte, aber ich bin schwach. Ich bitte Dich ja nur, dass Du mir das Geleit gibst".

Aber kaum hatte sie das erwidert, als sie Hjaltes Antlitz einen furchtbaren Zorn ausdrücken sah. „Warum sollte ich Dir dazu verhelfen, Deinem harten Schicksal zu entgehen?" fragte er.

Er sagte, dass er ihr nicht Barmherzigkeit zu beweisen brauchte. Er hasste sie wegen ihrer Sünde gegen die Schwester. Ingegerds war der Mann gewesen, den sie sich erstehlen wollte, Diebin, die sie war. Ein gestählter Kämpe wie Hjalte musste vor Schmerz stöhnen, wenn er bedachte, was Ingegerd gelitten. Aber Astrid hatte nichts gefühlt. Mitten in den Schmerz der edlen, jungen Maid war sie mit grausamer Verschlagenheit gekommen und hatte nur ihre Freude gesucht. Ah, weh Astrid! Weh ihr!

Astrid hörte Hjaltes Stimme zu so düsterer Wildheit hinabsinken, als murmelte er einen Zaubergesang.

„Du", sagte er zu ihr, „Du hast mein schönstes Gedicht verzerrt. Denn das schönste Gedicht, das der Skalde Hjalte gedichtet, war das, dass er die frommste der Frauen mit dem vortrefflichsten der Männer zusammensingen wollte. Aber Du hast das Gedicht verzerrt und es in ein Narrenspiel verwandelt. Und ich werde Dich strafen, Du Abkömmling der Hölle! Ich werde Dich strafen, so wie Gott Vater den Versucher strafte, der die Sünde in seine Welt brachte. Ich werde Dich strafen"

„Aber bitte mich nicht", fuhr er fort, „dass ich Dir, Weib, folgen soll, um Dich vor Dir selbst zu schützen. Ich denke an die Prinzessin, wie sie leidet durch dieses Spiel, das Du mit König Olaf treibst. Um ihretwillen mußt Du gestraft werden wie um meinetwillen. Und ich werde nicht mit Dir gehen, um Dich zu verrathen. Dies ist meine Rache Astrid. Ich werde Dich nicht verrathen. Du sollst in Kungahälla einziehen, Du, Astrid, und wenn Du nicht von selbst sprichst, magst Du des Königs Braut werden. Aber dann, Du Schlange, wird die Strafe Dich ereilen. So schwer wird Dein Leben werden, dass Du Dir den Tod wünschest, jeden Tag".

Als Hjalte dieses gesagt, wandte er sich von ihr und gieng.

Astrid saß lange still da und dachte über das nach, was sie gehört hatte. Aber dann kam ein Lächeln und zog über ihr Antlitz. Er vergaß, der alte Hjalte, dass sie alle Leiden gekostet, dass sie gelernt hatte, zu Qualen zu lächeln. Aber das Glück, das Glück hatte sie nie gekostet!

Und Astrid erhob sich und trat in die Zeltöffnung. Sie sah des grimmen Hjaltes Schiff gen Westen steuern. Und weit, weit weg in der Ferne glaubte sie das nebelverhüllte Island zu sehen, das mit Kälte und Finsternis seinen weitgereisten Sohn willkommen hieß.

III.

Es ist ein sonnenblanker Tag im Herbste. Nicht die kleinste Wolke ist am Himmel. Es ist ein solcher Tag, an dem man denkt: die holde Sonne will der Erde alles Licht geben, das sie hat! Die holde Sonne, sie ist wie eine Mutter, deren Sohn fortreisen soll, und die nun in der Abschiedsstunde kein Auge von dem Geliebten verwenden mag.

In dem langen Thale, in dem Kungahälla liegt, erheben sich viele kleine, runde Hügelchen, die mit Buchenwald bekleidet sind. Und nun im Herbste haben die Bäume so prächtige Gewänder angelegt, dass man sich über sie verwundern muss. Es ist, als wollten die Bäume auf Freiersfahrt ausziehen. Es ist, als hätten sie sich in Gold und Scharlach gekleidet, um reiche Bräute zu gewinnen mit ihrer Herrlichkeit.

Die große Insel Hisingen am anderen Ufer des Älfs ist auch geschmückt. Aber auf Hisingen stehen weißgelbe Birken. Auf Hisingen stehen die Bäume hellgekleidet, als wären sie Mägdlein im bräutlichen Schmuck.

Aber den Fluss hinauf, der so stolz und ungestüm herab zum Meere stürzt, als hätte der Regen des Herbstes ihn mit brausendem Wein erfüllt, kommt Schiff auf Schiff der Heimat zugerudert. Und wenn die Schiffe in die Nähe von Kungahälla kommen, da werden ihre grauen Friessegel mit neuen, weißen vertauscht. Und man muss an Sagen von Königssöhnen denken, die in Bettlerlumpen auf Abenteuer ausziehen und sie abwerfen, sowie sie wieder in den hohen Königshof eintreten.

Aber alles Volk von Kungahälla ist unten an den Brücken versammelt. Alt und jung lädt Waren von den Schiffen ab. Sie füllen die Vorrathshäuser mit Salz und Thran, mit kostbaren Waffen und schimmernden Geweben. Sie ziehen Fahrzeuge und Boote ans Land und fragen die Heimgekehrten nach ihrer Reise aus.

Aber plötzlich stockt alle Arbeit, und alle wenden die Blicke dem Älf zu. Mitten zwischen den schweren Kauffahrteischiffen kommt ein großes Langschiff gerudert. Und das Volk wundert sich, wer es sein mag, der purpurgeränderte Segel hisst und ein goldenes Zeichen im Steven führt. Man möchte wohl wissen, was für ein Schiff das ist, das so leicht wie ein Vogel über die Wellen fliegt. Man preist seine Fährleute, die die Ruder so gleichmäßig führen, dass sie zu Seiten des Schiffes blitzen wie Adlerschwingen. „Es muss die schwedische Prinzessin sein, die kommt“, sagt man. „Die schöne Prinzess Ingegerd muss es sein, die Olaf Haraldson den ganzen Sommer und Herbst hindurch erwartet hat“.

Und die Frauen eilen hinaus auf die Brücken, um die Prinzessin zu sehen, wie sie da der Königsbrücke zusteuert. Männer und Knaben springen hinaus auf die Schiffe und erklettern die Dächer der Bootshütten.

Als die Frauen die Prinzessin herrlich geschmückt auf dem Verdecke stehen sehen, fangen sie an ihr zuzurufen und sie mit Willkommensworten zu grüßen. Und alle Männer, die ihr hold lächelndes Antlitz schauen, lüften die Mütze und schwingen sie hoch in die Luft.

Aber unten auf der Königsbrücke steht König Olaf selbst, und als er die Prinzessin sieht, strahlt sein Angesicht in Freude, und seine Augen leuchten in sanfter Zärtlichkeit.

Und da es so spät im Jahre ist, dass alle Blumen dahin sind, pflücken die jungen Mädchen rothgelbes Herbstlaub von den Bäumen und streuen es auf die Brücke und die Straße. Und mit aller Hast eilen sie, die Hauswände mit glänzenden Vogelbeeren und dunkelrothen Espenblättern zu verkleiden.

Die Prinzessin, die hoch auf ihrem Schiffe steht, sieht das Volk, das winkt und sie willkommen heißt, sie sieht das rothgelbe Laub, auf dem sie wandeln soll. Und ganz vorne auf der Brücke sieht sie den König, der ihr entgegenlächelt.

Und die Prinzessin vergisst all das, was sie sagen und beichten sollte. Sie vergisst, dass sie nicht Ingegerd ist. Sie vergisst alles, nur das nicht, dass sie Olaf Haraldsons Weib werden will.

*

Eines Sonntags saß Olaf Haraldson beim Mittagstische, und seine schöne Königin saß an seiner Seite. Er sprach eifrig mit ihr, stützte den Ellenbogen auf den Tisch und wendete sich so, dass er ihr Antlitz sehen konnte.

Aber als Astrid sprach, senkte der König den Blick, um nur an den Liebreiz ihrer Stimme zu denken, und als sie lange sprach, begann er, ohne daran zu denken, mit dem Messer an der Tischscheibe zu schnitzen.

Alle Mannen König Olafs wussten, dass er dies nicht gethan haben würde, wenn er sich erinnert hätte, dass es Sonntag war. Aber sie hatten zu viel Ehrfurcht vor dem König, um zu wagen ihn daran zu erinnern.

Je länger Astrid sprach, desto unruhiger wurden die Kämpen. Die Königin sah wohl, dass sie verwunderte Blicke mit einander tauschten, aber sie wusste nicht, was die Ursache war.

Alle hatten aufgehört zu essen, und die Speisen waren fortgetragen, aber König Olaf saß noch immer still da, sprach mit Astrid und schnitt an der Tischscheibe Ein ganzer Haufe kleiner Späne lag vor ihm.

Da sprach endlich sein Freund Björn, Sohn des Ogur auf der Seehundsinsel. „Welchen Tag haben wir morgen, Eilif?“ fragte er und wandte sich an einen Knappen.

„Morgen haben wir Montag“, antwortete Eilif mit hoher, klarer Stimme.

Da erhob der König sein Haupt und sah Eilif an. „Sagst Du, dass morgen Montag ist?“ frug er nachdenklich.

Ohne ein weiteres Wort sammelte er alle Späne, die er aus dem Tische geschnitten, in seiner Hand, gieng zum Herde, nahm eine Feuerkohle hervor und legte sie auf die Späne, die allsogleich Feuer fiengen.

Der König stand stille und ließ sie in seiner Hand zu Asche brennen. Da freuten sich alle Kämpen, aber die junge Königin wurde blass wie eine Leiche.

Wie wird er mich richten, wenn er einstmals meine Sünde erfährt, dachte sie, er, der selbst so zarten Sinnes auch das geringste Vergehen meidet.

*

Acke von Gardarike lag krank auf seiner Schute im Hafen von Kungahälla. Er lag unten in dem engen Schiffsraum und erwartete den Tod. Er hatte lange Zeit schlimme Schmerzen in seinem Fuße gehabt, es war nun eine offene Wunde geworden, in den letzten Stunden hatte der Fuß begonnen, schwarz zu werden.

„Du musst nicht sterben, Acke", sagte Ludolf von Kungahälla, der in den Schiffsraum herabgekommen war, um nach Acke zu sehen. „Weißt Du nicht, dass König Olaf in der Stadt ist und dass Gott ihm große Kräfte gegeben um seines heiligen Lebenswandels und seiner Frömmigkeit willen? Lass ihn bitten, dass er zu Dir kommt und Dir seine Hand auflegt, dann bleibst Du am Leben!"

„Nein, ich kann nicht Hilfe von ihm begehren", sagte Acke. „Olaf Haraldson hasst mich, weil ich seinen Pflegebruder todtgeschlagen, Reor, den Weißen. Wenn er wüsste, dass ich mit meinem Schiffe hier im Hafen liege, er würde mich tödten.

Aber als Ludolf Acke verließ und hinauf auf die Straße kam, begegnete er der jungen Königin, die im Walde gewesen war und Nüsse gepflückt hatte.

„Königin", rief Ludolf ihr zu, „sage König Olaf dieses! Acke von Gardarike, der Deinen Pflegebruder getödtet, liegt auf den Tod in seiner Schute hier im Hafen."

Die schöne Königin eilte heim und gieng zu König Olaf, der im Hofe stand und sein Pferd erwartete.

„Freue Dich, König Olaf!" sagte sie. „Acke von Gardarike, der Deinen Pflegebruder getödtet, liegt krank auf seiner Schute hier im Hafen, dem Tode nahe."

Olaf Haraldson führte eilig das Pferd in den Stall. Dann gieng er ohne Schwert und ohne Helm hinaus auf die Straße. Er eilte rasch zwischen den Häusern durch, bis er hinab zum Hafen kam. Dann suchte er die Schute, welche Acke gehörte. Der König stand unten im Schiffsraume bei dem Kranken, bevor seine Mannen daran denken konnten, ihn zu hindern.

„Acke", sagte König Olaf, „gar manchesmal habe ich draußen auf dem Meere Jagd auf Dich gemacht, und Du bist mir immer entkommen. Nun bist Du hier in meiner Stadt von Siechthum ereilt worden. Das ist mir ein Zeichen, dass Gott Dein Leben in meine Hand gegeben."

Acke antwortete nicht. Er war ganz machtlos, der Tod war ihm sehr nahe. Olaf Haraldson legte die Hände auf seine Brust und betete zu Gott. „Gib mir dieses meines Feindes Leben", sagte er.

Aber die Königin, die den König ohne Helm und Schwert zum Hafen hatte eilen sehen, war in den Königshof gegangen, hatte seine Waffen geholt und einige seiner Mannen gerufen. Sie kam ihm nun auf das Schiff nach.

Aber als sie vor dem engen Schiffsraume stand, hörte sie König Olaf für den Kranken beten.

Astrid blickte zum König und zu Acke herein, ohne zu verrathen, dass sie da war. Sie sah, wie, während des Königs Hände auf Stirn und Brust des Sterbenden ruhten, die Todesblässe aus seinem Antlitz verschwand, er begann leicht und still zu athmen, er hörte auf zu stöhnen und endlich versank er in süßen Schlummer.

Astrid gieng sachte zurück, dem Königshofe zu. Schwer schleppte sie des Königs Schwert über die Straße. Ihr Antlitz war graubleicher, als das des Sterbenden jüngst gewesen. Ihre Athemzüge waren so schwer wie Todesröcheln.

*

Es war am Morgen des Allerheiligentages, und König Olaf stand im Begriff, zur Messe zu gehen. Er kam aus dem Königshause und schritt über den Hof dem Thore zu. Mehrere Mannen standen draußen auf dem Hofe, um den König in die Messe zu begleiten. Als er nun kam, stellten sie sich in zwei Reihen auf, und der König gieng zwischen ihnen durch.

Astrid stand oben auf dem schmalen Gang vor der Frauenkemenate und blickte auf den König herab. Er trug einen breiten Goldreif ums Haupt und war in einen langen Mantel aus rothem Sammt gekleidet. Er gieng sehr stille, Feiertagsfriede lag auf seinem Antlitz. Astrid erschrak, als sie sah, wie sehr er Gottes heiligen Männern und Königen glich, die in Holz geschnitzt über dem Altar der Marienkirche thronten.

Ganz unten am Thore stand ein Mann im Schlapphut, einen großen Mantel um die Schultern geworfen. Als der König sich ihm näherte, ließ er den Mantel fallen, zückte ein bloßes Schwert, das er darunter verborgen, hoch in die Luft und stürzte sich auf den König.

Aber als er ganz nahe kam, fiel König Olafs Blick hell und milde auf ihn, und er hielt in seinem Laufe inne. Er ließ das Schwert zu Boden fallen und sank auf die Knie.

König Olaf stand stille und sah den Mann mit demselben klaren Blicke an, und der Mann versuchte, die Augen von ihm zu wenden, aber er konnte nicht. Endlich begann er zu schluchzen und zu weinen.

„O, König Olaf, König Olaf", klagte er, „Deine Feinde sandten mich her, um Dich zu tödten, aber als ich Deines Angesichts Heiligkeit sah, fiel das Schwert aus meiner Hand. Deine Augen, König Olaf, haben mich zu Boden gestreckt."

Astrid sank auf die Knie, wie sie da auf dem Söller stand. „O Gott, habe Erbarmen mit mir Sünderin", sagte sie. „Weh mir, weh mir, dass ich mit Lüge und List dieses Mannes Weib geworden".

IV.

Am Abend des Allerheiligentages war klarer Mondenschein. Der König war rings um den Hof gegangen und hatte einen Blick in den Stall und Viehhof geworfen, um nachzusehen, ob alles in Ordnung war, und er war auch in den Stuben gewesen, wo Leibeigene und Dienstleute wohnten und hatte gesehen, dass sie gut verpflegt wurden. Als er wieder zum Königshofe zurückkehrte, sah er, wie ein Weib mit schwarzer Kapuze über dem Kopfe sich hinab zum Hofthor schlich.

Er glaubte sie zu erkennen und folgte daher ihren Schritten. Sie gieng durch das Thor, kreuzte den Marktplatz, und huschte durch die engen Gässchen zum Älf hinab.

Olaf Haraldson folgte ihr, so leise er konnte. Er sah sie auf eine der hohen Brücken hinausgehen, dort stehen bleiben und hinab ins Wasser blicken. Gleich darauf streckte sie die Arme empor und gieng, schwer seufzend, so weit auf der Brücke vor, dass der König deutlich sah, dass sie sich in den Älf stürzen wollte.

Der König näherte sich ihr mit Schritten, die er in vielen Gefahren gelernt unhörbar zu machen. Zweimal schon hatte die Frau den Fuß erhoben, um den Sprung ins Wasser zu thun, doch stets hatte sie sich wieder zurückgehalten. Bevor sie noch einen neuen Versuch machen konnte, hatte Olaf Haraldson den Arm um ihren Leib gelegt und sie von der Brücke zurückgerissen.

„Du Unglückliche", sagte er zu ihr. „Du willst das thun, was Gott verboten hat."

Als die Frau seine Stimme hörte, schlug sie beide Hände vors Gesicht, wie um es zu verbergen. Aber König Olaf wusste, wer sie war. Das Rauschen ihrer Kleider, die Form ihres Kopfes, der Glanz der Ringe um ihre Arme hatte ihm schon gesagt, dass es die Königin war.

Im ersten Augenblick hatte Astrid gekämpft, um sich frei zu machen, aber dann wurde sie plötzlich stille und versuchte dem König den Glauben, dass sie sich hatte tödten wollen, zu rauben.

„Oh, König Olaf, warum schleichst Du Dich so über eine arme Frau, die zum Flusse hinabgegangen, um zu sehen, wie sich der Mond im Wasser spiegelt? Was soll ich von dir denken?"

Astrids Stimme klang ruhig und scherzend. Der König stand schweigend. „Du hättest mich so erschrecken können, dass ich in den Älf gestürzt wäre", sagte Astrid. Glaubst Du vielleicht, dass ich mich ertränken wollte?" Der König antwortete: „Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Gott wird mich erleuchten".

Astrid lachte auf und küsste ihn. „Tödtet man sich, wenn man glücklich ist, wie ich? Tödtet man sich im Paradiese?"

„Ich verstehe es nicht", sagte König Olaf in seiner stillen Weise. „Gott wird mich erleuchten. Er wird mir sagen, ob ich Schuld daran bin, dass Du eine so große Sünde begehen wolltest".

Astrid kam nun auf ihn zu und streichelte sein Antlitz. Die Ehrfurcht, die sie stets für König Olaf empfunden, hatte sie bis jetzt abgehalten, ihm die ganze Zärtlichkeit ihrer Liebe zu zeigen. Nun schloss sie ihn mit einemmale leidenschaftlich in ihre Arme und küsste ihn unzählige Male, dann begann sie mit einer Stimme zu sprechen, die süß und zwitschernd war.

„Höre nun, wie stark meine Liebe zu Dir ist", sagte sie.

Sie vermochte König Olaf auf einem umgestülpten Boote Platz zu nehmen. Sie selbst kniete zu seinen Füßen.

„König Olaf", sagte sie, „ich will nicht länger Königin sein. Wer jemanden so lieb hat, wie ich Dich, kann nicht Königin sein. Ich wollte, Du zögest tief in den Wald und ließest mich Deine Magd sein. Da könnte ich Dir dienen, jeglichen Tag. Da würde ich Dein Essen bereiten, Dein Lager betten und Deine Hütte bewachen, wenn Du schläfst. Niemand außer mir dürfte Dir dienen. Wenn Du abends von der Jagd heimkämest, würde ich Dir entgegengehen und mich vor Dir auf dem Wege auf die Knie werfen und sagen: König Olaf, mein Leben ist Dein!"

„Und Du würdest lächeln und Deinen Spieß auf meine Brust senken und sagen: Ja, Dein Leben ist mein. Du hast nicht Vater, nicht Mutter, Du bist mein und in meiner Hand ist Dein Leben".

Als Astrid dieses sagte, nahm sie spielend König Olafs Schwert aus der Scheide. Sie drückte den Griff in König Olafs Hand, doch die Spitze führte sie hinab, gegen ihr Herz.

„Sage nun dies zu mir, König Olaf", sagte sie, „so, als wenn wir einsam im Walde giengen und ich Deine Magd wäre. Sage dies: Dein Leben ist mein".

„Dein Leben ist Gottes", sagte der König.

Astrid lachte leicht. „Mein Leben ist Dein", wiederholte sie mit großer Zärtlichkeit in der Stimme, und in demselben Augenblick fühlte König Olaf, daſs sie das Schwert hinab auf ihre Brust drückte.

Aber der König hielt sein Schwert mit stetiger Hand, selbst im Spiele. Er raffte es an sich, bevor es Astrid gelungen war, sich etwas zuleide zu thun.

Und er sprang auf. Zum ersten Male in seinem Leben war er so erschrocken, daſs er zitterte. Die Königin hatte durch seine Hand sterben wollen, und es war nahe daran gewesen, daſs sie ihren Willen durchsetzte.

Aber im selben Augenblick kam ein Gedanke der Eingebung über ihn, so daſs er begriff, worin ihre Verzweiflung begründet war. Sie hat sich vergangen, dachte er. Sie hat eine Sünde auf dem Gewissen. Er beugte sich über Astrid. „Sage, was Du verbrochen hast", sagte er. Astrid hatte sich in verzweifeltem Weinen auf die groben Planken der Brücke geworfen.

„So weint keine Schuldfreie", dachte der König. „Aber wie kann die edle Königstochter eine so schwere Angst auf sich herabbeschworen haben?", fragte er sich. Wie kann der hohen Ingegerd Gewissen mit einem Verbrechen belastet sein?"

„Ingegerd, sage mir, worin hast Du gefehlt?" fragte er aufs neue. Aber Astrids Kehle wurde von Schluchzen zusammengeschnürt, und sie konnte nicht antworten. Anstatt dessen streifte sie die glimmenden Ringe und Armspangen ab und reichte sie mit abgewandtem Antlitz dem Könige hin.

Der König dachte bloß, wie wenig all dies der frommen Königstochter glich, von der Hjalte gesprochen. „Ist das Hjaltes Ingegerd, die hier zu meinen Füßen schluchzt?" dachte er.

Er beugte sich hinab und faſste Astrid an den Schultern. „Wer bist Du, wer bist Du?" sagte er und schüttelte ihren Arm. „Ich sehe, daſs Du nicht Ingegerd bist. Wer bist Du?"

Noch immer schluchzte Astrid so, daſs sie nicht antworten konnte. Aber um dem König Klarheit über das zu geben, was er zu wissen verlangte, ließ sie ihr langes Haar herab und schlang eine Locke davon um ihre Arme, streckte sie gegen den König aus und saß dann wartend da mit gebeugtem Rücken und gesenktem Haupte.

„Der König dachte: „Sie will bekennen, daſs sie eine von denen ist, die Fesseln tragen. Sie will mir sagen, daſs sie eine Magd ist".

Wieder kam eine Eingebung über König Olaf, die ihn den Zusammenhang begreifen ließ.

„Hat nicht der Sveakönig eine Tochter, die das Kind einer Magd ist", fragte er plötzlich.

Er hörte kein Wort von Astrid, nur stets zunehmendes Wimmern.

„Hat der Sveakönig", fragte nun König Olaf, „mir nicht das Kind seiner Königin gegönnt, sondern das der Magd zu mir geschickt?

Auch jetzt bekam er keine Antwort, aber er hörte Astrid beben und zähneklappern, wie vor Kälte.

König Olaf that noch eine Frage: „Hast Du, die ich zu meiner Gattin gemacht", sagte er, „hast Du so schimpflichen Sinn, daſs man Dich dazu gebrauchen kann, die Ehre eines Mannes herabzusetzen? Bist Du so niedrig, daſs Du Dich darüber freutest, daſs seine Feinde den Betrogenen verlachen würden?"

Astrid hörte an der Stimme des Königs, wie bitter er durch den Schimpf litt, der ihm zugefügt war. Sie vergaß darüber ihr eigenes Leid und hörte auf zu weinen: „Nimm mein Leben", sage sie.

Und König Olaf empfand eine schwere Versuchung. „Stich die elende Magd todt", sagte der alte, sündige Mensch in ihm. „Zeige dem Sveakönig, was es kostet, mit Norwegens König seinen Scherz zu treiben".

Olaf Haraldson fühlte in diesem Augenblicke keine Liebe zu Astrid. Er haßte sie, weil sie ein Werkzeug seiner Demüthigung war. Er wußte, daß alle ihn loben würden, wenn er Böses mit Bösem vergalt. Aber wenn er die Beleidigung nicht bestrafte, dann würden die Skalden ihn zum Gespött machen und seine Feinde aufhören, ihn zu fürchten.

Er hatte nur eine Sehnsucht: Astrid niederzustoßen, ihr Leben auszulöschen. Sein Zorn war ein solcher, daß er Blut begehrte.

Wenn nun ein Narr gewagt hätte zu kommen und ihm seine Schellenkappe aufs Haupt zu drücken, würde er sie dann nicht in Stücke reißen, sie auf den Boden schleudern und sie zertreten?

Wenn er Astrid als blutige Leiche auf ihr Schiff legte und sie zu ihrem Vater zurücksandte, würde man dann nicht von König Olaf sagen, daß er ein würdiger Sprosse des großen Königs Harald Harfager war?

Aber König Olaf hielt noch sein Schwert in der Hand, und unter seinen Fingern fühlte er den Griff, in dessen Gold er einmal hatte einritzen lassen: „Selig sind die Friedfertigen! Selig sind die Demüthigen! Selig sind die Barmherzigen!" Und jedesmal, wenn er in der Angst der Stunde das Schwert hart umklammerte, um Astrid niederzustoßen, fühlte er diese Worte unter seiner Hand. Er glaubte jeden Buchstaben zu spüren.

Er entsann sich des Tages, an dem er zum ersten Male diese Worte gehört. „Dies soll mit goldenen Buchstaben auf dem Griff meines Schwertes stehen", hatte er gesagt, „so daß die Worte die Hand brennen mögen, wenn ich mein Schwert mit heftigem Muthe führen will oder für ungerechte Sache".

Nun fühlte er, wie der Schwertgriff seine Hand brannte.

König Olaf sagte laut zu sich selbst: „Ehedem bist Du vieler Gelüste Diener gewesen. Nun hast Du nur einen Herrn, und das ist Gott".

Mit diesen Worten steckte er das Schwert in die Scheide. Und er begann auf der Brücke auf und ab zu gehen. Astrid lag noch immer in derselben Stellung. König Olaf sah, wie sie sich in Todesfurcht zusammendrückte, jedesmal, wenn er an ihr vorbeigieng.

„Ich werde Dich nicht tödten", sagte er zu Astrid, aber seine Stimme klang hart vor Haß.

Noch eine Weile gieng König Olaf auf der Brücke auf und nieder. Dann kam er auf Astrid zu und fragte mit derselben harten Stimme nach ihrem wirklichen Namen, und hierauf konnte sie antworten.

König Olaf sah nun, wie dieses Weib, das er am höchsten geschätzt, auf der Brücke lag, wie ein zu Schanden geschossenes Thier. Er sah auf sie herab, so wie eines todten Mannes Geist in Mitleid auf den armen Leib herabsieht, der ihn früher beherbergte.

„O, du meine Seele", sagte König Olaf, „dahier hast Du gewohnt in Deiner Liebe, nun bist du so heimatlos, wie ein Bettler"

Er kam Astrid näher und sprach, als hätte diese kein Leben mehr und könnte das nicht hören, was er sagte.

„Man hatte mir gesagt, daſs es eine Königstochter gab, deren Herz so hoch und heilig war, daſs sie jeglichem Frieden schenkte, der in ihre Nähe kam. Man hatte mit mir von ihrer Sanftmuth gesprochen, die eine solche war, daſs der, welcher ihrer ansichtig wurde, sich geborgen fühlte wie ein schutzloses Kind bei seiner Mutter. Und als dieses schöne Weib, das nun hier liegt, zu mir kam, da glaubte ich, sie wäre Ingegerd und sie wurde mir sehr theuer. Sie war hold und fröhlich, und sie machte meine schweren Stunden leicht. Wenn sie auch zuweilen so sprach und handelte, daſs es mich bei der stolzen Ingegerd Wunder nahm, war sie mir doch allzu theuer, als daſs ich an ihr hätte zweifeln können. Sie schlich sich in meinen Sinn mit ihrer Freude und mit ihrer Schönheit".

Er schwieg eine Weile und dachte daran, wie lieb Astrid ihm gewesen und wie mit ihr das Glück in sein Haus gezogen.

„Ich könnte ihr verzeihen", sagte er dann laut. „Ich könnte sie wieder zu meiner Königin machen, ich könnte sie in Liebe auf meinen Armen emporheben, aber das darf ich nicht thun, denn meine Seele würde doch heimatlos bleiben". „O, Du schönes Weib", sagte er, „warum ist die Lüge in Dir eingenistet? Bei Dir keine Sicherheit, keine Traulichkeit!"

Er wäre noch länger mit seinen Klagen fortgefahren, aber nun erhob sich Astrid. „König Olaf, sprich nicht so zu mir", sagte sie. „Ich will lieber sterben. Vergiſs nicht, daſs dies mein Ernst ist".

Darauf versuchte sie einige Worte zu sagen, um sich zu entschuldigen. Sie sagt ihm, wie sie nach Kungahälla gefahren, nicht in der Absicht, ihn zu betrügen, sondern um ein paar Wochen hindurch Fürstin zu sein, um bedient zu werden, um auf dem Meere zu segeln. Aber sie gedachte zu gestehen, wer sie war, sobald sie Kungahälla erreicht hatte. Dort erwartete sie, Hjalte zu finden und andere Mannen, die Ingegerd kannten. Es fiel ihr nicht ein, daſs sie heucheln können würde, nachdem sie hingekommen. Aber wie durch eine böse Macht waren alle fort, die Ingegerd kannten, und da war sie zur Lüge verlockt worden. „Als ich Dich sah, König Olaf", sagte sie, „vergaß ich alles andere, um Dein zu werden. Und ich dachte, daſs ich mich mit Freuden tödten lassen wollte, wenn ich nur für einen Tag Dein Weib sen war."

König Olaf antwortete ihr: „Wohl verstehe ich, daſs das ein Spiel für Dich bedeutete, was für mich todesschwerer Ernst war. Nie hast Du bedacht, was es war, zu kommen und zu einem Manne zu sagen: Ich bin die, die Du am heißesten begehrt. Ich bin die hochgeborene Jungfrau, die zu gewinnen der größte Ruhm ist. — Und nun bist Du nicht dieses Weib, Du bist eine lügenhafte Magd".

„Ich habe Dich lieb gehabt, seit ich Deinen Namen nennen hörte", sagte Astrid stille.

Der König ballte seine Hand ingrimmig gegen sie. „Wisse es, Astrid, nach Ingegerd habe ich mich gesehnt, so wie kein Mann sich nach einem Weibe sehnte. An ihr wollte ich mich festhalten, so wie die Seele des Todten an den tragenden Engeln, um emporzusteigen. Ich glaubte, sie sei so fromm, daſs sie mir helfen würde ein schuldfreies Leben zu leben".

Und er brach in wilde Sehnsucht aus und er sprach davon, dass er nach der Gewalt schmachtete, die die Heiligen des Herrn besaßen, aber dass er zu schwach und zu sündig war, um die Vollkommenheit zu erreichen. „Aber die Königstochter würde mir geholfen haben", sagte er. „Sie, die heilig Holde würde mir geholfen haben."

„O Gott", sagte er, „wohin ich mich auch wende, sehe ich Sünder, wo ich gehe, begegne ich solchen, die mich zur Sünde verlocken. Warum ließest Du nicht die Königstochter kommen, die keinen bösen Gedanken in ihrem Herzen trägt? Ihre milden Augen hätten den rechten Weg für mich erspäht. So wie ich gegen Dein Gebot hätte handeln wollen, würde ihre milde Hand mich zurückgehalten haben".

Eine tiefe Ohnmacht und die Müdigkeit der Verzweiflung senkte sich über Olaf Haraldson. „Das war es, worauf ich gehofft hatte", sagte er, „einen guten Menschen an meiner Seite zu haben. Nicht beständig einsam unter Wildheit und Arglist zu wandern! Nun fühle ich, dass ich unterliegen werde. Ich vermag es nicht länger zu streiten".

„Habe ich nicht Gott gefragt", rief er aus, „welchen Platz ich vor Ihm habe? Wozu hast Du, Herr der Seelen, mich erkoren? Ist es mir beschieden, der Apostel und Märtyrer Gleichen zu werden?"

„Aber nun, Astrid, brauche ich nicht mehr zu fragen. Gott hat mir nicht die Frau schenken wollen, die mir beistehen sollte auf meiner Wanderung. Nun weiß ich, dass ich niemals die Heiligenkrone erringen werde".

Und der König schwieg in trostloser Verzweiflung.

Da trat Astrid näher zu ihm heran.

„König Olaf", sagte sie, „das, was Du nun sagst, haben mir sowohl die Prinzessin als Hjalte schon längst gesagt, aber ich wollte nicht glauben, dass Du etwas anderes seist, als ein guter, tapferer Held und ein edler König. Erst seit ich in diesen Wochen unter Deinem Dache gelebt habe, hat meine Seele angefangen, Dich zu fürchten. Ich habe gefühlt, dass es schlimmer ist als der Tod, mit einer Lüge auf der Zunge vor Dich hinzutreten".

„Nie hat etwas mich so erschreckt", fuhr Astrid fort, „als da ich begriff, dass Du ein Heiliger bist, als ich Dich die Späne in Deiner Hand verbrennen sah, als ich gewahrte, dass die Krankheit auf Dein Geheiß floh, und dass das Schwert aus Deines Feindes Hand fiel, so wie er Dir gegenübertrat. Es hat mich zu Tode erschreckt, dass Du ein heiliger Mann bist. Und ich beschloss zu sterben, bevor Du wusstest, dass ich Dich betrogen".

König Olaf antwortete nicht. Astrid sah zu ihm auf. Seine Augen waren zum Himmel gewendet. Sie wusste nicht, ob er sie hörte.

„O, diese Stunde, die wir nun erleben", sagte sie, „die habe ich gefürchtet, jeden Tag und jede Stunde, seit ich herkam. Lieber wollte ich sterben, als sie erleben".

Noch immer schwieg Olaf Haraldson.

„König Olaf", sagte sie, „ich wollte etwas für Dich thun, Dir mein Leben geben. Ich wollte mich in den grauen Älf stürzen, auf dass Du keine Lügnerin an Deiner Seite haben mögest. Je mehr ich von Deiner Heiligkeit sah, desto deutlicher erkannte ich, dass ich von Dir gehen musste. Ein Heiliger Gottes konnte keine lügnerische Magd zum Weibe haben".

Noch immer schwieg der König, aber nun erhob Astrid die Augen zu seinem Angesicht. Und sie rief:

„König Olaf, Dein Antlitz strahlt!"

Während Astrid sprach, war es König Olaf, als wären seine Augen einer Erscheinung geöffnet.

Alle Sterne des Firmamentes sah er ihre Plätze verlassen und um den Himmel fliegen, wie schwärmende Bienen. Aber plötzlich hatten sie sich alle über seinem Haupte vereint und eine glanzumflossene Krone gebildet.

„Astrid", sagte er mit bebender Stimme. „Gott hat zu mir gesprochen. Es ist so wie Du sagst. Ich soll Gottes Heiliger werden".

Seine Stimme zitterte vor Rührung und sein Antlitz leuchtete in die Nacht.

Aber als Astrid das Licht sah, das sein Haupt umstrahlte, erhob sie sich. Die letzte Hoffnung war für sie erloschen.

„Nun will ich gehen", sagte sie. „Nun weißt Du, wer Du bist, niemals kannst Du mich mehr an Deiner Seite dulden. Aber denke meiner in Milde. Ohne Glück und Freude lebte ich all mein Leben. Denke, ich bin geschlagen worden, ich bin in Lumpen gegangen. Verzeih' mir, wenn ich fort bin. Meine Liebe hat Dir nicht geschadet!"

Als Astrid in schwerer Verzweiflung über die Brücke fortschritt, erwachte Olaf Haraldson aus seiner Verzückung. Er eilte ihr nach.

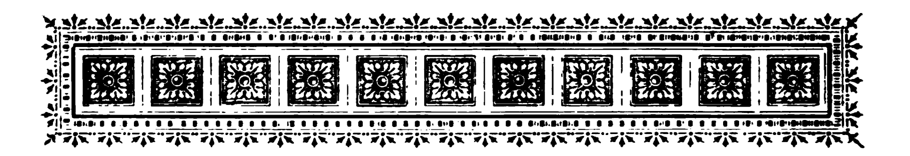
„Warum willst Du gehen?" sagte er. „Warum willst Du gehen?"

„Muſs ich nicht gehen, jetzt, wo Du ein Heiliger bist?" flüsterte sie kaum hörbar.

„Nimmer sollst Du um dessentwillen gehen, gerade jetzt dünkt es mir, daſs Du bleiben kannst", sagte König Olaf. „Ein geringer Mann war ich zuvor und muſste zittern vor allem Bösen. Ein armer, irdischer König war ich, zu arm, um Dir meine Gnade zu schenken. Doch nun ist mir des Himmels Kraft gegeben. Wenn Du schwach bist, so bin ich stark durch den Herrn. Wenn Du fällst, so kann ich Dich aufrichten. Gott wird mich schirmen, Astrid, Du kannst mir nicht schaden, aber ich kann Dir beistehen. — Ach, wie ich spreche! In dieser Stunde hat Gott so überreich seine Liebe in mein Herz ergossen, daſs ich nicht weiß, ob Du gefehlt hast."

Und in großer Milde hob er die bebende Gestalt empor, und sie, die noch immer schluchzte und sich kaum aufrecht halten konnte, zärtlich stützend, kehrte er mit Astrid zurück in den Königshof.





In eigener Sache.

Die wissenschaftlich-litterarische Revue der Leo-Gesellschaft „Die Kultur“ hat bei ihrem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit so viel freundliches Entgegenkommen und anerkennende Beurtheilung gefunden, dass es der Redaction Herzensbedürfnis ist, ihrem Danke dafür öffentlich Ausdruck zu geben.

Von mehreren Seiten wurden in wohlwollender Weise Wünsche geltend gemacht, die theils auf die äußere Ausgestaltung unserer Zeitschrift sich beziehen, theils den Inhalt derselben zum Gegenstand haben.

Bezüglich der äußeren Ausgestaltung unserer Zeitschrift wurde vorzüglich der Wunsch geäußert, „Die Kultur“ möge öfter als sechsmal im Jahre, wo möglich jeden Monat, und in Heften von stärkerem Umfange als jetzt ausgegeben werden. Was diesen Wunsch betrifft, so wird kein Kenner der litterarischen Verhältnisse dessen Berechtigung an sich leugnen. Es ist auch gar nicht daran zu zweifeln, dass die Leo-Gesellschaft an die gewünschte äußere Ausgestaltung ihrer Revue in demselben Maße schreiten wird, in welchem ihr eigenes Erstarken und der buchhändlerische Erfolg der Revue dies möglich machen. Die günstige Aufnahme unserer Zeitschrift schon bei ihrem ersten Gange in die Welt und die bedeutenden Fortschritte, welche die Leo-Gesellschaft auch im abgelaufenen Jahre in Rücksicht auf ihre Ausbreitung verzeichnet, lassen hoffen, dass die Gesellschaft in nicht zu ferner Zeit in die Lage versetzt sein wird, „Die Kultur“ zunächst bezüglich der Zahl der jährlichen Hefte und deren Umfang ähnlichen Revuen allmählich näher zu bringen.

Was den Inhalt unserer Revue anbelangt, so gehen die geäußerten Wünsche allerdings ziemlich weit auseinander, soweit, dass sie einander nahezu widersprechen, indem er einigen zu wenig allseitig und mannigfaltig, anderen allzu weit gedacht erscheint. Dankbar für jeden Wink, welcher in wohlwollender Weise geäußert wird, ist die Redaction doch in der Lage, jenen, welche den Inhalt allseitiger und mannigfaltiger wünschen, das Programm entgegenzuhalten, welches die Leo-Gesellschaft für „Die Kultur“ zur Ankündigung gebracht hat. Dasselbe stellt die Behandlung von Fragen allgemeinen Interesses aus allen Wissensgebieten unter Ausschluss

der Fragen der Tagespolitik und rein fachwissenschaftlicher Fragen, dazu gut ausgewählte Dichtungen kleineren Umfangs in Aussicht. Damit ist programmgemäß eigentlich keines der Gebiete, welches z. B. die Redaction des „Litterarischer Handweiser" in so dankenswert freundlicher Art unserer Revue zur Behandlung empfohlen hat, ausgeschlossen. Allerdings wird die Verwirklichung des für „Die Kultur" aufgestellten Programms davon abhängen, wie weit es gelingt, für die verschiedenen Wissens- und Behandlungsgebiete Schriftsteller in genügender Zahl und Tüchtigkeit zur thatsächlichen Mitarbeit heranzuziehen; ferner wird die Ermöglichung einer räumlichen Erweiterung theilweise die Vorbedingung zu einer völlig befriedigenden Erfüllung jenes Programms sein.

Die Redaction gibt die aufrichtige Versicherung, dass sie es an ernsten Bemühungen nicht fehlen lassen werde, „Die Kultur" inhaltlich mehr und mehr der erwünschten Vollendung zuzuführen. Damit verbindet sie auch hier den Ausdruck der Hoffnung, dass durch die wachsende Kräftigung der Leo-Gesellschaft wie durch die unmittelbare und entsprechende Unterstützung unserer Zeitschrift aus den Kreisen heraus, für die sie berechnet ist, in steigendem Maße alle erwünschten, materiellen Mittel zur Verfügung stehen werden, um „Die Kultur" allseitig auszugestalten.

Da die Leo-Gesellschaft, welche „Die Kultur" ihren Mitgliedern als Gabe darbietet, schon mit Rücksicht auf diesen Zweck, das Programm unserer Zeitschrift möglichst weit ausdehnen zu müssen glaubte, so soll der von anderer Seite geäußerte Wunsch, „Die Kultur" möge lediglich ein litterarisch-künstlerisches Programm verfolgen, nicht weiter besprochen werden. Dieser Wunsch erscheint auch überhaupt weder hinreichend sachlich begründet, noch wird er, soweit sich das bisher überblicken läſst, von vielen oder genügend hervorragenden Stimmen erhoben. Wenige ausgenommen, erkennen sonst alle an, dass die geistigen Kämpfe der Zukunft ebenso auf dem ernst wissenschaftlichen wie auf dem litterarischen und künstlerischen Gebiete und auf dem ersteren noch mehr als auf dem letzteren auszukämpfen sein werden, dass deshalb eine Revue sich umso wirksamer in die Kämpferreihen zu stellen vermag, je mehr sie neben rein litterarisch-künstlerischen Aufgaben auch wissenschaftliche zu verfolgen in Aussicht nimmt.

Neben den anerkennenden und wohlwollend aufmunternden Äußerungen über „Die Kultur" wurden auch einige wenige herbere und unfreundlichere laut.

Seltsamer Weise sind es durchaus Organe, welche die gleichen letzten Ziele verfolgen wie „Die Kultur", deren Spalten sich für jene Äußerungen öffneten. Es liegt kein Anlass vor, die Ursachen dieser Erscheinung zu untersuchen, für welche „Die Kultur" selbst keinen Grund geboten hat. „Die

Kultur" hat nicht den Zweck, irgend einem anderen bestehenden Unternehmen Concurrenz zu machen. Sie soll im Gegentheil den mannigfaltigen Organismus unserer Zeitschriften durch ein neues Glied bereichern und stärken nach dem Grundsatz: „Das ist Freude, das ist Leben, wenn's von allen Zweigen schallt". „Die Kultur" soll in ihrer Weise der großen gemeinsamen Sache dienen und nützen; und wie wir jeden ernsten Mitstreiter willkommen heißen und ihm gerne seine Art zu kämpfen verstatten, so dürfen wir für uns das Gleiche beanspruchen.

Die Redaction.



Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hans Bohatta.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

Jahresbericht

der



über das Jahr 1899.

Kultur" hat nicht den Zweck, irgend einem anderen bestehenden Unternehmen Concurrenz zu machen. Sie soll im Gegentheil den mannigfaltigen Organismus unserer Zeitschriften durch ein neues Glied bereichern und stärken nach dem Grundsatz: „Das ist Freude, das ist Leben, wenn's von allen Zweigen schallt". „Die Kultur" soll in ihrer Weise der großen gemeinsamen Sache dienen und nützen; und wie wir jeden ernsten Mitstreiter willkommen heißen und ihm gerne seine Art zu kämpfen verstatten, so dürfen wir für uns das Gleiche beanspruchen.

Die Redaction.



Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hans Bohatta.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

Jahresbericht

der



über das Jahr 1899.



1. Die Thätigkeit der Leo-Gesellschaft im Jahre 1899.

Das Directorium der Leo-Gesellschaft hat den Beschluss gefasst, statt anderer „Gaben“ den Förderern und Mitgliedern der Leo-Gesellschaft die von dieser seit dem Herbste 1899 herausgegebene Zeitschrift „Die Kultur“ zuzuwenden. Demzufolge wird forthin das Jahrbuch der „Leo-Gesellschaft“, das von 1892 bis 1899 in 7 Bänden ausgegeben wurde, nicht weiter erscheinen. Der statutengemäß zu veröffentlichende Jahresbericht über die Gesellschaft wird von jetzt den Förderern und Mitgliedern als Beilage des ersten Jahresheftes der Zeitschrift „Die Kultur“, den Theilnehmern im Sonderdruck zugestellt; als Ersatz für das Jahrbuch erhalten die letzteren eine vom Directorium zu bestimmende Gabe aus den sonstigen Publikationen der Leo-Gesellschaft.

Aufgabe dieses Berichtes ist es, die innere und äußere Entwickelung der Leo-Gesellschaft im abgelaufenen 8. Vereinsjahre, die weiter geführten sowie die neu begonnenen und geplanten Arbeiten und Unternehmungen dieses Zeitabschnittes zu skizzieren und so den Nachweis zu liefern, dass die Gesellschaft ihre satzungsmäßigen Ziele jetzt wie immer hochhält und zur Verwirklichung ihres Ideales unentwegt emporzusteigen bemüht ist.

Die Leo-Gesellschaft hat bisher ihr Arbeitsfeld auf die Gebiete der Philosophie und Theologie, der Social- und Rechtswissenschaften, der Geschichtswissenschaften, der Litteratur und Kunst ausgedehnt und dementsprechend vier Arbeitssectionen eingerichtet, denen nach Thunlichkeit bald eine fünfte, die Section für Naturwissenschaften angegliedert werden soll.

Auf dem philosophisch-theologischen Gebiete wurden im Berichtjahre an Publikationen zunächst einige früher begonnene Fortsetzungswerke weitergeführt; es sind dies:

1. Das Prachtwerk „Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild“, dessen zweiter Band, welcher die katholische Kirche in Deutschland, Luxemburg, Österreich-Ungarn und in der Schweiz in Wort und Bild zu zeichnen unternimmt, unter der Leitung von Monsignor Dr. P. M. Baumgarten und Dr. Jos. Schlecht seiner Vollendung entgegengeht. Die französische Übersetzung des ersten Bandes ist im Erscheinen begriffen.

2. Die Apologetischen Studien, deren drittes Heft „Im Reiche der Materie und des Geistes" (8⁰ 100 S.) von Dr. Alois Otten, Theologieprofessor in Paderborn, im October ausgegeben wurde.

An neuen Publikationen erschien:

3. „Die orientalische Kirchenfrage und Österreichs Beruf in ihrer Lösung" (8⁰ 76 S.) von Prof. Dr. Albert Ehrhard in Wien; von dieser Schrift wird eine ungarische Übersetzung vorbereitet.

Im Druck befindet sich der erste Band des auf zwölf Bände berechneten wissenschaftlich-praktischen Commentars zu den Büchern des alten Testamentes: „Der Prophet Ezechiel" von Prof. Dr. Peter Schmalzl in Regensburg.

In den Sitzungen der philosophisch-théologischen Section (18. Jänner, 15. März, 14. Juni und 17. November 1899) hielt Prof. Dr. Albert Ehrhard in Wien zwei Vorträge über „Die Epochen der altchristlichen Litteratur" und regte die Herausgabe eines «Corpus theologorum medii aevi» an, deren Durchführung von der Section in Aussicht genommen wurde. Prof. Dr. Aemilian Schöpfer sprach über die „Organisation der Professoren der Theologie in Österreich", die einzuleiten die Section versuchen wird; Prof. Dr. Bernhard Schäfer besprach Genes. 49, 10 (Szepter von Juda und Schilo).

Auf dem Gebiete der Social- und Rechtswissenschaften erfolgte die Veröffentlichung:

1. des fünften Bandes des auf ungefähr 16 Bände berechneten Sammelwerkes „Das sociale Wirken der katholischen Kirche in Österreich" unter der Leitung des Prof. Dr. Franz M. Schindler in Wien: „Das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Diöcese Budweis in Böhmen" (8⁰ 335 S.) von Prof. Dr. Willibald Ladenbauer in Budweis. In den „Vorträgen und Abhandlungen herausgegeben von der Leo-Gesellschaft" wurde als deren zwölftes Heft

2. „Die Entwicklung zur Weltwirtschaft und der österreichisch-ungarische Ausgleich" (8⁰ 69 S.) von Franz Graf Kuefstein publiciert.

Die letztere Schrift bietet den Abdruck eines im Jahre 1898 in der Section für Social- und Rechtswissenschaften gehaltenen Vortrages des Grafen Franz Kuefstein. In den Sitzungen dieser Section (24. Jänner, 21. Februar, 20. März, 26. April, 27. October und 30. November 1899) hielten Vorträge: Privatdocent Dr. Hermann Ritter von Schullern zu Schrattenhofen in Wien über den „Tiroler Getreideaufschlag"; der n.-ö. Landesrath

Dr. Heinrich Misera in Wien über „Die historische und wirtschaftliche Bedeutung der Gemeinde“; Privatdocent Dr. Cyril Horáček in Prag und Dr. Franz W. Krassel in Wien über „Die Actiengesetzreform“; Prof. Dr. Franz Schindler in Wien über „Die katholische Pfarrgemeinde“; Franz Graf Kuefstein über „Aufbau der bürgerlichen Gesellschaft auf Grundlage der Arbeit.“ In Vorbereitung steht die 2. Auflage des Buches Prof. Dr. Augustin Röslers in Mautern „Die Frauenfrage“, für welche Prof. Dr. Tumpach in Prag das Recht einer Übersetzung ins Böhmische erbeten hat, nachdem bereits die 1. Auflage eine Übersetzung ins Französische erfahren hatte; ferner der 6. Band des Werkes „Das sociale Wirken der katholischen Kirche in Österreich“ von Prof. Carl Fohringer in St. Pölten: „Das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Diöcese St. Pölten in N.-Ö.“

Auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaften wurde der 6. Band des historisch-litterarischen Sammelwerkes „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Kultur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer“ unter der Leitung der Prof. Dr. Jos. Hirn in Wien und Dr. Jos. Ed. Wackernell in Innsbruck: „Deutsche Elemente des ungarischen Sprachschatzes“ von Dr. Johann Melich, Bibliothekar am Nationalmuseum in Budapest gedruckt. Der „Quellen und Forschungen“ 7. Band „Die Gründung des lombardisch-venetianischen Königreiches“ von Dr. Josef Alexander Freiherrn von Helfert ist in Vorbereitung. In den Sitzungen der Section für Geschichtswissenschaften (13. März, 29. Mai, 20. November und 11. December 1899) hielt derselbe verdienstvolle Nestor der österreichischen Geschichtsforschung, Freih. v. Helfert, einen Vortrag über „Die Secten und Parteien in Italien zur Zeit der Gründung des lombardisch-venetianischen Königreiches“; Archivar Maurus Kinter in Raigern über die „Correspondenz Dr. Dudik's mit dem Grafen Lichnowsky.“ Hier wurden auch die Anträge Prof. Dr. Albert Ehrhards in Wien auf Herausgabe eines „Archiv für österreichische Kirchengeschichte“ in 4 Jahresheften und Prof. Dr. Josef Hirns in Wien, betreffend die Publikation illustrierter „Österreichischer Geschichtsbilder“ allseitiger Erörterung unterzogen. Prof. Dr. Albert Ehrhard in Wien regte überdies die Herausgabe einer großangelegten „Christlichen Kulturgeschichte“ an und vertrat diesen Gedanken auch in den Kreisen der deutschländischen Görresgesellschaft gelegentlich ihrer Generalversammlung in Ravensburg.

Auf den Gebieten der Litteratur und Kunst kamen zur Veröffentlichung an Fortsetzungen der „Allgemeinen Bücherei“ der Leo-Gesellschaft:

1. Manuel de Sousa, Drama von Almeida Garrett, deutsch von Georg Winkler; 2. Veronika, ein geistliches Festspiel von Richard von Kralik; 3. Ohne Gottvertrauen kein Heil, Drama von Tirso de Molina, deutsch von Konrad Pasch; 4. Der Hochwald, von Adalbert Stifter; 5. Lope de Vega, Die beiden Tello von Meneses, deutsch von Konrad Pasch. Lenz's „Zur Ästethik der Beuroner Schule" wurde ins Französische übersetzt. An den von der Section für Litteratur und Kunst veranstalteten Montagsabenden der Leo-Gesellschaft wurden Vorträge (meistens mit daranschließenden Besprechungen) gehalten von: Oberhofkaplan Dr. Karl Schnabel in Wien, über „Die Geschichte der Erlöserkirche in Jerusalem; über „Die kunsthistorische Bedeutung des ottomanischen Museums in Konstantinopel; Regierungsrath Camillo Sitte in Wien über den „Bau und die Bauconcurrenz der Kaiserjubiläumskirche in Wien" (2); Prof. Dr. Albert Ehrhard in Wien über „Die Kunstschätze in Monte Casino"; über „Die longobardische Ornamentik; über „Die katholische Kirche und die moderne Kultur"; Prof. Dr. Wilhelm Neumann in Wien über „Einfluss der Syrer auf Litteratur und Kunst im frühen Mittelalter; Dr. Richard von Kralik über „Die wissenschaftlichen Grundlagen des Socialismus"; Dr. Karl Domanig über „Die klassischen Andachtsbilder der Leo-Gesellschaft"; Dr. Victor Kienböck über „Peter Reichensperger und die christliche Kunst."

Von den auf Betreiben der Section für Litteratur und Kunst im Herbste 1898 in Wien angekündigten (25) Vortragskursen für Damen konnten vor einer genügenden Hörerinnenzahl abgehalten werden: die Kurse über „Das Verhältnis der hl. Schrift zu den Naturwissenschaften" von Prof. Dr. Bernhard Schäfer in Wien (8 Hörerinnen); „Die Frauenfrage im Lichte des Christenthums" von Prof. Dr. Franz Schindler (16 Hörerinnen); „Lateinische und griechische Grammatik mit Übungen" von Prof. Dr. Michael Gitlbauer in Wien (7 Hörerinnen); „Poetik" von Dr. Richard v. Kralik in Wien (5 Hörerinnen). Die im Herbste 1899 angekündigten akademischen Damenvorträge weisen bereits einen viel zahlreicheren Besuch auf.

Am meisten beschäftigte die der Section angehörigen Künstler und Kunstverständigen der Plan einer im Jahre 1901 in Wien zu veranstaltenden österreichischen Ausstellung für christliche Kunst. Eine vorläufige unverbindliche Anfrage bei den österreichischen christlichen Künstlern und den mit der Erzeugung von liturgischen Gegenständen beschäftigten österreichischen Kunsthandwerkern ergab ein so lebendiges Interesse dieser Kreise für die angeregte

Ausstellung, dass von dieser Seite an ihrem Erfolge kaum gezweifelt werden darf. Wenn es gelingt, die sonstigen Schwierigkeiten zu überwinden, so wird die Leo-Gesellschaft nicht zögern, mit allem ihr möglichen Nachdruck eine Action durchzuführen, welche für die Entfaltung christlicher Kunst in unserem Vaterland von hoher Bedeutung werden kann. Ein anderes Unternehmen der Leo-Gesellschaft auf dem Gebiete christlicher Kunst ist soeben in das Stadium der ersten Verwirklichung getreten; es ist die Herausgabe klassischer Andachtsbilder für das christliche Volk, deren erste Serie mit 94 Bildern in allen Größen (von 16^{0} bis 4^{0} Format) erschienen ist und sich einer sehr beifälligen Aufnahme erfreut. Es sollen — so hebt das Programm des mit dieser Aufgabe betrauten Comités der Leo-Gesellschaft hervor — nur Bilder von hohem, allgemein anerkanntem Kunstwerte zur Veröffentlichung gelangen, welche zugleich inhaltlich geeignet sind, den religiösen Sinn des katholischen Volkes zu heben und seine Vorstellungsweise zu läutern, formell aber dem Stilgefühle unserer Zeit nicht widersprechen. . . Endlich soll die Reproduction derselben in der besterreichbaren Weise erfolgen; es sollen die modernen Errungenschaften auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste in ihrer Vollendung in den Dienst der Religion gestellt werden." Möge es dem Unternehmen beschieden sein, seinen reichen Theil beizutragen zur Förderung wahrer Volksbildung auf einem Gebiete, das vielleicht zu keiner Zeit einer sorgsameren Pflege bedurfte, als in unseren Tagen! Die Leo-Gesellschaft darf es sich zur hohen Ehre anrechnen, dass Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. nicht allein ein im Namen und von einem Mitgliede der Gesellschaft ihm überreichtes Exemplar der ersten Serie dieser Bilder entgegennahm, sondern überdies durch ein auszeichnendes Breve an die Leo-Gesellschaft dieses Unternehmen der ganzen katholischen Welt mit warmen Worten zu empfehlen geruhte.

Das Breve lautet:

DILECTO FILIO, ILLUSTRI VIRO

JOSEPHO ALEXANDRO DYNASTAE DE HELFERT

AB INTIMO CONSILIO S. M. A.

PRAESIDI SOCIETATIS LEONIANAE VINDOBONENSIS.

LEO P. P. XIII.

Dilecte Fili, Illustris vir, salutem et Apostolicam benedictionem! — Significatum haud semel Nobis est, quam alacri studio Leoniana ista Societas instituti sui propositum retineat provehendi, maxime in Au tsriao imperio, christianas disciplinas atque artes. Quod, quum in religionis utilitatem reique publicae cedat, idcirco eiusdem Coetus et moderatores

et socios nierita laude prosequimur ac singulari benevolentia complectimur. Nuper autem novum quoddam illudque saluberrimum a vobis susceptum opus non audivimus tantum, sed oculis etiam conspeximus, oblato Nobis sacrarum imaginum peculiari genere, excitandae fovendaeque pietati apprime idoneo. Quibus edendis, non lucri gratia, sed communis boni, illud vestrum consilium fuit, ut sublatis Christi ac beatorum coelitum figuris «procaci venustate pictis», aut ineptis absurdisve, solae proponerentur vel arte insignes, vel majestate Religionis non indignae. Itaque dum rem feliciter inchoatam gratulamur vobis, vehementer optamus, ut catholici homines coeptis vestris ubique faveant; sacri vero ordinis viri ea promovenda sedulo curent, rati interesse quamplurimum, ut cultui divino nobilissimae quaeque artes inserviant, suumque ab ipso decus mutuentur. Interea coelestium munerum auspicem ac paternae Nostrae caritatis pignus Apostolicam benedictionem, tibi, dilecte Fili, illustris vir, tuaeque societatis praepositis ac sodalibus libenti animo impertimus.

Datum Romae apud Sanctum Petrum die XIII Novembris MDCCCXCIX,
Pontificatus Nostri anno vicesimo secundo:

Leo P. P. XIII. *m. p.*

Dem geliebten Sohn und hochansehnlichen Herrn
Josef Alexander Freiherrn von Helfert,
Se. Majestät Geheimen Rath und Präsidenten der Leo-Gesellschaft zu Wien

Papst Leo XIII.

Geliebter Sohn, hochansehnlicher Herr!
Gruß und Apostolischen Segen!

Öfter wurde Uns schon berichtet, mit welch rüstigem Eifer die Leo-Gesellschaft die ihr vorgesteckte Aufgabe verfolge, christliche Wissenschaft und Kunst, zunächst in Österreich, zu fördern. Da Solches der Kirche wie dem Staate zum Vortheile gereicht, so standen Wir nicht an, den Leitern und Mitgliedern dieser Gesellschaft stets Unser wohlverdientes Lob und Unser besonderes Wohlwollen zuzuwendeu. Vor kurzem aber wurden Wir in die Lage versetzt, ein neues und überaus heilsames Werk, das Ihr unternommen, nicht allein aus Berichten, sondern durch den Augenschein selbst kennen zu lernen, da Ihr uns eine Sammlung von Andachtsbildern vorlegtet, die besonderer Art und gar sehr geeignet sind, die Frömmigkeit anzuregen und zu befördern. Bei Herausgabe dieser Bilder, zu der Ihr Euch nicht um des Gewinnes willen, sondern von gemeinnützigen Beweggründen geleitet, entschlossen habet, gieng Euer Streben dahin, die durch aufdringlichen Reiz der Darstellung oder

sonstwie unpassenden oder sinnlosen Bilder Christi und der Heiligen zu verdrängen und an ihrer Stelle Andachtsbilder darzubieten, welche, nach der künstlerischen Seite vollendet, zugleich der Würde der Religion entsprechen. Indem Wir Euch deshalb zu dem glücklich begonnenen Werke beglückwünschen, ist es Unser sehnliches Verlangen, dass die Katholiken allüberall Euer Unternehmen unterstützen; insbesonders mögen die Geistlichen nach Kräften um die Förderung dieses Werkes sich bemühen, getragen von der Überzeugung, dass sehr viel daran gelegen sei, dass die edelsten Künste jeder Art in den Dienst Gottes gestellt werden und von ihm ihren Vollglanz erhalten. So spenden Wir aus aufrichtigem Herzen Dir, geliebter Sohn und hochansehnlicher Herr, sowie dem Vorstande und den Mitgliedern Deiner Gesellschaft den Apostolischen Segen als Wahrzeichen himmlischer Gnaden und als Unterpfand Unserer väterlichen Liebe.

Gegeben zu St. Peter in Rom, am 13. November 1899, im 22. Jahre Unseres Pontificates.

Leo P. P. XIII., m. p.

Von den Publikationen allgemeinen Charakters aus dem Berichtjahre seien erwähnt:

1. Das „Jahrbuch der Leo-Gesellschaft für das Jahr 1899“, redigiert von Prof. Dr. Frz. M. Schindler mit Beiträgen von Dr. Otto Willmann, Dr. Otto v. Zallinger, Gottfried Eduard Friesz, Dr. Eugen Guglia, Konrad Pasch, Dr. Alfred Schnerich und Dr. Victor Kienböck; ferner

2. Das in seinem 8. Jahrgange von Dr. Franz Schnürer in Wien mit altbewährter Sorgfalt und Gediegenheit geleitete kritische Organ der Leo-Gesellschaft, das „Allgemeine Litteraturblatt“, das neuerdings sich auch in Deutschland mehr und mehr Bahn bricht — Dank seinem Verleger Jos. Roth in Wien und Stuttgart; endlich

3. Die „Mittheilungen an die Mitglieder der Leo-Gesellschaft“. I. Serie Nr. 11, 12 und II. Serie Nr. 1.

Noch möge es gestattet sein, nachdrücklich auf ein neues litterarisches Unternehmen der Leo-Gesellschaft von allgemeinem Charakter hinzuweisen, das mit dem 1. October 1899 in die Öffentlichkeit trat, eine in jährlich acht Heften zu je fünf Bogen erscheinende wissenschaftlich-litterarische Revue, „Die Kultur“. Mehr als hundert der angesehensten Gelehrten, Litteraten und Künstler Österreichs und Deutschlands, welche bereits jetzt ihre Namen in die Listen ihrer Mitarbeiter eingezeichnet haben, geben die Gewähr dafür, dass „Die Kultur“ ihre Bestimmung erfüllen wird, eine inhaltlich ebenso reiche wie zuverlässige Revue für die gebildeten Katholiken aller Stände zu

sein. Die Leo-Gesellschaft wendet dieselbe ihren Mitgliedern als Gratisgabe zu. Sie sichert schon dadurch allein der neuen Revue ein Verbreitungs- und Wirkungsgebiet von außergewöhnlichem Umfang und Charakter; doch ist „Die Kultur“ nach ihrem Programm, welches kein Wissens- und Schaffensgebiet — die aktuellen Fragen der Tagespolitik ausgenommen — ausschließt, für die weitesten Kreise der christlichen Gebildeten berechnet, und man darf hoffen, dass sie vielen ein erwünschter Führer in den vielgestaltigen Fragen sein werde, welche unsere Zeit bewegen.

Das Diöcesancomité der Leo-Gesellschaft in Teschen veranstaltete allmonatlich Versammlungen seiner Mitglieder mit entsprechenden Vorträgen und Debatten unter der Leitung des Dr. Fr. Krus, Consistorialdirector in Teschen.

Das Directorium der Leo-Gesellschaft, dessen theilweise Erneuerung durch die Generalversammlung in Wien (29.—30. November 1898) erfolgte, suchte nach Kräften die Unternehmungen auf allen eben dargestellten Arbeitsgebieten der Gesellschaft zu fördern (Sitzungen derselben: 9. Jänner, 20. März, 3. Mai, 3. Juli, 27. November 1899) und entsprechend den Mitteln der Gesellschaft das Neue in die Wege zu leiten, das früher Begonnene zur Vollendung zu führen.

Ihm mochte dies umso eher gelingen, als auch im heurigen Berichtjahre der Leo-Gesellschaft die Gönner nicht fehlten und die Lücken, welche der Tod in ihre Reihen riss, durch zahlreiche neue Beitritte ergänzt wurden.

An Unterstützungen und Spenden giengen der Leo-Gesellschaft zu: vom k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht K 800 zur Herausgabe der „Quellen und Forschungen“; K 600 zur Herausgabe des „Allgemeinen Litteraturblatt“; von Seiner bischöflichen Gnaden dem apostolischen Feldvicar Dr. Coloman Belopotoczky K 100; von Seiner Durchlaucht Fürst Johann Liechtenstein K 80; von Graf Franz Kuefstein K 240; eine Gönnerin der Leo-Gesellschaft wies ihr fl. 1000 Rente mit Vorbehalt der Zinsen auf Lebenszeit zu. Ferner spendeten Hofrath Dr. Anselm Ricker K 30, Exc. Jos. Freiherr v. Helfert K 63, Prof. Dr. Fr. M. Schindler K 122. Seine bischöflichen Gnaden Dr. Říha, Bischof von Budweis unterstützte die Herausgabe von Ladenbauers „Das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Diöcese Budweis“ durch Übernahme von 300 Exemplaren dieses Werkes sowie durch die Anordnung, dass dasselbe aus den Kirchenmitteln für alle Pfarrbibliotheken der Diöcese Budweis beschafft werde. Allen Spendern drückt die Leo-Gesellschaft hiemit öffentlich den geziemenden Dank aus.

Die Leo-Gesellschaft und ihr Tiroler Zweigverein hielten ihre diesjährige Generalversammlung am 18. und 19. September in Meran in

Südtirol ab; sie hat sich in einer für die örtlichen Verhältnisse geradezu glänzenden Weise gestaltet. Günstig war hiefür der Umstand, dass die Versammlung der Leo-Gesellschaft in die Tage der Andreas Hofer-Feier verlegt worden war, zu deren festlichen Begehung das ganze Tirolerland seine Vertreter nach Meran und St. Leonhard im benachbarten Passeierthal entsendete.

Bei der Begrüßungsfeier im Saale des Kurhauses begrüßte der Bürgermeister von Meran, Dr. Weinberger, die Leo-Gesellschaft in herzlicher Weise im Namen der Stadt, welche edle Gastfreundschaft hoch halte; er wünschte den Arbeiten der Leo-Gesellschaft, die er verständnisvoll würdigte, das beste Gedeihen. In eingehender Weise besprach dann der hochw. Feldbischof Belopotoczky die Ziele der Leo-Gesellschaft; Dechant Glatz von Meran, der Obmann des Localcomités, behandelte den Einfluss der wahren und falschen Wissenschaft auf das Wohl der Menschheit; Professor Ehrhard überbrachte die Grüße der deutschländischen Görresgesellschaft, deren innigere Verbindung mit der Leo-Gesellschaft zu gemeinsamen Arbeiten er lebhaft wünschte; Professor Hirn sprach über die ruhmreiche Geschichte von Meran und brachte der Stadt und ihrer Vertretung ein begeistert aufgenommenes „Hoch".

Am 19. September Früh ½8 Uhr begann die Generalversammlung mit einer Pontificalmesse des hochwürdigen Feldbischofs in der Stadtpfarrkirche. Inzwischen waren noch zahlreiche Theilnehmer, namentlich aus den Schul- und Gelehrtenkreisen von Tirol, aber auch von auswärts angekommen; viele Vertreter des tirolischen Klerus und der Bürgerschaft von Meran fanden sich im Laufe des Tages hinzu, so dass die Listen der Theilnehmer an den Sitzungen der Generalversammlung und namentlich an der öffentlichen Sitzung am Nachmittag die Zahl von mehr als 400 aufweisen.

In der Sitzung der theologischen Section sprach Professor Nilles von Innsbruck über Gegenstand und sociale Bedeutung der Herz-Jesuverehrung; Professor Rösler und Professor Abfalter verbreiteten sich im Anschlusse an die „Comma Joanneum-Frage" über die Grenzen der Bibelkritik und den muthmaßlichen Ursprung der bezeichneten Bibelstelle. Dr. Schindler wies auf einige wissenschaftliche Unternehmungen der Leo-Gesellschaft auf dem Gebiete der Theologie hin und regte zur Theilnahme an denselben durch wissenschaftliche Arbeiten an.

In der darauffolgenden Sitzung für Litteratur und Kunst sprach Professor Schatz von Meran über die Lage des alten Römerkastells Maja; er trat für den sogenannten Küchelberg bei Meran als den Standort des Kastells ein und belebte durch zahlreiche Abbildungen von Bauwerken und dergleichen seinen Vortrag. Professor Ehrhardt regte die Herstellung einer

genauen Beschreibung der Werke kirchlicher Kunst in Tirol durch den Tiroler Zweigverein der Leo-Gesellschaft an. An der sich daran schließenden Debatte betheiligten sich Professor Malfatti, Dr. Schindler und Graf Brandis; der letztere versprach, dass der Tiroler Zweigverein diese Anregung in Behandlung ziehen werde.

In der Sitzung der historischen Section besprach Professor Hirn einige der neuen Unternehmungen der Leo-Gesellschaft im Gebiete der Geschichte; Dr. Prankl schilderte eingehend den Lebensgang Johannes von Kapistran und dessen Bedeutung für Österreich-Ungarn, namentlich als Buss-prediger und Organisator des Kampfes gegen die Osmanen, die zu seiner Zeit mehr als früher die Grenzen unseres Reiches und das Abendland überhaupt bedrohten.

Die geschlossene Sitzung wurde fast ganz mit Mittheilungen des Generalsecretärs Dr. Schindler über die Unternehmungen der Leo-Gesellschaft ausgefüllt. Dr. Ehrhard wurde ins Directorium gewählt.

Die öffentliche Sitzung, der anstatt des erkrankten Präsidenten Baron Helfert der Herr Feldbischof präsidierte, gestaltete sich zu einer wahrhaft glänzenden durch die Theilnahme aller Landesbischöfe und Prälaten, zahlreicher Vertreter des Klerus, der Gelehrten, des Adels, der Bürgerschaft, der Studenten u. s. w. Der Vorsitzende richtete einen begeisterten Appell an die Versammelten, durch welchen er sie zur Förderung der Leo-Gesellschaft aufforderte, deren Ziel er eingehend besprach. Professor Schindler trug dann den Thätigkeitsbericht der Leo-Gesellschaft vor. Professor Hirn hielt einen mit großer Aufmerksamkeit verfolgten Vortrag über Andreas Hofer und über Hormayrs Kritik an Hofer, die er geistvoll würdigte. Graf Brandis sprach im Schlussworte den Dank der Leo-Gesellschaft an die Versammelten aus; er schloss mit einem begeisterten „Hoch" auf Papst und Kaiser.

Dem unter anregenden Trinksprüchen verlaufenen gemeinsamen Abendtische im Hofersaal folgte ein zahlreich besuchter Studenten-Commers, den sämmtliche anwesenden Bischöfe und viele hervorragende Theilnehmer der General-Versammlung mit ihrer Gegenwart beehrten.

Am 6. November l. J. veranstalteten die Mitglieder der Leo-Gesellschaft in Wien zur Feier des beginnenden 80. Lebensjahres des ersten Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Sr. Exc. Dr. Josef Al. Freih. von Helfert ein festliches Bankett. Im städtischen Kursalon fanden sich gegen 7 Uhr abends circa 140 Herren und Damen ein. Se. bischöfl. Gnaden Dr. Col. Belopotoczky brachte dem Gefeierten in herzlichster Weise die Glückwünsche der Leo-Gesellschaft dar und überreichte ihm das Breve, durch welches von Sr. Heiligkeit Papst

Leo XIII. Sr. Excellenz dem Baron Helfert das Großkreuz des Gregoriusordens verliehen worden war. Se. Excellenz dankte, tiefgerührt insbesondere durch die Ehrung, die ihm der hl. Vater zutheil werden ließ. Ein Festgedicht von Dr. Rich. von Kralik, vorgetragen vom Magistratsbeamten Theod. Weiser, ein großes Reliefportrait Sr. Excellenz aus Professor Alois Dülls Künstlerhand, ein Relief des Meisters Hans Schwathe darstellend eine weibliche Figur, die dem Jubilar den Lorbeerkranz reicht, eine künstlerisch ausgestattete Adresse an den Gefeierten mit Dr. Kraliks Festpoëm und den Namen der Bankettheilnehmer als Repräsentanten der Leo-Gesellschaft, dazu ein später überreichtes Album mit den Photographien des Directoriums der Leo-Gesellschaft bildeten die Erinnerungsgaben der ihrem ersten Präsidenten zum Abschluss seines 8. Lebensdecenniums huldigenden Gesellschaft. Die zahlreichen Glückwunschschreiben und Telegramme, die Wünsche der Festtheilnehmer und Aller, die im weiten österreichischen Kaiserstaate geistig Antheil nahmen an der dem hochverdienten Staatsmann, Gelehrten und Kunstfreunde dargebrachten Ovation, gipfelten in dem einen Wunsche, den vor allen die Leo-Gesellschaft in Dankbarkeit zu dem ihrigen macht: «Ad multos annos!»

Schmerzliche Verluste brachte der Gesellschaft im Berichtjahre der Tod. Es schieden unter anderen von hinnen: der Altmeister der katholischen Historiker Hofrath Dr. Johann Bapt. Weiß in Graz, eines der Ehrenmitglieder der Leo-Gesellschaft; Cardinal Franz Graf Schönborn, Fürsterzbischof von Prag, ein warmer Förderer der Gesellschaft von ihrem ersten Werden an; der vormalige Ackerbauminister Graf Julius Falkenhayn; der Reichsrathsabgeordnete Gregor Doblhamer in Reichersberg; der Propst Wieser in Bozen; der Theologieprofessor Weiß in St. Florian; Fürstin Wilhelmine Auersperg; Freiherr Karl von Frankenstein; Cononicus Franz Jansky in Budweis. Ihnen allen rufen wir ein pietätsvolles «Dormiatis in pace Christi» nach.

In die Lücken nach den Heimgegangenen oder sonstwie Ausgeschiedenen traten 4 Förderer à K 400, 16 lebenslängliche Mitglieder à K 200, darunter neuerdings ein Mitglied (das 15.) des Allerhöchsten Kaiserhauses, Kronprinzessinwitwe Erzherzogin Stephanie, 175 Mitglieder mit dem Jahresbeitrage von K 10, 32 Theilnehmer mit dem Jahresbeitrage von K 4, zusammen 227.

Allen alterprobten und neuen Freunden, welchen die Mehrung der Zahl der Mitglieder der Leo-Gesellschaft durch unverdrossene Werbung Herzensbedürfnis ist, sagt die Gesellschaft ihren herzlichsten Dank und ruft ihnen ein kräftiges «Macte virtute» zu.

Von dem Aufwande von K 26.500, welchen die Leo-Gesellschaft im Berichtjahre für Vereinszwecke verzeichnet, konnten nebst dem Erfordernisse für die

eben dargestellten Unternehmungen der Gesellschaft K 600 zur Unterstützung eines jungen im vatikanischen Archive arbeitenden Historikers, K 300 zur Förderung eines anderen jungen Gelehrten, K 50 dem Comité zur Errichtung eines Stifterdenkmals in Linz überwiesen werden. Außerdem wurden auch heuer zahlreiche Bücher aus dem Verlage der Gesellschaft an Institute und Vereine unentgeltlich abgegeben. Seit der Zeit ihres Bestandes konnte die Leo-Gesellschaft bis nun K 185.500 für ihre Publikationen und Vereinszwecke verwenden. Dazu besitzt sie derzeit ein Stammcapital von K 55.200, welches in seinem Grundstocke aus den Einlagen der Förderer und lebenslänglichen Mitglieder gebildet ist und auch im letzten Jahre, Dank den hochherzigen Spendern und der umsichtigen Vermögensverwaltung durch unseren Cassier H. Louis List ansehnlich vermehrt wurde (um K 8000).

Wenn noch hinzugefügt wird, dass die Leo-Gesellschaft auch in diesem Berichtjahre die schon früher bestandenen freundschaftlichen Beziehungen zu der polnischen k. Akademie der Wissenschaften in Krakau und zu der deutschländischen Görresgesellschaft, theilweise durch Schriftenaustausch, unterhielt und mit der im Sommer 1899 gebildeten italienischen Societa scientifica fra i cattolici d' Italia in Verkehr trat, so ist die Zeichnung des Bildes vollendet, das hier vorzuführen die Aufgabe war.

2. Rechnungsabschluss über Einnahmen und Ausgaben der Leo-Gesellschaft

vom 1. Januar bis 31. December 1899.

Soll.

		K	h
Saldo-Vortrag vom Jahre 1898		698	06
An Fördererbeiträgen		1200	—
„ Beiträgen der Mitglieder u. Theilnehmer	14888.74		
Übertrag vom Jahre 1898	492.—		
der lebenslänglichen Mitglieder	2600.—	17980	74
„ Subventionen vom h. k. k. Unterrichtsministerium		1400	—
„ Publikationen			
Allgemein. Literaturblatt	5842.—		
diverse Publicationen	5284.12	11126	12
„ Veranstaltungen		652	—
„ Spenden fl. 1000 Rente und		547	—
„ Zinsen		2030	50
„ transitorischen Eingängen			
wegen Verlags der Leo-Gesellschaft	692.08		
vorausbezahlte Mitgliederbeiträge pro 1900	399.72	1091	80
Summa		36726	22

Haben.

		K	h
Saldovortrag bei der Creditanstalt v. 31. Dec. 1898		2668	—
An Publikationen			
Allg. Litteraturblatt	11.883.26		
diverse Publikationen	9.241.18	21124	44
„ Stipendien und Unterstützungen zu Forschungs- u. Studienzwecken		950	—
„ Steuern		75	62
„ rückvergüteten Zinsen		509	72
„ Effecten Käufen			
fl. 2000 Juni—Juli-Rente nebst Zinsen	4036.80		
„ 1000 Mai—Novb.- „ „	2026.56	6063	36
„ Honorar		840	—
„ Kanzlei-Miethe und Spesen		1362	34
„ Porti und Diversen		499	68
„ Generalversammlungsspesen		284	50
„ Veranstaltungen		1157	80
„ transitorischen Posten			
an den Verlag der Leo-Gesellschaft	692.08		
Mitgliederbeiträge pro 1900	399.72		
Saldo der Creditanstalt am 31. Dec. 1899	6.—	1097	80
Saldo-Vortrag		92	96
Summa		36726	22

Vermögensstand am 31. December 1899:

fl. 18.500 Mai Novb.-Rente
„ 4.000 Jänner—Juli „
K 10.000 4% öster. Rente Coupons 1/3—1/9
fl. 100 1860er Los

Vermehrung gegen 1898:

fl. 2000 Mai—Novb.-Rente incl. Spende
„ 2000 Jänner—Juli „

Dr. Simon Hagenauer, Dr. Karl Herrdegen,
Revisoren.

Baar-Saldo

wie obenstehend	K 92.96
bezahlte Mitgliederbeiträge pro 1900	„ 399.72
	K 492.68
ausgewiesen laut Postsparcasse	K 492.68

Wien, 31. December 1899.

Louis List,
Cassaverwalter.

3. Chronik der Leo-Gesellschaft 1892—1899.

1892: 28. Januar: Constituierende Versammlung der Leo-Gesellschaft in Wien: Wahl des Directoriums für das Triennium 1892—1895.
9. Juni: Constituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg.
7. und 8. August: Generalversammlung in Linz.

1893: 21. Februar: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der Leo-Gesellschaft den Fördererbeitrag von 1000 fl.
24. bis 26. Juli: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.

1894: 14. und 15. Mai: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Bregenz.
30. und 31. Juli und 1. August: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Salzburg.

1895: 15. und 16. April: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Brixen.
20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leo XIII. an die Leo-Gesellschaft.
29. bis 31. Juli: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Graz. — Wahl des Directoriums für das Sexennium 1895—1901.

1896: 14. bis 16. September: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1897: 26. bis 29. Juli: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Klagenfurt.
27. und 28. December: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.

1898: 27. bis 29. November: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.
— Ersatzwahlen für das Directorium nach § 12 der Statuten.

1899: 18. und 19. September: Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Meran.

4. Bisherige Publikationen der Leo-Gesellschaft.

Von der Leo-Gesellschaft wurden bisher folgende Druckwerke veröffentlicht:

1. Die constituierende Versammlung der Leo-Gesellschaft (Wien, 28. Jänner 1892.) Wien, Selbstverlag der Leo-Gesellschaft. 1892. 8°. 57 Seiten. (Vergriffen.)

2. Jahrbuch der Leo-Gesellschaft, herausgegeben vom Directorium der Leo-Gesellschaft, redigiert von Dr. Franz M. Schindler, Generalsecretär der Leo-Gesellschaft. Wien, Selbstverlag. 8°. (Nur für die Mitglieder der Leo-Gesellschaft) u. zw.:

Für das Jahr			1893	129 S.
„	„	„	1894	171 S.
„	„	„	1895	260 S.
„	„	„	1896	160 S.
„	„	„	1897	146 S.
„	„	„	1898	183 S.
„	„	„	1899	156 S.

3. Abhandlungen aus dem Jahrbuch der Leo-Gesellschaft, Wien, (Roller & Co.) u. zw.

für das Jahr 1894:

Limbourg, Prof. Dr. Max, S. J. „Kant's kategorischer Imperativ". 16 S. Preis 40 h. — Pawlicki, Prof. Dr. Stephan, „Leben und Schriften Ernst Renan's". 53 S. Preis K 1. — Hirn, Prof. Dr. J., „Die Tiroler Landtage zur Zeit der großen Bauernbewegung". 28 S. Preis 50 h. — Wackernell, Prof. Dr. J. E. „Die altdeutschen Passionsspiele in Tirol". 18 S. Preis 40 h. — Gredler, P. Vinc. M., „Naturgeschichte in der Zelle". 11 S. Preis 40 h. —

das Jahr 1895:

Altenweisel, Prof. Dr. Jos., „Christenthum ohne Dogma". 31 S. Preis 50 h. — Hirn, Prof. Dr. Jos., „Zur Geschichte des Hohentwiel". 13 S. Preis 40 h. — Hauthaler Willibald, O. S. B., „Des Cardinals und Salzburger Erzbischofs Mathaeus Lang Verhalten zur religiösen Bewegung seiner Zeit (1519 bis 1540)". 20 S. 40 h. — Genelin, Dr. Pl., „Die Reunionen der Jesuiten in Paraguay". Mit einer Karte. 38 S. Preis 60 h. — Schnabl, Dr. Karl, „Johann Joseph Fux, der österreichische Palestrina". Mit Porträt. 9 S. Preis 40 h. — Endl, Friedr. O. S. B. „Über die Schuldramen und Comödien der Piaristen". 56 S. Preis 80 h. — Scheimpflug, Dr. Karl, „Die österreichischen Regierungs-

theater bearbeitet. 10. Ludwig Gall, John Ruskin. 11. P. Desiderius Lenz O. S. B., Zur Ästhetik der Beuroner Schule. 12. W. O. Noltsch, Hallstätter Träumereien. — Bilder aus Wiens Vergangenheit. 13. Der Ruhm Österreichs. Ein Weihfestspiel nach dem Spanischen des Don Pedro Calderon de la Barca von Dr. Richard Kralik. 14. Richard Kralik, Rolands Tod. Ein Heldenspiel. 15. Richard Kralik, Rolands Knappen. Ein Märchenspiel. 16. Adam Müller, Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften und der Staatswirtschaft insbesondere. 17.—19. Thomas von Kempen, Nachfolge Christi. Übersetzt von Dr. Guido Görres. 20. Pierre Corneille, Der Cid. 21. Heinrich von Kleist, Ausgewählte Erzählungen. 22. Alois Prinz Liechtenstein, Das Reich der Römer. Sozialpolitische Studie. 23. Manuel de Sousa, Drama von Almeida Garrett, deutsch von Georg Winkler. 24. R. Kralik, Veronika. Ein geistliches Festspiel. 25. Tirso de Molina, Ohne Gottvertrauen kein Heil, deutsch von Konrad Pasch. 26. Adalbert Stifter, Der Hochwald. 27. Lope de Vega, Die beiden Tello von Meneses, deutsch von Konrad Pasch.

11. Richard v. Kralik, Das Mysterium der Geburt des Heilands. Ein Weihnachtsspiel nach volksthümlichen Überlieferungen. Herausgegeben auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft. Wien, C. Konegen. 1894. 8°. 189 S. Musikalischer Anhang. 44 S. Preis K 3.60.

12. Richard v. Kralik, Das Mysterium vom Leben und Leiden des Heilandes. Ein Osterspiel in 3 Tagwerken nach volksthümlichen Überlieferungen. Herausgegeben auf Veranlassung der Leo-Gesellschaft. 1. Die frohe Botschaft. Wien, C. Konegen, 1895. 8°. 289 S. Musikalischer Anhang. 48 S. Preis K 3.60. — 2. „Die Passion". Ebd. 1895. 8°. 200 S. Musikalischer Anhang. 40 S. Preis K 1.80. — 3. „Die Auferstehung". Ebd. 1895. 8°. 111 S. Musikalischer Anhang. 31 S. Preis K 2.80.

13. Richard v. Kralik, Lieder im hl. Geist. Wien, Austria, 1895. 8°. 80 S. Preis 70 h.

14. M. v. Greiffenstein, Johanna d'Arc's Maientage. Erzählendes Gedicht in 22 Gesängen. Wien, Kirsch, 1898. Kl. 8°. 208 S. Preis K 3.60.

15. Augustin Rösler C. SS. R., Die Frauenfrage vom Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung. Wien, Roller & Co., 1893. 8°. VIII. und 297 S. Preis brosch. K 3.60, in eleg. Leinenband K 6.—. (Ins Französische übersetzt.)

16. Sociale Vorträge, gehalten bei dem Wiener soc. Vortragscurse. 1894. Herausgegeben von Professor Franz M. Schindler. Wien, H. Kirsch, 1895. 8°. 149 S. Preis K 1.80.

17. Das sociale Wirken der katholischen Kirche in Österreich. Im Auftrage der Leo-Gesellschaft mit Unterstützung von Mitarbeitern herausgegeben von Prof. Dr. Franz M. Schindler. Wien, Mayer & Co.

I. Band: Diöcese Gurk (Herzogthum Kärnten). Von Prof. Dr. Alois Cigoi. 1896. X. und 228 S. Preis K 4.—

II. Band: Diöcese Seckau (Herzogthum Steiermark). Von Alois Stradner. 1897. X. und 264 S. Preis K 5.—.

V. Band: Erzdiöcese Salzburg von Chr. Greinz. 1898. XIV. u. 308 S. Preis K 5.60.

IX. Band: Diöcese Budweis (Königreich Böhmen). Von Prof. Dr. Willibald Ladenbauer O. Cist. 1899. XII. und 335 S. Preis K 5.60.

XII. Band: Diöcese Königgrätz (Königreich Böhmen). Von Prof. Dr. Ferdinand Beneš. 1897. 237 S. Preis K 5.—.

18. Johann Panholzer, Die katholischen Erziehungs- und Unterrichtsanstalten in Österreich. Wien, H. Kirsch, 1894. 8°. XXXIV. und 224 S. Preis K 3.80.

19. Briefe des Feldmarschalls Radetzky an seine Tochter Friederike. 1847—1857. Aus dem Archiv der freiherrl. Familie Walterskirchen. Herausgegeben von B. Duhr S. J. Festschrift der Leo-Gesellschaft zur feierlichen Enthüllung des Radetzky-Denkmales in Wien. Mit einem Portrait und mehreren Facsimilen. Wien, Verlagsbuchhandlung „St. Norbertus" (Roller & Co.) 1892. Gr.-8°. 194 S. Preis broschiert K 4.—, elegant gebunden K 5.50.

20. Josef Ohrwalder, Aufstand und Reich des Mahdi und meine zehnjährige Gefangenschaft dortselbst. Herausgegeben vom Zweigverein der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck, K. Rauch's Buchhandlung, 1892. Preis K 5.—.

21. Christian Schneller, Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols. 1., 2. und 3. Heft. Herausgegeben vom Zweigverein der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung, 1891, 8°. XI. Preis à K 2.—.

22. Ernst Spreizenhofer, O. S. B., Die Entwicklung des alten Mönchthums in Italien von seinen ersten Anfängen bis zum Auftreten des hl. Benedict. Wien, Kirsch, 1894. 8°. 135 S. Preis K 2.80.

23. Quellen und Forschungen zur Geschichte, Kultur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. Im Auftrage der Leo-Gesellschaft herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell, Professoren an den Universitäten Wien und Innsbruck. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung in Innsbruck. In zwanglosen Bänden. 8°.

I. Band: Dr. J. E. Wackernell, Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol. 1897. Graz, Styria. 8°. CCCXIV. und 550 S. Preis K 16.—.

II. Band: Dr. Otto Grillnberger, O. C., Die ältesten Todtenbücher des Cistercienserstiftes Wilhering in Österreich ob der Enns. 1896. VIII. und 280 S. Ebd. Preis K 6.40.

III. Band: Dr. Adolf Hauffen, Docent an der deutschen Universität in Prag, Die deutsche Sprachinsel Gotschee. Mit 4 Abbild. und einer Sprachkarte. 1895. Ebd. XVI. und 466 S. Preis K 10.—

IV. Band: Christian Schneller, Trientinische Urbare aus dem 13. Jahrhundert. Mit einer Urkunde aus Judicaten von 1244—1247. Innsbruck, Wagner, 1898. 283 S. Preis K 6.—.

V. Band: Josef Hirn, Der Kanzler Bienner und sein Procefs. Ebd. 1898. XX. und 533 S. Preis K 9.—

24. Regulativ für die Bearbeitung von Manuscripten Katalogen, entworfen von der historischen Section der Leo-Gesellschaft. Wien, Kirsch, 1896. 8°. 14 S. Preis 60 h.

25. Giannoni, Dr. Carl, Paulinus II., Patriarch von Aquileja. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte Österreichs im Zeitalter Karls d. Gr. Wien, Mayer & Co., 1896. 8°. 125 S. Preis K 2.40.

26. Pröll, Dr. Laurenz, O. Praem. Die Gegenreformation in der l.-f. Stadt Bruck a. d. Leitha. Ein typisches Bild nach den Aufzeichnungen des Stadtschreibers Georg Khirmair. Wien, Mayer & Co., 1897. 8°. 108 S. Preis K 2.20.

27. Kröfs Alois, S. J., Der selige Petrus Canisius in Österreich. Wien, Mayer & Co., 1898. 8°. 214 S. Preis K 4.20.

28. Ehrhard, Dr. Albert, Die orientalische Kirchenfrage und Österreichs Beruf in ihrer Lösung. Wien und Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1899. 8°. 76 S. Preis K 1.60.

29. Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild. Illustriertes Prachtwerk in 4°. Verlag der Leo-Gesellschaft, 1897. 30 Hefte à K 1.20.

30. Die Kultur. Zeitschrift für Wissenschaft, Litteratur und Kunst. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. Erscheint in 8 jährlichen Heften zu je 5 Bogen. Wien und Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 8°. I. 1899. Preis per Jahrgang K 10.—.

31. Klassische Andachtsbilder. Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft. I. Sammlung. 94 Bilder in 4°, 8°, 12°, 16°. Wien und Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagshandlung, 1900.

Die Mitglieder der Leo-Gesellschaft erhalten bei directer Bestellung durch die Kanzlei der Gesellschaft (Wien, I., Annagasse 9) sämmtliche hier verzeichnete Publikationen, ausgenommen 11, 12, 25, 29 und 31, um $^2/_3$ des Ladenpreises.

5. Mitglieder der Leo-Gesellschaft am Schlusse des Jahres 1898 und 1899.

(Nach Abrechnung der i. J. 1899 Gestorbenen und Ausgeschiedenen.)

	1898	1899		
Ehrenmitglieder	2	1	—	1
Förderer (mit einmaliger Leistung von wenigstens 400 K)	56	62	+	6
Lebenslängliche Mitglieder (mit einmaliger Leistung von mindestens 200 K)	75	86	+	11
Lebenslängliche Theilnehmer (mit einmaligem Beitrag von 100 K)	7	7	—	—
Mitglieder (mit Jahresbeitrag von 10 K und darüber)	1480	1538	+	58
Theilnehmer (mit Jahresbeitrag von 4—8 K	320	320	+	—
Summa	1940	2014	+	74

Davon gehören dem Zweigverein für Tirol und Vorarlberg an:

Förderer	1
Lebenslängliche Mitglieder.	8
Mitglieder	268
Theilnehmer.	82
Summa . . .	359

6. Das Directorium der Leo-Gesellschaft

besteht aus den p. t. Herren:

Präsident: Se. Excellenz Dr. Josef A. Freiherr v. Helfert, k. u. k. Geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses 2c. in Wien.

1. Vicepräsident: Se. bischöfl. Gnaden Dr. Koloman Belopotoczky, Tit.-Bischof von Tricala, apostolischer Feldvicar 2c. in Wien.

2. Vicepräsident: Dr. Heinrich Lammasch, k. k. Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Generalsecretär: Dr. Franz Martin Schindler, päpstlicher Hausprälat, k. k. Hofrath und Universitätsprofessor in Wien.

Generalsecretär-Stellvertreter: Dr. Bernh. Schäfer, k. k. Universitätsprofessor in Wien.

Cassaverwalter: Louis List, Cassadirector der Creditanstalt in Wien.

Dr. Josef Altenweisel, päpstl. Hausprälat, Professor der Theologie, Salzburg.

Dr. Wilhelm Freiherr v. Berger, Mitglied des Herrenhauses, Wien.

Excellenz Graf Anton Brandis, k. u. k. geheimer Rath, Innsbruck.

Dr. Albert Ehrhard, k. k. Universitätsprofessor, Wien.
Dr. Michael Gitlbauer, k. k. Universitätsprofessor, Wien.
Dr. Franz Gutjahr, k. k. Universitätsprofessor, Graz.
Maurus Kinter O. S. B., Archivar, Raigern.
Dr. Richard v. Kralik, Wien.
Dr. Gustav Müller, Domcapitular und Sem.-Director, Wien.
Dr. Wilhelm Neumann, k. k. Universitätsprofessor, Wien.
W. O. Noltsch, Professor an der technischen Hochschule, in Wien.
Dr. Josef Pernter, k. k. Universitätsprofessor und Director der k. k. meteorolog. Central-Anstalt, Wien.
Dr. Josef Porzer, Hof- und Gerichtsadvocat, Wien.
Dr. Franz Schnürer, Scriptor a. d. k. u. k. Fam.-Fid.-Com.-Bibliothek, Wien.
Dr. Stanislaus Smolka, k. k. Universitätsprofessor, Krakau.
Dr. Heinrich Swoboda, k. k. Universitätsprofessor, Wien.
Dr. Hans Maria Truxa, k. Rath, Wien.
Dr. J. E. Wackernell, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Otto Willmann, k. k. Universitätsprofessor, Prag.
Dr. Hermann Zschokke, Domprälat, k. k. Hofrath, Wien.

7. Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Voralberg

besteht aus den p. t. Herren

Obmann: Se. Excellenz Graf Anton Brandis, Landeshauptmann von Tirol.
Obmannstellvertreter: Dr. J. E. Wackernell, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
I. Schriftführer: Dr. Josef Schorn, Professor a. d. Staatsgewerbeschule, Innsbruck.
II. Schriftführer: Dr. Hans Malfatti, Universitätsdocent, Innsbruck.
Cassier: Anton v. Paur, Privatier, Innsbruck.
Dr. Hans Hausotter, k. k. Landesschulinspector, Innsbruck.
Dr. Michael Mayr, k. k. Archivdirector, Innsbruck.
Monsignore Dr. Alois Spielmann, Gymnasialdirector, Brixen.
Dr. Ludwig Wahrmund, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Adolf Rhomberg, Landeshauptmann, Feldkirch.
Ersatzmänner: Dr. Ludwig Pastor, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Josef Hutter, f.-bisch. Generalvicar, Trient.
Ferdinand Wotschitzky, Professor an der Lehrerbildungsanstalt, Innsbruck.
Dr. Josef Neuner, Rechtsanwalt, Bozen.

Namens-Verzeichnis

der

Ehrenmitglieder, Förderer, Mitglieder und Theilnehmer der Leo-Gesellschaft.

P. T. H. H. Ehrenmitglieder.

Dr. Friedrich Maassen, k. k. Hofrath, Univ.-Professor i. R., Innsbruck.

P. T. H. H. Förderer.

	K
Se. kaiserl. und königl. apostol. Majestät Kaiser Franz Josef I.	2000.—
Se. kais. und königl Hoheit Erzherzog Ludwig Victor	600.—
† Se. kaiserl und königl. Hoheit Erzherzog Albrecht	7000.—
Se. kaiserl. und königl. Hoheit Erzherzog Friedrich	600.—
Se. kaiserl. und königl. Hoheit Erzherzog Eugen, Hoch- und Deutschmeister	600.—
* * *	14000.
Bauer, Dr. Frz., Bischof, Brünn	400.—
Belopotoczky, Dr. Kolom., apost. Feldvicar, Wien	400.—
Biegeleben Rüdiger, Freiherr v., k. u. k. geh. Rath, Gesandter a. D., Schloss Siegmundsluft bei Schwaz in Tirol	400.—
Clary v. Aldringen, Fürst Carlos, Teplitz	400.—
Collalto e San Salvatore, Fürst Emanuel, Wien	400.—
Čtvrtečka, Dr. Bruno, Landesprälat und Abt von Břevnov und Braunau, O. S B.	400.—
† Czibulka, Dr. Ferd., Prälat, Abt, Domherr, Wien	400.—
Desenffans d'Avernas, Graf Alf., Neuschloss, Steiermark	400.—
Erdödy, Gräfin Louise, Excellenz Novimarof (Croatien)	400.—
Frind, Dr. Wzl., Domcapitular, Prag	1200.—
Frühwirth Andreas, General des Dominicaner-Ordens, Rom	400.—
Gruscha, Dr. Anton Josef, Cardinal-Fürsterzbischof, Wien	400.—
† Hais, Dr. Jos., Bischof, Königgrätz	500.—
Hagenauer, Dr. Simon, Wien	400.—
Hauswirth, Dr. Ernst, Abt des Stiftes Schotten, Wien	400.—
Helfert, Dr. Josef Freiherr v., Excellenz, k. u. k. geheimer Rath, Wien	600.—
Holzinger v. Weidich, Fräulein Emerike, Übungslehrerin, Görz	400.—
Hornig Karl, Freih. v., Bischof, Kanzler des Königs v. Ungarn, Veszprim	400.—
Kahn, Dr. Josef, Fürstbischof, Klagenfurt	400.—
Kalous Ferdinand, Weihbischof von Prag und Propst, Altbunzlau	400.—
Karl Alexander, Abt, Melk	400.—
Klosterneuburg, Augustiner-Chorherrenstift	400.—
Kohn. Dr. Theodor, Fürsterzbischof. Olmütz	1000.—
Kuefstein, Graf Ferdinand, Viehofen, N.-Ö.	400.—
Liechtenstein Johann, Fürst von und zu, Wien	500.—
Lobkowic, Fürst Moriz, k. u. k. geh. Rath, Prag	600.—
Majláth, Graf, Dr. Gustav Karl, Bischof, Karlsburg	400.—
Mayer Ludwig (Mayer u. Co., Buchhandlung), Wien	400.—
Missia, Dr. Jakob, Fürsterzbischof, Görz	400.—
Moser Ferd., Propst, St. Florian	400.—

	K
Nagl, Dr. Franz, Prälat, Rector all' Anima, Rom	400.—
Napotnik, Dr. Michael, Fürstbischof, Marburg	400.—
Ottenfels Moriz, Freiherr von, Horwaczka	400.—
Pallavicini, Markgraf Alex., GR., NB.-BR.-Praes.	400.—
Pergen, Graf Anton, Exc., Aspang	400.—
Predigerordensconvent St. Maria Rot., Wien	400.—
Řehák, Dr. Johann, Domdechant Leitmeritz	400.—
Richtarič Math., k. u. k. Militär-Pfarrer, Agram	400.—
Říha, Dr. Martin, Bischof, Budweis	400.—
Schindler, Dr. Franz, Universitäts-Professor, Wien	400.—
Schöbel, Dr. Emanuel Johann, k. u. k. geh. Rath, Bischof, Leitmeritz	400.—
† Schönborn, Graf, Dr. Franz Cardinal-Fürsterzbischof, Prag	600.—
Schwarzenberg, zu, Erbprinz Johann, Wien	400.—
Spiegel-Diesenburg, Graf Ferd. August, Wischenau	400.—
Seng Therese, Med. Dr. Witwe, Wien	400.—
Styria, Verlags-Buchhandlung, Graz	400.—
Tepl, Prämonstratenserstift	400.—
Thun, Graf Franz, GR., Prag	400.—
Thurn und Taxis, Herzog Albert, Regensburg	600.—
Trura, Dr. Hans Maria, k. Rath, R. d. F. J.-O., Wien	400.—
Vaszary Claudius, Cardinal-Fürstprimas, Gran	400.—
Windischgrätz, Fürst Alfred, Wien	500 —
Windischgrätz, Fürst Hugo, Wien	400.—
Windischgrätz, Fürstin Hugo, Wien	400.—
† Zorn, Dr. Alois, Fürsterzbischof, Görz	400.—
† Zwerger, Dr. Johann, Fürstbischof, Graz	500.—

P. T. H. H. Lebenslängliche Mitglieder u. Theilnehmer.

	K
Ihre k. u. k. Hoheit Kronprinzessin-Witwe Erzherzogin Stephanie	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Otto	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Josefa	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Franz Salvator	200.—
Ihre k. u. k. Hoheit Erzherzogin Maria Valerie	200.—
Se. k. u. k. Hoh. Erzherzog Rainer	200.—
Se. k. u. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand IV., Großherzog von Toscana	200.—
Aichner, Dr. Simon, k. u. k. geh. Rath, Fürstbischof, Brixen	200.—
Bellegarde, Graf Franz, Exc., Wien	200.—
Berchthold, Graf Leopold, Wien	200.—
Bernbacher, Frl. Marie, Hausbesitzerin, Wien	200.—
Billot Ferdinand, Freiherr von, Innsbruck	200.—
Blome, Graf Gustav, k. u. k. geh. Rath, Wien	200.—
Czernin, Graf Jaromir, Wien	200.—
Czernin, Gräfin Josefine, geb. Gräfin Paar, Wien	200.—
Dercsenyi, Freiherr von Bela, Unter-Počernitz	200.—
Dessewffy, Gräfin Julie, Preßburg	200.—
Doppelbauer, Dr. Franz Maria, Bischof, Linz	200.—
Dumba Nicolaus, Herrenhausmitglied, Exc., Wien	200.—
Dungel Adalbert, Generalabt, O. S. B., Göttweig	200.—
Effenberger Clemens, k. k. Staatsbeamter i R.	200.—
Franz Dr. Adolf, Prälat, apost. Protonotar, Frankfurt a. M.	200.—
Geitler Anna, geb. Hofeneder, Frau, Wien	200.—
Grasböck Theobald, Abt, O. Cist., Wilhering	200.—
Gudenus, Heinrich Freiherr v., Herrenhausmitglied, Wien	200.—
Gudenus, Josef Freiherr v., n.-ö. Landesmarschall, Exc., Wien	200.—
Haller, Dr. Johann Ev., Cardinal-Fürsterzbisch. u. Primas, Salzburg	200.—
Hanel, Dr. Josef, Prälat, Domcapitular, Olmütz	200.—
Harrach, Graf Johann, Wien	200.—
Herder Hermann, Verlagsbuchhändler, Freiburg i. B.	200.—
Hönigl Dominik, Abt, O. B. S., Seitenstetten	200.—

	K
Hohenlohe, Carl Prinz, Canonicus, Liebau	200.—
Kinsky, Gräfin Maria, geborene Gräfin Wilczek, Wien . . .	200.—
Klinger, Dr Franz, k. k. Univ.-Professor, Graz	200.—
Kopp, Dr. Georg, k. u. k. geh. Rath, Cardinal, Fürstbischof, Breslau	200.—
Korčian Benedict, Abt O. S. B., Raigern	200.—
Krizsan Michael, Vicerector im Central-Seminar, Budapest .	200.—
Kuefstein, Graf Franz, Viehofen	200.—
Lanckoroński, Gf. Karl, Exc., Wien	200.—
Langer Edm., Archivar, Tetschen	200.—
Ledebur-Wicheln, Graf Johann, Exc., Wien	200.—
Lenz, Dr. Anton, Propst und Prälat am Vyšehrad . .	200.—
Liechtenstein, Prinz Alfred, Wien	200.—
Linde Rudolf, Freih. v., Domcapitular, Olmütz	200.—
Löwenthal, Baronin Anka, geb. Freiin Maroičič d.l Monte, Bes. des E.-K. pro eccl. et pont., Wien	200.—
Ludwigs, Dr. F. G., Domcapitular, Regensburg . . .	200.—
Marienberg Benedictiner-Stift	200.—
Marinič Johann Ev., inf. Propst, Eberndorf, Kärnten . . .	200.—
Marschall, Dr. Godfr., Propst, Wien	200.—
Mehrerau, Cistercienserstift . .	200.—
Michelitsch, Dr. Anton, k. k. Univ.-Prof., Graz	200.—
Mlakar, Dr. Joh., Domherr, Marburg	200.—
Mocenigo, Gräfin Olga, geb. Fürstin Windischgrätz, Wien	200.—
Morawski, Dr. Severin, R. v., Erzbischof, Lemberg . . .	200.—
Neustift, August.-Chorherrenstift	200.—
Nostitz, Gräfin Albert, Hlinai bei Aussig	200.—
Di Pauli Josef, Freiherr von, Excellenz, Wien	200.—
Ressèguier-Kinsky, Gräfin Marie, Nisko	200 —
Rett Franz Honorius, Preßburg	200.—
Reyer Franz, Freih. v., Graz	200.—
Rhomberg Adolf, Landeshauptmann, Dornbirn	200.—
Rösler Stefan, Abt O. Cist., Zwettl	200 —
Sabran-Ponteves Adele, Herzogin v., St.K.O.-D., Wien	200.—
Schaffgotsch, Gräfin Octavie, Wien	200.—
Schelhammer Karl, Banquier, Wien	200 —
Schenk Ferdinand, Verlagsbuchhandlung, Wien	200.—
Schlägl, Prämonstratenserstift .	200 —
Schuster, Dr. Leopold, Fürstbischof, Graz	200.—
Seilern, Graf Karl Max, Wien	200.—
Serviten, Tiroler Ordensprovinz	200.—
Stadion, Gräfin Ludowiga, geb. Fürstin Lobkowitz, Wien . .	200.—
Stams, Cistercienserstift . . .	200.—
Stanonik, Dr. Franz, k. k. Univ.-Prof., Graz	200.—
Stettner, Dr. Franz, Arzt, Wind.-Landsberg	200.—
Sylva-Tarouca, Gf. Ernst, Wien	200.—
Szechenyi, Graf Dr. Nikolaus, Abt, Domherr, Rector des Pazmaneums, Wien . . .	200.—
Thun, Gräfin Leopoldine, Prag	200.—
Tinti Hermann, Reichsfreih. v., Schloss Innerstein	200.—
Tomek Franz, Realitätenbesitzer, Wien	200.—
Walterskirchen Barbara, Freiin von, geb. Gräfin Wenkheim, Wolfsthal	200.—
Wilten, Prämonstratenserstift .	200.—
Wiesner, Dr. August, Hof- und Gerichts-Advocat, Wien . .	200.—
Zhánĕl, Dr. Rudolf, k. u. k. Professor, Eisenstadt . . .	200.—
Zhánĕl Ignaz, Stadtpfarrcaplan, Brünn	200.—
Zschokke, Dr. Hermann, Domprälat, k. k. Hofrath, Wien .	200.—
Barnabiten-Convent, Wien . .	100.—
Brynych, Dr. Eduard, Bischof, Königgrätz	100.—
Franciscaner-Convent, Wien .	100.—
Lobkowic, Erbprinz Zdenko, Bilin	100.—
Prix Anna, Mauer bei Wien .	100.—
Redemptoristen-Colleg., Mautern	100.—
Valussi, Dr. Eugen, Fürstbischof Trient	100.—

P. T. H. H. Mitglieder und Theilnehmer.

Aachen (Rheinlande).

Fey Ignaz, Ingenieur	10.—

K

Admont (Steiermark).

Berger Victorin, Theol.-Professor 10.—
Lindmeier, Dr. Bernh., Th.-Prof. 4 —
Schlammadinger Oswin., Theol-Prof. . . . . 4.—
Schmid Anselm, Dechant . . . 10.—
Schouppé Blasius, Edler v., Hofmeister und Pfarrer . . . 10.—
Wabisch Edmund, Stiftspriester . 10.—
Wichner Jacob, Bibliothekar . . 4.—

Agram (Croatien).

Gugler Paul, Bischof . . . . 10.—
Jambrekovic, Dr. Ladislaus, Theol-Professor . . . . 10.—
Suk, Dr. Felix, Director des Priesterseminars . . . . 10.—

Algund (Tirol).

Kaufmann Jacob, Cooperator . 10.—
Prünster Josef, Pfarrer . . . 10.—

Allentsteig (N.-Öst.).

Erdinger Josef, Pfarrer . . . 10.—

Alm (Salzburg).

Unterberger Alois, Pfarrer . . 10.—

Alt-Brünn (Mähren).

Janetschek Clemens, Stiftsarchivar 10.—
Pope Ambros, Cons.-Rath, Pfarrer 10.—
Schwetz Ernst, Prior des Augustinerstiftes . . . . 10.—

Altenburg (N.-Öst.).

Delré Ambros, Abt, O. S. B. . 10.—

Altenstadt (Vorarlberg).

Ru`hard Fidelis, Bildhauer . . 10.—
D.em Josef, Frühmesser . . . 4.—

Andrian (Tirol).

Harm Alois, Curat . . . . 10.—

Angern (N.-Öst.).

Lamberg, Gräfin Eleonore . . 10.—

Ansfelden bei Linz (O.-Öst.).

Moser Josef, reg. Chorherr . . 4.—

K

Arad (Ungarn).

Allersdorfer Julian, k. u. k. Mil.-Caplan . . . . 10.—

Arnsdorf (N.-Öst.).

Strachwitz, Graf Friedrich . . 10.—

Auer (Tirol).

Malfér Robert, R. v., Gutsbesitzer 4.—
Steck Peter, Pfarrer . . . . 10.—

Aurolzmünster (O.-Öst.).

Helmberger Josef, Cooperator . 4.—

Baden (N.-Öst.).

Filkula, Dr. Lambert, Gymnas.-Professor . . . . 10.—
Sperl v. Raabthal, Friedrich . 10.—
Straniak Karl, Cooperator . . 10.—
Yby Johann, Dechant . . . . 10.—

Badgastein (Salzburg).

Egger Karl, Pfarrer . . . . 4.—

Bamberg (Baiern.)

Eck Johann, Curatus . . . . 10.—
Halbig, Domvicar . . . . . 10.—
Harttung Ph. v., erzbischöflicher Secretär . . . . 10.—
Maurer Johann, Domvicar . . 10.—
Weiß, Dr. Karl, Beneficiat und Domprediger . . . . . . 10.—

Barbian (Tirol).

Egger Josef, Cooperator . . . 10.—

Baumgarten (Öst.-Schlesien).

Schubert Ferdinand, Pfarrer . 4.—

Berlin.

Bürenstein Georg, Druckereibes. . 10.—

Berndorf (N.-Öst.).

Berger Johann, Cooperator . . 12.—

Bielitz (Öst.-Schlesien).

Jansa Josef, Kaplan . . . 10.—

K

Bilin (Böhmen).

Pohl Wenzel, Schloßcaplan . . 10.—

Bischofshofen (Salzburg).

Perkmann Christian, Pfarrer . 10.—

Bleiswedel (Böhmen).

Hergloß Anton, Pfarrer . . . 4.—

Blumau (N.-Öst.).

Purcner Josef, k. u. k. Militär-curat . . . . 10.—

Böhmisch-Leipa (Böhmen).

Feierfeil, Dr. Wenzel, k. k. Prof. 10.—
Fuchs Raimund, Dechant . . 10.—
Köcher Wenzel, k. k. Professor . 10.—

Bonn (Rheinpreußen).

Schroers, Dr. Heinr., Univ.-Prof. 10.—

Bozen (Tirol).

Antholzer Alois, Canonicus . . 10.—
Biegeleben Paul, Freiherr v., k. k. Ober-Landesgerichtsrath . . 10.—
Chambaud Charrier, Ernst v., k. u. k. Oberst a. D. . . . . . . 10.—
Forni, Graf Paul . . . . . 10.—
Kluibenschedl, k. k. Realschul-Prof. 10.—
Knotter Josef, Cooperator . . 10.—
Koellensberger, Dr. Jac., Advocaturs-Concipient . . . . . 10.—
Maas Ed., Professor a. d. Lb.-Anst. 10.—
Mayrhauser Guido, v., Canonicus 10.—
Ober-Gymnas. der P. P. Franziskaner . . . . 10.—
Oberkofler Anton, Canonicus . 10.—
Oberrauch Alois, Katechet . . . 10.—
Resch Peter, Director der Handelsschule . . . . 10.—
Schmid, Dr. G., Landtags-Abg. 10.—
Told Alois, Kaufmann . . . . 4.—
Tonelli Albin, k. k. Bezirks-Ober-Geometer . . . . 10.—
Trenkwalder Josef, Propst . . 10.—
Zallinger-Stillendorf Franz v., Reichsraths-Abgeordneter . . 10.—

K

Braunau (Böhmen).

Stonjek P. Stephan, O. S. B . 10.—

Bregenz (Vorarlberg).

Baldauf Gebhard, Landesschul-inspector . . . . 10.—
Boß Josef, Kunstmaler . . . . 4.—
Butzerin Jocob, Redacteur . . 10.—
Duxneuner, Dr. Herm., Advocat 10.—
Gassner Josef, k. k. Professor u. Bez.-Schul-Insp. . . . . . 10.—
Gmeiner, Dr. Josef, prakt. Arzt 10.—
Kleiner Victor, Archivar . . . 4.—
Prutscher Georg, Decan . . . 10.—
Schmadl, Dr. Ludwig, Advocat . 10.—
Schöch, Dr. Clemens, Advocat . 10.—
Schwärzler Caspar . . . . . 4.—
Steurer Peter, Religions-Prof. . 10.—

Breslau (Schlesien).

Baeumker, Dr. Clemens, Univ.-Professor . . . . 10.—
Commer, Dr. Ernst, Univ.-Prof. 10.—
Commer, Frl. Clara . . . . 4.—
Tessen-Wesierski, Dr. Franz v, Univ.-Prof. . . . . 10.—

Brixen (Tirol).

Amman Hartmann, Gymn.-Prof. 10.—
Eberhard, Dr. Alois, Theol. Prof. 10.—
Egger, Dr. Franz, Domcapitular 10.—
Falbesoner Hartmann, Professor 10.—
Freiseisen, Dr. Johann, Theol.-Professor . . . . 10.—
Friedle Theodor, General-Vicar . 10.—
Galen, Graf Paul, k. k. Kämmerer 10.—
Guggenberg, Dr. Otto v., prakt. Arzt . . . . 10.—
Hauen Theodor, Professor . . . 10.—
Hagg Joh. B., Domcapitular . 10.—
Haid Cassian, f.-b. Mensalverw. 10.—
Haidegger Dr. Wendelin, Theol.-Prof. . . . . 10.—
Hofer Anton, Dompropst . . . 10.—
Kirchberger Alfred, Kaufmann . 4.—
Kofler Johann, Professor . . . 10.—
Meusburger Karl, Professor . . 4.—
Mischi Josef, Professor . . . . 10.—
Mittermair Julius, k. k. Notar u. Bürgermeister . . . . . 10.—
Mitterer Ignaz, Propst . . . . 10.—
Mitterutzner, Dr. Johann Chrys., k. k. Schulrath, G.-Director a. D. 10.—
Neßler Nicolaus, Professor . . 10.—
Piristi Hermann, Professor . . 10.—

	K
Rheden Peter, Professor . . .	4.—
Riescher Ludwig, Professor . .	10.—
Riezler, Dr. Roman, Theol.-Prof.	10.—
Rimml Johann, Subregens . .	10.—
Scharf Georg, Professor . . .	4.—
Schmid, Dr. Franz, Domcapitular	10.—
Schöpfer, Dr. Aemilian, Theolog.-Professor	10.—
Schuchter Josef, Professor . . .	10.—
Schwingshakl Peter, f.-b. Mensal-Verwalter	10.—
Seminar, Theologisches	10.—
Spielmann, Dr. Alois, Director d. f.-b. Vincentinum	10.—
Spielmann, Dr. Ferdinand, Prof.	10.—
Stemberger, Dr. Ed., Spiritual	10.—
Wallnöfer Josef, Cooperator . .	4.—
Wolf Andreas, Professor . . .	10.—

Bruck a. d. L. (N.-Öst.).

Bauer Jac., Dechant u. Stadtpfarr.	10.—

Bruck a. d. M. (Steiermark).

Kober Johann, Cooperator . .	4.—

Brünn (Mähren).

Adamec Anton, Spiritual . . .	4.—
Ehrmann, Dr. Franz, bischöflicher Secretär	10.—
Grimnacky Ernst, Theol.-Professor	10.—
Gutmensch Johann, k. k. Ober-Postcontrolor	10.—
Jeřabek Joh., k. u. k. Milit.-Caplan	10.—
Kapusta J., Canonicus	10.—
Krška, Dr. Karl, k. k. Staatsanwalt	10.—
Mussil Othmar, Theol.-Professor	10.—
Petin Karl, k. k. Post-Ob.-Contr.	10.—
Schuderla Robert, Domcapitular	10.—
Seminar-Bibliothek, Theolog. . .	4.—
Zeibert, Dr. Franz, Domdechant.	10.—

Brünnl b. Gratzen (Böhmen).

Raab Isidor, Pfarrer	4.—

Budapest (Ungarn).

Biza Ludwig, k. u. k. Mil.-Caplan	10.—
Bundala Michael, Msgr., Spiritual im Central-Seminar	10.—
Dedek Ludwig C., Scriptor a. d. Univ.-Bibliothek	10.—
Gogolák Georg, k. u. k. Mil.-Capl.	10.—
Kollányi Fr., Custos am National-Museum	10.—
Rakovszky Stephan, ungarischer Abgeordneter	10.—
Szuchy, Dr. Adalb., k. u. k. Mil.-Caplan	10.—
Bánya Franz, k. u. k. Milit.-Pfarrer und Tit.-Propst	10.—
Várady, Dr. Leop. Arpad, Sect.-Chef	10.—
Várady Victor, k. u. k. Mil.-Curat	10.—
Zichy, Graf Ferdinand, k. u. k. geheimer Rath	10.—

Budin a. d. E. (Böhmen).

Moc Josef, Pfarrer	4.—

Budweis (Böhmen).

Holba Marian, k. k. Gymn.-Prof.	10.—
Ladenbauer, Dr. Willibald, O. Cist., k. k. Gymn.-Prof. . .	10.—
Schmidmayer Rudolf, k. k. Gymn.-Professor	10.—
Wohl Othmar, k. k. Professor .	10.—
Zach, Dr. Stephan, O. Cist., k. k. Gymn.-Professor	10.—

Burgebrach (Bayern).

Hau Johann, Pfarrer	10.—

Cadram (Steiermark).

Bezenšek Georg, Pfarrer . . .	10.—

Camberg (Nassau).

Lieber, Dr. Ernst, Reichs- und Landtagsabg.	10.—

Cerna hora (Mähren).

Fries, Graf August, Reichsraths-abgeordneter	10.—
Fries, Gräfin Therese	4.—

Constantinopel.

Trauttmannsdorff, Graf Karl, Attaché bei der k. u. k. Botschaft	10.—

Czernowitz (Bukowina).

Niedermann Josef, k. u. k. Milit.-Caplan	10.—
Polek, Dr. Johann, Custos der k. k. Universitäts Bibliothek .	4.—
Wahle, Dr. Richard, k. k. Univ.-Professor	4.—

K

Dalaas (Tirol).

Naegele Josef, Pfarrer . . . . 10.—

Dafins (Vorarlberg).

Brenner Adalbert, Pfarrer . . 4.—

Deutsch-Kralup (Böhmen).

Kunz Anton, Dechant . . . . 4.—

Deutschlandsberg (Steiermark).

Bossi August, Dechant . . . . 4.—

Dobrau (Öst.-Schlesien).

Krus Johann, Kaufmann . . . 4.—
Krus Marie, Fräulein . . . . 4.—
Mozišek, Dr. Victor, Arzt . . 4.—
Mozišek Emilie, Frau . . . . 4.—

Dobritschan (Böhmen).

Zeßner Heinrich, Freiherr v. . . 10.—

Dombrau (Öst.-Schlesien).

Lomosik Josef, Caplan . . . . 4.—

Dornbirn (Vorarlberg).

Lumper, Dr. Josef, k. k. Ger.-Adjunct . . . . 10.—
Redemptoristen-Collegium . . . 10.—
Rhomberg Anna, Fabriksbesitzersgattin . . . . 10.—
Thurnherr Johannes, Kaufmann 4.—

Doren (Vorarlberg).

Maetzler Franz H., Pfarrer . . 4.—

Dresden.

May, Dr. Karl, Schriftsteller . 10.—

Drohobycz (Galizien).

Kmit Polyeukt, Katechet . . . 4.—

Drum (Böhmen).

Hampel Franz, Dechant . . . 4.—

Duppau (Böhmen).

Wiesbaur J. B., Professor . . 10.—

K

Dziewietnik, P. Wypranowska (Galizien).

Szepticky, Dr. Graf Kasimir. . 10.—

Ebelsberg (O.-Öst.).

Rupertsberger Mathias, Pfarrer 10.—

Ebenau (Salzburg).

Fiorioli Alois, Pfarrer . . . 10.—

Ebenfurth (N.-Öst.).

Hanauska Joh., Pfarrer . . . 4.—

Ebenthaler-Allee (Kärnten).

Zehentgruber Ferd., Architekt. . 10.—

Ebergassing (N.-Öst.).

Schloißnigg, Baronin Sophie . 10.—

Eberstallzell (O.-Öst.).

Hubmayer Conrad, Cooperator . 4.—

Efferding (O.-Öst.).

Starhemberg Gräfin Fanni, geb. Gräfin Larisch . . . . . . 10.—

Eger (Böhmen).

Basel Richard, k. k. Gymn.-Prof. 10.—

Eggenburg (O.-Öst.).

Kohlgruber Franz, Stadtpfarrer. 10.—

Eichstätt (Bayern).

Fritz G. R., cand. theol. . . . 4.—
Lochner Oskar, Freih. v. Hüttenbach Lyceal-Professor . . . . . 10.—
Nörpel Joh., cand. theol. . . . 6.—

Endersdorf (Öst.-Schlesien).

Rudzinski, Constanze von . . . 10.—

Engelsberg (Öst.-Schlesien).

Riedel Conrad, Pfarrer . . . 10.—

Engelstein bei Gr.-Schönau (N.-Öst).

Geusau Karl, Freiherr v. . . . 10.—

	K
Rheden Peter, Professor . . .	4.—
Riescher Ludwig, Professor . .	10.—
Riezler, Dr. Roman, Theol.-Prof.	10.—
Rimml Johann, Subregens . .	10.—
Scharf Georg, Professor . . .	4.—
Schmid, Dr. Franz, Domcapitular	10.—
Schöpfer, Dr. Aemilian, Theolog.-Professor	10.—
Schuchter Josef, Professor . . .	10.—
Schwingshakl Peter, f.-b. Mensal-Verwalter	10.—
Seminar, Theologisches	10.—
Spielmann, Dr. Alois, Director d. f.-b. Vincentinum	10.—
Spielmann, Dr. Ferdinand, Prof.	10.—
Stemberger, Dr. Ed., Spiritual .	10.—
Wallnöfer Josef, Cooperator . .	4.—
Wolf Andreas, Professor . . .	10.—

Bruck a. d. L. (N.-Öst.).

Bauer Jac., Dechant u. Stadtpfarr.	10.—

Bruck a. d. M. (Steiermark).

Kober Johann, Cooperator . .	4.—

Brünn (Mähren).

Adamec Anton, Spiritual . . .	4.—
Ehrmann, Dr. Franz, bischöflicher Secretär	10.—
Grimnachy Ernst, Theol.-Professor	10.—
Gutmensch Johann, k. k. Ober-Postcontrolor	10.—
Jerabek Joh., k. u. k. Milit.-Caplan	10.—
Kapusta J., Canonicus	10.—
Krška, Dr. Karl, k. k. Staatsanwalt	10.—
Mussil Othmar, Theol.-Professor	10.—
Petin Karl, k. k. Post-Ob.-Contr.	10.—
Schuderla Robert, Domcapitular	10.—
Seminar-Bibliothek, Theolog. . .	4.—
Zeibert, Dr. Franz, Domdechant.	10.—

Brünnl b. Gratzen (Böhmen).

Raab Isidor, Pfarrer	4.—

Budapest (Ungarn).

Biza Ludwig, k. u. k. Mil.-Caplan	10.—
Bundala Michael, Msgr., Spiritual im Central-Seminar	10.—
Dedek Ludwig C., Scriptor a. d. Univ.-Bibliothek	10.—
Gogolák Georg, k. u. k. Mil.-Capl.	10.—
Kollányi Fr., Custos am National-Museum	10.—
Rakovszky Stephan, ungarischer Abgeordneter	10.—
Szuchy, Dr. Adalb., k. u. k. Mil.-Caplan	10.—
Ványa Franz, k. u. k. Milit.-Pfarrer und Tit.-Propst	10.—
Várady, Dr. Leop. Arpad, Sect.-Chef	10.—
Várady Victor, k. u. k. Mil.-Curat	10.—
Zichy, Graf Ferdinand, k. u. k. geheimer Rath	10.—

Budin a. d. E. (Böhmen).

Moc Josef, Pfarrer	4.—

Budweis (Böhmen).

Holba Marian, k. k. Gymn.-Prof.	10.—
Ladenbauer, Dr. Willibald, O. Cist., k. k. Gymn.-Prof. . .	10.—
Schmidmayer Rudolf, k. k. Gymn.-Professor	10.—
Wohl Othmar, k. k. Professor .	10.—
Zach, Dr. Stephan, O. Cist., k. k. Gymn.-Professor	10.—

Burgebrach (Bayern).

Hau Johann, Pfarrer	10.—

Cadram (Steiermark).

Bezenšek Georg, Pfarrer . . .	10.—

Camberg (Nassau).

Lieber, Dr. Ernst, Reichs- und Landtagsabg.	10.—

Cerna hora (Mähren).

Fries, Graf August, Reichsraths-abgeordneter	10.—
Fries, Gräfin Therese	4.—

Constantinopel.

Trauttmannsdorff, Graf Karl, Attaché bei der k. u. k. Botschaft	10.—

Czernowitz (Bukowina).

Niedermann Josef, k. u. k. Milit.-Caplan	10.—
Polek, Dr. Johann, Custos der k. k. Universitäts Bibliothek .	4.—
Wahle, Dr. Richard, k. k. Univ.-Professor	4.—

K

Dalaas (Tirol).

Naegele Josef, Pfarrer . . . . 10.—

Dafins (Vorarlberg).

Brenner Adalbert, Pfarrer . . 4.—

Deutsch-Kralup (Böhmen).

Kunz Anton, Dechant . . . . 4.—

Deutschlandsberg (Steiermark).

Bossi August, Dechant . . . . 4.—

Dobrau (Öst.-Schlesien).

Krus Johann, Kaufmann . . . 4.—
Krus Marie, Fräulein . . . . 4.—
Mozišek, Dr. Victor, Arzt . . 4.—
Mozišek Emilie, Frau . . . . 4.—

Dobritschan (Böhmen).

Zeßner Heinrich, Freiherr v. . . 10.—

Dombrau (Öst.-Schlesien).

Lomosik Josef, Caplan . . . . 4.—

Dornbirn (Vorarlberg).

Lumper, Dr. Josef, k. k. Ger.-Adjunct . . . . 10.—
Redemptoristen-Collegium . . . 10.—
Rhomberg Anna, Fabriksbesitzersgattin . . . . 10.—
Thurnherr Johannes, Kaufmann 4.—

Doren (Vorarlberg).

Maetzler Franz H., Pfarrer . . 4.—

Dresden.

May, Dr. Karl, Schriftsteller . 10.—

Drohobycz (Galizien).

Kmit Polyeukt, Katechet . . . 4.—

Drum (Böhmen).

Hampel Franz, Dechant . . . 4.—

Duppau (Böhmen).

Wiesbaur J. B., Professor . . 10.—

K

Dziewietnik, P. Wypranowska (Galizien).

Szepticky, Dr. Graf Kasimir . . 10.—

Ebelsberg (O.-Öst.).

Rupertsberger Mathias, Pfarrer 10.—

Ebenau (Salzburg).

Fiorioli Alois, Pfarrer . . . 10.—

Ebenfurth (N.-Öst.).

Hanauska Joh., Pfarrer . . . 4.—

Ebenthaler-Allee (Kärnten).

Zehentgruber Ferd., Architekt . . 10.—

Ebergassing (N.-Öst.).

Schloißnigg, Baronin Sophie . 10.—

Eberstallzell (O.-Öst.).

Hubmayer Conrad, Cooperator . 4.—

Efferding (O.-Öst.).

Starhemberg Gräfin Fanni, geb. Gräfin Larisch . . . . . . 10.—

Eger (Böhmen).

Basel Richard, k. k. Gymn.-Prof. 10.—

Eggenburg (O.-Öst.).

Kohlgruber Franz, Stadtpfarrer. 10.—

Eichstätt (Bayern).

Fritz G. R., cand. theol. . . . 4.—
Lochner Oskar, Freih. v. Hüttenbach Lyceal-Professor . . . . . 10.—
Nörpel Joh., cand. theol. . . . 6.—

Endersdorf (Öst.-Schlesien).

Rudzinski, Constanze von . . . 10.—

Engelsberg (Öst.-Schlesien).

Riedel Conrad, Pfarrer . . . 10.—

Engelstein bei Gr.-Schönau (N.-Öst).

Geusau Karl, Freiherr v. . . . 10.—

	K
Lang, Dr. Alois, Professor	10.—
Mayerhofer, Dr. K., f.-b. Hofcaplan	10.—
Mayerhoff J., Verlagsbuchhändler	10.—
Miklavc, Dr. Raim., k. u. k. Mil.-Caplan	10.—
Oer, Dr. Franz Freih. v., Domcapitular	10.–
Plattner Anton, Kunstschriftsteller	4.—
Plazer Marie v., k. k. Stiftsdame	4.—
Premru Franz, k. u. k. Milit.-Cur.	10.—
Ranftl, Dr. Joh., Professor	10.—
Resch Josef, Domcapitular	10.—
Riedl Albert, Pfarrer	4.—
Rieger Wilhelm, Sub-Director am Priesterseminar	10.—
Rintelen, Dr. Anton, Advocat	10.—
Saloschnigg Joh., stud. theol.	4.—
Sattler, Dr. Anton, Professor	10 —
Schellauf, Dr. Franz, Professor	10.—
Schlager, Dr. Marcellin, k. k. Universitäts-Professor	4.—
Soukup Josef, Ob.-Rendant der Südbahn	10 —
Stradner Jos., E.-Canon., Director des f.-b. Knabenseminars	10.—
Stuttmann Adolf, Silber- und Bronzearbeiter	4.—
Szentmiklosy Karl, emer. Kirchendirector	10.—
Tichy Ferdinand, Schneidermeister	4.—
Urbas Wilh., k. k. Professor i. R.	10.—
Vidav Benedict, Cleriker	10.—
Vötsch Anton, Professor	10.—
Wagner Anton, stud. theol.	10.—
Wehofer, Dr. Thomas, O. Praed., Professor der Theologie	10.—
Weiß, Dr. Ant., k. k. Univ.-Prof.	10.—
Weiß, Dr. Joh., k. k. Univ.-Prof.	10.—
Weiß, Dr. Karl, k. k. Univ.-Prof.	10.—
Winkler Josef, stud. theol.	10.—
Winterer, Dr. Joh., Dompropst	10.—
Zach Franz, stud. theol.	10.—
Zeyringer Alois, kais. Rath, Taubstummeninstituts-Director	4.—
Zeyringer Rupert, kaiserl. Rath, Blindeninstituts-Director	10.—
Zierler Johann, stud theol.	10.—
Zollner Franz, stud. theol.	10.—

Gries bei Bozen (Tirol).

Hohenegger Anselm, O. S. B, Professor der Theologie	10.—
Kiem Martin, Stiftsbibliothekar	10.—
Marzani, Graf Albert	10.—

Grieskirchen (O.-Öst.).

	K
Wagenleithner Georg, Stadtpf.	4.—

Grins (Tirol).

Wassermann Alois, Pfarrer	10.—

Groß-Jedlersdorf (N.-Öst.).

Just Ferdinand, Pfarrer	10.—

Gr. Reinprechts, P. Grainbrunn (N.-Öst.).

Binder Johann, Dechant	10.—

Grodzisko (Galizien).

Bánhidy Casimira Marie, Frau v.	10.—

Groß-Sieghart s (N.-Öst.).

Gstettner Leopold, Pfarrer	4.—

Groß-Ullersdorf (Mähren).

Göbel Anton, Professor i. R.	4.—

Grünbach b. Freistadt (O.-Öst.).

Krottinger Johann, Cooperator	4.—
Peitl Florian, Pfarrer	4.—
Schmutzhardt Joh., Cooperator	4.—

Grünbach a. Schneeberg (O.-Öst.).

Gruber Ignatz, Cooperator	4.—

Guttaring (Kärnten).

Grösser Matthäus, Dechant, k. k. Conf. f. K.-D.	10.—

Hafling (Tirol).

Gstrein Josef, Curat	4.—
Marinell Franz, Cooperator	10.—

Hagenberg, Schloss (O.-Öst.).

Dürkheim, Gräfin Franzisca	10.—

Haid (Tirol).

Prieth Ignaz, Pfarrer	10.—

Haindorf (N.-Öst.).

Reichhart Gottfried, O. S. B., Pfarrer	20.—

K

Hall (Tirol).

Eisath, Dr. med. Georg, Assistent a. d. Irrenanstalt . . . 4.—
Gasser, Dr. Vincenz, k. k. Notar 10.—
Huber, Dr. Rud., k. k. Ger.-Adj. 10.—
Kathrein, Dr. Theodor, Advocat 10.—
Knöpfler Mathäus, Decan . . 10.—
Obergymnasium, k. k (P. P. Franziskaner) . . . . 10.—
Recheis Nicolaus, Caplan . . 10.—
Waitz, Dr. Ernst, prakt. Arzt . 4.—
Waßermann, Dr. J. M., prakt. Arzt 10.—

Hartenberg (Böhmen).

Henneberg-Spiegel H., Baronin . 10.—

Haslach (O.-Öst.).

Schartner Gilbert, Pfarrer . . 4.—
Stögmüller Bernhard, Cooperator 4.—

Haugschlag (N.-Öst.).

Prisching Joseph, Pfarrer . . . 10.—

Haus, Schloss bei Linz (O.-Öst.).

Weeser-Krell Jakob, Ingenieur . 10.—

Haus (Steiermark).

Schwarz Leop., Dech. u Hauptpf. 4.—

Hayd (Böhmen).

Löwenstein Karl, Fürst zu . . 20.—

Heiligenkreuz (N.-Öst.).

Cistercienserstift . . . . . . 20.—
Dědič Malachias, Prior u. Dech. 10.—
Grünbeck Heinrich, Abt . . . . 10.—
Nader Franz, Stiftscapitular . 10.—
Nagl, Dr. Erasmus, Theol.-Prof. 10.—
Pöck, Dr. Georg, Theol.-Prof. . 10.—
Schlögl, Dr. Nivard, Theol.-Prof. 10.—
und Novizenm. . . . . . . 10.—
Urban, Dr. Johann, Theol.-Prof. 10.—

Hermagor (Kärnten).

Fritz Jos., Dechant . . . . . 10.—

Hermannstadt (Siebenbürgen).

Gardik de Karda Wilibald, k. u. k. Mil.-Curat . . . . 10.—
Mollek Jos., Tit.-Abt., k. u. k. Mil.-Pfarrer . . . . . . 10.—

K

Herzogenaurach (Bayern).

Göller Georg, Pfarrer . . . . 10.—

Herzogenburg (N.-Öst.).

Schmolk Frigdian, Propst . . . 10.—

Herzogsdorf (O.-Öst.).

Weiß Johann, Pfarrer . . . . 10.—

Höchst (Vorarlberg).

Hiller Josef, Pfarrer . . . . 4.—

Hörbranz (Vorarlberg).

Bickell Franz Anton, Pfarrer . 4.—

Hohenbrugg b. Fehring (Steiermark).

Morsey, Franz Freih. v., Gutsbes. 10.—

Hoheneich (N.-Öst.).

Hobinger Leopold, Pfarrer . . 4.—

Hohenems (Vorarlberg).

Künz Alois, Pfarrer . . . . 4.—
Waldburg-Zeil, Graf Clemens . 10.—

Hohenfurth (Böhmen).

Bibliothek d. Stiftes . . . . 10.—

Holtschitz b. Brüx (Böhmen).

Hahnel Karl, Pfarrer . . . . 10.—

Horka a. d. Iser (Böhmen).

Nostitz, Graf Karl . . . . . 10.—

Horn (N.-Öst.).

Kreschnička Jos., Rel.-Prof. . . 10.—
Miklas Wilhelm, Realschul-Prof. 10.—

Imst (Tirol).

Rauch Joh., Canonicus u. Decan 10.—
Riccabona Alphons, Freiherr v., Cooperator . . . . 10.—

Innichen (Tirol).

Walter, Dr. Joseph, Propst . . 10.—

K

Innsbruck (Tirol).

Angermaier Frz., Kaufmann . . 4.—
Austria, akad. Studentenverbind. 10 —
Bergmeister, Dr., Professor a. d. Handelsschule . . . . . . 10.—
Berger Franz stud theol. . . 10.—
Bleyer Alfred, k. k. Gymn.-Prof. 10.—
Brandis, Graf Anton, k. u. k. g. Rath, Landeshauptmann . . 10.—
Dunin-Borkowska, Gfin. Kasimira 10.—
Egger Franz, Professor am k. k. Pädagogium, Bezirksschulinsp. 10.—
Egger Joseph . . . . 4. —
Egger Hans . . . . 4.—
Eghen Silvio v., k. k. Finanzsecret. 10.—
Engl J., Wagnermeister . . . 4.—
Ettl Karl, Stadtpfarrcooperator 10.—
Falkner Eugen, k. k. Oberrealschulprofessor . . . . 10.—
Falser Jos. R. v., k. k. Bezirks-Hauptmann . . . . 10. —
Falser Stephan, R. v., k. k. Landesgerichtsrath . . . . , 10.—
Felsberg Albrecht, Akad.-Maler 4.—
Flunger Josef . . . . . . 10.—
Frankenstein Julie, Freiin v. . 10. —
Genelin, Dr. Plac., k. k. Oberrealschulprofessor . . . . . . 10.—
Geppert Vincenz, stud. theol. . 10.—
Gerok Karl, kais. deutscher Consul 10.—
Gostner Karl, Kaufmann . . . 10.—
Gschließer Heinr., Magistratsrath 10.—
Haag Melchior, Weltpriester . . 4.—
Habtmann Othmar . . . . . 4.—
Hammerle F. J., geistl. Lehramts-candidat . . . . 4.—
Handl Johann, Kaufmann . . 10.—
Hauser Josef, Hausbesitzer . . 10.—
Hausotter, Dr. Johann, k. k. Landesschulinspector . . . . 10.—
Hefter Adam, Cand. d. Philosophie 10.—
Hellweger, Dr. Ludwig . . . . 10.—
Henninger Anton . . . . . 4.—
Hoppichler Joh., Landesbeamter 4.—
Hundegger, Dr. Jos., Bibliotheks-beamter . . . . 10.—
Hutter Theodor, Caplan . . . 10.—
Janak P. Emeran, O. S. B. . 10.—
Janoušek Karl, k. u. k. Mil.-Capl. 10.—
Jehli, Dr. G., Red. d. „N. Tiroler Stimmen" . . . . 10.—
Jele, Dr. Albert, kaiserl. Rath . 10.—
Jochum Martin, Prof. a. Pädagog. 4.—
Kapferer, Dr. Max, Reichsr.-Abg. 10.—
Kathrein Ignaz O. S B. . . . 10.—
Kerle Josef, Decanatssecretär . 10.—
Klar Dr. Karl, k. k. Statth.-Archivsbeamter . . . . . 4.—
Klemm Xaverius, O. Praem., stud. theol. . . . . 4.—
Knoflach, Dr. Karl, prakt. Arzt 10.—
Knoflach Stephan, em. Pfarrer . 4.—
Kogler Dr. F., Statth.-Arch.-Beamt. 4.—
Kometer, Dr. Johann, Decan . 10.—
Kripp Heinr. v., Notariatsconcip. 10.
Kripp Sigmund v., Secretär des Landesculturrathes . . . . 10.—
Lanner, Dr. Alois, Realschulprof. 10.—
Leoverein, academischer . . . . 10.—
Lieber, Dr. August, prakt. Arzt . 10.—
Lindner, Wachszieher . . . . 4.—
Malfatti, Dr. Hans, Privatdocent 10.—
Malfatti Josef, mag. pharm. . 10.—
Maurer Emil . . . . 4.—
Mayr Franz, Baumeister . . . 10.—
Mayr, Dr Mich., Archivs-Director der k. k. Statthalterei . . . 10.—
Meran Albrecht, Graf . . . . 10. —
Metz Ferdin., landsch. Rechnungs-revident . . . . 10 —
Moesl Roman, Buchbinder . . 4 —
Müller Lorenz, Abt des Prämonstratenserstiftes Wilten . . . 10.—
Neuhauser Albert . . . . . 10.—
Neuhauser Alfons . . . . . 10.—
Neuhauser, Dr. Ant., k. k. Auscultant . . . . 4 —
Neuhauser Karl . . . . . . 10 —
Neuner Alois, k. k. Religionsprof. 10.—
Neuner Josef, Caplan . . . 10.—
Nitsche Dr. J., Landesschulinsp. . 10.—
Oberhammer Karl, Fabriksbesitzer 4.—
Oberweiß, Dr. Alfons, k. k. Kreis-gerichts-Adjunkt . . . . . 4.—
Orieux, Frl., Lehr. a. d. k. k. Lehrerinnenbildungs-Anstalt . 10.—
Ortner Anton . . . . 4.—
Paur Anton v., Privatier . . 10.—
Pastor, Dr. Ludwig, k. k. Univ.-Professor, Hofrath. . . . . 10.—
Perkmann, Dr. Peter, Professor 10.—
Petter August, Consiliarius . . 10.—
Poelt, Dr. August, k. k. Finanzrath 10.—
Professoren-Collegium der theolog. Facultät . . . . 20 —
Pusch, Dr. Anton, Advocat . . 4.—
Pusch, Dr. Karl, Advocat . . 10.—
Ramponji, Dr. Roman v., k. k. Postrath . . . . 10.—
Rauch Johann, Stadtpfarrcooper. 4.—
Redemptoristen-Collegium . . . 10.—
Reichart Franz, akad. Bildhauer 4.—

	K
Röck, Director der k. k. Lehrerbildungs-Anstalt	10.—
Riccabona, Dr. Ernst v., Ober-Landesgerichtsrath	10.—
Riccabona, Dr. Julius, Freih. v., Präsident d. Landesculturrathes	10.—
Riccabona, Dr. Othmar v., k. k. Notar	10.—
Riedmayer Otto, Landeshauptcassier	10.—
Schmuck Heinrich v., Professor	10.—
Schneller Christian, k. k. Hofrath	10.—
Schorn, Dr. Joh., Landesausschuß	10.—
Schorn, Dr. Jos., Professor a. d. k. k. Pädagogium	10.—
Schumacher Dr. Herm., prakt. Arzt	4.—
Schumacher Paul, Cooperator	4.—
Schwager Remigius, landschaftl. Hilfsämter-Director	10.—
Schwick Heinr., k. k. Hof-Buchh.	10.—
Soelder-Prackenstein, Josefine v., Übungslehrerin	4.—
Spoerr Johann, Cooperator	10.—
Sternbach, Dr., Pius, Freih. v., Statthaltereisecretär	10.—
Streiter Lambert, Cooperator	4.—
Stranz P. Paul, O. S. B.	10.—
Tendering Karl, Assessor	10.—
Tonelli Albin, k. k. Evid.-Haltungs-Insp.	10.—
Thurn und Taxis, Graf Ferdinand, k. k. Kämmerer, Statthaltereirath i. R.	10.—
Tirolia, accadem. Studentenverb.	10.—
Trapp, Graf Gotthard	10.—
Universitätsbibliothek, k. k.	10.—
Unterkircher Karl, k. k. Scriptor	10.—
Wackernell, Dr. Josef, Advocat	10.—
Wackernell, Dr. J. E., k. k. Univ.-Professor	10.—
Wahrmund, Dr. Ludwig, k. k. Univ.-Prof.	10.—
Waldegger Peter, k. k. Rel.-Prof.	10.—
Weichs-Glon F., Dr. Freiherr v., Insp. der k. k. Staatsbahnen	10.—
Weichs-Glon Mathilde, Freifr. v.	4.—
Widemair Leonhard, Relig.-Prof.	10.—
Wörndle Heinrich v., Buchhändler	10.—
Woertz Joseph R v.	4.—
Wolffskron, Max Reichsr. v., Berg- und Hütten-Ingen.	10.—
Wotschitzky Ferdinand, k. k. Bez.-Schulinspector	10.—
Zavodny Josef, k. k. Mil.-Pfarrer	10.—
Zingerle, Dr. Anton, k. k. Univ.-Professor	10.—

Inzing (Tirol).

	K
Kloß Josef, Abgeordneter	4.—

Ischl (O.-Öst.).

Starhemberg, Fürstin Sophie	4. -
Weinmayer Franz, Dechant und Stadtpfarrer	10.-

Jagenbach (N.-Öst.).

Bürger Ambros, Messeleser	10.—

Jenbach (Tirol).

Wechner Alois, Cooperator	4.—

Jonsvil (Schweiz, Kt. St. Gallen).

Federer Heinrich, Caplan	10.—

Josefstadt (Böhmen).

Cába, Dr. Wenzel, k. u. k. Milit.-Pfarrer	4.—

Julbach (O.-Öst.).

Hirz Karl, Cooperator	4.—

Jungferndorf (Schlesien).

Schumann Wzl, Schlossbeneficiat	10.—
Skal Adele, Baronin v.	10.—

Kaaden (Böhmen).

Rotter Franz, Ehrencanonicus, Dechant	10.—
Zenker Anton, k. k. Professor	10.—

Kaindorf (Steiermark).

Schmid Math., Caplan	10.—

Kalksburg (N.-Öst.).

Jankowic Ludwig, Graf	10.—
Rectorat des Collegiums S. J.	10.—

Kaltern (Tirol).

Boul Louise, Baronin	10.—
Biegeleben Ludwig, Freiherr v.	10.—
Pfaier Georg, Decan	10.—
Rapp, Dr. Johann	10.—

K

Karlsbad (Böhmen).

Bergmann Josef, Dechant O. Cruc. 10.—
Lenk Augustin, Kreuzherrnordenspriester . . . . 10.—
Strunz, Dr. Wenzel, prakt. Arzt und Brunnenarzt . . . . . 10.—

Kastelruth (Tirol).

Egger Anton, Decan . . .. 10.—

Katzelsdorf (N.-Öst.).

Pškryl, Dr. C. Franz, C. SS. R. 10.—

Kematen (Tirol).

Strobl Christian, Pfarrer . . . 10.—

Kierling (N.-Öst.)

Himmelbauer Roman, Pfarrer . 10.—

Kirchberg am Wechsel (N.-Öst.).

Wüsinger Josef, Pfarrer . . . 10.—

Kirchberg (Unt.-Innthal).

Flecksberger Ant. . . . . . . 4.—

Kirchschlag (Böhmen).

Grill Paul, Cooperator . . . 10.—
Lichtenauer Adrian, Pfarrer . . 4—

Klagenfurt (Kärnten).

Bittner Guido, Domcapitular . 10.—
Cigoi, Dr. Alois, O. S. B., Prof. d. Theologie . . . . . . 10.—
Einspieler Lambert, Domscholaster, inf. Probst . . . . 10.—
Elsler Karl, Domherr, fürsterzbischöflicher Kanzler . . . . 10.—
Gesšler Joh., k. u. k. Professor . 10.—
Habisch Jos., Priester . . . . 10.—
Hann, Dr. F. G., k. k. Professor 6.—
Hribar Jos., Domcap. . . . . 10.—
Hutter Johann, Realschulprofessor 10.—
Klimsch, Dr. Robert, Redacteur 10.—
Lebinger Norbert, k. k. Professor 10.—
Mikulusch Anton, Pfarrer . . 10.—
Müller Valentin, Domprobst. . 4.—
Pazdera L. F., k. k. Professor . 10.—
Podgorc Valentin, Canonicus . 10.—

K

Polyakovics, Dr. Ludwig k. u. k. Mil.-Caplan . . . . . . 10.—
Priester-Seminar, Rectorat . . 10.—
Professoren-Collegium der fürstbischöflichen theol. Lehranstalt 10.—
Quitt Johann, Präf., Marianum 10.—
Rozmann Josef, Stadtpfarrcaplan 4.—
Schellander G., Domscholaster . 10.—
Spinetti, Dr. Albin, Freiherr v. 10.—
Strefs Anton, Präf., Marianum 10.—
Unterkreuter Leopold, Stadthauptpfarrer . . . . 10.—
Veiter August, akadem. Maler . 10.—
Wappis Ferdinand, Director des Marianum . . . . 10.—
Weiß Gabriel, Domvicar . . . 10.—

Klausen (Tirol).

Schenk Alois, Decan, ... 10.—

Klein-St. Veit (Kärnten).

Ogertschnig Stefan, Pfarrer . . 4.—

Klosterneuburg (N.-Öst.).

Czernohorsky Alexander, reg. Chorherr . . . . 10.—
Domanig, Dr. Karl, Custos am k. u. k. Hofmuseum in Wien . 10.—
Domanig Irmgard, Frau . . 10.—
Drexler Karl, reg. Chorherr . . 10.—
Felbinger Urbald, reg. Chorherr 10.—
Kehrer Ernst, Theol.-Prof. . . 10.—
Kluger Josef, Theol.-Prof. . . 10.—
Kopřiwa Aegidius, Theol.-Prof. . 10.—
Pasler Ildephons, Theol.-Prof. 10.—
Peterlin Adalbert, Theol.-Prof. . 10.—
Piffl Friedrich, Theol.-Prof. . . 10.—
Pitsch, Dr. Wilhelm, Arzt . 10.—
Schnürer, Dr. Franz, k. und k. Scriptor, Redacteur . . . . 10.—
Schnürer Gabriele, Frau . . . 10.—
Skoupil Stefan, reg. Chorherr, Cooperator . . . . 10.—
Süß Norbert, Theol.-Prof. . . 10.—
Wache Paul, Theol.-Prof. . . . 10.—

Knittelfeld (Steiermark).

Luttenberger Alois, Caplan . . 10.—

Košiř b. Prag (Böhmen).

Vrba Rudolf, Weltpriester . . 4.—

K

Komaritz (Böhmen).

Putschögl, Dr. Emil, Gutsadminist. 10.—

Komotau (Böhmen).

Salzer, Dr. Clemens, O. Cist., Gymn.-Director . . . . . 10.—

Korneuburg (N.-Öst.).

Jungherr Anton, Cooperator . . 10.—
Krticzka v. Jaden, k. k. Ger.-Adj. 4.—

Köln (Preußen).

Cardauns, Dr. Hermann, Chef-redacteur . . . . 10.—

Königgrätz (Böhmen).

Benesch, Dr. Ferdinand, Theol.-Professor . . . . 10.—
Domabyl, Dr. Gustav, Theologie-Professor . . . . 10.—
Hampl Franz, Prälat, Domcapit. 10.—

Kraig (Kärnten).

Joas Johann, Probst . . . . 10.—

Krakau (Galizien).

Chotkowski, Dr. Ladislaus, Prälat, k. k. Univ.-Professor . . . . 10.—
Dunajewski, Dr. Julian Ritter v., Excellenz, Minister a. D. . 10.—
Estreicher-Rozbiersky, Dr. Karl Director der Univ.-Bibliothek . 10.—
Górski, Dr. Anton v., k. k. Univ.-Professor . . . . 10.—
Grusz Ladislaus, k. k. Militär-Pfarrer . . . . 10.—
Grzziecki Ladisl., k. u. k. Militär-Curat . . . . 10.—
Janczewski, Dr. E. v., Universitäts-Professor . . . . . 10.—
Karlinski, Dr. Franz, Director der Sternwarte . . . . . 10.—
Kreutz, Dr. Felix, Univ.-Prof. . 10.—
Morawsky, Dr. Casim., k. k. Univ.-Professor . . . . 10.—
Pawlicki, Dr. Stefan, k. k. Univ.-Professor . . . . 10.—
Prus-Wisniowski Alex., R. v. 10.—
Rendl Leonhard, k. u. k. Militär-Caplan . . . . 4.—

K

Smolka, Dr. Stanislaus, Univ.-Professor, Gen.-Sec. der k. Akademie der Wissenschaft . . . 10.—
Sokolovski, Dr. Marian von, Universitäts-Professor . . . 10.—
Tarnowski, Dr. Stanisl., Graf, Univ.-Prof., k. u. k. g. R. . . 10.—
Terpiński Ludwig, k. u. k. Militär-Caplan . . . . 10.—
Tomkowicz, Dr. Stanisl., Chef-Redacteur, Conservator . . . 10.—
Tretiak Dr. Josef, Univ.-Prof. . 10.—
Ulanowski, Dr. Boleslav, Univ.-Professor . . . . . . 10.—
Wondolny, Dr. Ceslav, Prof. a. d. k. k. Lehrerinnenbildungs-Anstalt . . . . . . 10.—
Zoll, Dr. Friedr., Hofrath, Univ.-Professor . . . . 10.—

Kranichberg (N.-Öst.).

Kempf Wenzel, Pfarrer . . . 10.—

Krems (N.-Öst.).

Kerschbaumer, Dr. Anton, Prälat 10.—
Krejčí Method, k. u. k. Militär-Caplan . . . . 6.—
Oehler, Dr. Johann, k. k. Gymnasial-Professor . . . . . 10.—
Steindlberger Ulrich, Cooperator 4.—
Wichner, Dr. Josef, k. k. Gymnasial-Professor . . . . . 10.—

Kremsier (Mähren).

Blažek Wilh., Seminar-Director 10.—
Jatsche, Dr. Franz, Gymn.-Prof. 10.—

Kremsmünster (O.-Öst.)

Achleuthner Leonhard, O. S. B., Abt . . . . 10.—
Dickinger Odilo, Stiftsbibliothekar 10.—
Dorn Theophilus, Gymn.-Prof. . 4.—
Haasbauer Adolf, Gymn.-Prof. . 4.—
Hauer Julian, Gymn.-Prof. . . 10.—
Huemer Robert, Gymn.-Prof. . 4.—
Klettenhofer Eduard, Katechet . 4.—
Kyrle Bruno, Prior . . . . 10.—
Landerl, Dr. Philibert, Gymn.-Professor . . . . 10.—
Lehner Tassilo, Gymn.-Prof. . . 4.—
Mayer, P. Friedrich, Gymnasial-Professor . . . . 10.—
Proschko Paulus, Gymn.-Director 4.—
Schwarz Thiemo . . . . . . 10.—
Stingeder Raphael, Novizenmeister 4.—

K

Krelin (Mähren).

Huyn, Dr. Paul, Graf . . . 10.—

Kritzendorf (N.-Öst.).

Köhler Leander, Pfarrer . . . 10.—

Krumbach (Vorarlberg).

Kohler, Dr. Caspar, Arzt . . . 4.—

Kuchl (Salzburg).

Vogl Franz, Pfarrer . . . . 10.—

Kufstein (Tirol).

Margreiter Jakob, Decan . . . 10.—

Kurtatsch (Tirol).

Frank Anton, Pfarrer . . . . 10.—

Laas (Tirol).

Aftfäller Josef, Pfarrer . . . 10.—

Villa Lagarina (Südtirol).

Moll Franz, Freiherr von, k. k. Kämmerer . . . . 10.—

Laibach (Krain).

Huth Karl, k. u. k. Mil.-Pfarrer 4.—
Ivanetić Franz, k. u. k. Militär-Curator . . . . 6.—
Jeglič, Dr. Anton, Fürstbischof 10.—
Klofutar, Dr. Leonhard, Dompropst . . . . 10.—
Kulavic, Dr. Johann, Seminar-Director, Domcapitular . . 10.—
Meister Joh., k. u. k. Oberlieut. 4.—
Professoren-Collegium, theolog. . 10.—
Susteršic, Dr. Ivan, Adv., Reichsrathsabgeordneter . . . . . 10.—

Lambach (O.-Öst.).

Benedictiner-Abtei . . . . . 10.—

Landegg (Tirol).

Greil Johann, Pfarrer . . . 10.—

K

Lang-Enzersdorf (N.-Öst.).

Peitl Bernhard, Pfarrer . . . 10.—

Láng-Fehér Magyar (Ungarn).

Zichy, Gräfin Marie, geb. Gräfin Redern . . . . 10.—

Lasberg (O.-Öst.).

Hagenbuchner Alois, Pfarrvicar 4.—
Jungwirth Leopold, Cooperator 4 —

Leitmeritz (Böhmen).

Hofbauer Anna, Frau . . . . 4.—
Kordáč, Dr. Frz., Seminar-Dir. 10.—
Kowak Josef, Msgr., Spiritual. 6.—
Laube Marie, Frau . . . . 10 —
Malý A. . . . . 4.—
Michel, Dr. Ferd., Canonicus . 10.—
Mittelbach, Dr. Franz, Arzt . . 10.—
Schindler, Dr. Josef, Theologie-Professor . . . . 10.—
Schlenz, Dr. Johann, Vicerector im erzbischöfl. Seminar . . . 10.—
Seifert Josef, Prälat, Canonicus 10.—

Lemberg (Galizien).

Bilczewski, Dr. Jos., k k. Univ.-Professor . . . . 10.—
Dominicanerkloster . . . . . 10.—
Dorożynski, Dr. Dion. v., Relig.-Lehrer . . . . 10.—
Isakowicz, Dr. Isaak, k. u. k geh. Rath, Erzbischof rit. armen. 10.—
Láska, Dr. Wenzel, k. k. Univ-Professor . . . . 10.—
Mniszech, Gräfin Hedwig . . . 4.—
Mniszech. Comtesse Ludmilla . . 10.—
Pressen Johann, Edl. v., k. u. k. Militär-Curat . . . . . . 10.—
Prochaska Anton, Adjunkt des Landesarchives . . . . . 10.—
Sapieha, Fürst Adam, Vicerector im fürsterzbischöflichen Seminar 10.—
Thullie Max, R. v., Professor a. d. techn. Hochschule . . . . 10.—

Leoben (Steiermark).

Stradner Alois, Dechant und Pfarrer . . . . 10.—

Leonding (O.-Öst.).

Ecker Johann B., Pfarrer . . 10.—

K

Leonfelden (O.-Öst.).

Kaiser Benedict, Pfarrvicar . . 10.—
Keplinger Robert, Cooperator . 10.—

Libochowitz (Böhmen).

Herberstein, Graf, Josef . . . 10.—

Liechtenstein (Böhmen).

Schmissing-Kerssenbrock, Gf. Clem. 10.—

Liechtenstein Schloss (Steiermark).

Liechtenstein, Prinz Eduard . . 10.—

Lienz (Tirol).

Neupauer, Dr. Ferdinand R. v., k. k. Bezirksrichter . . . . . 10.—

Liesing (N.-Öst.).

Scholz, Dr. Franz, städt. Verwalter . . . . 10.—

Lilienfeld (N.-Öst.).

Panschab Justin., O. Cist., Abt 10.—
Tobner Paul, Kanzleidirector . 10.—
Schirnhofer Gerhard O. Cist., Capitular . . . . 10.—

Lindenau (Nordböhmen).

Vater Anton, Pfarrer . . . . 4.—

Lingenau (Vorarlberg).

Fink Josef, Pfarrer . . . . . 10.—

Linz (O.-Öst.).

Bermanschläger Ludwig, Domprediger . . . . 10.—
Collegium S. J. . . . . . . 10.—
Denk, Dr Karl, Augenarzt . . 10.—
Dullinger Leopold, Canonicus . 10.—
Ebenhoch, Dr. Alfred, Reichsraths- u. Landtags-Abg., Landeshptm. 10.—
Engeljähringer Georg, stud. theol. 10.—
Esser, Dr., Advocat . . . . 10.—
Hinterecker Michael, Theol.-Prof. 10.—
Hittmair, Dr. Rudolf, Theologie-Professor . . . . 10.—
Kolda Josef, bischöfl. Secretär . 4.—
Mayböck, Dr. Johannes, Domcapitular, Seminar-Regens . 10.—

K

Ozlberger Anton, k. k. Schulrath, Gymn.-Professor . . . . . 10.—
Pinzger Anton, Dompropst . . 4.—
Rixner Alexander, Buchbinder, k. u. k. Kammerlieferant . . 10.—
Scherndl Balthasar, Consistorial-Secretär . . . . 10.—
Schmuckenschläger Adolf, Theol.-Professor . . . . 10.—
Schwarz Josef, Canonicus . . 10.—
Wild, Dr. Ignaz, Theol.-Prof. . 10.—

Lischan (Böhmen).

Hlasiwec Johann, Pfarrer . . 10.—

Lobzow (Galizien).

Lhotta Joh., k. u. k. Mil.-Capl. 10.—

Lösch (Mähren).

Belcredi, Graf Ludwig . . . . 10.—

Loosdorf (N.-Öst.).

Steininger Johann, Pfarrer . . 10.—

Luchatschowitz (Mähren).

Sereny, Graf Otto . . . . . 10.—

Madrid (Spanien).

Hinojosa de, Eduardo, Univ.-Prof. 10.—

Mährisch-Neustadt (Mähren).

Hermann Ludwig, Stiftscaplan . 10.—

Mährisch-Schönberg (Mähren).

Abendroth Johann, Cooperator . 4.—

Magyar-Igen (Siebenbürgen).

Stadion, Gräfin Paula . . . 10.—

Maihingen (Bayern).

Grupp, Dr. G. F., Bibliothekar 10.—

Mainz (Hessen).

Holzhammer, Dr. Joh., Domcapit. 10.—
Ritzer Hanns, stud. histor. . . 10.—
Raich, Dr. Joh. Mich., Domcapitular . . . . 10.—
Selbst, Dr. Jos., Domcapitular 10.—

K

Mals (Tirol).

Hohenegger Josef, Decan und Pfarrer . . . . 10.—

Mannswörth (N.-Öst.).

Helleparth Johann, Pfarrer . . 10.—

Marburg (Steiermark).

Kovačič, Dr. Franz, Theol.-Prof. 10.—
Medved, Dr. Anton, Relig.-Prof. 10.—
Pajek, Dr. Josef, Canonicus . 10.—
Tájek Jakob, k. u. k. Mil.-Capl. 10.—

Maria-Enzersdorf a. G. (N.-Öst.).

Pückl, Dr. jur. Jakob, Gerichtsdolmetsch . . . . 4.—

Maria-Plain (Salzburg).

Freundorfer, P. Leonhard, f.-b. geistl. Rath, Superior . . . 10.—

Maria-Saal (Kärnten).

Schaschl M., Stiftsdechant . . 4.—

Mariaschein (Böhmen).

Collegium S. J. . . . . 10.—

Maria-Schutz (N.-Öst.).

Schnetzinger Stefan, Pfarrer . . 10.—

Marienbad (Böhmen).

Pöller Adolf, O. Praem., Caplan 10.—

Mattighofen (O.-Öst.).

Schlickinger Max, Lehrer . . . 4.—

Mattsee (Salzburg).

Ziegler Anton, Canonicus und Pfarrer . . . . 10.—

Mauer (N.-Öst.).

Lamm Jakob, Pfarrer . . . . 10.—

Mautern (Steiermark).

Rösler, Dr. Augustin, O. SS. R. 10.—

K

Mechenried (Bayern).

Kraus G., Pfarrer . . . . . 10.—

Mehrnbach (O.-Öst.).

Fruhstorfer Karl, Cooperator . 4.—

Melk (N.-Öst.).

Hager Benedict, O. S. B., Gymn.-Professor . . . . 4.—
Haselberger Georg, O. S. B., Prior 10.—
Katschthaler Ed., O. S. B., Gymn.-Lehrer . . . . 10.—

Melnik (Böhmen).

Neumann Jaromir Lad., k. k. Bezirksrichter . . . . . . 10.—

Meran (Tirol).

Christanell Josef, Schuldirector . 10.—
Egen Karl v., Beneficiat . . . 10.—
Glatz Sebastian, Decan . . . 10.—
Hafner Josef, Professor . . . 10.—
Hilpold Hans, städt. Control. . 10.—
Huber, Dr. Alois, prakt. Arzt . 10.—
Hueber Gottlieb, Cooperator . . 10.—
Innerhofer, Dr. Franz . . . 10.—
Moll, Dr. Josef, k. k. Gerichts-Adjunkt . . . . 10.—
Pattis Jakob, Kaplan im Engl. Institut . . . . 10.—
Plant Fridolin, Kaufmann . . 10.—
Putz, Dr. Max, Advocat . . . 10.—
Schatz, Dr. Adelgott, O. S. B., Gymnasial-Professor . . . . 10.—
Schreyögg Jos., Kaufmann . . 10.—
Tappeiner Josef, Director . . . 4.—
Thaler Josef, Katechet . . . . 4.—
Zeller Franz, Bez.-Schulinspector 10.—

Michaelbeuern (Salzburg).

Königsberger Friedr, Abt, O. S. B. 10.—

Mies (Böhmen).

Badstuber Hubert, k. k. Gymn.-Prof. 10.—
Juritsch, Dr. Georg, Gymnasialdirector . . . . 10.—

Mils (Tirol).

Plaseller Anton, Director am Taubstummeninstitute . . . 10.—

K

Millstadt (Kärnten).

Haslacher Franz, Hauptpfarrer . 10.—

Mistelbach (N.-Öst.).

Barnabiten-Collegium . . . . 20 —

Mitterau (N.-Öst.).

Montecuccoli, Graf Max, Herrenhausmitglied . . . . . . 10.—

Mödling (N.-Öst.).

Kemetter August, Gymn.-Prof. . 10 —
Missionshaus . . . . 10.—
Pfarrei . . . . 10.—
Wawra, Dr. Heinrich, k. k. Oberbezirksarzt . . . . 10.—

Mödritz (Mähren).

Fechter Johann, Pfarrer . . . 4.—

Morter (Vinschgau Tirol).

Schrott Josef, Expositus . . . 4.—

Mosern bei Aussig (Böhmen).

Zimmler Anton, Pfarrer . . . 4.—

Mühlbach b. Eger (Böhmen).

Müller Nicolaus, Pfarrer . . . 10.—

Mühlhausen, Schloss a. d. Moldau (Böhmen).

Veith, Comtesse Maria Rosa . 10.—

München (Bayern).

Baumgarten, Dr. Paul M., Msgr. 10.—
Busch Georg, Bildhauer . . . 10.—
Grauert, Dr. Univ.-Prof. . . . 10.—
Hertling, Dr. G., Freiherr von, Universitäts-Professor . . . 10.—
K. bayr. Hof- u. Staatsbibliothek 10.—
Öttingen-Wallerstein, Fürst Moriz 10.—
Pütz zu Pütz, Everilde v., k. k. Bezirkshauptmanns-Witwe . 6.—

Neuhofen (O.-Öst.).

Achleitner Marcus, Cooperator . 4.—

K

Neumarkt i. Tirol.

Pugneth Joh., Decan u. Pfarrer 10.—

Neunkirchen (N.-Öst.).

Trapp Ambros, Dechant . . . 10.—

Neusattl (Böhmen).

Prückner Josef, b. Vicär . . . 4.—

Neutitschein (Mähren).

Lux Rudolf, Caplan . . . . 10.—

Nevesinje (Herzegowina).

Liptay Eduard, k. u. k. Militär-Caplan . . . . 10.—

Niederkappel (O.-Öst.).

Lausecker Franz, Cooperator . . 10.—

Nikolsburg (Mähren).

Karlik Eduard, Capiteldechant . 4. —
Kisling Josef, Canonicus . . . 10.—
Landsteiner Karl, Propst . . . 4.—
Raab Mathias, Canonicus . . 10.—

Niederdorf (Tirol).

Müller Anton, Cooperator . . 4.—

Niederranna (N.-Öst.).

Hannl Franz, Cooperator . . . 4.—
Voglhuber Franz, Chorh., Coop. 4.—

Obergänserndorf (N.-Öst.).

Rabl Ignaz, Pfarrer . . . . 10.—

Oberhollabrunn (N.-Öst.).

Ebner Laurenz, Präf. im Knaben-Seminar . . . . 10.—
Lutz Andreas, Präf. im Knaben-Seminar . . . . 10.—
Grippel, Dr. J., Präf. i. Knaben-Seminar . . . . . . 10.—
Kondi Julius, Seminardirector . 10.—
Reuckl Franz, Msg., Relig.-Prof. 10.—

Oberneukirchen (O.-Öst.).

Preining Raphael, Cooperator . 10.—

Oberperfus (Tirol).

Kerber Wilhelm, Cooperator . . 4.—

K

Oberthalheim (O.-Öst.).

Tauschmann Karl, Cooperator, reg. Chorherr . . . . . . 4.—

Ober-Thern (N.-Öst.).

Atteneder Josef, Pfarrer . . . 10.—

Ödenburg (Ungarn).

Müller, Dr. Franz, k. u. k. Regim.-Arzt . . . . 10.—
Szabó Karl, kgl. ung. Rath, Schul-Inspector . . . . 10.—

Olmütz (Mähren).

Brychta Leop., k. u. k. Milit.-Cur. 10.—
Grimmenstein, Dr. Joh. Freih. v., Domherr u. Propst . . . 10.—
Haas Ignaz, Domcapitular . . 10.—
Kachnick, Dr. Josef, Prof. d. Theol. 10.—
Nešvera Josef, Domcapellmeister 10.—
Pánek, Dr. Johann, Msgr., Canonicus, Theol.-Professor . . . 10.—
Tittel, Dr. J., Prof. der Theol. 10.—
Wache, Dr. Johann, Prälat, Canonicus . . . . 10.—
Weinlich Johann, Domcapitular 10.—
Wisnar, Dr., Karl, Theol.-Prof. 10.—

Oppeln (Preußisch-Schlesien).

Kubis Josef, Curatus . . . . 10.—

Orth a. D. (N.-Öst.).

Weczerzik Karl, Edler v. Planheim, Cooperator . . . . . 10.—

Osseg (Böhmen).

Siegl Meinrad, O. Cist., Abt . 20.—

Schloss Ossowa (Mähren).

Haugwitz-Waworowska, Gräfin . 10.—

Palfau (Steiermark).

Kößler Cornel, O. S. B . . . 10.—

Parenzo (Küstenland).

Flapp, Dr. Johann, Bischof . . 10.—

Paskau (Mähren).

Stollberg Günther, Graf zu . . 20.—

K

Paternion (Kärnten).

Pirker Johann, Pfarrer . . . 4.—

Patsch (Tirol).

Payr Marcus v., Pfarrer . . 10.—

Pelplin (Westpreußen).

Schulte Dr. A., Theol.-Professor 10.—

Pernitz (N.-Öst.)

Hofer Erasmus, Pfarrer . . . 10.—
Kaiser, Dr. Rudolf, prakt. Arzt . 10.—

Pettenbach (O.-Öst.).

Dannerbauer Wolfgang, Dechant u. Pfarrer . . . . 10.—

Peuerbach (O.-Öst.)

Hager Rudolf, Cooperator . . 4.—

Pfaffstätten (N.-Öst.).

Lechner Nivard, Stiftshofmeister 10.—

Pfarrkirchen bei Bad Hall.

Czerny Leander, O. S. B., Coop. 10.—

Pfatten (Tirol).

Malpaga Nicolaus, Curat . . 4.—

Pichlern (Kärnten).

Edlmann Franz, R. v. . . . 10.—

Pilsen (Böhmen).

Graßl Basil., O. Pr., k. k. Gymn.-Professor . . . . 10.—
Mannl Oswald, O. Pr., k. k. Gymnasial-Professor . . . . . 10.—
Helmer Gilbert, O. Pr., k. k. Gymnasial-Professor . . . . . 10.—
Řezač Jos., k. u. k. Milit.-Caplan 10.—

Pitten (N.-Öst.).

Fürtinger Leo, Pfarrer . . . 10.—

Pleszow bei Krakau

Rychlak, Dr. Josef, Pfarrer . . 10.—

K

Pöchlarn (N.-Öst.).
Bauchinger Matth., Stadtpf., Abg. 4.—

Pöls ob Judenburg (Steiermark).
Sowadina Johann, Pfarrer . . 4.—

Pola (Istrien).
Toß Richard, k. u. k. Maschinenbau- und Betriebs-Ingenieur . 10.—
Ullmann Therese, Frl. . . . . 10.—

Poln.-Ostrau (Ö.-Schlesien).
Bystřičan Josef, Caplan . . . 10.—

Pörtschach (Kärnten).
Hoyos, Excellenz Graf Ladislaus 10.—
Hoyos, Excellenz Gräfin . . . 10.—

Pottenhofen (N.-Öst.).
Riederer Franz, Pfarrer . . . 10.—

Prag (Böhmen).
Benedictinerabtei Emaus . . . 10.—
Collegium S. J. . . . . . . 10.—
Doctoren-Collegium, theol. . . 10.—
Endler, Dr. Franz, k. k. Univ.-Professor . . . . 10.—
Fanta Johann, k. u. k. Militär-Pfarrer . . . . 10.—
Ferdinandea, kath. Studentenverbindung . . . . 6.—
Fünfkirchen, Gräfin Isabella . . 10.—
Goller Alfred, k. k. Professor . 10.—
Hilgenreiner, Dr. Karl, k. k. Univ.-Prof. . . . . 10.—
Horaček, Dr. Cyrill, Secretär der Sparcasse . . . . 10.—
Hornsteiner Michael, Domprälat 10.—
Klein, Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor . . . . . 10.—
Kohl Rud., Kreuzherren-Ordens-Cleriker . . . . 4.—
Magniet Clemens, Ob.-Inspector 10.—
Niché Roman, k. k. Oberlieut. . 10.—
Popel Ludwig, Hausbesitzer . . 10.—
Popel, Dr. W., Landesadvocat . 10.—
Rieber, Dr. Jos., k. k. Univ.-Prof. 10.—
Riedl, Dr. Robert, k. k. Landschulinspector . . . . 10.—
Rochhart Ferd., stud. med. . . 10.—
Rohling, Dr. Aug., k. k. Univ.-Professor i. R. . . . . . 10.—

K

Schneedorfer, Dr. Leo, k. k. Universitäts-Professor . . . . 10.—
Schönborn, Graf Adalbert . . 10.—
Sedlaček, Dr. Jaroslav, k. k. Universitäts-Professor . . . . . 10.—
Skrba, Dr. Ludwig, Minoriten-Ordenspriester . . . . . 4.—
Slavik, Dr. Alfred, Docent a. d. k. k. techn. Hochschule . . . 10.—
Vaško Wenzel, k. u. k. Mil.-Capl 10.—
Vašura Gust., Kreuzherrenordens-Cleriker . . . . 10 —
Willmann, Dr. Otto, k. k. Univ.-Professor . . . . 10 —
Zaus, Dr. Jos., k. k. Univ.-Prof. 10.—

Pressburg (Ungarn).
Batke Joh., N., Archivdirector . 10 —
Berschnik Frz., k. u. k. Mil.-Pfarrer 10 —
Collegium S. J. . . . . . . 10.—
Zimmert Jos., k. u. k. Mil.-Capl. 10. —

Priesen (Böhmen).
Tieze Vincenz, b. Bezirksvicär . 10 —

Przemysl (Galizien).
Pilarsky Isid., k. u. k. Mil.-Curat 10. —

Puchberg am Schneeberg (N.-Öst.).
Burtscher Karl, Cooperator . . 10.—

Pungau (Öst.-Schlesien).
Linzer Eduard, Pfarrer . . . 10.—

Purkersdorf (N.-Öst.).
Hofer Philipp, Cooperator . . . 10.—

Puntigam (Steiermark).
Joherl Ignaz, Pfarrer . . . . 4.—

Raab (Ungarn).
Gießwein, Dr. Alexander, Domcapitular . . . . 10.—
Hahnekamp Georg, Domcapitular 4.—
Ruschek Anton, Dechant . . . 10.—

Radmannsdorf (Kärnten).
Jordan Raimund, k. k. Finanz-Insp. . . . . 10.—

Radstadt (Salzburg).
Mühlbacher Josef, Beneficiat . . 10.—

K

Innsbruck (Tirol).

Angermaier Frz., Kaufmann 4.—
Austria, akad. Studentenverbind. 10 —
Bergmeister, Dr., Professor a. d. Handelsschule 10.—
Berger Franz stud theol. 10.—
Bleyer Alfred, k. k. Gymn.-Prof. 10.—
Brandis, Graf Anton, k. u. k. g. Rath, Landeshauptmann 10.—
Dunin-Borkowska, Gfin. Kasimira 10.—
Egger Franz, Professor am k. k. Pädagogium, Bezirksschulinsp. 10.—
Egger Joseph 4. —
Egger Hans 4.—
Eghen Silvio v., k. k. Finanzsecret. 10.—
Engl J., Wagnermeister 4.—
Ettl Karl, Stadtpfarrcooperator 10.—
Falkner Eugen, k. k. Oberrealschulprofessor 10.—
Falser Jos. R. v., k. k. Bezirks-Hauptmann 10. —
Falser Stephan, R. v., k. k. Landesgerichtsrath 10.—
Felsberg Albrecht, Akad.-Maler 4.—
Flunger Josef 10.—
Frankenstein Julie, Freiin v. 10. —
Genelin, Dr. Plac., k. k. Oberrealschulprofessor 10.—
Geppert Vincenz, stud. theol. 10.—
Gerok Karl, kais. deutscher Consul 10.—
Gostner Karl, Kaufmann 10.—
Gschließer Heinr., Magistratsrath 10.—
Haag Melchior, Weltpriester 4.—
Habtmann Othmar 4.—
Hammerle F. J., geistl. Lehramtscandidat 4.—
Handl Johann, Kaufmann 10.—
Hauser Josef, Hausbesitzer 10.—
Hausotter, Dr. Johann, k. k. Landesschulinspector 10.—
Hefter Adam, Cand. d. Philosophie 10.—
Hellweger, Dr. Ludwig 10.—
Henninger Anton 4.—
Hoppichler Joh., Landesbeamter 4.—
Hundegger, Dr. Jos., Bibliotheksbeamter 10.—
Hutter Theodor, Caplan 10.—
Janak P. Emeran, O. S. B. 10.—
Janoušek Karl, k. u. k. Mil.-Capl. 10.—
Jehli, Dr. G., Red. d. „N. Tiroler Stimmen" 10.—
Jele, Dr. Albert, kaiserl. Rath 10.—
Jochum Martin, Prof. a. Pädagog. 4.—
Kapferer, Dr. Max, Reichsr.-Abg. 10.—
Kathrein Ignaz O. S B. 10.—
Kerle Josef, Decanatssecretär 10.—
Klar Dr. Karl, k. k. Statth.-Archivsbeamter 4.—
Klemm Xaverius, O. Praem., stud. theol. 4.—
Knoflach, Dr. Karl, prakt. Arzt 10.—
Knoflach Stephan, em. Pfarrer 4 —
Kogler Dr. F., Statth.-Arch.-Beamt. 4.—
Kometer, Dr. Johann, Decan 10.—
Kripp Heinr. v., Notariatsconcip. 10.
Kripp Sigmund v., Secretär des Landesculturrathes 10.—
Lanner, Dr. Alois, Realschulprof. 10.—
Leoverein, academischer 10.—
Lieber, Dr. August, prakt. Arzt 10.—
Lindner, Wachszieher 4.—
Malfatti, Dr. Hans, Privatdocent 10.—
Malfatti Josef, mag. pharm. 10.—
Maurer Emil 4.—
Mayr Franz, Baumeister 10.—
Mayr, Dr Mich., Archivs-Director der k. k. Statthalterei 10.—
Meran Albrecht, Graf 10.—
Metz Ferdin., landsch. Rechnungsrevident 10 —
Moesl Roman, Buchbinder 4 —
Müller Lorenz, Abt des Prämonstratenserstiftes Wilten 10.—
Neuhauser Albert 10.—
Neuhauser Alfons 10.—
Neuhauser, Dr. Ant., k. k. Auscultant 4 —
Neuhauser Karl 10 —
Neuner Alois, k. k. Religionsprof. 10.—
Neuner Josef, Caplan 10.—
Nitsche Dr. J., Landesschulinsp. 10.—
Oberhammer Karl, Fabriksbesitzer 4.—
Oberweiß, Dr. Alfons, k. k. Kreisgerichts-Adjunkt 4.—
Orieux, Frl., Lehr. a. d. k. k. Lehrerinnenbildungs-Anstalt 10.—
Ortner Anton 4.—
Paur Anton v., Privatier 10.—
Pastor, Dr. Ludwig, k. k. Univ.-Professor, Hofrath 10.—
Perkmann, Dr. Peter, Professor 10.—
Petter August, Consiliarius 10.—
Poelt, Dr. August, k. k. Finanzrath 10.—
Professoren-Collegium der theolog. Facultät 20 —
Pusch, Dr. Anton, Advocat 4.—
Pusch, Dr. Karl, Advocat 10.—
Ramponji, Dr. Roman v., k. k. Postrath 10.—
Rauch Johann, Stadtpfarrcooper. 4.—
Redemptoristen-Collegium 10.—
Reichart Franz, akad. Bildhauer 4.—

	K
Röck, Director der k. k. Lehrerbildungs-Anstalt	10.—
Riccabona, Dr. Ernst v., Ober-Landesgerichtsrath	10.—
Riccabona, Dr. Julius, Freih. v., Präsident d. Landesculturrathes	10.—
Riccabona, Dr. Othmar v., k. k. Notar	10.—
Riedmayer Otto, Landeshauptcassier	10.—
Schmuck Heinrich v., Professor	10.—
Schneller Christian, k. k. Hofrath	10.—
Schorn, Dr. Joh., Landesausschuß	10.—
Schorn, Dr. Jos., Professor a. d. k. k. Pädagogium	10.—
Schumacher Dr. Herm., prakt. Arzt	4.—
Schumacher Paul, Cooperator	4.—
Schwager Remigius, landschaftl. Hilfsämter-Director	10.—
Schwick Heinr., k. k. Hof-Buchh.	10.—
Soelder-Prackenstein, Josefine v., Übungslehrerin	4.—
Spoerr Johann, Cooperator	10.—
Sternbach, Dr., Pius, Freih. v., Statthaltereisecretär	10.—
Streiter Lambert, Cooperator	4.—
Stranz P. Paul, O. S. B.	10.—
Tendering Karl, Assessor	10.—
Tonelli Albin, k. k. Evid.-Haltungs-Insp.	10.—
Thurn und Taxis, Graf Ferdinand, k. k. Kämmerer, Statthaltereirath i. R.	10.—
Tirolia, accadem. Studentenverb.	10.—
Trapp, Graf Gotthard	10.—
Universitätsbibliothek, k. k.	10.—
Unterkircher Karl, k. k. Scriptor	10.—
Wackernell, Dr. Josef, Advocat	10.—
Wackernell, Dr. J. E., k. k. Univ.-Professor	10.—
Wahrmund, Dr. Ludwig, k. k. Univ.-Prof.	10.—
Waldegger Peter, k. k. Rel.-Prof.	10.—
Weichs-Glon F., Dr. Freiherr v., Insp. der k. k. Staatsbahnen	10.—
Weichs-Glon Mathilde, Freifr. v.	4.—
Widemair Leonhard, Relig.-Prof.	10.—
Wörndle Heinrich v., Buchhändler	10.—
Woertz Joseph R v.	4.—
Wolffskron, Max Reichsr. v., Berg- und Hütten-Ingen.	10.—
Wotschitzky Ferdinand, k. k. Bez.-Schulinspector	10.—
Zavodny Josef, k. k. Mil.-Pfarrer	10.—
Zingerle, Dr. Anton, k. k. Univ.-Professor	10.—

Inzing (Tirol).

	K
Kloß Josef, Abgeordneter	4.—

Ischl (O.-Öst.).

Starhemberg, Fürstin Sophie	4.—
Weinmayer Franz, Dechant und Stadtpfarrer	10.—

Jagenbach (N.-Öst.).

Bürger Ambros, Messeleser	10.—

Jenbach (Tirol).

Wechner Alois, Cooperator	4.—

Jonsvil (Schweiz, Kt. St. Gallen).

Federer Heinrich, Caplan	10.—

Josefstadt (Böhmen).

Cába, Dr. Wenzel, k. u. k. Milit.-Pfarrer	4.—

Julbach (O.-Öst.).

Hirz Karl, Cooperator	4.—

Jungferndorf (Schlesien).

Schumann Wzl, Schlossbeneficiat	10.—
Skal Adele, Baronin v.	10.—

Kaaden (Böhmen).

Rotter Franz, Ehrencanonicus, Dechant	10.—
Zenker Anton, k. k. Professor	10.—

Kaindorf (Steiermark).

Schmid Math., Caplan	10.—

Kalksburg (N.-Öst.).

Jankowic Ludwig, Graf	10.—
Rectorat des Collegiums S. J.	10.—

Kaltern (Tirol).

Boul Louise, Baronin	10.—
Biegeleben Ludwig, Freiherr v.	10.—
Pfaier Georg, Decan	10.—
Rapp, Dr. Johann	10.—

	K

Karlsbad (Böhmen).

Bergmann Josef, Dechant O. Cruc.	10.—
Lenk Augustin, Kreuzherrnordenspriester	10.—
Strunz, Dr. Wenzel, prakt. Arzt und Brunnenarzt	10.—

Kastelruth (Tirol).

Egger Anton, Decan	10.—

Katzelsdorf (N.-Öst.).

Přikryl, Dr. C. Franz, C. SS. R.	10.—

Kematen (Tirol).

Strobl Christian, Pfarrer	10.—

Kierling (N.-Öst.)

Himmelbauer Roman, Pfarrer	10.—

Kirchberg am Wechsel (N.-Öst.).

Wüsinger Josef, Pfarrer	10.—

Kirchberg (Unt.-Innthal).

Flecksberger Ant.	4.—

Kirchschlag (Böhmen).

Grill Paul, Cooperator	10.—
Lichtenauer Adrian, Pfarrer	4—

Klagenfurt (Kärnten).

Bittner Guido, Domcapitular	10.—
Cigoi, Dr. Alois, O. S. B., Prof. d. Theologie	10.—
Einspieler Lambert, Domscholaster, inf. Probst	10.—
Elsler Karl, Domherr, fürsterzbischöflicher Kanzler	10.—
Geßler Joh., k. u. k. Professor	10.—
Habisch Jos., Priester	10.—
Hann, Dr. F. G., k. k. Professor	6.—
Hribar Jos., Domcap.	10.—
Hutter Johann, Realschulprofessor	10.—
Klimsch, Dr. Robert, Redacteur	10.—
Lebinger Norbert, k. k. Professor	10.—
Mikulusch Anton, Pfarrer	10.—
Müller Valentin, Domprobst	4.—
Pazdera L. F., k. k. Professor	10.—
Podgorc Valentin, Canonicus	10.—
Polyakovics, Dr. Ludwig k. u. k. Mil.-Caplan	10.—
Priester-Seminar, Rectorat	10.—
Professoren-Collegium der fürstbischöflichen theol. Lehranstalt	10.—
Quitt Johann, Präf., Marianum	10.—
Rozmann Josef, Stadtpfarrcaplan	4.—
Schellander G., Domscholaster	10.—
Spinetti, Dr. Albin, Freiherr v.	10.—
Strefs Anton, Präf., Marianum	10.—
Unterkreuter Leopold, Stadthauptpfarrer	10.—
Veiter August, akadem. Maler	10.—
Wappis Ferdinand, Director des Marianum	10.—
Weiß Gabriel, Domvicar	10.—

Klausen (Tirol).

Schenk Alois, Decan,	10.—

Klein-St. Veit (Kärnten).

Ogertschnig Stefan, Pfarrer	4.—

Klosterneuburg (N.-Öst.).

Czernohorsky Alexander, reg. Chorherr	10.—
Domanig, Dr. Karl, Custos am k. u. k. Hofmuseum in Wien	10.—
Domanig Irmgard, Frau	10.—
Drexler Karl, reg. Chorherr	10.—
Felbinger Urbald, reg. Chorherr	10.—
Kehrer Ernst, Theol.-Prof.	10.—
Kluger Josef, Theol.-Prof.	10.—
Kopřiwa Aegidius, Theol.-Prof.	10.—
Pasler Ildephons, Theol.-Prof.	10.—
Peterlin Adalbert, Theol.-Prof.	10.—
Piffl Friedrich, Theol.-Prof.	10.—
Pitsch, Dr. Wilhelm, Arzt	10.—
Schnürer, Dr. Franz, k. und k. Scriptor, Redacteur	10.—
Schnürer Gabriele, Frau	10.—
Skoupil Stefan, reg. Chorherr, Cooperator	10.—
Süß Norbert, Theol.-Prof.	10.—
Wache Paul, Theol.-Prof.	10.—

Knittelfeld (Steiermark).

Luttenberger Alois, Caplan	10.—

Košiř b. Prag (Böhmen).

Vrba Rudolf, Weltpriester	4.—

K

Komarik (Böhmen).

Putschögl, Dr. Emil, Gutsadminist. 10.—

Komotau (Böhmen).

Salzer, Dr. Clemens, O. Cist., Gymn.-Director . . . . . 10.—

Korneuburg (N.-Öst.).

Jungherr Anton, Cooperator . . 10.—
Krticzka v. Jaden, k. k. Ger.-Adj. 4.—

Köln (Preußen).

Cardauns, Dr. Hermann, Chefredacteur . . . . 10.—

Königgrätz (Böhmen).

Benesch, Dr. Ferdinand, Theol.-Professor . . . . 10.—
Domabyl, Dr. Gustav, Theologie-Professor . . . . 10.—
Hampl Franz, Prälat, Domcapit. 10.—

Kraig (Kärnten).

Joas Johann, Probst . . . . 10.—

Krakau (Galizien).

Chotkowski, Dr. Ladislaus, Prälat, k. k. Univ.-Professor . . . . 10.—
Dunajewski, Dr. Julian Ritter v., Excellenz, Minister a. D. . 10.—
Estreicher-Rozbiersky, Dr. Karl Director der Univ.-Bibliothek . 10.—
Górski, Dr. Anton v., k. k. Univ.-Professor . . . . 10.—
Grusz Ladislaus, k. k. Militär-Pfarrer . . . . 10.—
Grzziecki Ladisl., k. u. k. Militär-Curat . . . . 10.—
Janczewski, Dr. E. v., Universitäts-Professor . . . . . 10.—
Karlinski, Dr. Franz, Director der Sternwarte . . . . . 10.—
Kreutz, Dr. Felix, Univ.-Prof. . 10.—
Morawsky, Dr. Casim., k. k. Univ.-Professor . . . . 10.—
Pawlicki, Dr. Stefan, k. k. Univ.-Professor . . . . 10.—
Prus-Wisnioowski Alex., R. v. 10.—
Rendl Leonhard, k. u. k. Militär-Caplan . . . . 4.—
Smolka, Dr. Stanislaus, Univ.-Professor, Gen.-Sec. der k. Akademie der Wissenschaft . . . 10.—
Sokolovski, Dr. Marian von, Universitäts-Professor . . . 10.—
Tarnowski, Dr. Stanisl., Graf, Univ.-Prof., k. u. k. g. R. . . 10.—
Terpiński Ludwig, k. u. k. Militär-Caplan . . . . 10.—
Tomkowicz, Dr. Stanisl., Chef-Redacteur, Conservator . . . 10.—
Tretiak Dr. Josef, Univ.-Prof. . 10.—
Ulanowski, Dr. Boleslav, Univ.-Professor . . . . 10.—
Wondolny, Dr. Ceslav, Prof. a. d. k. k. Lehrerinnenbildungs-Anstalt . . . . 10.—
Zoll, Dr. Friedr., Hofrath, Univ.-Professor . . . . 10.—

Kranichberg (N.-Öst.).

Kempf Wenzel, Pfarrer . . . 10.—

Krems (N.-Öst.).

Kerschbaumer, Dr. Anton, Prälat 10.—
Krejčí Method, k. u. k. Militär-Caplan . . . . 6.—
Oehler, Dr. Johann, k. k. Gymnasial-Professor . . . . . 10.—
Steindlberger Ulrich, Cooperator 4.—
Wichner, Dr. Josef, k. k. Gymnasial-Professor . . . . . 10.—

Kremsier (Mähren).

Blažek Wilh., Seminar-Director 10.—
Jatsche, Dr. Franz, Gymn.-Prof. 10.—

Kremsmünster (O.-Öst.)

Achleuthner Leonhard, O. S. B., Abt . . . . 10.—
Dickinger Odilo, Stiftsbibliothekar 10.—
Dorn Theophilus, Gymn.-Prof. . 4.—
Haasbauer Adolf, Gymn.-Prof. . 4.—
Hauer Julian, Gymn.-Prof. . . 10.—
Huemer Robert, Gymn.-Prof. . 4.—
Klettenhofer Eduard, Katechet . 4.—
Kyrle Bruno, Prior . . . . 10.—
Landerl, Dr. Philibert, Gymn.-Professor . . . . 10.—
Lehner Tassilo, Gymn.-Prof. . . 4.—
Mayer, P. Friedrich, Gymnasial-Professor . . . . 10.—
Proschko Paulus, Gymn.-Director 4.—
Schwarz Thiemo . . . . . . 10.—
Stingeder Raphael, Novizenmeister 4.—

	K

Krelin (Mähren).

Huyn, Dr. Paul, Graf . . .	10.—

Kritzendorf (N.-Öst.).

Köhler Leander, Pfarrer . . .	10.—

Krumbach (Vorarlberg).

Kohler, Dr. Caspar, Arzt . . .	4.—

Kuchl (Salzburg).

Vogl Franz, Pfarrer	10.—

Kufstein (Tirol).

Margreiter Jakob, Decan . . .	10.—

Kurtatsch (Tirol).

Frank Anton, Pfarrer	10.—

Laas (Tirol).

Aftfäller Josef, Pfarrer . . .	10.—

Villa Lagarina (Südtirol).

Moll Franz, Freiherr von, k. k. Kämmerer	10.—

Laibach (Krain).

Huth Karl, k. u. k. Mil.-Pfarrer	4.—
Ivanetić Franz, k. u. k. Militär-Curator	6.—
Jeglič, Dr. Anton, Fürstbischof	10.—
Klofutar, Dr. Leonhard, Dompropst	10.—
Kulavic, Dr. Johann, Seminar-Director. Domcapitular . .	10.—
Meister Joh., k. u. k. Oberlieut.	4.—
Professoren-Collegium, theolog. .	10.—
Susteršic, Dr. Ivan, Adv., Reichsrathsabgeordneter	10.—

Lambach (O.-Öst.).

Benedictiner-Abtei	10.—

Landegg (Tirol).

Greil Johann, Pfarrer . . .	10.—

	K

Lang-Enzersdorf (N.-Öst.).

Peitl Bernhard, Pfarrer . . .	10.—

Láng-Fehér Magyar (Ungarn).

Zichy, Gräfin Marie, geb. Gräfin Redern	10.—

Lasberg (O.-Öst.).

Hagenbuchner Alois, Pfarrvicar	4.—
Jungwirth Leopold, Cooperator	4 —

Leitmeritz (Böhmen).

Hofbauer Anna, Frau	4.—
Kordáč, Dr. Frz., Seminar-Dir.	10.—
Kowak Josef, Msgr., Spiritual.	6.—
Laube Marie, Frau	10 —
Malý A.	4.—
Michel, Dr. Ferd., Canonicus .	10.—
Mittelbach, Dr. Franz, Arzt . .	10.—
Schindler, Dr. Josef, Theologie-Professor	10.—
Schlenz, Dr. Johann, Vicerector im erzbischöfl. Seminar . . .	10.—
Seifert Josef, Prälat, Canonicus	10.—

Lemberg (Galizien).

Bilczewski, Dr. Jos., k. k. Univ.-Professor	10.—
Dominicanerkloster	10.—
Dorożyński, Dr. Dion. v., Relig.-Lehrer	10.—
Isakowicz, Dr. Isaak, k. u. k geh. Rath, Erzbischof rit. armen.	10.—
Láska, Dr. Wenzel, k. k. Univ-Professor	10.—
Mniszech, Gräfin Hedwig . . .	4.—
Mniszech. Comtesse Ludmilla . .	10.—
Pressen Johann, Edl. v., k. u. k. Militär-Curat	10.—
Prochaska Anton, Adjunkt des Landesarchives	10.—
Sapieha, Fürst Adam, Vicerector im fürsterzbischöflichen Seminar	10.—
Thullie Max, R. v., Professor a. d. techn. Hochschule	10.—

Leoben (Steiermark).

Stradner Alois, Dechant und Pfarrer	10.—

Leonding (O.-Öst.).

Ecker Johann B., Pfarrer . .	10.—

K

Leonfelden (O.-Öst.).

Kaiser Benedict, Pfarrvicar . . 10.—
Keplinger Robert, Cooperator . 10.—

Libochowitz (Böhmen).

Herberstein, Graf, Josef . . . 10.—

Liechtenstein (Böhmen).

Schmissing-Kerssenbrock, Gf. Clem. 10.—

Liechtenstein Schloss (Steiermark).

Liechtenstein, Prinz Eduard . . 10.—

Lienz (Tirol).

Neupauer, Dr. Ferdinand R. v., k. k. Bezirksrichter . . . . . 10.—

Liesing (N.-Öst.).

Scholz, Dr. Franz, städt. Verwalter . . . . 10.—

Lilienfeld (N.-Öst.).

Panschab Justin., O. Cist., Abt 10.—
Tobner Paul, Kanzleidirector . 10.—
Schirnhofer Gerhard O. Cist., Capitular . . . . 10.—

Lindenau (Nordböhmen).

Vater Anton, Pfarrer . . . . 4.—

Lingenau (Vorarlberg).

Fink Josef, Pfarrer . . . . . 10.—

Linz (O.-Öst.).

Bermanschläger Ludwig, Domprediger . . . . 10.—
Collegium S. J. . . . . . . 10.—
Denk, Dr Karl, Augenarzt . . 10.—
Dullinger Leopold, Canonicus . 10.—
Ebenhoch, Dr. Alfred, Reichsraths- u. Landtags-Abg., Landeshptm. 10.—
Engeljähringer Georg, stud. theol. 10.—
Esser, Dr., Advocat . . . . 10.—
Hintereder Michael, Theol.-Prof. 10.—
Hittmair, Dr. Rudolf, Theologie-Professor . . . . 10.—
Kolda Josef, bischöfl. Secretär . 4.—
Mayböck, Dr. Johannes, Domcapitular, Seminar-Regens . 10.—

K

Ozlberger Anton, k. k. Schulrath, Gymn.-Professor . . . . . 10.—
Pinzger Anton, Dompropst . . 4.—
Rixner Alexander, Buchbinder, k. u. k. Kammerlieferant . . 10.—
Scherndl Balthasar, Consistorial-Secretär . . . . 10.—
Schmuckenschläger Adolf, Theol.-Professor . . . . 10.—
Schwarz Josef, Canonicus . . 10.—
Wild, Dr. Ignaz, Theol.-Prof. . 10.—

Lischan (Böhmen).

Hlasiwec Johann, Pfarrer . . 10.—

Lobzow (Galizien).

Lhotta Joh., k. u. k. Mil.-Capl. 10.—

Lösch (Mähren).

Belcredi, Graf Ludwig . . . . 10.—

Loosdorf (N.-Öst.).

Steininger Johann, Pfarrer . . 10.—

Luchatschowitz (Mähren).

Sereny, Graf Otto . . . . . 10.—

Madrid (Spanien).

Hinojosa de, Eduardo, Univ.-Prof. 10.—

Mährisch-Neustadt (Mähren).

Hermann Ludwig, Stiftscaplan . 10.—

Mährisch-Schönberg (Mähren).

Abendroth Johann, Cooperator . 4.—

Magyar-Igen (Siebenbürgen).

Stadion, Gräfin Paula . . . 10.—

Maihingen (Bayern).

Grupp, Dr. G. F., Bibliothekar 10.—

Mainz (Hessen).

Holzhammer, Dr. Joh., Domcapit. 10.—
Ritzer Hanns, stud. histor. . . 10.—
Raich, Dr. Joh. Mich., Domcapitular . . . . 10.—
Selbst, Dr. Jos., Domcapitular 10.—

K

Mals (Tirol).

Hohenegger Josef, Decan und Pfarrer . . . . 10.—

Mannswörth (N.-Öst.).

Helleparth Johann, Pfarrer . . 10.—

Marburg (Steiermark).

Kovačič, Dr. Franz, Theol.-Prof. 10.—
Medved, Dr. Anton, Relig.-Prof. 10.—
Pajek, Dr. Josef, Canonicus . 10.—
Tájek Jakob, k. u. k. Mil.-Capl. 10.—

Maria-Enzersdorf a. G. (N.-Öst.).

Pückl, Dr. jur. Jakob, Gerichtsdolmetsch . . . . 4.—

Maria-Plain (Salzburg).

Freundorfer, P. Leonhard, f.-b. geistl. Rath, Superior . . . 10.—

Maria-Saal (Kärnten).

Schaschl M., Stiftsdechant . . 4.—

Mariaschein (Böhmen).

Collegium S. J. . . . . 10.—

Maria-Schutz (N.-Öst.).

Schnetzinger Stefan, Pfarrer . . 10.—

Marienbad (Böhmen).

Pöller Adolf, O. Praem., Caplan 10.—

Mattighofen (O.-Öst.).

Schlickinger Max, Lehrer . . . 4.—

Mattsee (Salzburg).

Ziegler Anton, Canonicus und Pfarrer . . . . 10.—

Mauer (N.-Öst.).

Lamm Jakob, Pfarrer . . . . 10.—

Mautern (Steiermark).

Rösler, Dr. Augustin, O. SS. R. 10.—

K

Mechenried (Bayern).

Kraus G., Pfarrer . . . . . 10.—

Mehrnbach (O.-Öst.).

Fruhstorfer Karl, Cooperator . 4.—

Melk (N.-Öst.).

Hager Benedict, O. S. B., Gymn.-Professor . . . . 4.—
Haselberger Georg, O. S. B., Prior 10.—
Katschthaler Ed., O. S. B., Gymn.-Lehrer . . . . 10.—

Melnik (Böhmen).

Neumann Jaromir Lad., k. k. Bezirksrichter . . . . . . 10.—

Meran (Tirol).

Christanell Josef, Schuldirector . 10.—
Egen Karl v., Beneficiat . . . 10.—
Glatz Sebastian, Decan . . . 10.—
Hafner Josef, Professor . . . 10.—
Hilpold Hans, städt. Control. . 10.—
Huber, Dr. Alois, prakt. Arzt . 10.—
Hueber Gottlieb, Cooperator . . 10.—
Innerhofer, Dr. Franz . . . 10.—
Moll, Dr. Josef, k. k. Gerichts-Adjunkt . . . . 10.—
Pattis Jakob, Kaplan im Engl. Institut . . . . 10.—
Plant Fridolin, Kaufmann . . 10.—
Putz, Dr. Max, Advocat . . . 10.—
Schatz, Dr. Adelgott, O. S. B., Gymnasial-Professor . . . . 10.—
Schreyögg Jos., Kaufmann . . 10.—
Tappeiner Josef, Director . . . 4.—
Thaler Josef, Katechet . . . . 4.—
Zeller Franz, Bez.-Schulinspector 10.—

Michaelbeuern (Salzburg).

Königsberger Friedr., Abt, O. S. B. 10.—

Mies (Böhmen).

Badstuber Hubert, k. k. Gymn.-Prof. 10.—
Juritsch, Dr. Georg, Gymnasialdirector . . . . 10.—

Mils (Tirol).

Plaseller Anton, Director am Taubstummeninstitute . . . 10.—

K

Millstadt (Kärnten).

Haslacher Franz, Hauptpfarrer . 10.—

Mistelbach (N.-Öst.).

Barnabiten-Collegium . . . . 20 —

Mitterau (N.-Öst.).

Montecuccoli, Graf Max, Herrenhausmitglied . . . . . . 10.—

Mödling (N.-Öst.).

Kemetter August, Gymn.-Prof. . 10 —
Missionshaus . . . . 10.—
Pfarrei . . . . 10.—
Wawra, Dr. Heinrich, k. k. Oberbezirksarzt . . . . 10.—

Mödritz (Mähren).

Fechter Johann, Pfarrer . . . 4.—

Morter (Vinschgau Tirol).

Schrott Josef, Expositus . . . 4.—

Mosern bei Aussig (Böhmen).

Zimmler Anton, Pfarrer . . . 4.—

Mühlbach b. Eger (Böhmen).

Müller Nicolaus, Pfarrer . . . 10.—

Mühlhausen, Schloss a. d. Moldau (Böhmen).

Veith, Comtesse Maria Rosa . 10.—

München (Bayern).

Baumgarten, Dr. Paul M., Msgr. 10.—
Busch Georg, Bildhauer . . . 10.—
Grauert, Dr. Univ.-Prof. . . . 10.—
Hertling, Dr. G., Freiherr von, Universitäts-Professor . . . 10.—
K. bayr. Hof- u. Staatsbibliothek 10.—
Öttingen-Wallerstein, Fürst Moriz 10.—
Pütz zu Pütz, Everilde v., k. k. Bezirkshauptmanns-Witwe . 6.—

Neuhofen (O.-Öst.).

Achleitner Marcus, Cooperator . 4.—

K

Neumarkt i. Tirol.

Pugneth Joh., Decan u. Pfarrer 10.—

Neunkirchen (N.-Öst.).

Trapp Ambros, Dechant . . . 10.—

Neusattl (Böhmen).

Prückner Josef, b. Vicär . . . 4.—

Neutitschein (Mähren).

Lux Rudolf, Caplan . . . . 10.—

Nevesinje (Herzegowina).

Liptay Eduard, k. u. k. Militär-Caplan . . . . 10.—

Niederkappel (O.-Öst.).

Lausecker Franz, Cooperator . . 10.—

Nikolsburg (Mähren).

Karlik Eduard, Capiteldechant . 4.—
Kisling Josef, Canonicus . . . 10.—
Landsteiner Karl, Propst . . . 4.—
Raab Mathias, Canonicus . . 10.—

Niederdorf (Tirol).

Müller Anton, Cooperator . . 4.—

Niederranna (N.-Öst.).

Hannl Franz, Cooperator . . . 4.—
Voglhuber Franz, Chorh., Coop. 4.—

Obergänserndorf (N.-Öst.).

Rabl Ignaz, Pfarrer . . . . 10.—

Oberhollabrunn (N.-Öst.).

Ebner Laurenz, Präf. im Knaben-Seminar . . . . 10.—
Lutz Andreas, Präf. im Knaben-Seminar . . . . 10.—
Grippel, Dr. J., Präf. i. Knaben-Seminar . . . . 10.—
Kondi Julius, Seminardirector . 10.—
Reuckl Franz, Msg., Relig.-Prof. 10.—

Oberneukirchen (O.-Öst.).

Preining Raphael, Cooperator . 10.—

Oberperfus (Tirol).

Kerber Wilhelm, Cooperator . . 4.—

Wien.

	K
Se. k. u. k. Hoh. Erzh. Ferdinand Karl	10.—
Adam Victor, Privatier	10.—
Andrian-Werburg, Baronin Gabr. St.-K.-O.-D.	10.—
Antel Blasius, Pfarrer	10.—
Apostolat der christlichen Töchter	10.—
Aresin-Fatton, Frau v.	10.—
Armt Ludwig, Inspector d. Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft	10.—
Auersperg, Dr. Eduard, Prinz v.	10.—
Austria, katholische Studenten-Verbindung	10.—
Badeni, Dr. Graf Stanislaus	10 —
Ball, L. de, Director d. Kuffner'schen Sternwarte	10.—
Bamberger, Dr. Max, Adjunct an der technischen Hochschule	10.—
Bankó Julius, Dr. phil.	10.—
Bauer-Barghér Franz von, k. k. Sectionschef	10.—
Bayer Friedrich, Magistratsrath	10.—
Bayer Hugo, Apotheker	10.—
Beck v. Managetta Paul Alex., k. k. Sections-Chef	10.—
Beil Adolf, k. k Forst- u. Domänen-Verwalter	10.—
Berger, Dr. Alfred, Freiherr v., k. k. Universitäts-Professor	10.—
Berger, Dr. Franz, Relig.-Prof.	10.—
Berger, Dr. Wilhelm, Freih. v., Mitglied des Herrenhauses	10.—
Berger-Hohenfels, Stella Freiin v.	10.—
Bergmann, Dr. Josef, Vicerector im Pazmaneum	10.—
Berlichingen Adolf, Freiherr von, Schriftsteller	10.—
Bernhard Norbert, Cooperator	10.—
Beulwitz-Löhna, Leo Freiherr v.	10.—
Biber Carl, k. k. Auscultant	10.—
Bickell, Dr. Gustav, k. k. Univ.-Professor	10.—
Biegeleben Max Freih. v., k. u. k. Sectionsrath	10.—
Biehl, Dr. Karl, Arzt	10.—
Bielik Emerich, k. u. k. Feld-Conf.-Secretär	10.—
Binder Wenzel J., Pfarrer	10.—
Birgmeier Karl, Privatier	4.—
Birgmeier Emilie, Frau	4.—
Birgmeier Margarethe, Frl.	4.—
Biro Gisela, Frl. v.	10.—
Bischoffshausen, Dr. Sigmund, Freiherr von	10.—
Bischofshausen-Zessner, Baronin v.	4.—
Bittner Franz, Katechet	10.—
Beckmann Franz, k. u. k. Oberst.	10.—
Bodmann, Freiherr von, k. u. k. Kammervorsteher bei Sr. k. u. k. Hoheit Erzherzog Ferdinand	10.—
Bohatta, Dr. Hans, Amanuensis a. d. k. k. Univ.-Bibliothek	10.—
Böhm Anton, Magistratsrath	10.—
Böhm Julius, Professor	10.—
Bösbauer Hans, städt. Lehrer	10.—
Brandstätter, P. Josef, Ord. Carm.	10.—
Braun Hans, Ingenieur	10.—
Breitenberg J. v., k. k. Ministerialvicesecretär	10.—
Brenner, Baronin Louise	10.—
Brenner Max, Studienpräfect i. f.-e. Knaben-Seminar	10.—
Brzobohaty, Dr. Josef, Hof- und Gerichtsadvocat	10.—
Buckland, Miß	4.—
Bülow Emil, S. J. (Lainz)	10.—
Burger, Dr. Michael, Amanuensis a. d. k. k. Univ.-Bibliothek	10.—
Call, Dr. Friedrich Freih. v., k. k. Sectionsrath im Justizminist.	10.—
Ceschi di Santa Croce, Baronin	10.—
Chaudoir, Me. Gustave	20.—
Chimani, Dr. Ernst, k. u. k. Gen.-Stabsarzt	10.—
Chotek, Gräfin Henriette	10.—
Chytra Hans, akadem. Maler	10.—
Civil-Mädchen-Pensionat, k. k.	4.—
Collegium S. J., Wien I.	10.—
Columbus Christof, Freiherr v.	10.—
„Confraternität", Kranken- und Pensionsinstitut	10.—
Congregation d. Brüder d. christlichen Schulen	10.—
Congreg. d. frommen Arbeiter	10.—
Costenoble Karl, Bildhauer	10.—
Coudenhove, Gräfin Anna Maria	10.—
Coudenhove, Gräfin Elisab., Kam.-Vorsteh. Ihr. k. k. Hoheit Erzherzog. Elisabeth Marie	10.—
Coufalik Ferdinand, k. u. k. Feld-Conf.-Director	10.—
Csaky, Graf Georg Napoleon, k. ungar. Minister.-Concipist	10.—
Dalberg Friedrich, Reichsfreih. v.	20.—
Dalberg Sophie, Baronesse	10.—
Dasatiel Anna	10.—
Daufalik Leopoldine, Frau	10.—
David Gustav, k. u. k. Oberlieut. in Reserve	10.—
Deckert, Dr. Josef, Pfarrer	10.—
Deutner Leonhard, k. k. Gymn.-Professor	4.—

K

Deym, Graf Ferdinand . . . 10.—
Dimi Willibald, Pfarrer . . . 10.—
Diettrich Vincenz Johann, k. u. k. Regiments-Arzt . . . . . 10.—
Dörfler Johann, Redacteur . . 10.—
Dörfler Karl, Prälat, Pfarrer bei St. Augustin . . . . . . 10.—
Doll F. X., Besitzer der Druckerei „Austria“ . . . . 10.—
Dominicaner-Convent . . . . 10.—
Dominicanerinn.-Conv. (Hacking) 10.—
Dostal Anna, Frl., Lehrerin . . 4.—
„Dreizehnlinden“, Sängerbund . 10.—
Drexler Anton, Spiritual im Pazmaneum . . . . . . 10.—
Düll Alois, Bildhauer u. Prof. 10.—
Dworak, Dr. Jul., k. k. Gymn.-Professor . . . . 10.—
Dziadosz Josef, Institutspriester bei St. Augustin . . . . . 4.—
Effinger-Wildegg, Freiin Pauline 10.—
Ehrhard, Dr. Albert, Univ.-Prof. 10.—
Eibl, Dr. Johann, k. k. Gymn.-Professor . . . . 10.—
Eichhorn Rudolf, Pfarrer . . . 10.—
Eisner Angelo, Ritter v. Eisenhof, Gutsbesitzer . . . . 10.—
Ertl, Dr. Moriz, k. k. Sectionsrath . . . . 10.—
Fabrizii Karl R. v., k. k. Minister.-Vicesecretär . . . . . . 10.—
Fábry Ladislaus, k. u. k. Militär-Caplan . . . . 10.—
Fahnl Heinrich, Katechet . . . 10.—
Felgel Anton Victor, k. k. Sectionsrath . . . . 10.—
Ferstel Max, Freiherr v. . . . 10.—
Fink Hermann, Relig.-Professor . 10.—
Fischer-Colbrie, Dr. August, k. u. k. Hofcaplan . . . . 10.—
Fischer Josef, Pfänderverwahrer des k. k. Versatzamtes . . . 10.—
Flandorfer Ignaz, Pfarrer . . 10.—
Fliedl Joh., Relig.-Prof. i. R. . 10.—
Forster Jenny . . . . . . 10.—
Freimüller Franz, Cooperator . 4.—
Freudhofmaier Alois, Kirchendirector . . . . 10.—
Friedrich Eduard, Curpriester bei St. Stephan . . . . . . 10.—
Frieß, Dr. Alfred R. v., Minist.-Vicesecretär . . . . 10.—
Fritsch, Dr. Victor Ritter von, Schriftsteller . . . . . . 10.—
Fritsche Richard, Kaufmann . . 4.—
Fuchs Alexander, Bureauchef der D.-D.-S.-G. . . . . . . 10.—

K

Fuchs, Dr. Josef, k. k. Minister.-Secretär . . . . 10.—
Fuchs, Dr. Victor v., Reichsraths-Abgeordneter . . . . . . 10.—
Fuchs Marie v. . . . . . . 10.—
Führich Bertha v., Hofräthin . 10.—
Gabler Johann . . . . . . 10.—
Gaigg v. Bergheim, Friedrich Arthur, Prof. u. Schriftsteller 10.—
Gall Konrad, Beamter der I. österreichischen Sparcassa . . 10.—
Gall Ludwig, Inspector der Ferdinands-Nordbahn . . . 10.—
Gamerra von Gambamar, Oscar Reichsfreiherr von, röm. Graf 10.—
Gampp Friedr., k. k. Gendarmerie-Lieutenant . . . . 10.—
Gatscher Norbert, Stiftshofmeister 10.—
Gaus-Bachmann, Adele Fräulein 10.—
Geldern-Egmond, Gräfin Bertha, Obervorsteherin des k. u. k. Officierstöchter-Institutes . . 10.—
Geßmann, Dr. Albert, Reichsraths-Abgeordneter . . . . 10.—
Geyer, Dr. med. Ed., prakt. Arzt 10.—
Giovanelli Karl Freih. v., k. k. Ackerbauminister . . . . . 10.—
Gitlbauer, Dr. Michael, k. k. Univ.-Professor . . . . . 10.—
Goller, Dr. Ant. Theod., Beamter der k. k. Staatsbahn . . . 10.—
Görres Sophie von . . . . . 10.—
Graf Theod., Commissionswarenhändler und Exporteur . . . 10.—
Grimmich, Dr. Virgil, k. k. Univ.-Professor . . . . . 10.—
Grinzenberger Johanna, Frl. . 4.—
Groß Amalie, Frau . . . . 10.—
Größl Franz X., Präparator am k. u. k. naturhistor. Museum . 10.—
Grosser Adolf, R. v., k. k. Bezirks-Gerichts-Adjunct . . . 10.—
Gruber, Dr. Alois, prakt. Arzt . 10.—
Gsell, Dr. Benedict, O. Cist., Stiftshofmeister . . . . . 10.—
Guglia, Dr. E., k. k. Professor . 4.—
Günther, Don Barnabas, Pfarr. 10.—
Guschel Ferdinand, Cooperator . 10.—
Gutmann Albert J., k. u. k. Hofmusikalienhändler . . . 10.—
Guttmann Sophie, Frau . . . 10.—
Haan Karl, Freih. v., k. k. Rittmeister a. D. . . . . . . 4.—
Haas, Bruder Eucherius, Director des k. k. Waisenhauses . . . 10.—
Haas Karl, k. u. k. Hof-Bronce-, Gold- u. Silberwarenfabrikant 10.—

	K
Haas, Dr. Moriz, prakt. Arzt	10.—
Habietinek, Dr. Karl, 2. Präsident des obersten Gerichtshofes	10.—
Hackelberg-Landau, Dr. Karl, Reichsfreiherr, Domcapitular	10.—
Haimer Josef, Pfarrer	10.—
Haindl Adolf, k. u. k. Militär-Pfarrer i. R.	10.—
Handloß Karl, Cooperator	10.—
Hassenstab-Schiffner, Dr. Rudolf	10.—
Haßlwanter, Dr. Anton, Hof- u. Gerichts-Advocat	10.—
Hegglin Johann, Msgr., k. u. k. Militär-Caplan und Lehrer an der J.-K.-Sch.	10.—
Heidenreich Josef, Weltpriester	10.—
Heindl Johann, Kunsthändler	10.—
Heinefetter, Dr. Alfons, k. k. Sectionschef	10.—
Heinisch Victor, k. k. Postcassier	10.—
Heinz Ferdinand, Professor	10.—
Heinzl Josef, Katechet	10.—
Helfert, Baronin Julie, Excellenz	10.—
Hellmann Therese, Frau	10.—
Herrdegen, Dr. Karl, Bureauchef	10.—
Hersan Michael, f.-b. geistl. Rath, Pfarrverweser	10.—
Herz Jesu-Damen-Convent	6.—
Hieser Maria, Frau	10.—
Hinterstoißer, Dr. Jos., prakt. Arzt	10.—
Hirn, Dr. Josef, k. k. Univ.-Prof.	10.—
Hirn, Frau, Univ.-Prof.-Gattin	10.—
Hirsch Karl, Cooperator	10.—
Hlawati Franz, Cooperator	10.—
Hochmayer Franz, k. k. Postsecretär	10.—
Hönigschmidt Philipp, Cooperator	10.—
Hörmann zu Hörlbach, Laura v.	10.—
Hößlinger, Dr. Guido	10.—
Hof Marie, Frl., Bürgerschullehr.	10.—
Hoffinger Anna, Edle v.	10.—
Hohenlohe-Waldenburg, Chlodwig Prinz zu	20.—
Hohenlohe-Waldenburg, Sarolta Prinz. zu, geb. Gräfin Majlath	20.—
Holzlechner, Dr. Josef	10.—
Horny, Dr. Anton, Domprälat	10.—
Hornich, Dr. Rudolf, Bürgerschullehrer	10.—
Holzhausen Emerich, Katechet	10.—
Hosch Jos., Controlor der Nordbahn	10.—
Hoyos-Sprinzenstein, Graf Ernst, k. u. k. Kämmerer	10.—
Hrbaček Anton, Cooperator	10.—
Huber, Dr. Albert, k. u. k. Stabsarzt	10.—
Huber Otto, stud. jur.	4.—

	K
Hunyady, Comtesse Ida	10.—
Hussareck-Heinlein, Dr. Max, R. v., k. k. Hofrath	10.—
Hutten-Klingenstein Moriz von, k. u. k. Major i. R.	10.—
Jagielski Ladislaus, k. u. k. Oberlieutenant	4.—
Jackl Anton, k. u. k. Mil.-Caplan	10.—
Jančik Eduard, Relig.-Professor	10.—
Janauschek Josef	4.—
Inthal Caspar, Herausgeber des „Vaterland“	10.—
Jancar Franz, Pfarrverweser, Novizenmeister	10.—
Jirousek Franz, Fabrikant	10.—
Joch Richard, Cooperator	10.
John, Dr. Julius, Hof- und Gerichtsadvocat	10.—
Jongebloed N. H., Buchhändler	10.—
Jopp Frz., k. k. Oberrechnungsrath	10.—
Jordan Richard, Architekt	10.—
Jung Karl, Curpriester bei Sanct Stephan	10.—
Kafka Sebastian, Cooperator	10.—
Kamprath, Dr. Franz, fürsterzb. Ceremoniär	10.—
Kapuziner-Convent	10.—
Karpf Leonhard, Msgr., Dechant	10.—
Kašavsky Franz, Curat im k. k. Krankenhause	10.—
Kaschl Franz, Bürgerschuldirector	4.—
Keil Jaromir, k. u. k. Professor	10.—
Keller Edmund Karl, Historienmaler	10.—
Kenner, Dr. Friedr., k. k. Hofrath	10.—
Kienböck, Dr. Karl, Hof- und Gerichts-Advocat	10.—
Kienböck, Dr. Victor, Vertheidiger in Strafsachen	10.—
Kinsky, Gräfin Marie, geb. Gräfin Wilczek	10.—
Kirsch August, Herausgeber des „Neuigkeits-Welt-Blatt“.	10.—
Kirsch Heinrich, Buchhändler	10.—
Kirsch Oskar, Buchhändler	10.—
Kisser Dr. Johann, Professor	10.—
Kisser Dr. Josef, k. k. Ger.-Secr.	10.—
Kleindienst Frz., Registr.-Director	10.—
Klimke Gustav, Ober-Inspector der k. k. Staatsbahnen	10.—
Klopp, Dr. Onno, Hofrath	10.—
Klopp, Dr. Wiard, Finanzrath	10.—
Kloß Eduard, akad. Bildhauer	10.—
Knopp Adolf, k. u. k. Militärcurat	10.—
König v. Aradvar, k. k. Hofrath	10.—
Koller Karl, Red. d. „Vaterland“	10.—
Kommenda Joh., Stiftshofmeister	10.—

	K
Koós Georg, k. u. k. Milit.-Curat	10.—
Kopallik Franz, k. k. Professor	10.—
Kothny Rudolf v., Privatier	10.—
Kozlik Otto, Curat im K.-F.-J.-Spital	10.—
Kraft Paul, Inspect. der österr.-ung. St.-E.-G.	10.—
Kralik, Dr. Richard v., Privatier	10.—
Kralik Marie, Frau v.	10.—
Kralik, Fräulein Mathilde von	10.—
Krasa Rudolf, Bankbeamter	10.—
Krassowski, Joh. R. v., k. u. k. Militär-Caplan	10.—
Kraus Franz, f.-e. Cons.-Rath, Pfarrer	10.—
Krauß, Dr. E., Cooperator	10.—
Krepper Fridolin, Director	10.—
Kreß Thomas, Ober-Beamter der Nordbahn	4.—
Kühn, Dr. Josef, Realitätenbes.	10.—
Kukula, Dr. Rich., k. k. Professor	10.—
Kummer, Dr. Karl Ferdinand, k. k. Landesschul-Inspector	10.—
Kunz Adam, Kaufmann	10.—
Kunz Jakob, Kaufmann	10.—
Kunz Karl, Kaufmann	10.—
Kurz Josef, Pfarrer, Canonicus	10.—
Kuttig Wilhelm, k. u. k. Professor	10.—
Lach Clara, Frl.	4.—
Lammasch, Dr. Heinr., k. k. Universitäts-Professor	10.—
Langaschek Augustin, Cooperator	10.—
Larisch, Rudolf Edler v.	10.—
Latschka Adam, Pfarrer, Gemeinderath	10.—
Lazarini Filumena, Baronin, k. k. Stiftsdame	10.—
Leb Josef, k. u. k. Lieutenant	4.—
Leber Jacob, Canonicus, Pfarrer	10.—
Ledóchowski, Graf Josef, k. u. k. Generalstabs-Hauptmann	10.—
Leeb Heinrich, Cooperator	10.—
Legler Ambros, reg. Chorherr	10.—
Lehmann Hedwig, Frau	10.—
Lehner Josef, Cooperatnr	10.—
Leinkauf, Dr. Johann, k. k. Prof.	10.—
Leitner Josef, Kaufmann	10.—
Leseverein, St. Vincenz-	10.—
Liechtenstein, Prinz Alois, Reichsraths-Abgeordneter	10.—
Liechtenstein, Prinz Georg	10.—
Liechtenstein, Prinz Karl	10.—
Liechtenstein, Fürstin Henriette	20.—
Lieger, Dr. Hans, Concipist der k. k. n.-ö. Statthalterei	10.—

	K
Limbeck, Dr. Karl Ritter v., k. k. Minist.-Conc.	10.—
Lippe, Graf Arnold zur, Domcapitular	10.—
List Camillo, k. u. k. Custos-Adj.	10.—
List Louis, Cassendirector der k. k. priv. Creditanstalt	10.—
Liste Anna, Fräulein	10.—
Liste Erziehungs-Institut	10.—
Löbenstein von Aigenhorst, Heinr. R. v., k. k. Hofrath	10.—
Loew, Dr. Max Ant., Hof- und Gerichtsadvocat	10.
Löw Alois, Besitzer d. Glasmalerei C. Geylings Erben	10.—
Löwenstein, Dr. Rudolf, Coop.	10.—
Loster Ant., k. u. k. Oberlieutenant	4.—
Lueger, Dr. Carl, Reichsraths- u. Landtags-Abg., Bürgermeister	10.—
Luini Adele, Fräulein	10.—
Luini Adolfine, Hauptmannswitwe	10.—
Lukaseder Ernst, Ehrendomherr u. Pfarrer	10.—
Machowich Jos., k. u. k. Mil.-Capl.	10.—
Maderny Manfr. Carol, Freih. v.	10.—
Mädchenpensionat St. Ursula in Währing	10.—
Malfatti, Josef, Dr. v., k. k. Sect.-Rath	10.—
Mantuani, Dr. Josef	10.—
Marckhgott Heinrich, stud. jur.	4.—
Martischek Käthe, Frl.	10.—
Mataja, Dr. Victor, k. k. Sect.-Chef	10.—
Mathes Johann, Vorstand-Stellvertreter d. I. öst. Sparcasse	10.—
Matosch, Dr. A., Bibliothekar der geol. Reichsanstalt	10.—
Mattis, Dr. Josef, Hof- und Gerichts-Advocat	10.—
Maurer, Dr. Ferd., k. k. Landes-Schul-Inspector	10.—
Maurer Hans, k. k. Rechnungs-revident	10.—
Mauß Anton, Bürgerschullehrer	10.—
Mayer, Dr. Laurenz, Bischof, Hof- und Burgpfarrer	10.—
Mayer-Wyde A., Redacteur der österr.-ungar. Revue	10.—
Mayr, Dr. Robert, k k. Ausculant	10.—
Meidler Patriz, k. k. Professor	10.—
Meinhard J.	10.—
Melchiori-Zampi, Graf Ferdinand, Domcapitular	10.—
Menda Anton, Hausbesitzer	10.—
Menda, Johann, Domcapitular	10.—

	K
Metternich, Fürst	20.—
Metzger Leopold, k. k. Professor	10.—
Meyer, Dr. med. Josef, Arzt	10.—
Michele Wilhelm, Präses des kath. Gesellenvereines	10.—
Misera, Dr. Heinrich, n.-ö. Landesrath	10.—
Montgelas, Graf Eduard	10.—
Mord Josef, Spiritual	10.—
Müller, Dr. Gustav, Canonicus und Seminarrector	10.—
Müllner, Dr. Laurenz, k. k. Univ.-Professor	10.—
Münch-Bellinghausen Sinka, Freiin v.	10.—
Nadherny Franz, Freih. v., k. u. k. Haus-, Hof- u. Staatsarchivar	10.—
Nagl, Dr. Alfred, Hof.- u. Gerichts-Advocat	10.—
Nagel, Dr. Johann Willibald, Privat-Docent	10.—
Netoliczka Franz, Obercommissär der k. k. Postsparcassa	10.—
Neuhauser, Dr. Anton, Advocaturs-Concipient	4.—
Neumann, Dr. Wilh., k. k. Univ.-Professor	10.—
Neunteufel Raimund, Dr. Med.	10.—
Noltsch W. O., Professor a. d. technischen Hochschule	10.—
Nowak, Dr. Anton, k. k. O.-L.-G.-R. i. P.	10.—
Nüscheler, Karl v. Neuegg, k. u. k. Generalmajor a. D.	10.—
Oberhuemer, Alois, Professor des k. k. Taubstummeninstitutes	10.—
Obermann Franz, Ober-Beamter des Giro- u. Cassenvereines	10.—
Orator Edm., Bürgerschullehrer	10.—
Paar, Fürst Karl	10.—
Pacholik, Dr. Gabriel, O. S. B., Pfarrer	20.—
Palcich Anton, stud. med.	10.—
Paletz Eman., Canonicus, Pfarr.	10.—
Panesch Wenzel, Superior	10.—
Panholzer Joh., Pfarr., Währing	10.—
Pascher Josef, k. k. Professor	10.—
Paulicsek, Dr. Johann, Dechant bei St. Peter	10.—
Pawelka Karl, Ingenieur der Nordbahn	10.—
Pawlas Franz	4.—
Pelikan Konrad, k. k. Postsparcassa-Controlor	10.—
Perathoner, Dr. Anton, Institutsdirector bei St. Augustin	10.—
Perkmann Oskar, Mag.-Beamter	4.—

	K
Perkmann Robert, Cooperator	10.—
Pernter, Dr. Jos. M., Director der k. k. meteorolog. Central-Anstalt	10.—
Peschka, Dr. Gustav Edl. v., k. k. Regierungsrath, o.-ö. Hochschulprofessor	10.—
Petruzzi Emma von	10.—
Pfeifer Ägidius, O. S. B., Novizenmeister	10.—
Pfluger Johann, Cooperator	10.—
Pfluger Josef, Dr., f.-e. Secretär	10.—
Piatti, Graf Ferdinand, k. u. k. Kämmerer	10,—
Pillersdorff Constanze, Baronin	10.—
Pirquet, Baronin	10.—
Piwec, Dr. jur. Alois, Oberlehr.	10.—
Plappart v. Leenheer, Baronin	10.—
Plewa Th. J., Banquier	10.—
Plöchl Jos., Director des kathol. Lehrerseminars	10.—
Pöpl Josef	10.—
Pohl Johann, Prof. a. d. Hochschule für Bodencultur	10.—
Pollak Johann Ev.	10.—
Poppe Paul, Propsteicooper. der Votivkirche	10.—
Porstner Karl, Cooperator	10.—
Porzer Josef, Dr., Hof- u. Gerichts-Advocat	10.—
Potier, Baron R., Redacteur der „Reichswehr"	10.—
Prandtner, Don Pius, Propst u. Pfarrverweser bei St. Michael	10.—
Prankl Hans, Dr. phil.	10.—
Pražák, Dr. Alois, Freiherr v.	10.—
Pražak, Wladimir, Freiherr v.	10.—
Profl Robert	10.—
Provincialat S. J.	10.—
Puhlovsky, Dr. Friedrich Karl, k. k. Steuer-Inspector	10.—
Rabenlechner, Dr. Michael	10.—
Rabenlechner, Dr. Vincenz, Hof- u. Gerichts-Advocat	10.—
Radda, Dr. Sigmund, E. Ritter von Boskowstein, k. k. Concip. der n.-ö. F.-Proc.	10.—
Radnitzky Karl, k. k. Regierungsrath und Professor i. R.	10.—
Redemptoristen-Colleg. Hernals	10.—
Redemptoristen-Colleg. Wien I.	10.—
Redl Otto Franz, k. u. k. Prof.	10.—
Reich Josef, acad. Maler	10.—
Reinhart Heinrich, Maler	10.—
Reinhold, Dr. Georg, k. k. Univ.-Professor	10.—
Richter Rudolf, cand. jur.	10.—

	K
Ricker, Dr. Anselm, Hofrath, k. k. Univ.-Professor i. R. . . .	30.—
Rieser Michael, k. k. Prof. i. R.	10.—
Ritschl Eduard, k. k. Professor .	10.—
Ritschl Hermann, k. k. Restaurator	10.—
Rilly Karl, Assistent d. d. S.-B.	10.—
Röhrich Franz, Musikalienhändler	10.—
Roller Josef, Mfg., Curpriester bei St. Stephan	10.—
Rosenberger Stephan, Pfarrer in Baumgarten	10.—
Rosenfeld Dionys., Prof. u. Redact.	10.—
Roth Franz, Pfarrer	10.—
Ruber, Dr. Ignaz Edler von, k. k. geh. Rath	10.—
Rutte Franz, k. k. Gymn.-Prof.	10.—
Sadil Meinhard O. S. B., Prof.	10.—
Sapieha, Fürst Paul	10.—
Sas-Blazowski, M. Ritter v. .	10.—
Schäfer, Dr. Bernhard, k. k. Univ.-Professor	10.—
Schäffer Leopoldine, Frl. v. . .	10.—
Scheimpflug, Dr. Karl, k. k. Sectionsrath	10.—
Scherer, Dr. Rudolf R. v., k. k. Hofrath, Univ.-Prof. . . .	10.—
Schick-Markenau, Alfr. v., Redact.	10.—
Schimak, Dr. August, Hof- und Gerichtsadvocat	10.—
Schimkowitsch Thomas, Cooperat.	10.—
Schinhan Adolf, Hausbesitzer . .	10.—
Schmalzhofer Franz, stud. phil.	10.—
Schmalzhofer Josef M. . . .	10.—
Schmidt Wilhelm, O. S. B. . .	4.—
Schnabl Jos., Coop., Landtags-Abgeordneter	10.—
Schnabl, Dr. Karl, k. u. k. Oberhofcaplan	10.—
Schnarf Dora, Frau, Prof.-Witwe	6.—
Schneider, Dr. Johann, Weihbisch.	10.—
Schneider-Limhofen, Dr. Rud. R. v., k. k. Minist.-Concipist .	10.—
Schnerich, Dr., Alfr., Amanuensis der k. k. Univ.-Bibliothek . .	10.—
Schönborn, Comtesse Elise . .	10.—
Schönborn, Graf Dr. Friedrich, I. Präsident des k. k. V.-G.-H.	10.—
Schönbrunner Franz X., acad. Maler	10.—
Schöpfleuthner Ant., Domcapitul.	10.—
Schottengymnasium k.k., Lehrkörper	10.—
Schramm Marie, Majorsgattin .	4.—
Schranzhofer, Dr. Leopold, k. k. Gymn.-Professor	10.—
Schrauf, Dr. Karl, Prälat, k. k. Sectionsrath	10.—
Schreiner Jos., k. k. Hofschauspieler	10.—
Schuch Franz, Privatier . . .	10.—
Schumacher, Dr. Franz, k. k. Sectionsrath	10.—
Schultheß Heinrich, Dechant und Pfarrer, Hernals	10.—
Schwarz, Dr. Caspar, prakt. Arzt	10.—
Schwarz Oscar, Edler v., Beamter der Nordbahn	4.—
Schwarzenberg, Fürstin Ida . .	20.—
Schwathe Hans, acad. Bildhauer	10.—
Seefeld Karl, Schriftsteller . .	4.—
Seidl, Dr. Eduard	10.—
Sennfelder, Dr. Leopold, prakt. Arzt	10.—
Servus, Dr. Alfons, k. u. k. Milit.-Caplan	10.—
Seydl Ernst, Subrector im f.-e. Cler.-Seminar	10.—
Seywald, Dr. Joseph, Domcapitular	10.—
Sichra Karl, k. k. Beamter . .	4.—
Sitte Camillo, Architekt . . .	10.—
Sixt Friedrich, Msgr.	10.—
Sladovnik Thomas, k. u. k. Minist.-Rath	10.—
Sobel Johannes, Prior der barmh. Brüder	10.—
Spath Karl, Cooperator . . .	10.—
Spaun Ludwig, R. v., k. k. Hofrath i. R.	10.—
Spigl Friedrich	10.—
Spreizenhofer Ernst, O. S. B., Gymn.-Professor	10.—
Stadler Alice, k. u. k. Generalconsuls-Witwe	6.—
Starzer, Dr. Albert, Archivsdirect. der k. k. n.-ö. Statthalterei .	10.—
Stauracz Franz, Kirchendirector	10.—
Steinbach, Dr. Emil, geh. Rath, Senatspräsident d. k. k. ob. Ger.- u. Cassat.-Hofes	10.—
Steinböck Theodor, O. Cist., Stiftshofmeister	10.—
Steindl Jos., Insp. d. Südbahn	10.—
Stelzl Josef, Pfarrer in R. . .	10.—
Stich, Dr. Ignaz, Bibl. d. Hochschule für Bodencultur . . .	10.—
Stöger, Dr. Otto, Vicesecretär im Minist. f. Landesverth. . . .	10.—
Stoffela Waradny Marie v. . .	4.—
Strasser Joh., Realitätenbesitzer	10.—
Strauß Eduard, k. u. k. Hofball-Musikdirector	10.—
Strohofer Marie, Private . . .	10.—
Swoboda, Dr. Heinrich, k. u. k. Hofcaplan, Univ.-Professor . .	10.—

	K
Széchényi, Gräfin Melanie, k. u. k. Hofdame	10.—
Teuber Oscar, Schriftsteller	10.—
Thun-Hohenstein, Graf, Franz, k. u. k. Kämmerer	10.—
Tige, Gräfin Marie	6.—
Tinter, Dr. Wilhelm, k. k. Hofrath, Prof. a. d. Techn. Hochschule	10.—
Tittrich Franz, Architekt	10.—
Tluthorsch Marie, Frl., Lehrerin	10.—
Tobisch Eduard, Ober-Inspector der k. k. Postsparkasse	10.—
Tonello di Stramare, Josef, R. v., Gutsbesitzer	10.—
Totz Karl, Beamter der I. österr. Sparcasse	10.—
Totz Franz, k. k. Rechnungsrath i. R.	10.—
Trabert Adam, Schriftsteller	10.—
Trabert, Dr. Wilh., Assistent der k. k. Centralanstalt für Meteorologie	10.—
Treml Johann, Kirchendirector	10.—
Trethan Franz	10.—
Trnka Ferdinand, dipl. Ingenieur	10.—
Troilo Elvira, Unter-Vorsteherin im k. u. k. Officierstöchter-Inst.	10.—
Troll Walther, R. v., Reichsraths-Abgeordneter	10.—
Truxa Karl Maria, k. k. Hofrath	10.—
Tunkler, Richard Edler von, R. d. F. J. O.	10.—
Ullmann Franz, k. k. Bez.-Commissär	10.—
Uriel, Dr. Josef, k. u. k. Oberstabsarzt	10.—
Vittinghoff-Schell Max, Reichsfreiherr v., k. u. k. Kämmerer	10.—
Voglmayer Eduard Jos., Beamter	10.—
der I. österr. Sparcassa	10.—
Waber Franz, Msg., Pfarrer	10.—
Wacken, Baronin v.	10.—
Wackernell, Dr. Pius, k. k. Ger.-Ausc.	10.—
Wagner Hans, Professor	10.—
Wagner Koloman, O. S. B., Stiftshofmeister und Professor	10.—
Wallentin Dr. Franz, Cooperator	10.—
Wallner Joh., Realitätenbesitzer	10.—
Wanka v. Lenzenheim, Freiherr Josef, k. u. k. Feldmarschall-Lieutenant	10.—
Wanka v. Lenzenheim, Baronin Sidonie	10.—
Wawerka Karl, Bürgerschulfachlehrer	4.—
Weber Anton, Architekt	10.—
Weidinger, Dr. Hermann, Hof- und Gerichts-Advocat	10.—
Weigert Theodor, k. u. k. Milit.-Pfarrer	10.—
Weihrich, Dr. Franz, k. k. Prof.	10.—
Weikert Angela, Lehrerin	10.—
Weimar Franz, Pfarrer	10.—
Weiser Theod., Magistr.-Beamter	10.—
Weiskirchner, Dr. Rich., Magistr.-Rath, Abgeordneter	10.—
Wetschl Franz, k. k. Hofrath	10.—
Wetzer Leander, von, k. und k. Feldmarschall-Lieutenant, Dir. des Kriegs-Archivs	10.—
Widl Johann, Cooperator	10.—
Widter Friedrich, k. k. Realschul-Professor	10.—
Wielich Ernestine, Private	10.—
Wild Josef, k. u. k. Hoflieferant	10.—
Wilfort M.	10.—
Wimmer, Dr. Ferd., Domcapit.	10.—
Wimpffen, Graf Siegfried	10.—
Windischgrätz, Fürst Ernst, k. u. k. General-Major	10.—
Windischgrätz, Prinzessin Alexand.	10.—
Winkelmayer, Dr. Jg., Pfarrer	10.—
Wittmann, Dr. Fr., k. k. Notar	10.—
Wlha Josef, Photograph	10.—
Woerndle August von, Historienmaler	10.—
Wöß Josef, R. v., Tonkünstler	10.—
Wolfsgruber, Dr. Cölestin, Spiritual, Bibl. u. Archivar	10.—
Wolny Jos., Religions-Prof.	10.—
Wussin, Dr. Johann	10.—
Zacherl Hans, Fabriksbesitzer	10.—
Zallinger, Dr. Otto v., k. k. Univ.-Professor	10.—
Zeidler Jacob, k. k. Professor	6.—
Zichy, Gräfin Melanie	20.—
Zimmermann, Dr. Alfred, k. u. k. Regiments-Arzt	10.—
Zimmermann Franz, Maler	10.—
Zitterhofer Jos., k. u. k. Ober-Lieutenant	10.—

Wr.-Neudorf (N.-Öst.).

Eisterer Math., Pfarrer u. Redact.	10.—

Wr.-Neustadt (N.-Öst.).

Christenheit Ant., O. Cist., Stiftsprior	10.—
Etz Eugen, Curat	10.—

K

Hofer, Dr. Christian, Notariats-Substitut . . . . 10.—
Kamman Franz, Bürgermeister . 10.—
Kapuziner-Convent . . . . . 4.—
Wittmann Karl, Professor a. d. Landes-Oberrealschule . . . 4.—

Wiesmath (N.-Öst.).

Heumann Mathias, Cooperator . 10.—
Watzger Karl, Pfarrer . . . . 10.—

Wildon (Steiermark).

Kuhn Otto, Cooperator . . . 10.—

Wilhering (O.-Öst.).

Grillnberger, Dr. Otto, O. Cist. Stiftsarchivar . . . . . . 10.—
Schmid Petrus, Capitular . . 10.—
Zach Bruno, O. Cist. . . . . 10 —

Windisch-Landsberg (Steiermark).

Stettner, Dr. Fr., prakt. Arzt . 10.—

Winterberg (Böhmen).

Brousil Anton, Redacteur . . 4.—

Wolframshof (Oberpfalz).

Lindenfels v. Wolframshof, Ludwig Freiherr v. . . . . . 10 —

Wolfsthal (N.-Öst.).

Walterskirchen, Franz Freiherr v 10.—

Wšetin (Mähren).

Nickmann E., Forstcontrolor . . 10.—

Würzburg (Bayern).

Emmerich, Franz, Regens im Knabenseminar . . . . . 10.—

K

Merkle, Dr. Sebast., Univ.-Prof 10.—
Zahn, Dr. Josef, Subregens . 10.—

Ybbs (N.-Öst.).

Steiner Anton, Stadtpfarrer . . 10.—

Zams (Tirol).

Nitsche Emil, Decan . . . . 10.—

Zakopane (Galizien).

Siemenski, Dr. Johann . . . 10.—

Zara (Dalmatien).

Carič, Dr. Georg, Theol.-Prof. . 4.—
Juranic Andreas, k. u. k. Militär-Pfarrer . . . . 10.—

Zell a. d. Pram (O.-Öst.).

Lechner Georg, Dechant u. Pfarrer 6.—

Ziersdorf (N.-Öst.).

Lukas Leopold, Pfarrer . . . 10.—

Znaim (Mähren).

Simeoner Andreas, k. k. Gymn.-Professor . . . . 10.—

Zuckmantel (Öst.-Schlesien).

Kunze Gregor, Pfarrer . . . . 10.—

Zwettl (N.-Öst.).

Feyrer Balduin, O. Cist. . . . 10.—
Stiftsbibliothek . . . . . . 10.—

Zwickau (Böhmen).

Horner, Med.-U. Dr. Josef, Arzt 10.—

Zwittau (Mähren).

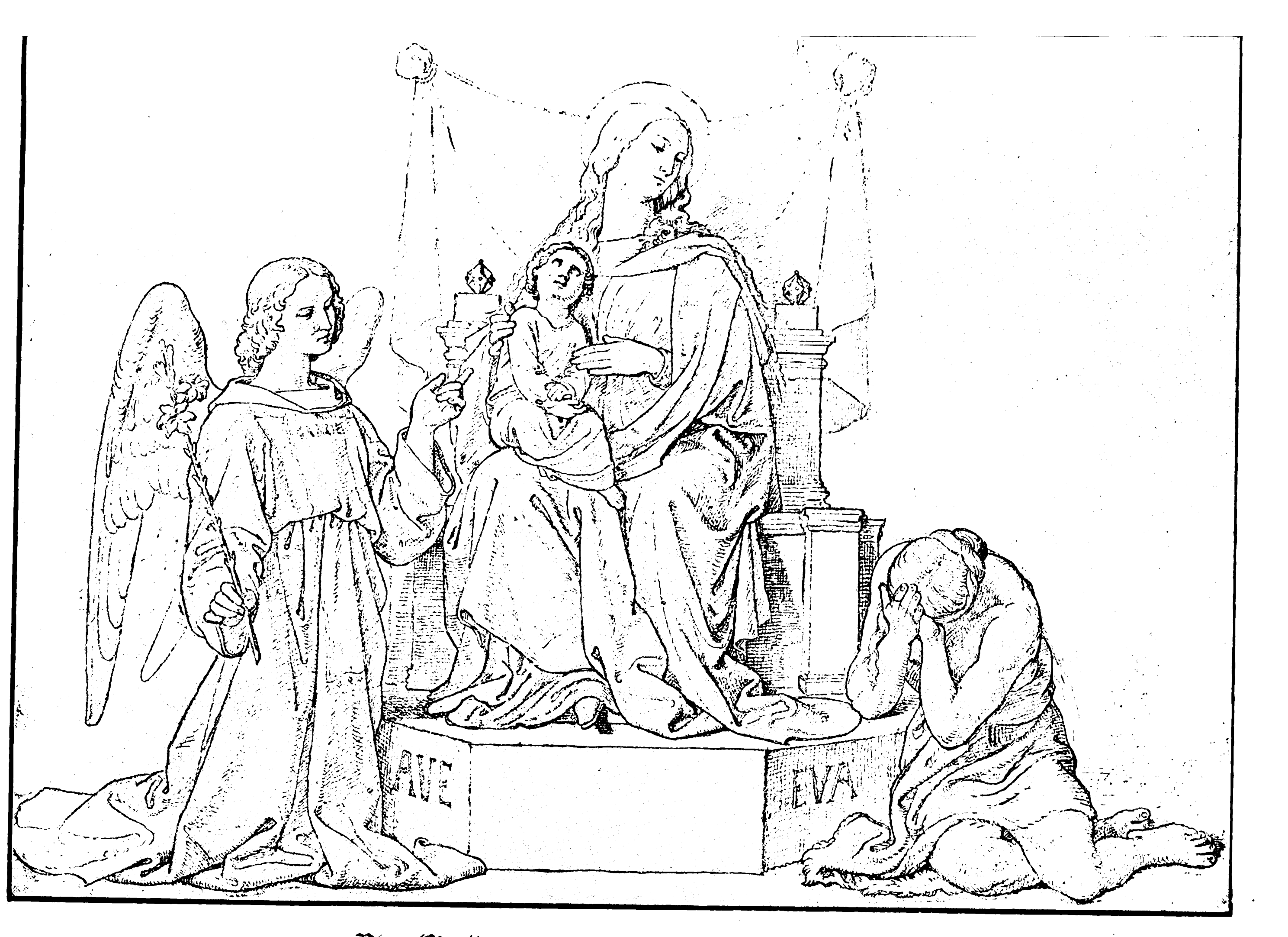
Bylet Franz, Katechet . . . . 4.—

Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien, I. Annagasse 9.
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



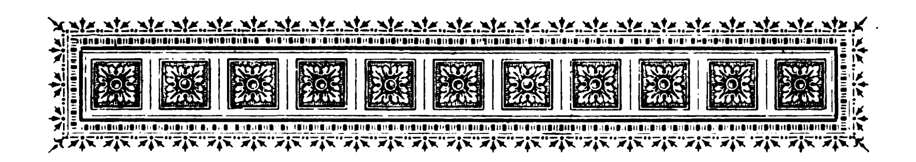
„Ave-Eva“, Handzeichnung von Josef R. v. Führich.

Kunstbeilage zur „Kultur“, 4. Heft.



„Ave-Eva", Handzeichnung von Josef R. v. Führich.

Kunstbeilage zur „Kultur". 4. Heft.



Josef Ritter von Führich.

Von Dr. Richard von Kralik.

„Poesie, die Mutter der Künste, ist die Ahnung des Zusammenhangs aller Dinge“. Wer so wie Führich sich diese Definition angeeignet und zum Grundsatz all seiner Anschauungen und Thaten gewählt hat, der kann auch nicht für sich allein als Maler, als einzelne Persönlichkeit, losgerissen aus der Einheit alles Lebendigen, voll gewürdigt werden. Seine ganze Bedeutung kann wirklich nur aus jenem „Zusammenhang aller Dinge“ heraus begriffen werden, in den er selber mit vollem Bewusstsein sich gestellt wissen will. Wenn es sich also darum handelt, ein annähernd zureichendes Bild des großen Mannes zur Jahrhundertfeier seiner Geburt aufzustellen, so kann es nicht genügen, wenn wir nur seine kraftvolle Gestalt uns vor Augen halten wollten, wir müssen vielmehr zuvörderst auch dafür sorgen, ihm das richtige Postament zu errichten, auf das wir sein Bild stellen können, losgelöst vom Treiben des Tages, aber in Gemeinschaft mit allem Großen, mit allem Erhabenen. Wir müssen dies Postament aus den Granitquadern seiner eigenen festen Weltanschauung erbauen und wohl auch mit einer eisernen Umfriedung umgeben, die zwar die ästhetische Harmonie des Ganzen nicht stören soll, aber doch stark genug ist, unbefugte profane Eindringlinge ferne zu halten.

Denn nicht für alle ohne Ausnahme ist die Kunst Führichs. Ja sie ist wohl eine Kunst für alle, nämlich für die Allgemeinheit, für das Volk, für die Dauer, aber sie ist keine Kunst für den Subjectivismus, die Mode, die Virtuosenanbetung. Ein fester ästhetischer Kanon grenzt sie gegen das Gebiet der Unkunst ab, ohne doch die Kunst selber einzuschränken, denn innerhalb dieser festen Grenzen befindet sich wirklich die ganze Kunst, und was außerhalb ihrer Pfähle herumirrt, ist nur das Gespenst einer Kunst.

Versuchen wir es also, diesen Kanon der echten Kunst, wie Führich ihn selber in tieffinnigen Schriften ausgeführt hat, in einige Hauptsätze zusammenzufassen.

1. Die Kunst ist nicht für die Kunst allein da, das Schöne ist nicht Selbstzweck, es ist vielmehr der Ausdruck, das Bild des Wahren und des Guten. Der Künstler muss etwas zu sagen haben, gerade so wie der Philosoph

und Prediger, sonst ist sein Kunstwerk leer, wirkungslos und vergänglich. Daher fällt außerhalb des Bereiches der wahren Kunst alles, was nur dem Scheine, dem Reize, der selbstgenügsamen Virtuosität dient, mag auch die Breite dieses Gebiets, die aufgewendete Kunstfertigkeit, die Mühe und das Talent noch so imponierend sein. Eine solche äußerliche, falsche Kunst unterscheidet sich von der wahren, wie sich etwa der Kalligraph vom wirklichen Autor unterscheidet.

2. Alle wahre Kunst ist religiös. Denn die ganze Natur, die ganze Schöpfung ist ihrem Wesen nach wohl nicht Gott selbst, aber eine „Offenbarung, Darstellung, Veräußerlichung göttlicher Gedanken". Sie ist ein Bild Gottes, und der Mensch, das vorzüglich künstlerische Geschöpf, ist auch in vorzüglichstem Sinne Gottes Ebenbild; seine leiblichen Organe und Fähigkeiten sind nur Vermenschlichungen göttlicher Eigenschaften, Kräfte und Gedanken, er ist ein Tempel des heiligen Geistes. Aller Schöpfung wohnt eine Analogie, eine Beziehung zu Gott inne, die Natur ist die elegische Sehnsucht nach ihm. Daher ist alle Kunst, die nicht wenigstens im Zusammenhang mit religiösen Anschauungen steht, nicht als voll und echt anzuerkennen. Sie gleicht Bildern, die nichts darstellen, einer Sprache, die niemand versteht, einer Geheimschrift, deren Schlüssel verloren gegangen, einem Räthsel, das nicht aufgelöst ist.

3. Alle wahre Kunst ist christlich, so paradox das klingen mag. Aber es ist so, trotz der von uns allen eingestandenen Höhe der griechischen Kunst. Denn die menschliche Seele war von Natur christlich, alle vorchristliche Kunst war nur eine glänzende Typologie der geahnten Wahrheit, und Christus ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte, von dem aus gesehen das ganze Treiben erst Sinn und Verstand hat, gerade so wie ein perspectivisches Deckengemälde, wenn es nicht von dem einen Standpunkte aus, auf den es berechnet ist, angesehen wird, auseinander und zusammen zu stürzen scheint. Und gerade so wie die ganze Arbeit der griechischen Philosophie mit bewunderungswürdiger Consequenz in die christliche Wahrheit einmündet, so ist auch die griechische Kunst nichts anderes als die Erarbeitung des christlichen Ideals auf ästhetischem Gebiet. Das Christenthum und seine Kunst ist nicht der Gegensatz, sondern die Consequenz, der Gipfelpunkt, die einzig mögliche und thatsächlich historische Fortsetzung der Antike. Das Colosseum mit dem Kreuz in der Mitte, das christlich geweihte Pantheon, Santa Maria sopra Minerva, die jungfräuliche Theotokos im Parthenon, das sind die sprechenden Symbole unserer Kultur. Dagegen ist der dem Christenthum feindselig und verständnislos gegenüber stehende Naturalismus und Classicismus nicht an den Ufern des lebendigen Stromes der Kultur und Kunst, sondern in den weit abgelegenen unfruchtbaren Wüsten zu beiden Seiten zu suchen.

4. Aber die wahre Kunst ist demnach auch katholisch, das heißt, sie darf und will sich um keinen Preis lossagen von der allgemeinen lebendigen Tradition, vom Zusammenhang mit allem Großen und Alten, allem Vorbildlichen und Typischen; sie kann sich durchaus nicht mit einer vagen, unsichtbaren, unfassbaren Kirche begnügen, nein, sie braucht den wirklichen, historischen, fleischgewordenen Gott, sie braucht die täglich sich erneuernden Mysterien des Cultus, sie braucht die Einheitlichkeit, die Allgemeinheit, das reiche Festjahr, die lebensvolle Hierarchie. Es ist ganz derselbe Geist, der die wahre Kunst und der die positive, katholische Kirche ausgebildet und beseelt hat. Nur in dieser Kirche konnten Phidias sowohl wie Aristoteles zu ihrem vollen Rechte, zu ihrer ruhmreichen, wirkungsvollen Wiederauferstehung kommen.

5. Diesen vier allgemeinen Thesen muss noch eine auf die Specialkunst der Malerei bezügliche hinzugefügt werden, um auch der Malweise Führichs ganz gerecht zu werden. Sie lautet: der große Stil in der Malerei beruht wesentlich auf der Zeichnung und erst in zweiter Linie auf der Farbe, deren ästhetische Aufgabe nur darin besteht, die Zeichnung zu heben. In der Natur freilich kommen keine Contouren, keine Zeichenlinien vor, sie gibt dem sinnlichen Auge nur Farbenflecke, die dann erst von der ästhetischen Urtheilskraft gedeutet, vom Künstler fortschreitend zu Linien verarbeitet werden. Aber die Natur gibt ja auch keine geometrisch construierten Säulenordnungen, sie gibt keine gegliederten Versmaße, keine Reime, keine Scalen, Tonarten und Harmonien, keinen Contrapunkt u. s. w., sie gibt, um auch in die Wissenschaften hinüber zu greifen, keine Begriffe und Ideen. All das muss sich erst der menschliche Geist abstrahieren. Aber darin, dass er es thut und thun kann, besteht gerade seine Größe, die Größe der Wissenschaft und der Kunst. Dadurch hebt er den Schleier des Scheines vom Bild der Wahrheit. Und so wie der Philosoph das Wesen der Dinge in Begriffen und Ideen erfasst, so wie der Musiker dem Gezwitscher der Vögel, dem Rauschen des Windes und der Gewässer seine festen mathematischen Tonverhältnisse gegenübersetzt, so wie der Architekt die Mechanik der stützenden und lastenden Massen geometrisch gliedert, so wie der Dichter den freien Erguss der Gefühle und Leidenschaften in die charakteristischen Formen des Verses, der Strophe, des Liedes leitet, so besteht auch die ästhetische Meisterschaft des Malers wesentlich darin, daß er den geistigeren Rhythmus der Linien hinter dem Chaos der sinnlich gegebenen Farbenflecke erlauscht und ans Licht zieht. In dem Streit der Zeichner und Coloristen steht denn die große Kunst auf Seite der ersteren, während die lediglich als Coloristen sich fühlenden Maler nur den Niederungen des Parnasses angehören; sie gleichen den Sängern, die einige schöne Töne in der Kehle, aber sonst nichts haben

Dies also sind die Thesen, die festzuhalten sind, wenn Führichs ganze Bedeutung verstanden werden soll. Es ist das nicht ein künstlich und willkürlich eingenommener Standpunkt, sondern es sind, wie ich glaube, exacte und allgemein giltige Resultate der Ästhetik, so exact wie nur die irgend einer Wissenschaft, wenn sie auch auf verschiedene Weise bewiesen werden können. Auch muss man nicht glauben, dass es bloß die Anschauungen einer secessionistischen Minderheit von Künstlern sind, nein, es sind die Grundsätze aller großen Zeiten, aller großen Völker und aller großen Meister seit der Pyramidenzeit, und wir können auf das Postament, das wir hiemit errichtet haben, neben Führichs Namen fast alle bekannten und erhabenen Künstlernamen als Zeugen setzen; allerdings immerhin eine Minorität gegenüber der unendlichen Menge derjenigen, die für den Tag, für den Schein, für flüchtigen Ruhm, flüchtigeres Gold und die Vergessenheit arbeiten.

Nun aber lasst uns an das Bild unseres Meisters selber herantreten. Der Knabe, am 9. Februar 1800 zu Kratzau in Böhmen geboren, von seinem Vater in den Grundbegriffen seiner Kunst, noch mehr aber in der christlichen Weltanschauung praktisch befestigt, stand bald während seiner Lehrjahre in Prag (1818—1826) vor der welthistorischen Scheidung der Geister, die sich damals auf allen Gebieten der Kultur vollzog. In der Kunst nennt man diesen Gegensatz den des Classicismus und der Romantik, nicht ganz mit Recht; denn man bedenke, dass es gerade die Romantiker waren, vor allen die beiden Schlegel, die gegenüber dem Scheinclassicismus des 18. Jahrhunderts zur Entdeckung der wahren Antike, des griechischen Geistes erst vordrangen. Richtiger wird der Gegensatz gefasst als der zwischen Akademie und Leben, zwischen Doctrinarismus und Tradition, zwischen Schwindel und Wahrheit.

Ein paar Kupferstiche von Dürer eröffnen dem Jüngling die durch den Schlendrian der Lehre verschleierte wahre Kunst und es wird ihm klar, dass er wieder da anknüpfen müsse, wo der radicale Bruch des 16. Jahrhunderts die gute Tradition unterbrochen hat. Er steht mit dieser Erkenntnis nicht allein; Overbeck, Schnorr von Carolsfeld, Koch, Cornelius sind ihm voraus und an die Seite gegangen. Aber man darf auch nicht glauben, dass dieser Durchbruch der Wahrheit unvorbereitet geschehen ist; im Gegentheil, der Heilungsprocess geht nach den fürchterlichen Wunden der Reformationszeit und des dreißigjährigen Krieges immer sicherer seinen Gang; ja, man kann sagen, dass die Kulturgeschichte jener Zeit bis auf uns herab nichts anderes zum Inhalt hat, als die Wiedergewinnung des alten festen Bodens der Kulturtradition. Jede Generation versucht das in ihrer Weise. Besonders die zwei vorangegangenen Generationen hatten hier

kräftig eingesetzt: die Generation Klopstocks und Herders, und die Generation der Tieck, Novalis, Schlegel, Görres und Brentano. Sogar in Goethe und Schiller bildet das romantische Element in diesem Sinne das Bleibende ihrer mannigfachen Leistungen. Die Minnesänger, die Gothik, die Volkspoesie waren wieder entdeckt und von da an war auch ein neues Verständnis Homers und der Griechen angebahnt.

Im mächtigen Wetteifer mit seinen gleichstrebenden Zeitgenossen schafft Führich die charakteristischen Blätter des „Vater unser" und der „Genovefa", erregt dadurch das Interesse maßgebender Kreise und bahnt sich so den Weg nach Italien. Wir müssen den Glücksstern segnen, der Führich gleich anfangs aus seiner ländlichen Heimat nach Prag, dann nach Rom gebracht hat. In beiden Fällen waren es imponierende eigene Leistungen, die für ihn sprachen, aber in beiden Fällen musste auch das Verständnis und der gute Wille eines Mäcens hinzukommen.

In Rom (1827—1829) geht der junge Künstler ganz im lehrreichen Genuss der Kunstschätze, im freundschaftlichen, anregenden Verkehr mit seinen Gesinnungsgenossen auf. Aber nein, die welthistorische, die heilsgeschichtliche Stellung der ewigen Stadt ist es, was ihn vor allem ergreift und seinen dort entstandenen Werken eine Größe gibt, die er später von einem kleineren Aussichtspunkt aus nur mit doppelter Anstrengung erreichen und überbieten konnte. Aber auch äußerlich war der Auftrag, die Villa Massimi im Wetteifer mit Overbeck, Schnorr, Koch auszumalen, der Höhepunkt seiner ganzen Künstlerlaufbahn. Wien konnte ihm keine Villa Massimi bieten, aber obwohl Führich das voraussehen musste, schlug er doch eine Einladung nach München aus und blieb Österreich getreu, jenem Österreich, das wegen Mangels an Aufträgen seine anderen Söhne Schwind und Steinle in die Ferne ziehen lassen musste.

Zuerst brachte Führich noch vier Jahre in Prag zu (1830—1834). Der „Triumph Christi", der hier entstand, zeigt den reifen Meister noch voll von den grandiosen Eindrücken der Hauptstadt der Welt. Mit seiner jungen Gattin zog Führich nun nach Wien, um eine officielle Stellung an der Akademie zuerst als Custos, dann als Professor anzutreten. Dort entstanden alsbald jene classischen Tafelbilder, die wohl den äußersten Gegensatz zu Rembrandt oder Veronese bilden, aber darum doch nicht minder von dem klaren Stilbewusstsein des Malers und Denkers zeugen.

Für diese lange Wiener Periode macht nun der Kreuzweg in der Johanneskirche der Praterstraße, vor allem aber die Ausmalung der Altlerchenfelder Kirche Epoche. Wohl hat der Geist Führichs die großartige und einzige, göttliche Poesie der Altlerchenfelder Kirche einheitlich gedichtet, gebetet

und geschaut; aber leider erscheint diese Einheitlichkeit und Harmonie gestört durch die ungleiche Ausführung anderer Hände. Doch ist gerade dies wieder höchst lehrreich. Wir sehen so vor Augen den Beweis, wie nothwendig Gedanke und Ausführung zusammengehört. Die nicht von Führich ausgemalten Bilder mögen hie und da saftigere Farben, kräftigere Licht- und Schattenwirkungen haben, aber gerade dadurch verletzen sie die Gesammtwirkung und fallen selber ab. Trotz dieser Beeinträchtigungen des reinen Führich'schen Ideals bleibt diese Kirche durch die Einheitlichkeit und Tiefe der hier ausgesprochenen Ideen, wie durch die Originalität und Sicherheit des Stiles — ich sage es kühn heraus — der Gipfel dessen, was die Kunst des 19. Jahrhunderts geleistet hat.

Ich möchte daran noch eine andere Betrachtung schließen. Bekanntlich hat das 19. Jahrhundert seit dem Abblühen des Empirestiles vergeblich eine organische Stilentwicklung angestrebt. Als die Hegemonie Europas nach dem Wiener Congress vom Frankreich Napoleons auf das Metternich'sche Österreich übergieng, als gegenüber dem überwundenen Doctrinarismus der Revolution die Romantik die Führung der Geister übernahm, hätte sich in Wien consequent und organisch ein romantischer Kunststil ausbilden müssen. Und in der That finden wir in der Musik (Schubert), in Poesie (Raimund, Grillparzer, Ebert, Zedlitz, Vogl, Seidl), in der Architektur (Müller, Van der Nüll), in der Plastik (Gasser), in der Malerei (Führich, Steinle, Schwind) nicht nur die Ansätze, sondern auch theilweise die Vollendung eines Stils, der der Zeit, ihrem wahren Wesen und ihren Ideen vollkommen adäquat war. Die ruhmvolle, aber leider plötzlich abbrechende Geschichte dieser großen Wiener Kulturentwicklung ist noch nicht geschrieben und gewürdigt, wie denn überhaupt die Romantik als die treibende Kraft des 19. Jahrhunderts nicht verstanden ist, da der nichtige Wust der geistlosen Gegenströmungen sich allzubreit machen durfte. Wenn diese von den größten Talenten getragene Stilrichtung nur ein wenig mehr Verständnis in maßgebenden Kreisen gefunden hätte, so wäre jener romantische Stil nicht nur in Wien selber zur vollen Reife gelangt, er hätte auch im Triumph die Welt erobern müssen, Wien wäre ohneweiters das würdige und naturgemäße Centrum der deutschen, der europäischen Kultur geworden, und wir hätten heute nicht nöthig, den englischen Stil von auswärts uns octroyieren zu lassen, sondern könnten selber seit einem halben Jahrhundert exportieren. Was ist die Ursache, die uns um so viele moralische und auch finanzielle Vortheile gebracht hat? Die falsche, doctrinäre, vaterlands- und glaubenslose, antiführichische Ästhetik. Wir glaubten, mit großen Kosten das österreichische Museum nach dem Muster des Southkensington-Museum errichten

zu müssen, wo schön liberal alle Stile der Welt, aber kein Stil gelehrt werden sollte, ja wo gerade das, was unser Ruhm hätte werden müssen, unser bestes Eigenthum, unser Fleisch und Blut in verhängnisvoller Verblendung als minderwertig zurückgestellt und auch glücklich todtgemacht wurde.

Diese traurige Thatsache wird von mir nicht an den Haaren herbeigezogen, sie gehört leider nur zu sehr mit in die Biographie Führich's, sie hat ja ihm und seiner Schule immer mehr den Boden entzogen, bis zur fast gänzlichen Ausrottung.

Es ist für uns freilich kein kleiner Trost, dass Führich's Riesengeist, reich und immer reicher genährt von der ihm stets frisch sprudelnden Quelle alles Lebens, alles Heils und aller Erkenntnis, trotz aller Unverstandenheit nicht versiegte, dass er die lange, auftraglose Zeit überwand und nach Kräften mit seinem Pfund wucherte. Als ihn fast alle anderen Auftraggeber verließen, da verließ ihn doch seine heilige Muse nicht. Aber was hätte ihm selbst sein eigener Reichthum genützt, wenn sich nicht zum Glücke ein Leipziger protestantischer Verleger als österreichischer und katholischer, als kunstverständiger und edler erwiesen hätte denn alle damaligen staatlichen Kunstpfleger und die meisten privaten Mäcene, und mit seinem guten Beispiele auch anderen vorangegangen wäre.

Diesem glücklichen Umstande zumeist verdanken wir die weit verbreiteten, nach ihrer Bedeutung und Wirkung im Vergleich mit allem Tand der gleichzeitigen Mode unschätzbaren Cyklen: Der bethlehemitische Weg. Er ist auferstanden. Die Nachfolge Christi. Der Psalter. Das Leben Mariens. Der verlorene Sohn. Die Passion. Die Legende vom heiligen Wendelin. Der arme Heinrich. Dass der greise Meister im Stande war, mit beinahe sich steigernder Fruchtbarkeit, Tiefe und Freiheit eine solche Unzahl von Compositionen hinzuschreiben, ist wohl die stärkste Apologie seiner Weltanschauung und Bewährung seiner Ästhetik. Daneben konnte er noch für einzelne Auftraggeber religiöse und historische Ölbilder ausführen, wie als Siebziger sein Hauptbild „Rudolf von Habsburg" für den Kronprinzen.

Es gehört zu meinen theuersten, lebendigsten und fruchtbarsten Erinnerungen, dass es mir vergönnt war, die Ausstellung Führich'scher Werke, die von der Künstlergenossenschaft zur Feier seines 75. Geburtstages veranstaltet wurde, noch zu sehen. Diese, wie die Schwind-Ausstellung und das, was wir von Steinle hier zu sehen bekamen, schließt so ziemlich alles Dauernde ein, was bei uns auf dem Gebiete der großen Kunst in diesem Fach geleistet wurde.

Ein Jahr darauf (1876, am 12. März) verließ der hohe Genius unsere kleine Welt, um sich mit seinesgleichen über den Wolken zu verbinden

und das von Angesicht zu schauen, was er so tief wie kaum ein zweiter im Bild als Seher geahnt hatte.

Nachdem wir nun also auch das Bild des Verewigten auf das ihm gebürende Postament gestellt haben, bleibt uns noch übrig, unter uns selber, die wir ihn ehren wollen, Umschau zu halten, uns zu fragen, wie wir sein Erbe verwaltet haben und ob wir berechtigt sind, ihm den Ehrenkranz zu reichen. Wir dürfen uns da leider der Einsicht nicht verschließen, daſs mit Führich's, Schwind's und Steinle's Tod die richtige Ästhetik und damit die große Kunst fast ganz vom Colorismus und anderen hohlen Virtuosenkünsten aus dem Feld gedrängt worden ist. Nur die Beuroner Kunst hat, aber freilich wieder ohne organischen Zusammenhang mit der Romantik, das wahre Licht der Schönheit in großem Sinne selbst unter den schwierigsten Verhältnissen gehütet, und die Mauruskapelle bei Beuron schließt sich durch Reinheit des Stiles wie durch Gedankentiefe und Beseelung alles Stofflichen der Altlerchenfelder Kirche selbständig an. In dem trostlosen Sumpfe der modernen Unkunst erschien einigen unter uns die allerneueste Secessionsbewegung als ein Strohhalm der Rettung, vielleicht mit Unrecht; aber wer zeigt uns einen hoffnungsvolleren Pfad zurück zum Stil, zurück zur Größe, zurück zum Geist, zur Tiefe, zur Einheit, zur Poesie, zu jenem Zusammenhang aller Dinge, zu Führich und den Romantikern, zu einer begeisternden, hinreißenden, die Räthsel der Welt ausdeutenden Kunst?

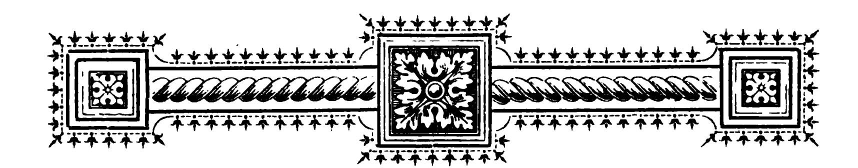
In politischer und socialer Hinsicht bildet unsere Generation scheinbar einen Fortschritt gegenüber der Generation Führich's und das könnte uns zu einem Optimismus für die Zukunft verführen. Aber wenn wir genauer zusehen, so finden wir hier wie auf allen Gebieten der Kultur, innerhalb wie außerhalb unseres Vaterlandes, daſs wir ein von unseren Vätern sorgfältig und mühsam erarbeitetes Erbe in rücksichtsloser Weise ausnützen, einen Raubbau betreiben, ohne uns um die Erfrischung und Erneuerung unserer Hilfsmittel genug zu kümmern. Wir müssen uns daher hüten, jenen „vorsündflutlichen Optimisten“ zu gleichen, die Führich selber auf einem seiner letzten Blätter gekennzeichnet hat. Die Kunst und die Litteratur sind die Hilfsquellen, von denen aus wir allein die Kosten politischer Siege oder Niederlagen wieder ersetzen können. Wehe uns, wenn uns einmal diese Hilfsquellen versiegen sollten, wenn der Schatz Führich's und seiner Mitarbeiter ganz aufgebraucht sein sollte. Ich fühlte mich im Innersten getroffen und erschüttert, als ich in Führich's Schriften die tiefsinnige Betrachtung jenes Ölbergbildes las: der Heiland, die ewige Vernunft in Menschengestalt, leidet Todesangst und schwitzt Blut; die Feinde wachen und lauern in Scharen, gerüstet und gewaffnet; die Getreuen aber — schlafen. Und als der Lärm der

Schergen sie erweckt, da fliehen sie; ein abgehauenes Ohr ist der einzige Erfolg.

Aber lasst uns festlicher und hoffnungsfreudiger schließen! Die ernste Lehre Führich's soll uns ja stärken und vor Abwegen, vor Entmuthigung behüten. Möge die Überzeugung und Erkenntnis sich immer mehr Bahn brechen, dass wir in Führich und seinen Gesinnungsgenossen die wahren Hüter der wahren Kunst haben, den getreuen Eckhart, der uns vor der unfruchtbaren, ziellosen wilden Jagd nach trügerischer Beute, vor dem unbefriedigenden Taumel des Venusberges warnen kann. Wir müssen einsehen, dass Führich in dieser Bedeutung schon zu Lebzeiten nicht so erkannt wurde, wie es für das Heil unserer Kunst wünschenswert gewesen wäre. Wir müssen einsehen, dass die noch immer größer werdende Abkehr von seinen, von den wahren Principien seither zum Schaden der Kultur ausgeschlagen hat. Wir sollen aber deshalb nicht verzweifeln, so groß auch der Verlust an idealen Gütern war, so unwiederbringlich die verlorene Zeit ist. Es ist niemals zu spät, vernünftig zu werden.

Ja, wir haben ein großes Vermögen, wie es eben reiche Erben zu thun pflegen, verloren gehen lassen. Nun gut, so müssen wir denn aufs neue mit den wenigen Groschen beginnen, die uns noch geblieben sind von all der Herrlichkeit. Nehmen wir uns ein Beispiel an den Engländern, die, auf ein paar vor dreißig Jahren noch fast einflusslose Präraffaeliten gestützt, seit zehn Jahren ihren Stil der Welt aufgejocht haben. Wir hätten das unter dem Schutz viel größerer Talente mit der richtigen Erkenntnis auch haben können. So thun wir wenigstens jetzt unsere Pflicht und retten wir die wahre, einst bei uns heimische Kultur gegenüber Schergen, Pharisäern, Schriftgelehrten, Judassen, Pilatussen und Julianen, bis einst der höhnische Ruf der Verblendeten: Nazarener, ihr seid besiegt! sich verwandelt in den andern Ruf: Nazarener, ihr habt gesiegt.

Dann werden unsere Gallerien, die jetzt von den Spielereien der Coloristen, des Genres, der Costümschneiderei, der Haupt- und Staatsactionen, des „paysage intime“ u. s. w. überfüllt sind, wieder Platz haben für die Cartons der großen Kunst, dann werden sie und unsere öffentlichen Plätze und Gebäude wieder wie im Alterthum und Mittelalter erhebende, begeisternde, klärende Lehranstalten für das ganze Volk sein, dann wird es uns auch mit größerem Recht als heute gestattet sein, den Ehrenkranz an unseres Führich Denkmal niederzulegen.



Rußlands Machtstellung in Ostasien und die sibirische Eisenbahn.

Von Nicolaus Post.

Seitdem das Czarenreich zu einem geordneten und mächtigen Staatswesen sich entwickelt hat, durchzieht die Suche nach geeigneten Hafenplätzen, um dem Binnenlande Ausfallthore nach den benachbarten Meerestheilen zu eröffnen, wie ein rother Faden die russische Geschichte. Nicht früher ruhten die Moskowitischen Herrscher, bis sie den Zugang zur Ostsee erlangt hatten und daselbst St. Petersburg als ihre neue Residenzstadt erbauen konnten. Die unaufhörlichen Kämpfe mit dem südlichen Nachbar, dem Türkischen Reiche, verhalfen ihnen zu dem Besitze von Odessa, der Krimhalbinsel und schließlich zu jenem von Batum, wodurch dem russischen Reiche der lang ersehnte Ausweg nach dem schwarzen Meer erschlossen wurde. Ähnliche Aufgaben harrten der Czarenherrschaft auch in jenen ausgedehnten Besitzungen, welche sich dieselbe in den vergangenen Jahrhunderten vielfach unbemerkt von den Augen des übrigen Europas im nördlichen und nordöstlichen Asien zu erwerben wußte.

Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts erstreckten sich diese Besitzungen vom Uralgebirge östlich bis in die Quellflüsse und an den mittleren Lauf des Amurstromes, tausende von Quadratkilometern wenig oder gar nicht bevölkerten, zumeist noch von unberührter Wildnis erfüllten Landes bedeckend, das reich ist an Flüssen, die ebensoviele natürliche Wasserstraßen bilden aber — vom Amurstrom und seinem Flußnetze abgesehen — alle nach Norden fließen, um sich daselbst in das nördliche Eismeer zu ergießen. Der unwirtliche Charakter dieser nördlichsten Gegenden des asiatischen Festlandes, die den überwiegenden Theil des Jahres andauernde Vereisung der Strommündungen und andere Hindernisse mehr machen eine regelmäßige Benützung dieser Wasserstraßen für die Schiffahrt, um auf denselben von den russischen Häfen in das Innere Sibiriens oder umgekehrt zu gelangen, unmöglich. Für den Verkehr des letzteren mit dem Mutterlande blieb daher allein die große, sibirische Landstraße übrig, welche vom Ural ausgehend den kulturfähigsten Theil West- und Centralsibiriens an der nördlichen Abdachung des

mongolischen Hochlandes durchquert und nach Passierung von Transbaikalien bei Stretinsk die Schilka, den nördlichen, schiffbaren Quellfluss des Amurstromes erreicht. Auf dieser Landstraße, dem sogenannten großen „sibirischen Tract", welcher an Länge wohl in der ganzen Welt unübertroffen ist, wickelte sich jahrhundertelang der gesammte Verkehr Sibiriens mit Russland ab. Mit welchem Zeitaufwand, mit welchen Kosten, Mühen und Beschwerden das Reisen wie nicht minder der Warentransport auf dieser mehr als 7000 km langen Heeresstraße verbunden war, braucht wohl nicht näher geschildert zu werden. Die vielen Männer, Frauen, Greise und Kinder, welche seit Besitznahme dieses Landes durch Russland freiwillig oder unfreiwillig auf dieser Straße nach Sibirien gewandert sind, wüssten genug hievon zu erzählen! Es liegt auf der Hand, dass unter solchen schwierigen Communicationsverhältnissen von einer gedeihlichen und raschen Erschließung des asiatischen Besitzes Russlands nicht die Rede sein konnte. Die Blicke Russlands richteten sich nun darauf, diesem Lande eine vortheilhafte Verbindung mit einer leicht zugänglichen Meeresküste zu schaffen. Nichts lag wieder näher, als eine solche an den Gestaden des stillen Oceans zu suchen, in welche sich der Amurstrom ergießt, dessen Goldreichthum schon längst die russischen Colonisten angelockt hatte und an dessen Oberlaufe bereits die Kosakenvorposten standen.

Der geniale General Murawieff, welcher später wegen seiner Verdienste um die Amurgegenden den Beinamen Amurskij erhielt und der erste russische Gouverneur Ostsibiriens und der Amurprovinz war, wusste zuerst seinen kaiserlichen Herrn von der Nothwendigkeit der Erwerbung des Küstenstriches am stillen Ocean zu überzeugen. Demzufolge setzte Russland im Vertrage von Aigun, welchen es im Jahre 1858 mit China abschloss, zunächst durch, dass der Amurstrom und sein südlicher Nebenfluss, der Ussuri, die Grenze zwischen den beiden Reichen bilden sollte; das Gebiet östlich vom Ussuri, zwischen diesem, der Amurmündung und dem stillen Ocean hingegen sollte inzwischen bis zur definitiven Grenzregulierung gemeinschaftliches Eigenthum Russlands und Chinas bleiben. Doch schon zwei Jahre später, am 2. November 1860, wurde im Vertrage von Peking diese Grenzfrage dem Wunsche Murawieff's entsprechend dahin geregelt, dass das gesammte vorbezeichnete Gebiet dem Czarenreiche einverleibt wurde. Und dieses rasche und erfolgreiche Vordringen Russlands in Nordostasien fällt gerade in jene Zeit, da es gleichzeitig in Europa durch den Krimkrieg beschäftigt war und die europäischen Westmächte das Czarenreich für dauernd geschwächt hielten.

Mittlerweile hatte Graf Murawieff in dem vorerwähnten Gebiet in einer äußerst günstigen Lage südlich von der Amurmündung jene Niederlassung gegründet, welcher er in Vorausahnung ihrer künftigen strategischen

und commerciellen Bedeutung den stolzen Namen Wladiwostok, d. i. „Beherrscherin des Ostens“ beilegte. Da bald darauf auch die Festungswerke des nördlich, unmittelbar an der Amurmündung gelegenen Nikolajewsk aufgelassen und an seine Stelle Wladiwostok zum ersten Kriegs- und Handelshafen in Ostasien erklärt wurde, entwickelte sich letzterer auch rasch zu dem wichtigsten Bollwerke russischer Macht in Ostasien. Sibirien war nunmehr nicht allein von der weit entfernten Landesgrenze Russlands, sondern auch zur See zu erreichen, und mit Rücksicht darauf gieng die russische Regierung auch daran, die Kriegs- und Handelsflotte eifrigst zu vergrößern. War bis dahin die russische Flagge in den ostasiatischen Gewässern völlig unbekannt, so erschien sie jetzt immer häufiger und verkündete den übrigen Ländern daselbst: China, Japan und Korea, welch mächtiger Nachbar ihnen nunmehr in Sibirien entstanden war.

In dem Maße jedoch, als die Stärke und der Einfluss Russlands in Ostasien wuchs, die Politik des Czarenreiches immer thätiger in die Geschicke der drei vorgenannten Staaten einzugreifen und daselbst eine neue „Balkanfrage“ zu schaffen begann, musste die russische Regierung doch auch einsehen, dass selbst die Seeverbindung Russlands mit Wladiwostok, die ja auch die schnellsten und modernsten Kriegskreuzer in nicht weniger als einem Monate herstellen können, zur Vertheidigung dieses entlegenen Besitzes im Kriegsfalle, sowie auch zur gedeihlichen Entwicklung Sibiriens allein nicht hinreichend sind. Die zunehmende Ohnmacht Chinas, die unerwartete, moderne Umgestaltung und Kräftigung Japans, der wachsende handelspolitische Wettbewerb der meisten Industriestaaten Europas, welche ihre begehrlichen Blicke auf die reichen Absatzmärkte Ostasiens werfen, mussten die Besorgnisse Russlands und ihren Besitz am Stillen Ocean nur noch vermehren. Diese Besorgnisse lenkten neuerdings die Aufmerksamkeit der russischen Regierung auf eine Verbesserung der unteren Landcommunicationen in Sibirien und ließen zuerst den Plan entstehen, einen ehernen Schienenstrang quer durch dasselbe von den Abhängen des Ural bis zu dem Gestade des Stillen Oceans zu legen.

Mit derselben Raschheit, durch welche sich die russische Politik von jeher auszeichnete, wenn schleuniges Handeln nothwendig schien, ward der Plan einer großen sibirischen Eisenbahn durch den kaiserlichen Ukas vom 29. März 1891 zum Beschlusse erhoben, und als der damalige Kronprinz, der jetzige Czar Nicolaus II. im nächsten Jahre seine denkwürdige Reise durch Sibirien antrat, legte er bereits in Wladiwostok den Grundstein zu diesem größten Eisenbahnbaue der Gegenwart. Doch nicht nur dort, sondern auch am anderen, westlichen Ende des Schienenstranges wurde gleichzeitig mit dem Baue desselben begonnen. Als Ausgangspunkt wurde die Endstation der Ural-Zlatoust-Samara-Eisenbahn, das Städtchen Tscheljabinsk, am südöstlichen

Abhang des Ural gelegen, gewählt. Durch die vorgenannte, schon seit längerem fertiggestellte Eisenbahnlinie, welche den an anmuthigen Waldscenerien reichen südlichen Theil des Ural durchbricht, ist der Anschluss der sibirischen Eisenbahn an das Eisenbahnnetz des europäischen Russland hergestellt. Durch den Ausbau einer Eisenbahnlinie, welche von St. Petersburg über Wologda nach Wjatka führen und daselbst sich an die bereits im Betriebe befindliche nördliche Ural-Eisenbahn Wjatka-Perin-Jekaterinenburg-Tscheljabinsk anschließen wird, beabsichtigt die russische Regierung eine zweite, nördliche Zufahrtslinie zum Schienenstrange der sibirischen Eisenbahn herzustellen.

Von dem vorgenannten Städtchen Tscheljabinsk ausgehend, durchzieht die sibirische Eisenbahn, zumeist dem Zuge der bestehenden sibirischen Landstraße folgend, in der Richtung von Nordwest nach Südost die weiten Steppen, welche sich vom Aralsee nördlich bis zum Eismeere erstrecken, übersetzt bei Omsk den Irtysch, den bedeutendsten Nebenfluss des Obstromes, um von da aus in gleicher Richtung sich fortsetzend, letzteren Strom bei Kolywan zu erreichen. Östlich vom Obstrome gelangt die Linie in das Gebiet des Taiga, des berüchtigten sibirischen Urwaldes, welcher an Ausdehnung ungefähr dem Flächeninhalte des Kronlandes Böhmen gleichkommt und eine undurchdringliche, vielfach versumpfte Waldwildnis darstellt. Eine Flügelbahn führt von der Station Taiga inmitten dieses Urwaldes nach der nördlich gelegenen Stadt Tomsk, der Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements. In ihrem weiteren Zuge durchquert die sibirische Eisenbahn das an das nördliche Randgebirge des mongolischen Hochplateaus sich anschließende, waldreiche Hügelland, welches hinsichtlich Klima und Fruchtbarkeit des Bodens jedenfalls als die entwicklungsfähigste Kulturzone Mittelsibiriens betrachtet werden kann. Auf dieser Strecke passiert die Bahnlinie bei Krasnojarsk den Jenisseistrom und endigt in Irkutsk, dem wichtigsten Handelsemporium Mittelsibiriens. Von dort führt eine circa 100 km lange Fortsetzung der Bahnlinie nach Listwenitsche am Westufer des Baikalsees.

Hinsichtlich des Baues und Betriebes wurde die ganze Strecke Tscheljabinsk-Irkutsk, bezw. Baikalsee, welche eine Gesammtlänge von 3260 km besitzt, in zwei Theilstrecken geschieden, nämlich in die westsibirische Eisenbahn von Tscheljabinsk bis zum Ob (1426 km), und in die centralsibirische, vom Ob bis zum Baikalsee (1834 km). Der Bau der erstgenannten Strecke war am 1. September 1895, jener der zweitgenannten im August 1898 fertiggestellt. Es bedarf wohl keiner weiteren Erörterung, welch namhafte Schwierigkeiten die russische Regierung bei dem Baue dieser Bahnlinien überwältigen musste, welche theilweise noch unerforschte Gebiete zu durchqueren waren, die, wenig oder gar nicht bevölkert, aller Ressourcen und Hilfsmittel

für den Bahnbau entbehrten. Sämmtliche Materialien mussten tausende von Kilometern weit aus den Industriebezirken des westlichen Russlands auf den successive zur Fertigstellung gelangenden Bahnstrecken nach den Baustellen geschafft werden, sowie auch sämmtliche Arbeitskräfte, welche mit den härtesten Strapazen des Klimas und der Entbehrungen zu kämpfen hatten, gleichfalls zumeist aus dem europäischen Russland herangezogen wurden.

Von Listwenitsche, der Endstation der centralsibirischen Eisenbahn, wurde die Fortsetzung des großen Schienenstranges um das südliche Ufer des Baikalsees als sog. Baikalsee-Gürtelbahn nach Myssowaja, am Ostufer des Sees, geplant. Eingehende Erforschungen dieser Gegend ergaben jedoch, dass sich in den hohen Gebirgen derselben einer raschen Vollendung dieser Bahnstrecke unüberwindliche Hindernisse entgegenstellen. Um dadurch die Baufortschritte auf den weiter östlich gelegenen Theilstrecken der sibirischen Eisenbahn nicht zu hemmen, beschloss die russische Regierung, gleichzeitig mit dem Baue der obengenannten Gürtelbahn auch die Herstellung eines Trajectes in Angriff zu nehmen, welcher bis zur Vollendung ersterer Bahnstrecke die Eisenbahnzüge von der Station Listwenitsche nach Myssawoja und umgekehrt befördern sollte. Der Stapellauf des in England gebauten Trajectschiffes, welches zwei complete Bahnzüge aufnehmen kann und in Winterszeit auch als Eisbrecher dient, erfolgte bereits im Mai vorigen Jahres, so zwar, dass der Nachschub für die weiter östlich im Baue befindlichen Strecken nunmehr ungehindert vor sich gehen konnte.

Diese Eisenbahnstrecken sind die transbaikalische und die mandschurische oder ostchinesische Eisenbahn. Erstere nimmt ihren Ausgang von der schon mehrfach erwähnten Station Myssowaja und durchzieht in östlicher Richtung die an Bergformationen sehr abwechslungsreiche Provinz Transbaikalien, hiebei die Städte Werchnij, Udinsk, Tschita und Nertschinsk berührend. Ihren östlichsten Endpunkt bildet die Stadt Stretinsk, an der Schilka, dem nördlichen Quellfluss des Amurstromes gelegen und gleichzeitig die nördlichste Grenze der Schiffahrt im Stromgebiete des Amur bezeichnend. Dieser Umstand gestattete es, dass ein Theil der Materialien, welche für den Bau der transbaikalischen Eisenbahn benöthigt werden, über Wladiwostok und den Amurstrom nach Stretinsk geschafft und die vorgenannte Bahnlinie, welche eine Gesammtlänge von 1093 km. besitzt, schon in den Jahren 1896 bis Ende 1899 fertiggestellt werden konnte.

Ursprünglich hatte die russische Regierung die Absicht, den sibirischen Schienenstrang vom vorgenannten Stretinsk längs der Schilka und des Amur stromabwärts über Blagowestschensk nach Chabarowsk zu führen, von wo im Hinblicke darauf bereits in den Jahren 1892 bis 1897 die Chabarowsk

mit Wladiwostok verbindende Ussuri-Eisenbahn gebaut worden war. Außerordentlich große technische Schwierigkeiten, welche sich auch hier dem Baue der Eisenbahn längs der obengenannten Wasserstraße entgegenstellten, sowie der Umstand, dass durch die Errichtung eines sorgfältigen staatlichen Stromerhaltungs- und Regulierungsdienstes auf derselben eine regelmäßige Verbindung, wenn auch nur zu Schiff und während des Sommers gesichert ist, führten zu dem Plane, die sibirische Eisenbahn von Transbaikalien auf dem kürzeren Wege quer durch die chinesische Mandschurei nach Wladiwostok zu bauen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass hiebei nicht allein die technischen Rücksichten, sondern auch politische Motive für die Regierung des Czarenreiches maßgebend waren. Denn bei Zeiten war letztere schon darauf bedacht, sich wichtige Interessen in den fruchtbaren und wirtschaftlich sehr reichen Gebieten Nordost-Chinas zu schaffen, um, wenn einmal dieses Reich der steigenden Ohnmacht erliegen sollte, seinen asiatischen Besitz nach dem wichtigen Golfe von Petschili zu arrondieren und zu vergrößern. Zu welch hohem Grade die Macht und der Einfluss Russlands in den letzten Jahren am Pekinger Hofe gediehen war, erhellt aus dem erfolgreichen Abschlusse des Vertrages vom 8. September 1896, wonach Russland das Recht erhielt, von einer Station der transbaikalischen Eisenbahn durch die chinesische Mandschurei zu einer Station der Ussuribahn eine Eisenbahnlinie zu bauen. Wenn auch die russische Regierung nicht wie bei den übrigen Theilstrecken der sibirischen Eisenbahn auch hier den Bau der mandschurischen Eisenbahn selbst in die Hand nahm, sondern derselbe einer zu diesem Zwecke gebildeten chinesisch-russischen Actiengesellschaft übertragen wurde, so sicherte sie sich doch in den Statuten derselben so weitgehende Vorrechte und Befugnisse, dass die mandschurische oder, wie sie officiell genannt wird, die „ostchinesische Eisenbahn“ als ein integrierender Bestandtheil der großen sibirischen Eisenbahn und als eine russische Bahnlinie auf chinesischem Territorium gelten kann.

In Übereinstimmung mit den Statuten wollte die Gesellschaft den Bau der Bahn nicht später als am 28. August 1897 beginnen und sie dergestalt fördern, dass die ganze Linie nicht später als nach sechs Jahren von der Zeit ab fertig sei, wo die Richtung der Linie festgesetzt und die erforderlichen Ländereien der Gesellschaft zugewiesen sein werden. Bevor jedoch die Trace endgiltig bestimmt wurde, errang die russische Diplomatie einen neuen, bedeutsamen Sieg in China: kraft eines am 27. März d. J. zwischen China und Russland abgeschlossenen Vertrages wurden die Territorien der Häfen von Port-Arthur und Talienwan im Süden der Halbinsel Liautung für die Dauer von 25 Jahren unter Wahrung der Oberhoheitsrechte Chinas an Russland zur pachtweisen Benützung überlassen und zugleich wurde das

früher besprochene Übereinkommen vom Jahre 1896 bezüglich des Baues der chinesischen Ostbahn auch auf den Bau und Betrieb einer Zweiglinie nach Talienwan und Port-Arthur ausgedehnt. Hatte die russische Regierung um die Mitte dieses Jahrhundertes in Wladiwostok und dem umliegenden Gebiet den Zugang zum Stillen Ocean erlangt, so brachten ihr die letzten Jahre desselben Jahrhunderts das wichtige Ausfallthor nach Südwesten, in den Golf von Petschili und somit in das Herz von China. Aber noch ein anderer Umstand ließ die Erwerbung von Port-Arthur höchst wertvoll erscheinen. Wenn auch der Hafen von Wladiwostok durch die mächtigen, von der Staatsverwaltung gebauten Eisbrecher in den letzten zwei Jahren auch während des Winters zugänglich gemacht wurde, so kann er doch nicht als ein eisfreier Hafen gelten. Der Vorzug eines vollkommen eisfreien und selbst im strengsten Winter zugänglichen Hafens kommt aber Port-Arthur und Talienwan zu, in welchen somit Russland eisfreie Häfen erhielt, wie sie solche nicht einmal in Europa besitzt.

Die Erwerbung eines so günstig gelegenen Hafens änderte begreiflicherweise die geplante Trace der mandschurischen Eisenbahn, und die russische Regierung zögerte nicht, Port-Arthur als den Endpunkt der vorgenannten Bahn und als die südöstlichste Kopfstation des gesammten sibirischen Schienenstranges zu bestimmen. Zur Verbindung mit Wladiwostok wurde der Bau einer Zweiglinie von der mandschurischen Eisenbahn nach Nikolsk zum Anschlusse an die Ussuri-Bahn beschlossen. Diesen Grundzügen zufolge wurde nunmehr die Trace der Eisenbahn festgesetzt, welche bei der Station Kaidalowo, östlich von Nertschinsk, von der transbaikalischen Eisenbahn abzweigt und über Chailar, Petune, Kirin und Mukden nach Niu-tschwang, dem einzigen für den internationalen Handel eröffneten Vertragshafen Nordostchinas, und von dort nach Talienwan und Port-Arthur führt. Der erste Spatenstich zum Baue dieser Bahn wurde am 1. October 1898 gethan, und die Arbeiten schreiten so rüstig vorwärts, dass die Gesellschaft wahrscheinlich innerhalb der in ihren Statuten festgesetzten Zeit die Bahnlinie wird fertigstellen können. Auf der Theilstrecke Port-Arthur-Mukden soll der provisorische Verkehr bereits im December vorigen Jahres eröffnet worden sein. Von der oben genannten Station Petune zweigt die besprochene Verbindungslinie via Ninguta und Poltowska nach Nikolsk ab, welche gleichfalls schon im Januar vorigen Jahres ausgebaut war.

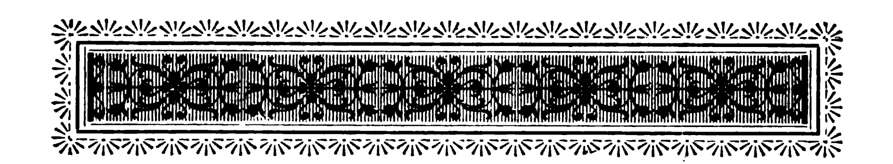
Um einen Schluss zu ziehen, wie sich der Betrieb auf der großen sibirischen Eisenbahn in Zukunft gestalten wird, ist es am geeignetsten, einen Blick auf die Entwicklung des Passagier- und Warenverkehres auf der schon seit dem vorigen Jahre im regelmäßigen Betriebe stehenden westlichen Hälfte

der sibirischen Eisenbahn, auf die Strecke Tscheljabinsk-Irkutsk zu werfen. Da die namhaften technischen Schwierigkeiten und die Rücksicht auf eine rasche Förderung der successiven Fertigstellung der einzelnen Bahnstrecken, von welchen die Erbauung der weiter östlich gelegenen Bahnstrecken ja abhängig war, die Ingenieure oft zwang, sich mit einer provisorischen und primitiven Herstellung der einzelnen Bahnobjecte zu begnügen, war die Bahnverwaltung auch schon im abgelaufenen Jahre eifrigst bedacht, die gesammte im Betriebe befindliche Bahnlinie zu verstärken, die Zahl der Stationen und Ausweichstationen zu vermehren, hölzerne gegen stählerne und gemauerte Brücken umzuwechseln u. s. w. Hiezu zwang sie aber der ungeahnte Aufschwung, welchen in dieser kurzen Zeit der Passagier-, aber noch mehr der Warenverkehr nahm. Infolge des Bahnbaues ließen sich tausende von Ansiedlern längs der Bahnstrecke in den fruchtbaren, von derselben durchzogenen Gegenden West- und Centralsibiriens nieder; Industrien, wenn auch nur in bescheidenen Anfängen und durch den unmittelbaren Bedarf für den Nebenbau und Betrieb entstanden, begannen allenthalben die mehrfach zutage liegenden reichen Mineralschätze Sibiriens auszubeuten. Als ich im Sommer vorigen Jahres diese Strecke passierte, waren sämmtliche Stationen mit Warenvorräthen angefüllt, welche der Versendung harrten und infolge der zumeist als zu klein sich erweisenden Magazine im Freien lagern musſten. Dazu kamen die unaufhörlichen, namhaften Nachschubtransporte von Materialien für die transbaikalische und mandschurische Eisenbahn, welche an den Betrieb der durchwegs eingeleisigen Bahn die größten Anforderungen stellten. In ähnlichem, wenn auch viel geringerem Maße gilt dies auch für den Passagierverkehr, zu dessen Förderung man nichts verabsäumte. In dieser Beziehung ist vor allem die staunenswerte Billigkeit der Fahrpreise der sibirischen Bahnen zu erwähnen, welche mit den auf den Linien des europäischen Russland in Geltung stehenden Zonenpreisen übereinstimmen. So stellt sich der Fahrpreis für die Strecke Moskau-Irkutsk (5440 km) auf 80 fl. in der I. Classe, auf 48 fl. in der II. Classe und auf 25 fl. in der III. Classe. Vorerwähnte Strecke legt der Personenzug in ca. 12 Tagen, der Schnellzug in 8 Tagen zurück. Behufs schnellerer und bequemerer Beförderung der Reisenden von und nach dem europäischen Russland ist seit vorigem Jahre auf dieser Strecke ein besonderer Luxuszug, der sogen. sibirische Expreſszug eingerichtet, welcher in jeder Richtung vorläufig einmal in der Woche verkehrt und mit allem Comfort ausgestattete Schlaf- und Salonwagen I. und II Classe sammt Speisewagen, Aussichtswagen, Badezimmer, Bibliothek, Pianinc u. dgl. führt! Die Fahrpreise für die Benützung dieses Luxuszuges, welcher an Comfort und zweckmäßiger Ausstattung wohl seinesgleichen auf dem europäischen Continent

sucht, erhöhen sich für die obige Strecke auf 120 fl. in der I. Classe und auf 72 fl. in der II. Classe. Für Auswanderer und Bauern, welche sich in Sibirien dauernd ansiedeln wollen, ermäßigen sich die Preise für specielle Züge und für die Strecke Moskau-Irkutsk auf 10—8 Rubel.

Ähnliche Fahrpreise und Betriebseinrichtungen beabsichtigt die russische Bahnverwaltung auch auf der transbaikalischen und mandschurischen Eisenbahn einzuführen, und es ist nicht schwer, vorauszusehen, dass unter solchen Verhältnissen auch auf dieser Strecke ein äußerst namhafter Frachten- und Personenverkehr sich entwickeln wird, umsomehr als die von dieser Linie durchzogenen Gebiete an Fruchtbarkeit und Bodenreichthum West- und Centralsibirien nicht nachstehen. Unterliegt es keinem Zweifel, dass auf der sibirischen Eisenbahn ein reger Localverkehr wie nicht minder ein zunehmender Import und Export von Waren zwischen Sibirien und dem europäischen Russland, bezw. den Ländern des übrigen Europas stattfinden wird, — die wachsende Ausfuhr von Getreide, Fellen aus Westsibirien, von Pelzen und Mineralien aus Centralsibirien sind schon ein hinlänglicher Beweis dafür, — so muss hiezu der noch zu gewärtigende Transitverkehr zwischen Europa und Ostasien ins Auge gefasst werden. Port-Arthur und Talienwan sind nur wenige Tagereisen von den wichtigsten Häfen Chinas, Japans und Koreas entfernt, welche mit jedem Jahre eine zunehmende Handelsbewegung mit Europa zu verzeichnen haben. Mag auch die sibirische Eisenbahn für den Transport dieser Import- und Exportwaren nicht ebenso billige Frachtsätze wie die Seeschiffahrt bieten können, so werden doch viele Waren, deren höherer Wert höhere Frachtsätze ertragen und die eine raschere Beförderung erheischen, ihren Weg über die sibirische Bahn nehmen. In noch viel höherem Maße gilt dies aber auch hinsichtlich der Passagiere und Reisenden, für welche die schnellere und billigere Beförderung per Eisenbahn vielfach angenehmer erscheinen wird als die längere und theuere Reise zur See. Unter diesen Umständen und angesichts der noch lange nicht geklärten politischen Verhältnisse in Ostasien können die Folgen und Früchte der sibirischen Eisenbahn für Russland und Europa überhaupt nicht genug gewürdigt und geschätzt werden; das eine steht fest, dass das Czarenreich erst dadurch die Verwertung seiner bisher isolierten, sibirischen Besitzungen für den Weltverkehr ermöglicht und sich selbst eine directe, rasche und sichere Communication nach Ostasien geschaffen hat, welche es heute schon zur stärksten politischen und militärischen Macht erhebt. Dass Russland durch den sibirischen Schienenstrang auch eine der größten commerciellen Mächte in Ostasien werde, ist lediglich eine Frage der Zeit.

Geschrieben an Bord des österr. Lloyddampfers „Imperator“ im Rothen Meere.



Unfreie Freigeister.

Von Prof. Dr. Otto Willmann.

Man hat den unternehmenden Schneidermeister belacht, der sich zuerst Bekleidungskünstler nannte, und doch hatte er eine gewisse Berechtigung dazu. Die Kunst bringt zum vollen Ausdruck, was die Natur nur angelegt, und sie ergänzt die Lücken, die diese gelassen hat. Warum soll nicht die Bekleidungskunst bei einer menschlichen Figur das Haben ins rechte Licht stellen und das Soll mit Grazie verhüllen dürfen? In Letzterem liegt die Stärke dieser Kunst; hier heißt es: corriger la taille, und gewissermaßen auch: la fortune. Der rechte Kleiderkünstler gibt nicht bloß dem Rocke und Beinkleide, sondern dem ganzen Menschen Façon; eine eingefallene Brust weiß er zu mächtiger Wölbung aufzubauschen, einen Stiernacken durch geschickten Kragenschnitt in einen Schwanenhals zu verwandeln, ein schwaches Pedal so zu drapieren, dass sein Bekleidungsclient auf Säulen zu stehen scheint.

An diese Künste wird man unwillkürlich erinnert, wenn man sieht, wie unsere Los-von-Rom-Publicisten und -Philosophen die Figur Giordano Brunos ausstaffieren, um der imposant hergerichteten Puppe einen Spieß in die Hand zu drücken, der dem Katholicismus endlich den lange angekündigten Stoß ins Herz geben soll. Da gilt es auch, eine eingefallene Brust zu wölben, denn ein verschrumpftes Herz, wenn überhaupt eines, trug jener phantastische Philosophaster im Busen; hinter dem Phrasenschwall, den er aus den römischen Dichtern zusammensucht, treffen wir auch nicht ein Fünklein von Gemüth, von Idealität, von Menschenliebe: Hoffart, Eigendünkel, Selbstvergötterung ist überall das treibende Pathos. Das XVI. Jahrhundert liebte zwar im Allgemeinen hochtrabende Redensarten und die meisten Bücher trugen damals Lobreden auf sich selbst auf dem Titel; aber auch von diesem Milieu heben sich die Bruno'schen Selbstanpreisungen als etwas Ungewöhnliches ab. Die Feuilletons unserer liberalen Zeitungen wissen aber aus dem überspannten Selbstkultus des Mannes im Handumdrehen hochideales Streben, einen die ganze Menschheit umfassenden Sinn zu machen.

An den Stiernacken kann bei Bruno die grobe Sinnlichkeit erinnern, die sich durch seine Dichtungen hindurchzieht. Auch in diesem Punkte leistete die Renaissanceperiode Starkes, aber in der schamlosen Gemein-

heit, wie sie sich in seinem Candelajo und Spaccio della bestia trionfante ausspricht, übertrumpft er weitaus die Zeitgenossen. Daraus wird natürlich von seinen Verehrern geniale Ungebundenheit, derbe Urkraft u. s. w. gemacht, die bei einem vollsaftigen Sohne der Renaissance ganz in der Ordnung sei.

Derartiges könne der Gediegenheit seiner Lehren keinen Abbruch thun, und gediegen müssen diese ja sein, da sie auf den Säulen aufgeklärten Denkens und voraussetzungslosen Forschens ruhen! In Wahrheit steht Brunos Lehre auf recht wackligen Beinen. Wenn man ihn über Magie und Theurgie sprechen hört, könnte man mehr geneigt sein, ihn mit Faust und Nostradamus zusammenzustellen, als zu den Philosophen zu rechnen. Er nennt die Magie „eine göttliche Kunst, weil sie das in Form und Zahl der Dinge liegende Göttliche beherrschen und leiten lehre." „Durch die Kraft der Zahlen" heißt es in seiner Schrift De Monade, numero et figura, „hat Apollonius (von Thyana, ein antiker Faust) ein Mägdlein vom Tode erweckt, sobald er ihren Namen hörte . . So kennen wir auch gewisse überaus geschickte Zauberer und Weissager, die, um Unglück aufhören zu machen, oder eine neue Einrichtung zu gründen, oder um einen besseren Zustand herbeizuführen, auf Befehl der Gottheit selbst, mit Veränderung der Namen eine Veränderung der Zahlen vorgenommen haben; und durch die Veränderung der innern und unsinnlichen Figur sind sie in gewisse Gebräuche und geheime Künste eingeweiht worden." Ein Biograph Brunos, der ihn als protestantischen Märtyrer hochstellt, der Göttinger Gelehrte Christoph August Heumann, kann doch nicht umhin, zu bemerken, daſs das „wunderliches Zeug" sei und sich verstimmt abzuwenden: „Doch genug jetzund mit solchen Albertäten, welche uns gänzlich überzeugen, daſs Brunus im Kopfe nicht richtig gewesen, sondern, daſs er seiner weit über das judicium starken Phantasie dermaßen nachgehänget, daſs man mit Recht sagen kann, er habe sich zum Narren studiert." (Act. philos. Hal. 1715/27, I, 513.)

Wunderlich genug gieng Bruno bei seinen Studien vor: den Neuplatonikern schloſs er sich in jenen Ansichten von der Magie und Theurgie an, d. h. er sog aus ihnen crassen heidnischen Aberglauben, aber ihre Ideenlehre, das Echte und Bleibende ihrer Weltanschauung, ließ er verständnislos bei Seite liegen; gegen die großen Scholastiker wüthet er, als gegen die Verehrer „des größten aller Esel", Aristoteles; aber die verschrobene Ars magna des Scholastikers Ramon Lull, eine geheime Kunst der Gedankenfabrik, stellte er sehr hoch und hielt wiederholt Vorlesungen darüber.

Das Crasse und Excessive in Brunos Wesen hängt mit dem inneren Bruche zusammen, der ihm die geistige Harmonie raubte. Mit arger Miſskennung seiner Natur war er in der Jugend Mönch, Dominicaner geworden,

hatte die Gelübde abgelegt, aber sie gebrochen und den katholischen Glauben abgeschworen. Ein treffendes Wortspiel sagt: „Ein gebrochenes Versprechen ist ein gesprochenes Verbrechen." Mit dem Bruche der Gelübde ist es nicht abgethan: sie haften in der Erinnerung; der Wortbrüchige will sie zum Schweigen bringen, er entbindet in sich die entgegengesetzten Kräfte und so kommt eine Gewaltthätigkeit, eine Excentricität in sein Wesen.

Bruno hatte Gehorsam, Keuschheit und Kampf für den Glauben gelobt; sein ganzes Leben ist das Ertödten der Gewissensstimme in ihm, die ihn an diese Gelübde mahnen mochte. Dem Gehorsam setzte er Unbotmäßigkeit entgegen; dabei ließ er es aber nicht bewenden, sondern steigerte sie zur Unverträglichkeit und Unzugänglichkeit. Sein unstetes Leben ist voll davon. Aus Italien floh er nach Genf zu Calvin und Beza, mit denen er sich sehr bald entzweite; er fand Gönner in Frankreich und England, aber man ließ ihn überall gern nach kurzer Frist wieder ziehen. In Marburg, Wittenberg, Prag, Helmstädt weilte er nur kurze Zeit. In Helmstädt wurde er, der sich dem lutherischen Bekenntnis angeschlossen, von dem dortigen Prediger Boëthius excommuniciert, was auf das Ärgernis und den Hader schließen läſst, die da vorausgegangen sein müssen. Er war gründlich abgewirtschaftet, als ihn sein Unstern auf den Boden seines Heimatlandes führte.

Die forcierten Obscönitäten Brunos, seine ekelhafte Unflätherei möchte man aus dem Drange erklären, jede Spur des Keuschheitsgelübdes wegzuwischen. Die Art, wie er von der Jungfräulichkeit spricht, legt das nahe: Diese, die Keuschheit, Schamhaftigkeit, Enthaltsamkeit habe an sich gar keinen Wert; sie sei weder eine Tugend, noch ein Laster, und habe weder etwas Gutes, noch Würde und Verdienst, ja wenn sie sich nicht den Befehlen der Natur unterwerfe, so werde sie zum Verbrechen, zur Ohnmacht, zu einer wahren und ausdrücklichen Thorheit. Noch deutlicher spricht der Wüstling aus der Forderung, „jenes Naturgesetz wieder herzustellen, wonach es dem Manne erlaubt sei, so viele Weiber zu haben, als er ernähren und befruchten könne," woran er eine Motivierung knüpft, die sich nicht wiedergeben läſst. Die Ansichten dieses „Denkers" lassen sich nur bei Ausschluſs der Öffentlichkeit darlegen. (Spaccio bei Wagner, Operi di G. B. II. 222 u. 126.)

So möchte man auch den glühenden Haſs Brunos gegen die Kirche aus dem Drange erklären, die Erinnerung daran auszutilgen, daſs er einstmals geschworen, sich ihrem Dienste zu weihen. Wie dieser Haſs sein ganzes Thun und Treiben erfüllte, bezeugt ein Gewährsmann aus jener Zeit, der keineswegs ein Vorkämpfer der Kirche war, sondern ein Verehrer der stoischen Philosophie und oft mit Geistlichen, besonders Jesuiten, Streit hatte: Caspar Schoppe mit Autornamen Scioppius. Seinen Brief über Bruno in Struve's

Acta litteraria V p. 64 sq. sollte nicht ungelesen lassen, wer sich über den Mann ein Urtheil bilden will.

Dieser friedlose, von Leidenschaften umgetriebene, von Wahn und Aberglauben beherrschte Mann wird uns nun als Freigeist gepriesen. Eine seltsame Sorte von Freiheit, bei der der Mensch nicht einmal sich selbst, geschweige sein besseres Selbst findet, bei der er Sclave seiner ungezügelten Triebe, Spielball aufgegriffener Meinungen ist! Dann sind auch die Wolken frei, welche der Wind peitscht, die Sonne aufsaugt. Es würde sich auch niemand einfallen lassen, den unfruchtbaren Wirrkopf aus der verdienten Vergessenheit zu ziehen, wenn ihn nicht — die römische Inquisition zum Feuertode verurtheilt hätte. Hätte ihn Calvin verbrannt, wie er es einige Jahrzehnte vorher mit Servede und Berthillier gethan, so würde man kein Aufhebens davon machen.

In den Vereinigten Staaten wird heute ein Neger, der ein weißes Weib vergewaltigt, lebendig verbrannt; vor dreihundert Jahren erachtete man Gotteslästerung, Apostasie und Verrath am Glauben für ein ähnlich schweres Verbrechen. Ein human Denkender wird heute die schauderhafte Strafe für beide Arten von Verbrechen verwerfen, aber über unsere Vorfahren Zeter zu schreien, weil sie ihren Rechtssinn nach ihrer Weise bethätigten, ist einfach abgeschmackt. In Vorwürfen der Art liegt die Zumuthung, das Gesetz hätte zu Gunsten jenes Phantasten suspendiert werden sollen, und liegt letztlich der autonomistische Wahn, dass sich der Mensch, wenigstens der Übermensch, selbst Gesetz sei.

Bruno ist der Typus eines unfreien Denkers, unfrei, weil ihn Leidenschaften, Vorurtheile, unklare Zeitströmungen nirgends zur unbefangenen, freien Hingabe an die Sache gelangen lassen. Seinen Lobrednern können wir mutatis mutandis den gleichen Vorwurf nicht ersparen. Sie gehen nicht auf das Verständnis des wirklichen Bruno aus, sondern treten mit der Schablone: „Kämpfer gegen römische Knechtschaft" an ihn heran. In diese Schablone wird er hineingepresst, mag die geschichtliche Wahrheit noch so laut dagegen protestieren. Der Eidbrüchige muss zum Eideshelfer des Geisteskampfes gestempelt werden. An dem Bilde, welches so zustande kommt, arbeiten auch Leidenschaft, Vorurtheil, vage Zeitmeinungen mit. Für den, welcher es ernst nimmt mit der Wahrheit und der Forschung hat solch unfreies Freigeisterthum wahrlich nichts Verlockendes! Freiheit ist Selbständigkeit; selbstständig aber ist der, dessen Selbst Stand hält im Ebben und Fluten der Meinungen; dies aber kann es nur, wenn es sich mit dem Bleibenden, nie Veraltenden, Außergeschichtlichen und Außerzeitlichen erfüllt, mit dem Gehalt, von dem die Schrift spricht, wenn sie sagt: Die Wahrheit wird euch frei machen.



Die Zurückführung der San-Marco-Rosse 1815 aus Paris nach Venedig.

(Aus dem im Drucke befindlichen Werke: Franz I. und die Gründung des lomb.-venet. Königreiches.)

Von J. A. Frh. v. Helfert.

Kaiser Franz I. hatte in der ersten Hälfte Mai 1814, also noch vor Abschluss des ersten Pariser Friedens, seinen Hof-Dolmetsch Joseph von Hammer kommen lassen, um den aus Wien in die Pariser Archive und Bibliotheken verschleppten kostbaren Handschriften und Druckwerken nachzugehen und deren Auslieferung zu verlangen. Doch Hammer, ergrimmt und empört über die Räubereien der Franzosen, für die nun die Zeit der Vergeltung gekommen war, gerieth mit seinem stürmischen Wesen sogleich in Streit mit dem Conservator der orientalischen Manuscripte, Herrn Langlès, den er einen Dummkopf und litterarischen Dieb nannte und der ihm dafür eine Herausforderung zusandte. Hammer wurde also nach Hause geschickt und Legationsrath von Ottenfels, ein Diplomat von den feinsten Umgangsformen, nach Paris berufen, als General-Commissar mit der Durchführung der heiklen Angelegenheit betraut und ihm der Scriptor der k. k. Hof-Bibliothek Bartholomäus Kopitar und, da es sich auch um rückzustellende Kunstwerke handelte, der Custos der k. k. Galerie im Belvedere Joseph Rosa beigegeben. Ottenfels traf mit seinen beiden Begleitern in der zweiten Hälfte Juni in Paris ein. „Ich sehe, ich habe es mit einem Cavalier zu thun", sagte Langlès, als sich Herr v. Ottenfels ihm vorstellte, und nun lief das Geschäft in einer Richtung, nämlich der Bibliotheks- und Archivschätze, ziemlich glatt ab, obwohl die Mühe keine geringe war. Die wertvollen orientalischen Manuscripte aus der Hof-Bibliothek und mehrere hundert Kisten mit Actenstößen waren bald auf dem Rückwege von Paris über Straßburg nach Wien. Doch an die Herausgabe der anderen Kunstschätze schienen die Franzosen nicht denken zu wollen.

Da erfolgte die Wiederkehr Napoleons von Elba, Herrn von Ottenfels' Arbeit wurde unterbrochen, er verließ am 8. Juni 1815 Paris. Nicht für lang! Die Waffen entschieden in kurzer Frist abermals zu Gunsten

der Verbündeten, deren Heere zum zweitenmal in Paris einrückten. Ihnen auf dem Fuße folgte Ottenfels und schritt von neuem an die Lösung seiner Aufgabe, die jetzt einen erweiterten Umfang erhielt. Im Jahre zuvor hatte sich Kaiser Franz auf die Rückforderung der seinen eigenen Sammlungen entzogenen Gegenstände beschränkt; was von Napoleon über die Schätze des Königreichs Italien, dessen Herr und Gebieter er seinerzeit gewesen, verfügt worden war, glaubte Franz, der ihn ja als Herrscher sowohl von Frankreich als von Italien anerkannt hatte, gelten lassen zu sollen. Nach der zweiten Niederwerfung des Usurpators war dies nun anders. Jetzt sollte mit der Rückstellung der aus den verschiedensten Staaten und Städten entführten Kleinodien der Kunst und Litteratur jeder Art, Statuen, Gemälde, alten und kostbaren Handschriften, Archivalien, voller Ernst gemacht werden.

Herrn v. Ottenfels' Geschäft bezog sich selbstverständlich auf die seinem Kaiserstaate, nunmehr mit Inbegriff des lombardisch-venetianischen Königreichs, entrissenen Kostbarkeiten und Schätze. Von den Vorständen der Pariser Sammlungen wurden Einwendungen und Schwierigkeiten aller Art erhoben, bis der kaiserliche General-Commissär erklärte mit militärischer Hilfe einschreiten zu müssen, wo ihn dann keine Verantwortung treffen könne, wenn nebenbei allerhand Schaden unterlaufe.

Auf diese Warnung hin bat ihn Baron Dacier im Namen der Akademie selbst, er möge mit militärischer Assistenz erscheinen, und man werde ein Protocoll aufnehmen, dass man der Gewalt weiche. Fürst Schwarzenberg beauftragte den Hauptmann vom G.-Q.-M.-Stab Wilhelm Friedrich von Meyern mit der militärischen Beihilfe, und am 5. September erschienen die Herren von Ottenfels und von Meyern mit einem Detachement von 30 Grenadieren, die sie im Hofraume unter Gewehr stehen ließen, in den Räumen der National-Bibliothek, wo jetzt alles in bester Ordnung ablief. Es fanden sich die kostbarsten Handschriften, ohne dass ein Stück fehlte, aus Mailand, Venedig, Padua, Verona, Mantua, namentlich aus der Ambrosiana mehrere Handschriften von Leonardo da Vinci, aber auch andere Kostbarkeiten, die goldene Krone der Königin Theodelinde, ein Gegenstück der bei der Krönung der lombardischen Könige gebrauchten Eisernen Krone, sowie andere zum Schatze von Monza gehörige Kleinodien; aus der Bibliothek von San Marco die von dem Cardinal Bessarion der Lagunenstadt verehrte Camee des Jupiter Aigiochos, von Kunstliebhabern auf eine halbe Million Francs geschätzt.

Es waren aus den meisten italienischen Staaten Personen in Paris, welche die Herausgabe der ihrer Heimat entrissenen Kunstgegenstände und archivalischen Schätze betreiben sollten, wobei man allerdings in italienischen Fachkreisen das Bedauern aussprechen hörte, dass dem aus Rom gesandten

großen Bildner Canova nicht aus jeder bedeutenderen Stadt ein Fachmann zur Auffindung und Beurtheilung der dem Künstler unbekannten bibliothekarischen und archivalischen Kostbarkeiten beigegeben war. Einzelne Staaten hatten ihre Vertrauensmänner für besondere Zwecke; so Toscana den Professor Wilken, Modena den Vicedirector der Akademie der bildenden Künste Cre. Boccolari, die jetzt im Louvre, in der Akademie der schönen Künste, in der großen National-Bibliothek ebenso herumstöbern wollten, wie es einige Jahrzehnte früher die Dinon, die Sylvestre de Sacy u. A. in allen Gallerien, Sammlungen, Bibliotheken und Archiven der von ihren Armeen heimgesuchten italienischen Metropolen gethan hatten.

Doch weder Canova, der unter dem besonderen Schutze des Cardinals Consalvi stand und der seinen Bruder, den Abbate, helfend zur Seite hatte, noch die anderen italienischen Commissäre hatten bis zur Stunde etwas ausgerichtet, sie hatten entweder verschlossene Thüren gefunden oder waren mit leeren Ausflüchten hingehalten worden. Jetzt, wo sie sahen, dass der österreichische Bevollmächtigte alles von ihm Reclamierte zurückerhielt, fassten sie neuen Muth und wiederholten ihre Reclamationen mit verstärktem Nachdruck. Doch von den französischen Custoden wurde ihnen erwidert, was Österreich mit Militärmacht abgetrotzt habe, darauf könnten sie, da sich kein Mann italienischer Truppen zur Stelle befände, keinen Anspruch machen. Auf dies hin erhielt Ottenfels, an den sich die italienischen Vertreter bittlich wandten, durch Metternich die Vollmacht des Kaisers, in seinem Namen für die Höfe von Toscana, Parma, Modena, Sardinien und den päpstlichen Stuhl zu handeln. So nahm denn Ottenfels die Listen und Beschreibungen aller Gegenstände, die den Sammlungen der verschiedenen italienischen Staaten und Städte entzogen worden waren, in Empfang und erwirkte, ohne dass es einer weiteren Demonstration bedurfte, die Herausgabe aller gewünschten Stücke.

In der zweiten Hälfte September begann die Ausfolgung der aus Florenz entführten Schätze der Kunst und Litteratur. Für Rom spürte Antonio Canova die Meisterwerke der großen Kunst aus, den Torso vom Belvedere, den Antinous, den weltberühmten Apollo, während sein Bruder, der Abate, den römischen Sammlungen entnommenen Manuscripten, Münzen, geschnittenen Steinen nachgieng. Die Verpackung bot bei der Laokoon-Gruppe wegen des lang emporgestreckten Armes des Laokoon große Schwierigkeit. Der österreichische General-Commissar traf eines Tages Canova, wie dieser das Bildwerk von allen Seiten umgieng und forschend betrachtete, bis er zuletzt einen hölzernen Bildhauerschlägel ergriff und mit diesem gegen den Laokoon-Arm einen so kräftigen Hieb führte, dass der Arm abgebrochen zu Boden stürzte. Als Ottenfels hierüber zusammenschrak, zeigte ihm Canova das Stück,

das nicht ursprünglich, sondern später nachgebildet und mit Steinkitt dem Original angegliedert war, daher es sich ohne allzugroße Mühe abschlagen ließ.

Für die römischen Kunstwerke interessierte sich ganz besonders Lord Castlereagh, der den Brüdern Canova zur Erleichterung der Verpackung und des Transportes 100.000 Frs. zur Verfügung stellte.

* * *

So weit war alles gut gegangen. Aber noch stand die größte und gefährlichste Arbeit bevor: die Herabnahme der venetianischen Rosse von dem Triumphbogen des Carousselplatzes und des San-Marco-Löwen von seinem Piedestal auf dem Invaliden-Platz, also zwei Kunstwerke, die ganz eigentlich das österreichische Interesse betrafen.

Die vier Rosse, aus Bronce, s. g. korinthischem Erz gegossen und mit Gold überzogen, waren 1205, als Maria Zeno venetianischer Gesandter und Bevollmächtigter in Constantinopel war, auf die Galeere des Domenico Morosini gebracht und nach Venedig überführt worden. Bei diesem Transport war einem der Rosse ein Bein in die Brüche gegangen, das nachgebildet werden musste, was für ein Kennerauge für alle Zeiten unterscheidbar blieb. In Venedig wurden sie im Arsenal untergebracht und waren längere Zeit so wenig geschätzt, dass sie wiederholt in Gefahr standen zerstört und eingeschmolzen zu werden, bis man in der Dogenstadt durch Petrarca, der sie als «antiqui operis et praeclari» pries, und durch florentinische Gesandte, die sie bewundernd in Augenschein nahmen, auf das Werk aufmerksam wurde und sie nun auf die vier größten der Wölbungen, welche die Vorderseite des St. Marcus-Domes bilden, hinstellte.

Über ihren hohen Kunstwert war neuerer Zeit alle Welt einig, besonders seit sie Winckelmann für Kunstwerke von erstem Range erklärt hatte. Anders stand es mit ihrer Geschichte. Zwei Thatsachen standen fest: dass sie zuletzt Constantinopel geziert hatten und dass sie von dort zur Zeit der lateinischen Herrschaft nach Venedig gebracht worden waren; über alles andere, wer sie geschaffen hatte, von wo, wie und wann sie nach Byzanz gekommen waren, gab es unter den Schriftgelehrten und Kunstkennern nichts als Streit. Erst herrschte die Meinung, sie seien vom parthischen König Tiridates dem Kaiser Nero geschenkt oder käuflich überlassen worden. Dann galt Lysippos als ihr Bildner, der sie 330 Jahre v. Chr. G. für Rhodos geschaffen habe; von da seien sie — wann? wie? — nach Alexandrien gekommen und aus Ägypten habe sie der siegende Augustus nach Rom gebracht und auf seinem Triumphbogen aufgestellt; darnach hätten sie den Triumphbogen des Nero geziert, dann den des Domitian, zuletzt den des Trajan, bis sie, nach dieser viermaligen Wanderung von einem römischen Triumphbogen zum andern,

von Kaiser Constantin nach dessen neuer Hauptstadt gebracht und dort auf dem Platze des Hippodrom auf vier Säulen vor jenem Dome aufgestellt worden seien, den der Kaiser zu Ehren der Kreuzerhöhung durch seine heilige Mutter Helena hatte erbauen lassen. Die Urheberschaft durch Lysippos, oder doch dass das Werk aus des Lysippos Schule hervorgegangen, fand bei den Gelehrten Beifall; unter den deutschen erklärte sich namentlich August Wilhelm Schlegel, unter den Südländern der Corcyrese Andrea Mustoxidi dafür; aber nicht für Rhodos seien sie bestimmt gewesen, sondern für Chios, und nicht Constantin habe sie nach Neu-Rom gebracht, sondern Theodosius.

In Venedig waren sie fünf Jahrhunderte lang der Stolz der Einheimischen und die Bewunderung der Fremden; sie waren Zeugen des höchsten Glanzes sowie des allmähligen Verfalles der Adels-Republik, bis sie mit deren Ende 1797 auf Geheiß Bonapartes von ihrer Stelle herabgenommen und mit anderen unschätzbaren Kunstwerken, Gemälden, kostbaren Manuscripten nach Paris geschleppt wurden. Die Herabnahme der Riesenpferde erfolgte am 13. December, also in der Zeit zwischen dem 17. October, wo der Friede von Campoformio Venedig Österreich zugesprochen hatte, und dem 18. Januar 1798, dem Tage der Besitznahme Venedigs durch die Kaiserlichen, so dass diese den Marcus-Dom ohne die altberühmte Zierde seiner Stirnseite übernahmen. In Paris prangten sie auf dem Triumphbogen der Tuilerien, später du Caroussel genannt.

Die vier goldstrotzenden Rosse waren den Parisern fast so wert geworden wie vordem den Venetianern, und als es hieß, sie sollten entfernt werden, entstand eine Gährung in den Gemüthern, wie bei keinem anderen der Kunstwerke, die wieder herausgegeben werden sollten. Es war dies begreiflich. Gemälde und Statuen befanden sich in geschlossenen Räumen, kostbare Bücher und Handschriften in Läden und Schränken; sie verließen ihre Plätze in aller Stille und Heimlichkeit und nur in gewissen Kreisen wusste man um den eintretenden Verlust. Die korinthischen Rosse aber standen vor Aller Augen, inmitten der Stadt an einem der berühmtesten und besuchtesten Punkte von Paris; durch nahezu zwei Decennien hatten sich Einheimische und Fremde an ihren Anblick gewöhnt, jene mit Stolz, diese mit Neid, die einen wie die anderen mit Bewunderung; ihre Wegnahme war eine Demüthigung Frankreichs vor der ganzen Welt. Es musste deshalb mit aller Vorsicht vorgegangen und alles unnöthige Aufsehen vermieden werden. Die Schwierigkeit lag überdies darin, dass die ganze Stelle, auf der sie standen, mit starkem Eisenblech beschlagen war, dessen Entfernung nach dem Ausspruche von Sachverständigen wenigstens drei Tage in Anspruch nehmen musste.

In der Nacht vom 29. zum 30. September begannen die hiezu bestellten Ingenieure mit dem Absägen der Pferde von ihrem Postamente; trotz der ungewohnten Stunde liefen Haufen von Leuten zusammen, die sich in lästerliches Fluchen und Schimpfen ergiengen, so dass Nationalgarde und Gendarmerie einschreiten musste, um Ruhe zu schaffen. Den Tag darauf war der Platz vor den Tuilerien mit Zuschauern gefüllt, welche die Vorbereitungen zur Wegnahme der Pferde beobachteten und ihrem Ingrimm, ihrer Entrüstung und Erbitterung freien Lauf ließen. Die Haltung der Pariser wurde so feindselig, dass die Regierung erklärte, sie habe einen Aufstand zu befürchten, falls die Arbeiten in der folgenden Nacht fortgesetzt würden, und der General Dessolle den preußischen Gouverneur von Paris General Rüffling um militärische Assistenz bat, da es sonst auch der Nationalgarde nicht möglich sein würde, die aufgeregte Menge in Zaum zu halten. „Bei diesen Pferden", berichtete Metternich an seinen Souverän, „befinden sich leider alle Parteien im Spiel: die Royalisten erblicken eine Beschimpfung ihres Königs in dem Unternehmen, weil es im Schlosse selbst stattfindet, und die Opposition verzeiht den Schimpf nicht, der einem Andenken an die Siege der Armee widerfährt". Für die Nacht vom 30. September zum 1. October wurden die Arbeiten aufgegeben, um sie in den Tagen darauf unter dem Schutze der Bajonnete zu Ende zu bringen. Und da ein Unglück selten allein kommt, so hatten die Pariser noch den Schmerz zu sehen, wie während dieser Arbeiten reisende Engländer die meisten Ornamente von dem Triumphbogen herunter schlugen, um sie als Andenken und Reliquien mit sich zu nehmen . . .

Die für ihre alten Eigenthümer zurückerworbenen Kunstschätze ließ man jedesmal unter militärischer Bedeckung in die Cavallerie-Kaserne de la Pepinière bringen, in deren weiten Reitschulsälen die Verpackung vorgenommen wurde, die besonders bei den Statuen besondere Aufmerksamkeit erforderte: sie mussten in eine Masse von Gyps und Kuhhaaren gewickelt werden, um aus ihnen viereckige Blöcke zu machen, die man mit Stroh umwand und dann erst in große, für die Überführung geeignete Kisten verpackte.

Am 3. October konnte Metternich nach Wien mittheilen: „Sämmtliche Kunstwerke sind bereits verpackt, ganz Deutschland, Italien, Spanien und die Niederlande erhalten die ihrigen zurück". Die nach Italien bestimmten hatten eine lange und ungemein beschwerliche Reise vor sich, sie waren sowohl an Wert wie an Umfang die bedeutendsten, und so vergiengen nahezu zwei Wochen, ehe alles in Bereitschaft war. Für die korinthischen Rosse, sowie für den Marcus-Löwen mussten fünf Wagen von der größten und stärksten Mache hergestellt werden, was ex aerario bestritten wurde. Für die Bespannung mit je sechs, folglich zusammen mit dreißig starken

Pferden, sowie für den Transport bis Piacenza wurde mit dem Großfuhrmann Franz Maguary aus Florenz ein Pauschalbetrag von 10.000 Fr. ausbedungen, wovon die eine Hälfte ihm als Vorschuss in Paris, die andere nach zufriedenstellendem Einlangen in Piacenza auszuzahlen war; von Piacenza sollten die fünf Ladungen auf Schiffe gebracht und den Po hinab an den Ort ihrer Bestimmung geschafft werden.

Maguary übernahm auch vertragsmäßig den Transport aller anderen nach Italien bestimmten Schätze. Er hatte die Wagen sammt allem Zugehör, „Spitz- und Breit-Hauen, Schaufeln, Hacken, Eisenvorrath, Winden, Ketten und Stricke rc." beizustellen, für die Bespannung und für die ungefährdete Fracht bis Mailand zu sorgen; er erhielt dafür als Frachtlohn 30 Fr. für den Centner, „dergestalt dass er davon alle vorkommenden Auslagen zu bestreiten verbunden und außerdem keine weiteren Anforderungen zu machen befugt ist". Die Oberaufsicht und Leitung, sowie die Verantwortung „für die unbeschädigte Transportierung der Kostbarkeiten und Effecten bis an den Ort ihrer Bestimmung" übernahm Hauptmann v. Mayern, dem ein abgerichteter Zimmermann und Sattler beigegeben und ein Betrag von 2000 fl. gegen Verrechnung angewiesen wurde. „Um die benöthigten Hilfen" hatte sich Mayern an den Transport-Commandanten zu wenden. Es wurden nämlich als militärische Bedeckung eine Division Coburg-Uhlanen Nr. 1 unter Obstl. Philipp v. Lang und zwei Grenadier-Divisionen des Obstl. Math. v. Janossy von Maryassy-Infanterie Nr. 39 beigegeben. Herr von Ottenfels erbat sich vom Kaiser die Erlaubnis den Transport zu begleiten. „Sie haben Recht, lieber Ottenfels", sagte huldvoll Franz I., „nichts ist billiger als dass Sie jene Kunstschätze, für deren Wiedererlangung Sie so werkthätig waren, auf ihrer Reise in die Heimat begleiten und die Übergabe an die Eigenthümer besorgen."

Als Sammelplatz des Transports war Sens an der Straße von Paris nach Lyon bestimmt, wo sich vom 23. zum 24. October der ganze Wagenzug einfinden sollte. Es waren außer den fünf k. k. ärarischen Wagen, zu denen Maguary die vertragsmäßige Bespannung von 30 Rossen zu liefern hatte, nicht weniger als 36 schwer gezimmerte Wagen, und zwar 16 mit den Kunstschätzen und Archiven für die dem Hause Österreich gehörigen italienischen Staaten, 12 für Rom, 8 für Sardinien, zu deren Weiterschaffung, von etwaigem Vorspann bei schwierigeren Passagen abgesehen, mehr als 200 Pferde erforderlich waren. Für die Reise war nicht bloß eine genaue Marschroute vorgezeichnet, sondern waren auch ausführliche „Verhaltungen" mit dem Auftrag gegeben, alle in Kriegszeiten gebotenen Vorsichten zu beobachten. Für jeden Marsch hatte eine „mit Krampen und

Schaufeln" versehene Infanterie-Abtheilung der Colonne um eine Stunde vorauszugehen, um die vorfindigen Löcher in den Straßen auszufüllen und letztere besonders im Gebirge bestens herzustellen. Der Bivouac war jederzeit jenseits der vorgezeichneten Station zu wählen, „damit bei einem in der Station entstehenden Feuer die Fuhren ihren Weg ungehindert fortsetzen können. Die ganze Wachmannschaft vom Parc darf nicht einquartiert und ihr auch nicht gestattet werden, in bestimmte Quartiere zum Essen in die Nachtstation zu gehen. Dieser Mannschaft muss das Essen auf den Bivouac-Platz verschafft werden, und keinem Mann vom Wacht-Commandanten abwärts erlaubt sein, während der Zeit des Wachdienstes sich von dem Bivouac unter was immer für einem Vorwand zu entfernen." Hauptmann von Mayern war angewiesen, über alle Vorfälle während der Reise ein genaues Tagebuch in zwei Exemplaren zu führen und eines davon alle zehn Tage an den G.-M. Friedrich Gustav Baron Langenau zu Handen des Fürsten Schwarzenberg, das zweite auf französischem Boden an den G. d. C. Baron Frimont als Commandierenden der in Frankreich dislocierten k. k. Truppen, vom Verlassen der französischen Grenze ab an das k. k. General-Commando in Mailand abzuliefern.

So setzte sich denn am 25. October der riesige Wagenzug von Sens aus in Bewegung, und von da an vergieng kein Tag, wo die Zeitungen nicht über die verschiedenen Stationen, wo der Train anlangte, und einzelne Abenteuer, die dabei unterliefen, etwas zu erzählen wussten. Die Richtung war aufwärts der Yonne bis Auxerre, von da südöstlich über Lucy-le-Bois, Maison neuve und Sombernon in das Hauptquartier Frimonts zu Dijon, wo die erste zweitägige Rast gehalten und die militärische Bedeckung gewechselt wurde. Der zweite Aufenthalt und Escorte-Wechsel war in Châlons sur Saône, der dritte in Lyon. Von Lyon wurde das Rhône-Thal verlassen und über Bourgoin und Rives das der Isère gewonnen. So gieng die Reise sehr langsam, aber sicher vonstatten; nur bei Grenoble wollte man einem Anschlag den Wagenpark in die Luft zu sprengen auf die Spur gekommen sein, so dass Mayern verschärfte Vorsichtsmaßregeln traf. Von Grenoble gieng es die Isère flussaufwärts, dann längs dem Arc über la Chapelle, St. Jean de Maurienne und Modane bis Lanslebourg. Man war hier tief im Bereich der Cottischen Alpen, von deren Höhen man ins piemontesische Tiefland hinabstieg. In Turin, wo der Transport am 27. November eintraf, blieben die acht Wagen mit den piemontesischen Kostbarkeiten zurück, und die Weiterfahrt der anderen spaltete sich, nach der einen Seite über Vercelli und Buffalora bis Mailand, nach der anderen, darunter die fünf ärarischen für Venedig bestimmten Wagen, am rechten Ufer des Po bis Piacenza.

Der Leser kann sich das Aufsehen denken, das die eigenthümliche Colonne überall machte, wo sie sich zeigte, z. B. in Mailand, wo am Nachmittag des 1. December — also nahezu sechs Wochen hatte die Fahrt seit Montereau und Sens gedauert — unter militärischer Bedeckung eine Anzahl fester, eigens für diesen Zweck aus wuchtigen Balken gezimmerter, von vier bis zu acht kräftigen Pferden gezogener Wagen unter lautem Gerassel über das Straßenpflaster fuhr, bis sie auf dem Castellplatz Posto faste und hier durch zwei Tage Rast hielt, worauf die meisten von ihnen am 3. nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten abgiengen. Man kann sich aber auch die erwartungsvolle Aufregung vorstellen, die in allen Hauptstädten Italiens, wo man die aus der Fremde heimkehrenden Schätze zu begrüßen hoffte, alle Classen der Bevölkerung ergriff. Nach Parma waren zwei große Kisten mit Gemälden und anderen Kostbarkeiten, zweiundzwanzig mit Schriftstücken des berühmten Farnesischen Archivs unterwegs. Am 28. November konnte Cav. Boccalari in Modena die baldige Ankunft seiner Pariser Beute ankündigen. Am 8. December langte der erste Transport der Bologneser Schätze, meist Bücher und Handschriften, an Ort und Stelle an. Als in diesen Tagen nach Rom die Nachricht kam, der Wagen mit dem Laokoon sei auf dem Mont Cenis gestürzt und das herrliche Bildwerk arg beschädigt, hielten sich die Leute auf der Straße an, um sich über die Wahrheit oder Unwahrheit dieses Gerüchtes zu erkundigen; eines Gerüchtes, dem unverkennbar ein Missverständnis dessen zu Grunde lag, was, wie früher erzählt, die kundige Hand Canovas mit Vorbedacht an dem Meisterwerk verübt hatte. In Florenz sah man mit einem gewissen Gefühl der Besorgnis der Ankunft der mediceischen Venus, der Madonna della Seggiola und anderer unersetzlicher Kunstwerke allerersten Ranges entgegen, die seit nahezu zwei Jahrzehnten ihren Sammlungen entrissen waren; als endlich am 27. December ein großer Theil derselben anlangte, holte sie eine Truppenabtheilung mit Musik ein und gab ihnen unter großem Jubel der Bevölkerung das Geleite bis zur Akademie der schönen Künste.

* * *

Fürst Metternich hatte, nachdem er am 20. November an dem förmlichen Abschluss des Pariser Friedenswerkes theilgenommen, am 26. Paris in Gesellschaft des k. k. Hof- und Botschaftsrathes von Floret verlassen und den 28. bis 30. in Genf zugebracht. Da er Turin vermeiden wollte, so nahm er seinen Weg durch den Canton Wallis, überall geehrt und gefeiert für das, was die Schweiz, namentlich Genf und Wallis, der schützenden Gunst der Alliierten zu danken hatten; Metternich schilderte in einem Brief an seine Mutter humoristisch, wie man ihm und seinem Begleiter in Martigny

29, in Sitten gar 79 Schüsseln vorgesetzt habe. In der Nacht vom 3. zum 4. kam er durch Mailand, war am 5. in Mestre und langte nach Überschiffung der Lagunen am Nachmittage in Venedig an, wo er sich im Palazzo Griffi nächst dem Marcusplatz einquartierte. „Ich habe den Kaiser", hieß es in seinem Briefe weiter, „in voller Gesundheit angetroffen, und in gleichem Grade zufrieden mit seinem Aufenthalt hier, wie es die Venetianer mit ihm sind. Die Personen vom Hofstaat dagegen sterben vor Langeweile, weil sie nichts zu thun haben, et que Venise ressemble à une vaste ruine."

Zwei Tage nach dem Staatskanzler trafen die korinthischen Rosse aus Piacenza auf Schiffen in Venedig ein und wurden vorläufig im Arsenal untergebracht. Die Feier ihrer Wiederaufrichtung wurde auf den 13. December angesetzt, „am nämlichen Monatstage, an welchem sie vor achtzehn Jahren der Kirche abgenommen worden waren". Um zehn Uhr vormittags wurden sie von ihrer Stelle gehoben, auf Flachschiffe geschafft und unter Militär-Bedeckung und von vielen Gondeln und anderen Fahrzeugen begleitet zur Landungsstelle an der Piazzetta geführt. Dort nahmen sie Marine-Soldaten und Arsenalotten in Empfang und zogen sie auf dazu angefertigten starken Karren auf den großen Marcus-Platz vor die für den Kaiser, den Hofstaat und die Spitzen der Behörden errichtete Loge. Franz I. ließ nicht lang auf sich warten und beorderte den Grafen Goëß an der Spitze des Landes-Guberniums an die Stelle vor dem Dome, wo der Podestà mit der Municipalität wartete. Im Namen Seiner Majestät übergab nun der Gouverneur in einer wohlgesetzten Rede „diese Sinnbilder der erkämpften Siege und der venetianischen Nationalehre der Stadt Venedig und ihren getreuen Einwohnern als Denkmale der landesväterlichen Liebe, Sorgfalt und Güte". Nach einer vom Podestà gesprochenen Dankrede wurden die Rosse näher an den Dom unter die zu ihrer Emporhebung bestimmten Gerüste gerückt und sodann, unter dem Donner der Geschütze, dem Knattern von Gewehrsalven und dem frenetischen Jubel der nach vielen Tausenden zählenden Zuschauerschaft, an ihre frühere Stelle gesetzt. Am Abend war der Marcus-Platz glänzend beleuchtet und der Kaiser beehrte das Theater San Benedetto mit seinem Besuche.

Mit den korinthischen Pferden war auch das zweite große Wahrzeichen Venedigs, der Marcus-Löwe der Piazzetta, aus Paris zurückgekehrt; da er aber dort bei dem Herabnehmen Schaden gelitten hatte, so musste er vorerst in umsichtige Reparatur genommen werden, was viele Wochen in Anspruch nahm.

* * *

Die Zurückführung und Wiederaufstellung der korinthischen Rosse war ein Act von großer Bedeutung, nicht bloß für die Lagunenstadt, sondern für

ganz Italien. Das venetianische Volk hieng mit einer abergläubischen Ehrfurcht an diesen Trophäen und erwartete von ihrem Wiedergewinn den Anbruch einer neuen besseren Zukunft. Epigraphiker und Poeten wetteiferten das Ereignis huldigend zu feiern, Geschichtskundige wiesen auf die bedeutsame Thatsache, dass die viermalige Wanderung der Rosse zusammenfiel mit dem Verfall des weströmischen Weltreiches, des byzantinischen Kaiserthums, der venetianischen Adels-Republik, der französischen Hegemonie, und Giovanni de Castro machte die richtige Bemerkung, dass fremde Hände die Pferde Venedig geraubt hatten und fremde Hände sie Venedig zurückgaben „e pareva regola e quasi trionfo“. Graf Leopold Cicognava hielt als Präsident der Akademie der schönen Künste einen Vortrag, in welchem er sagte: „Die freudige Dankbarkeit für dieses unsterbliche Geschenk des allgeliebten Kaisers Franz an seine Venetianer wird bei den Nachkommen nie erlöschen“.

„So kann man denn“, heißt es bei Arneth, „mit voller Befriedigung sagen, dass gerade Österreich es war, das Italien zum Wiederbesitze eines großen Theiles seiner herrlichsten Kunstschätze verhalf, und es würde dem heutigen Italiener gar wohl anstehen, wenn sie hiefür gegen Österreich einige Dankbarkeit an den Tag legen wollten; denn ihre eigenen Vorfahren hätten ein solches Resultat gewiss nicht erzielt“.

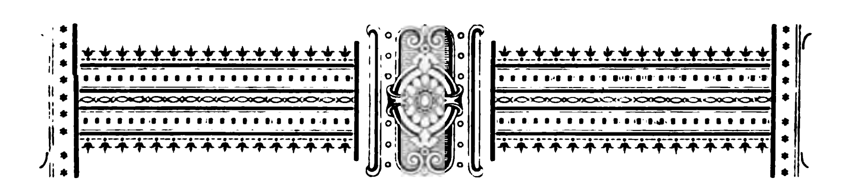


Er zog nicht Grenzen um ein Reich.

Von M. Herbert.

Er zog nicht Grenzen um ein Reich,
Gab nicht Gesetz nur einem Thron,
Nur einem Volk — nein, wandernd gieng
Von Stamm zu Stamm der Gottessohn.
Er weinte über Israel,
Blieb seiner Mutter treu gesellt,
Doch ob er auch in Juda starb,
So starb er für die ganze Welt.
Es gab für ew'ge Zeit Sein Geist
Dem dumpfen, ringenden Geschlecht
Die Wahrheit, dass das Vaterland
Der Menschen Freiheit ist und Recht.





Auf Arbeit gegründete Organisation der bürgerlichen Gesellschaft.

Ein Referat für die sociale Section der Leo-Gesellschaft von **Franz Graf v. Kuefstein.**

Soll sich die Besprechung eines Themas erfolgreich gestalten, so ist es vor allem nöthig, die in Betracht kommenden Ausdrücke und Begriffe inhaltlich genau abzugrenzen. Vor Besprechung der auf Arbeit gegründeten Organisation der bürgerlichen Gesellschaft wird es also nicht überflüssig sein, zuerst festzustellen, in welchem Sinne hier die Worte Arbeit, Gesellschaft, Organisation gebraucht sind.

Was ist Arbeit und wozu dient sie?

Hier ist Arbeit in dem Sinne überlegter, zweckmäßiger Thätigkeit genommen, wobei jedoch mit Hinblick auf den Zweck dieser Untersuchung die wirtschaftliche, materielle Arbeit gegenüber der geistigen in den Vordergrund tritt. Nicht etwa eine von Gott auferlegte Strafe, ein Fluch, ist die Arbeit, sie ist vielmehr eine Fähigkeit, welche unsere Gottähnlichkeit bestätigt. Gott schuf in sechs Zeitabschnitten (Jamim) oder Tagen und ruhte am siebenten. Wir vermögen insoferne Gott nachzuahmen, als wir die Fähigkeit haben, dem gegebenen Stoffe andere Formen zu geben, ihn in Güter umzugestalten, die zum Gebrauche geeignet sind, ferner die von Gott in die Natur gelegten Kräfte zur Verstärkung unserer eigenen Arbeit uns dienstbar zu machen. Die Arbeit ist also ein köstliches Gut, eine göttliche Gabe, die wir nicht hoch genug zu schätzen vermögen.

Was an der Arbeit uns missfällt, ist die Mühe und Plage, die sie uns verursacht. Ja diese ist eine Strafe. („So sei die Erde verflucht in Deinem Werke" . . . . und dann: „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brot essen"), nicht aber die Arbeit an sich, die im Paradiese offenbar mühelos verrichtet worden ist. In erster Linie dient die Arbeit der Erhaltung des Leibes; dies ist aber nicht ihre einzige Aufgabe, denn sie hat auch eine moralisch-ethische Bedeutung, die der leiblich-geistigen Natur des Menschen entspricht. Thomas von Aquin weist ihr die vierfache Aufgabe zu: Erhaltung des Lebens, Bekämpfung der sinnlichen Begierden, Verhinderung des Müßigganges und Gewinnung der Mittel zum Almosengeben. Der Zweck des Almosengebens, dieses im weiteren Sinne als Sorge für den Nächsten

erfaſst, genügt allein schon um zu zeigen, daſs der Mensch nicht selbstsüchtig, für sich, sondern auch für seine Mitmenschen zu wirken berufen ist.

Bezüglich der bürgerlichen Gesellschaft ist hier namentlich hervorzuheben, daſs sie ursprünglich nicht etwa aus dem freiwilligen Zusammenschlusse einzelner Menschen entstanden ist, sondern aus der Einzelfamilie sich entwickelt oder durch den Zusammenschluſs einer Mehrzahl von Familien und Stämmen sich gebildet hat. In bereits stark entwickelten Gesellschaften kann es geschehen, daſs der Einzelne als eine bürgerliche und wirtschaftliche Einheit angesehen wird, aber so wie die Familie der Keim ist, aus welchem heraus der mächtige Baum der bürgerlichen Gesellschaft erwachsen ist, so ist und bleibt sie es, welche die Gesellschaft erhält, ihr stets neue Kräfte zuführt und dadurch auch den Charakter der Gesellschaft bestimmt. Verkommene Familien werden die Gesellschaft durch Zuführung eines verkommenen Nachwuchses verderben, während sittlich und körperlich gesunde, kräftige Familien eine ebensolche bürgerliche Gesellschaft begründen und erhalten werden. Hieraus ist der segensreiche Einfluſs zu erkennen, den die Religion, — welche auch bei den vorchristlichen Kulturvölkern erste Voraussetzung war, — auf die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft ausübt.

Eine wesentliche Aufgabe der Familie ist die Ernährung ihrer Glieder. Diese zu erreichen ist sie anfänglich nur durch die Arbeit in der Lage, sei diese zuweilen auch eine mehr bewahrende oder einsammelnde Thätigkeit. (Einerseits Hirten, anderseits Jäger, Fischer, Sammler wildwachsender Früchte.) Für die Familie und von der Familie wurde die Arbeit geleistet. Familie und Arbeit waren unzertrennlich miteinander verbunden, und selbst die heute so weitgehende Auflösung der wirtschaftlichen Arbeiten in Einzelthätigkeiten ist nicht imstande, die wirtschaftliche Aufgabe und Thätigkeit der Familie gänzlich aufzuheben.

Die bürgerliche Gesellschaft entwickelt sich also aus ihrem Keime, respective Keimen, den Familien heraus mit Rücksichtnahme auf ihre wirtschaftlichen Aufgaben.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich die Natur der Gesellschaft als organisches, nicht mechanisch zusammengeschweiſstes Gebilde. Ohne Organisation kann man von einer Menschenmasse, nicht aber von einer bürgerlichen Gesellschaft reden.

Die Organisation bewegt sich auf zwei Gebieten. Jenem der natürlichen Zusammengehörigkeit, der Entwicklung aus dem Keime, der Familie, heraus zu den höheren Gebilden, Sippe, Stamm, Volk, Land, Staat, Reich; und jenem, auf welchem die Vereinigung je nach den gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen erst durch Willensakte, also auf künstlichem Wege zustande kommt. Dieser doppelte Ausgangspunkt für Bildung und

Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft darf niemals aus den Augen verloren werden.

* * *

Wenn wir das gesellschaftliche Bild betrachten, wie es sich heute darstellt, dann können wir nicht umhin die Wirkung zweier auflösender Einflüsse zu erkennen: einerseits der Entfremdung von der Religion, namentlich von allen weltlichen Einrichtungen, anderseits der extremen Theilung der Arbeit im technischen Sinne.

Die Familie wird in ihrer Bedeutung als Keim der Gesellschaft verkannt und von der Lösung der ihr zukommenden Aufgaben zurückgedrängt. Staatliche Gesetze und Einrichtungen entkleiden in manchen Ländern die Ehe ihres religiösen Charakters oder beeinträchtigen denselben; die Erziehung wird den Händen der Eltern immer mehr entwunden, die gesellschaftlichen Gebilde, auch die Gemeinden, werden immer mehr zu staatlichen Verwaltungsstellen; selbst das Armenwesen wird bureaukratisch behandelt; alle gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen, so auch die administrativen und politischen Wahlen werden auf das Einzel-Individuum begründet. Alles wirkt zusammen, die Autorität des Familienhauptes zu schwächen. Auch mittelbar, wie z. B. durch die weitgehende Freizügigkeit und durch Steuergesetze (siehe Personaleinkommensteuer, die Einrechnung des Einkommens der legitimen Frau ohne genügende Vorkehrung gegen das unlegitime Zusammenleben), wird das Wesen der Ehe und ihre Heiligkeit zum mindesten stark bedroht, wo nicht schwer geschädigt. Hiemit wird der Individualismus gefördert und werden die familiären Einrichtungen der Auflösung zugeführt.

So wie auf dem gesellschaftlichen Gebiete, welches hier nur leicht gestreift wurde, um den inneren Zusammenhang der auflösenden Momente nicht aus den Augen zu verlieren, wird auf dem weiten Felde der Arbeit das Fehlen einer richtigen organischen Gliederung immer mehr gefühlt.

Die durch Menschenwillen gefügten Zusammenschlüsse können leichter gelöst werden, als die natürlichen, die zum mindesten der Fortpflanzung wegen fortbestehen müssen.

Ehemals entwickelte sich die Gesellschaft durch die Arbeitsfortschritte so, dass einzelne Arbeitszweige verselbständigt wurden, aber die familiäre Arbeit als Regel fortbestand. Aus der ländlichen Hauswirtschaft heraus haben sich die Schmiede, Spinner, Leinweber, Tischler, Müller, Bäcker rc. rc., ja das ganze Kleingewerbe entwickelt. Auch in größeren Unternehmungen, wie beim Bergbau und in den Manufacturen, finden wir immer familiäre und genossenschaftliche Einrichtungen. Je mehr die einzelnen Arbeitszweige sich verselbständigten, desto mehr trat eine gegenseitige Abhängigkeit ein, die zu einem

engeren Zusammenschlusse und durch diesen zu weiteren Kulturfortschritten führte. Erst seit anderthalb Jahrhunderten trat eine vermehrte Theilung der Arbeiten im technischen Sinne hinzu; immer mehr Theilarbeiten werden nun in dem Sinne verselbständigt, dass derselbe Arbeiter in der Regel nur eine derselben vorzunehmen hat und erst durch die Zusammenfassung der Resultate mehrerer solcher Theilarbeiten ein brauchbares Gut gebildet wird. Wirkt die Theilung der Einzelarbeiten einerseits auflösend auf die gesellschaftlichen Gebilde, so bewirkt sie anderseits ein vermehrtes Aufeinander-Angewiesensein der einzelnen Menschen durch die größere gegenseitige Abhängigkeit auf wirtschaftlich-technischem Gebiete.

Das Aufeinander-Angewiesensein ist nun eine der Grundlagen für Erreichung einer höheren Kulturstufe. Jeder in der specialisierenden Richtung gemachte Schritt vermehrt die gegenseitige Abhängigkeit, befördert somit das Gefühl der Zusammengehörigkeit und daher gegenseitigen Liebe ganz im Sinne der christlichen Lehre, — selbstverständlich dort, wo dies auch für die irdischen Angelegenheiten maßgebend bleibt. Dadurch, dass sich die Ausführung der Einzelarbeiten vereinfacht und erleichtert, wird die Arbeit productiver, das heißt, dieselbe Anzahl Menschen kann in derselben Zeit mehr und auch genauer ausgeführte Producte liefern, wodurch es ermöglicht wird, dem Ziele der Volkswirtschaft näher zu kommen, dass nämlich auf einem gegebenen Terrain möglichst viele Menschen einen ihrer Würde entsprechenden Unterhalt finden. Wäre auf dieser Erde irgend etwas im absoluten Sinne gut zu nennen, dann würde der Gedanke, durch rücksichtslose Verfolgung der angedeuteten Richtung zum Heile zu wirken, von Haus aus nicht als Illusion verworfen werden können. Wir haben aber mit der gefallenen menschlichen Natur zu rechnen, die nur zu leicht das „gut“ für sich in Anspruch nimmt und dem Nächsten es versagt. Der Eigennutz mit seinem ganzen Hofstaate von menschlichen Schwächen, der, von der Nächstenliebe und dem allgemeinen Wohle absehend, nur den ihm näherliegenden eigenen Vortheil ins Auge fasst und die durch besondere Umstände errungenen Machtmittel (seien sie physischer, geistiger, autoritativer oder wirtschaftlicher Natur) zur Ausbeutung und Bedrückung des Schwächeren missbraucht, verhindert es, die Zügel auch in einer an sich guten Richtung frei schießen zu lassen.

Nach dem rationalistischem Grundsatze: Jeder für sich wurde bei Zusammenziehung einer großen Zahl von Arbeitern weder der Einfluss berücksichtigt, den dies auf die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse nehmen musste, — namentlich durch Entziehung von Arbeitskräften zum Nachtheile der Landwirtschaft oder auch zuweilen des Handwerks, — noch wurde nach dem Bestande der Familie und ihren Bedürfnissen gefragt, außer

dort, wo die christliche Nächstenliebe fortwirkte und dem Geschäftsgewinne noch nicht nachgestellt war. Nicht Familien, nicht Menschen, sondern „Arbeitskräfte“ wurden gesucht und nach dem von ihnen zu erwartenden Erfolg berechnet. Nicht mehr mit Menschen als solchen, sondern mit „Händen“ hatte man es zu thun. Die Concurrenz, die die Arbeiter gegenseitig sich machten, ward bestimmend für die tiefste Grenze des Lohnes. Konnte der Arbeiter mit seinem Lohne eine Familie ernähren, gut, konnte er es nicht, so frug auch niemand darnach.

Unter den vereinfachten Arbeiten konnten immer mehr auch von Frauen und selbst von zarten Kindern verrichtet werden.

Frauen- und Kinderarbeit greift immer weiter um sich, die Arbeiterconcurrenz vermehrend, wo gesetzliche Schranken nicht gezogen werden. Durch diese Einflüsse, unterstützt von dem durch die Unstätigkeit der Arbeiterverhältnisse und die verbesserten Communicationen geförderten Wandern werden die einzelnen Familienglieder immer selbständiger; der Familienherd erkaltet, die Arbeiterfamilie geht ihrer Auflösung entgegen, wenigstens hört sie auf wirtschaftlichem Gebiete auf, als Einheit zu gelten.

So wirken denn die moralischen und wirtschaftlichen Einflüsse zusammen, um vom Gebiete der Arbeit alle Rücksichten auszuschließen, welche von der Technik und der Unternehmung als solcher nicht erfordert werden.

Ein solcher Zustand, in dem die Moral mit dem Eigennutz, der Mächtige mit dem wirtschaftlich Schwachen, der Führende mit dem Geführten einen ungleichen Kampf zu kämpfen genöthigt ist, hat jene augenfälligen und doch noch zu wenig beachteten Übelstände hervorgerufen, zu deren Bekämpfung von wohlmeinender Seite schon seit Jahrzehnten die entsprechenden Mittel gesucht werden, — Bestrebungen, welche aber bisher kaum mehr erreichen konnten als dass manchen gar zu argen Ausschreitungen Schranken gezogen wurden.

Die schwer zu lösende Aufgabe, das Problem der Probleme auf wirtschaftlich-socialem Gebiete ist es, das Mittel zu finden, welches das gerügte Übel an der Wurzel fasst, ohne die glänzenden auf volks- und weltwirtschaftlichem Gebiete erzielten Erfolge preiszugeben.

Weil beim Ordnen der Gesellschaft die zwei oben erwähnten, allerdings miteinander in Verbindung stehenden, aber doch an sich verschiedenen Punkte zum Ausgang genommen werden können und die parallele Entwicklung aus beiden Ausgangspunkten zugleich ein übermenschliches Unternehmen wäre, so ist es vor Allem nothwendig, sich darüber zu verständigen, ob die natürliche Entwicklung aus der Familie, oder aber die Arbeit als erster Ausgangspunkt gewählt werden soll, allerdings unter steter Berücksichtigung beider aus-

schlaggebenden Momente, sowohl jener natürlichen Entwicklung, als des Zusammenschlusses nach Arbeitszweigen. Ein ganz vergebliches Beginnen wäre es, heute die natürliche Entwicklung in die rechten Bahnen zu leiten, bevor die zwei auflösenden Elemente: Ausschluss der Religion und ihrer Lehren von den weltlichen Beziehungen und Schrankenlosigkeit auf dem Gebiete der Arbeit besiegt sind.

Kirche und Katholiken werden gewiss allerwärts das erste auflösende Element (Vernachlässigung der Religion) bekämpfen; — während das zweite, das zunächst das wirtschaftliche Gebiet berührt, ganz selbstverständlich zum wirtschaftlichen und socialen Arbeitsfeld gehört.

Werden der unbegrenzten Freiheit auf dem Wirtschaftsgebiete entsprechende Grenzen gezogen, dann ist zunächst der Organisation der Arbeit das Feld geebnet. Wird nun hiebei die gebürende Rücksicht auf die Familie genommen, dann wird gleichzeitig der Grundlage der natürlichen Entwicklung — aus der heute so stark zurückgesetzten Familie heraus — ein gesundes Lebenselement zugeführt und so die bürgerliche Gesellschaft selbst neu gekräftigt.

Eine vollkommene Trennung beider Gebiete kann einen guten Erfolg nicht geben. Einseitige bürgerliche Ordnung, welche die Bedürfnisse der Arbeit nicht genügend berücksichtigt, kann ebensowenig Bestand haben als eine einseitige Arbeitsordnung, welche die Bedürfnisse der Menschen, der Familien, der Gesellschaft außeracht läßt.

Deshalb sind auch die socialdemokratischen Bestrebungen, welche einseitig die Arbeit allein berücksichtigen, widernatürlich; sie können nur zeitweise zu einem gewaltsamen, tyrannischen Zusammenschluss führen, niemals aber ein dauerndes gesellschaftliches Gebilde begründen.

Dies sind die Gründe, welche es für uns geboten erscheinen lassen, allerdings die Arbeit als Ausgangspunkt unserer organisatorischen Bestrebungen zu nehmen, aber doch nur unter steter Rücksichtnahme auf die Familie und ihre Bedürfnisse, — so wie schließlich auf das allgemeine Wohl der in Staaten abgeschlossenen menschlichen Gesellschaft.

Die Verbesserung der social-wirtschaftlichen Lage kann entweder von oben herab, von Staatswegen durch feste Arbeitsnormen, Inspectionen der Versicherungen und dergleichen in Angriff genommen werden, ohne Rücksichtnahme auf Begründung einer gesellschaftlichen Gliederung, — oder es wird eine Gliederung der Arbeit angestrebt, um den organisierten Arbeiterstand in den berufsgenossenschaftlich zu reorganisierenden Gesellschaftskörper einzugliedern. Die erste Richtung, das einseitige Eingreifen von oben, würde uns direct dem jede freiheitliche Regung auf wirtschaftlichem Gebiete erstickenden socialdemokratischen Zukunftsstaate entgegenführen; wir werden sie also

gewiss mit aller Macht bekämpfen. Auch für die berufsgenossenschaftliche Organisation kann die Staatsmacht nicht entbehrt werden. Aber weit entfernt davon, sie dem erstarrenden Einflusse des immer weiter umsichgreifenden Bureaukratismus, — der nur in richtigen Grenzen gehalten wohlthätig wirkt, — zu überweisen, soll die Staatsmacht einerseits den Bann brechen, unter dessen Druck die wirtschaftliche Handarbeit infolge des liberalen, auch classisch genannten Systems zu leiden hat; anderseits soll sie dazu dienen, das Zusammengehörige zu gruppieren, damit auf der so geschaffenen Grundlage einer möglichst freien Entwicklung zu lebenskräftigen Gebilden die Wege geebnet werden; endlich soll sie alles abwehren, was einem gedeihlichen Fortschreiten der Organisation hinderlich entgegentritt.

Seit mehr als fünf Decennien ist von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Ländern die Frage der berufsgenossenschaftlichen Organisation studiert worden; auch praktische Vorschläge, ja ganze Organisationspläne wurden vorgebracht und selbst die Gesetzgebung hat diese so wichtige Angelegenheit erfasst; dessenungeachtet ist ein durchschlagender Erfolg nicht zu verzeichnen. Immerhin haben uns Theorie und Praxis manche Lehren gegeben, die wir beherzigen sollen, um dem erstrebten Ziele zum mindesten näher zu kommen. Solche Lehren sind, in kurze Sätze zusammengefasst:

1. Jede schablonenhafte Anwendung, sei es ehemals bewährter alter oder neuer Formen, würde nicht zum Ziele führen.

2. Eine Organisation von oben herab (von Staatswegen) ohne die freudige Mitwirkung von unten wird erfolglos bleiben.

3. Das Bedürfnis einer Gruppierung nach Arbeitszweigen (genossenschaftlich, gewerkschaftlich) wird allgemein gefühlt.

4. Ohne dem größeren oder wenigstens einem großen Theile der großindustriellen Lohnarbeiterschaft eine entsprechende Arbeitständigkeit zu verschaffen, dürften die organisatorischen Bestrebungen nicht gelingen.

5. Der menschlichen Natur entspricht eine zunehmende Verbesserung nicht nur der materiellen Lage, sondern auch der gesellschaftlichen Stellung. (Z. B. stufenweises Aufsteigen vom einfachen Hilfsarbeiter oder Gehilfen zum Führer einer Maschine, zum Werkführer oder zum Aufseher, Monteur, Controlor, Magazineur u. s. w.)

6. Die größere Einförmigkeit der Fabriksarbeit, der Lärm, Staub, üble Geruch, überhaupt die gesundheitsschädigenden und nervenabspannenden Einflüsse erheischen eine vermehrte Abwechslung und Erholung von Körper und Geist.

7. Wie bei allem engen Zusammenleben sind vermehrte moralisierende Einflüsse nothwendig.

8. Je mehr von Jugend auf der Geist der Freiheit und Selbstständigkeit, ja häufig der Auflehnung anerzogen und das Selbstbewusstsein übermäßig genährt wird, desto mehr schrumpft der Einfluss zusammen, der von oben aus auf die Massen ausgeübt werden kann, namentlich wenn deren Zusammenschluss ihr Machtgefühl vermehrt; daraus ergibt sich umsomehr die Nothwendigkeit von gesellschaftlichen, womöglich selbstgewählten Autoritäten.

9. Jedes ungeordnete Auftreten der Arbeitermassen schädigt die Gesellschaft und zunächst die Arbeiterschaft selbst, während durch organisierte Körperschaften mit ihren selbstgewählten Führern Erfolge erzielt werden können, ohne den übrigen Theil der Gesellschaft in Gefahr zu bringen oder zu schädigen.

So weist denn alles hin auf die berufsgenossenschaftliche Organisation, welche trotz der entgegenstehenden Hindernisse erstrebt werden muss. Diesem Zwecke zu dienen, folgt hier die Besprechung einiger Punkte, welche bei Inangriffnahme der organisatorischen Arbeit schwer ins Gewicht fallen.

Sollen nun die von der Geschichte und den theoretischen Untersuchungen gegebenen Lehren in Wirklichkeit Anwendung finden, dann erheben sich allerdings viele neue — aber nicht unüberwindliche — Schwierigkeiten.

Es sind hier drei Arbeitsgebiete zu berücksichtigen. Werfen wir also einen Blick auf den Bauernstand, auf das Gewerbe und schließlich auf die ganz unorganisierte Fabriksarbeiterschaft.

Von den rein kulturellen Erscheinungen der Landwirtschaft wird hier abgesehen. Die Klage des Landwirtes, dass er keine oder nicht genügende oder nicht entsprechende Hilfsarbeiter oft selbst für hohen Lohn bekomme, ist allgemein bekannt. Die unnatürliche Preisbildung landwirtschaftlicher Producte durch Börsenspiel und andere Einflüsse ist ein Übelstand, der aber als mitbeeinflussend doch erwähnt werden muss. Desgleichen sei hier nur im Allgemeinen hingewiesen auf die schwer drückenden Abgaben, sei es in Form der Steuern und Umlagen oder der Schuld-Zinsen. Das Ergebnis aller ungünstigen Momente, welche uns hier interessieren, ist, dass in der Regel die Landwirtschaft unter den gewöhnlichen Verhältnissen (ohne Wald und Gärten) kaum mehr als den Arbeitslohn abwirft. Wo mehr gewonnen wird, ist mit der größten Wahrscheinlichkeit darauf zu rechnen, dass ausnahmsweise Umstände vorwalten oder dass irgend eine ländliche Industrie (Milch-, Käse-Wirtschaft, Brennerei, Brauerei &c.) damit verbunden ist. Je weniger Hilfsarbeiter der Bauer braucht und je mehr die eigene Familie zur regelmäßigen Bewirtschaftung genügt, desto besser wird sie sich stehen. Daraus folgt, dass alle jene Einrichtungen gefördert werden sollten, welche geeignet sind, soviele Familienangehörige, als Arbeitskräfte zur Bewirtschaftung erfordert werden, zu bestimmen, freiwillig am Hofe

zu bleiben; überhaupt wird es geboten sein, durch Schaffung untheilbarer Wirtschaften und durch deren Bevorzugung (bei der Besteuerung, bezüglich des Militärdienstes und bei den Erbgängen) jene Bauernwirtschaften zu kräftigen, zu deren Bewirtschaftung die Arbeit der eigenen engeren Familie genügt. Hierher sind einerseits auch die kleinen Wirtschaften zu zählen, welche durch Zupachtungen ihre Wirtschaft ergänzen, um die Arbeitskraft voll auszunützen; anderseits auch jene größeren Wirtschaften, in denen der Bauer noch selbst den Pflug führt, und wo die Hilfsarbeiter mit ihm als Hausgenossen — gleichsam Familienangehörige — am selben Tische gemeinsam die Mahlzeiten einnehmen. Wo diese Merkmale nicht zutreffen, da hat man es mit Gutsbesitzern oder wenigstens mit Herrenbauern zu thun, die allerdings auch sehr berücksichtigenswert sind, bei denen aber der Besitz mit fremder Arbeit mehr ins Gewicht fällt als die eigene Händearbeit und die daher bei den Guts- und Großgrundbesitzern organisch einzugliedern sind.

Hier haben wir es mit der ersten Stufe, mit der breiten Grundlage der Eigenarbeit zu thun. Eine schwer zu lösende Aufgabe ist die Eingliederung der landwirtschaftlichen Hilfsarbeiter. Die Schwierigkeit liegt zumeist in der Verbreitung auf weite Gebiete bei Vereinigung einer nur geringen Zahl an einem Orte, dann in der ungleichen Vertheilung der Arbeiten in den verschiedenen Jahreszeiten und endlich darin, dass junge Leute die gesunde aber harte Arbeit in der Wirtschaft nur zu gerne mit der weniger anstrengenden, im Vereine mit Kameraden zu leistenden Fabriksarbeit vertauschen.

Einen eigenen Stand landwirtschaftlicher Hilfsarbeiter zu bilden, unterliegt also großen Schwierigkeiten. Weil aber diese Arbeiter sich zumeist aus Landwirtschaft treibenden Kleinbesitzern, Häuslern und Taglöhnern recrutieren, dürften sie vielleicht bei der organischen Gliederung zu den Landwirtschaft treibenden Kleinhäuslern zugezählt werden. Ich getraue mich nicht hierüber ein abschließendes Urtheil zu fällen; gewiss aber ist diese Frage nicht nach vorgefassten Meinungen, sondern auf Grundlage der thatsächlich bestehenden Verhältnisse, wie sie sich naturgemäß entwickelt haben, in dem Sinne zu lösen, dass diese Arbeiter mit ihren Familien möglichst stabil gemacht werden, (wie Pilat sehr treffend meint, dadurch, dass man ihnen den Erwerb von Häuschen und Grundstücken erleichtert) und dass mit geregelten Erwerbsverhältnissen gleichzeitig das Standesbewusstsein als Landarbeiter gehoben werde.

Im Gewerbe kann man eine ähnliche Erscheinung beobachten, wenigstens insoferne, als auch das Handwerk ohne oder mit geringer Hilfskraft, theilweise allerdings in neuer Form, an Umfang gewinnt, während das mit Hilfsarbeitern in größerer Zahl arbeitende Gewerbe die erdrückende Concurrenz der Fabriken auszuhalten hat

Dieser letztere Theil des Gewerbes bildet sich immer mehr zum Großbetriebe aus. Das Gewerbe ist eben in einer sehr weitgehenden Umwandlung begriffen. Einestheils zieht der Großbetrieb immer mehr kleingewerbliche Arbeiten und Unternehmungen (im Handwerk und Kleinhandel) in sein Bereich; anderntheils hat sich aber eine neue Schichte von Arbeitern herausentwickelt, die, zwischen Handwerkern und Manufacturarbeitern in der Mitte stehend, heute im Dienste der Großunternehmer und von diesen ganz abhängig ist. Es ist dies jener Theil, der zur sogenannten Hausindustrie gehört. Diese ist aber wohl zu unterscheiden von der ehemals im Hause betriebenen gewerblichen Nebenarbeit, die man ebenfalls Hausindustrie nannte, während heute der eigentliche Haupterwerb unter diese Bezeichnung fällt. Die Bewirtschaftung eines Gartens oder kleinen Ackers liefert zuweilen einen Nebenverdienst, der es ermöglicht mit geringerem Lohne vorlieb zu nehmen, ohne zu verhungern.

Ebenso wie bei der Landwirtschaft wird es wohl auch hier geboten sein, bei den organisatorischen Bestrebungen von unten, von den geringsten Arbeiten auszugehen. Auch beim Gewerbe ist es nothwendig auseinanderzuhalten: das mit einem nennenswerten Besitze verbundene Gewerbe, und jenes, welches beinahe ausschließlich auf die eigene Arbeit begründet ist (Handwerk, Fragnerei und kleine Greislerei).

Man strebt darnach, durch einen Zusammenschluss der kleinen Gewerbebetriebe diese zu befähigen, den Concurrenzkampf mit den Fabriken aufzunehmen. Gewiss werden sich cooperative Unternehmungen bewähren können, welche allein oder doch vorwiegend auf Arbeit begründet sind; — auch der Zusammenschluss kleiner Besitzer zur Gründung und zum Betriebe einer großen wirtschaftlichen Unternehmung wird häufig gute Früchte bringen; — aber das Bestreben, das kleine Gewerbe als solches durch Vereinigung zu großen Unternehmungen retten zu wollen, enthält einen inneren Widerspruch, weil eben dann ein neues Großunternehmen entstanden ist, das so und so viele gewerbliche Betriebe in sich aufgesogen, d. h. eine gleiche Anzahl Einzelunternehmer vernichtet hat. Das Gewerbe hört dann einfach auf, Kleingewerbe, respective Handwerk zu sein.

Hier möchte ich also ein besonderes Gewicht legen einerseits auf den Rest des ganz kleinen Handwerks, welches von der Eigenarbeit des Meisters abhängt, der allein mit einem Lehrjungen ohne oder mit höchstens einem bis zwei Gesellen arbeitet, gleichgiltig ob hier ganze Ware fertiggestellt oder bloß Flickarbeit und Appretur geleistet wird; anderseits auf die neuartige obenerwähnte Hausarbeit. Hier namentlich sollte angesetzt werden, um dem Kleingewerbe eine breitere Basis zu geben und ihm ein neues Lebenselement zuzuführen. Die so sehr ausgebeuteten Sweaters, die um Hunger-

löhne für Subunternehmer schwitzenden Hausarbeiter, haben eine ähnliche Stellung, wie sie einstens, vor Bildung der Zünfte, die damaligen Handwerker einnahmen. Ohne Besitz und unfrei hatten diese nur die ihnen übertragenen Arbeiten an dem ihnen gelieferten Material zu leisten. Heute haben diese Sweaters allerdings eine rechtliche Freiheit in der Gesellschaft, aber die wirtschaftliche Unfreiheit ist vielleicht noch drückender als die ehemalige gesellschaftliche, weil hier der Hunger die Schranken zieht.

Die Technik der Betriebe und die wirtschaftlichen Bedürfnisse führen zu einer Erweiterung dieser Schichte von Arbeitern, welche heute bereits so mächtig angewachsen ist, dass ein Eingreifen auf diesem Gebiete und die Verbesserung der Lebensstellung auch von anderer Seite als nothwendig anerkannt worden ist. (Siehe auch die jüngst veranlasste officielle Enquête).

Doch über das Wie sind die Meinungen getheilt. Es handelt sich eben darum, ob diese Hausarbeiter dem Gewerbegesetze unterworfen oder als industrielle Lohnarbeiter behandelt werden sollen. — Eine principielle Entscheidung zu fällen unterliegt hier keiner Schwierigkeit, aber der praktischen Durchführung stehen bedeutende Hindernisse entgegen. Mit ein wenig gutem Willen könnten diese jedoch ganz gut behoben werden. Man darf sich nur nicht schrecken lassen durch die Drohung von verminderter Ausfuhr; dies schon deswegen nicht, weil das Geld, welches das Ausland für diese Ware liefert, nur einigen Unternehmern auf Kosten der Gesundheit einer großen Zahl von arbeitenden Familien zugute kommt.

Wenn diese Hausarbeiter, — seien es Weber in Vorarlberg oder Kunststicker oder Leinweber in Niederösterreich, die Sitzgesellen in Mähren, in Wien und anderwärts, — welche für große Verkaufhäuser arbeiten, als selbständige Gewerbetreibende gesetzlich anerkannt würden, die sich zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen, wenn nöthig auch für gemeinsamen Absatz, corporativ zu verbinden hätten; — wenn ferner es ihr und überhaupt der Handwerker ausschließliches Recht wäre, das vorzunehmen, was zur individuellen Anpassung gehört und was ja doch im Gegensatze zur Fabrikarbeit eine ausschließlich handwerksmäßige Thätigkeit und Kundenarbeit ist, dann wäre die Grundlage, und zwar eine recht solide Grundlage für diese neue Hauptabtheilung des eigentlichen Handwerkes geschaffen.

Wenn ich in wenigen Worten die Richtung bezeichnen soll, welche, wie ich meine, eingeschlagen werden sollte, um das kleine Gewerbe nicht nur nothdürftig fortbestehen zu machen, sondern ihm eine den bestehenden volkswirtschaftlichen Verhältnissen entsprechende feste Stellung zu erringen, so sage ich: nicht die Ausgestaltung des kleinen Gewerbes zum Großbetriebe, sondern die Erweiterung des Gebietes des eigentlichen Handwerkes sollte angestrebt werden.

Der Schutz, der dem mit vermehrter Hilfskraft arbeitenden mittleren Gewerbe zukommen sollte, gehört nicht mehr in den engen Kreis unserer Erörterungen. Nur zur Vermeidung missverständlicher Auffassung sei bemerkt, dass auch dieser Gewerbetheil erhalten und gekräftigt werden sollte, und zwar noch mehr aus socialen als aus wirtschaftlichen Gründen.

Wenn wir nunmehr zur Betrachtung der Organisation der industriellen Hilfsarbeiterschaft übergehen, so betreten wir ein beinahe jungfräuliches Terrain, auf dem wir uns um so schwerer zurechtfinden können, als die Vergangenheit uns äußerst wenige Orientierungspunkte gewährt. Ähnliche Zustände von Arbeiteransammlung unter gemeinsamer Leistung finden wir auch im Alterthum, namentlich in der römischen Kaiserzeit, aber das Heidenthum mit seiner Sclavenarbeit gewährt keinen Anhaltspunkt für unsere Bestrebungen.

Die Ansammlungen der Bergleute und Weber in der christlichen Zeit betrafen nur einen geringen Theil der Arbeiterschaft; damals war übrigens die weitgehende Arbeitstheilung im technischen Sinne, welche die Voraussetzung der heutigen Zustände ist, noch nicht durchgeführt. Auch hier finden wir demnach nichts vor, das als Vorbild für eine wirtschaftliche Organisation der industriellen Arbeiterschaft dienen könnte.

Je freier das Terrain ist, je weniger Orientierungspunkte sich vorfinden, desto mehr ist es nothwendig, gleich dem Schiffer und dem Wanderer in weiten Ebenen eine sichere Bussole zu Hilfe zu nehmen, um die Hauptrichtung zu erkennen, welche niemals aus den Augen gelassen werden darf. Viele haben es gewiss schon erfahren, wie gefährlich es ist, nach Verlassen des Ausgangspunktes mitten im offenen Terrain sich orientieren zu wollen; kaum jemals wird man dann das vorgesetzte Ziel erreichen. Diese, von der Erfahrung gegebene Lehre sollte auch für unser Forschen auf der weiten, kahlen Fläche des industriellen Arbeitsgebietes maßgebend sein. Das will sagen: verlieren wir uns nicht in detaillierte Organisationspläne, sondern fassen wir das Ziel ins Auge, bestimmen wir nur die allernächsten zu erreichenden Punkte und vertrauen wir dann auf Gott, dass er unsere fortgesetzte Arbeit segnen und den gelegten Keim zu einem fruchtbringenden Baum entfalten lassen werde! Nicht nach augenblicklichen Vortheilen dürfen wir also haschen, sondern das Endziel im Auge behaltend nur das vornehmen, was uns diesem näher bringt.

Unser Ausgangspunkt ist die innige Liebe zu unseren in der Arbeiterschaft vereinigten Nächsten unter Berücksichtigung ihrer moralisch und wirtschaftlich gefährdeten Lage. Unser Ziel sei, die Arbeiterschaft, natur- und sachgemäß gegliedert, als ein wesentliches und vollberechtigtes Glied der allgemeinen bürgerlichen Gesellschaft organisch einzufügen und dadurch ihre ungünstige Lage dauernd zu verbessern.

Zwischen Ausgangspunkt und Ziel werden sich gewiss gar manche Palliativmittel und momentane Erleichterungen und Besserungen finden, aber so wünschenswert dieselben auch sind, sie dürfen uns niemals von dem vorgesteckten Endziel als einzigem wirklichen Heilmittel ablenken. Sodann ist es nothwendig, die bestehende allgemeine Lage und die wahren Bedürfnisse so wie die natürlichen Attractionen zu erkennen.

Von der allgemeinen Lage war im Vorstehenden bereits die Rede. Ein inniger Zusammenschluss der Industriearbeiter sowohl innerhalb der Fabrik als über diese hinausgehend wird allgemein als Bedürfnis gefühlt. Als mächtigste Anziehung erweist sich die gleiche oder gleichartige wirtschaftliche Arbeit, kurz gesagt, die Gliederung nach Arbeitszweigen. Die Bildung von Gewerkschaften wird bereits als wünschenswert anerkannt. Diesem natürlichen Drange werden wir gewiss Rechnung tragen und die Gliederung nach Gewerkschaften als eine der Grundlagen der Arbeiterorganisation möglichst fördern.

Vielleicht wird mancher zögern dafür einzutreten, aus Furcht, in socialdemokratischem Sinne zu wirken. Aber diejenigen, welche von dem gewiss richtigen Gefühle durchdrungen sind, dass die Socialdemokratie die größte Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft und für das wahre Wohl der Arbeiter ist, mögen ganz unbesorgt sein. Die Gewerkschaften gehören durchaus nicht zum socialdemokratischen System, ja sie sind sogar mit diesem in einem Widerspruch, insoferne die Socialdemokratie auf dem von Sieyès ausgesprochenen Grundsatze steht, dass es nur Eine wirkliche Corporation geben darf, und das ist der Staat; unter diesem mögen administrative Eintheilungen, nicht aber organische, lebensvolle Corporationen, die wegen ihrer naturgemäßen, eigenartigen Bestrebungen, die sie von anderen mehr absondern, von Kautzky als aristokratisch bezeichnet und verurtheilt werden, bestehen. Jedwelcher Schritt, der zu einer organischen Arbeits- und Gesellschaftsgliederung führt, ist ein Schnitt in das socialdemokratische Fleisch, — wenn auch zeitweise unsere Bestrebungen parallel zu laufen scheinen. Jede Bildung einer Gewerkschaft als organisches Glied muss daher von uns mit Freude begrüßt werden, selbst dann, wenn anfänglich die Socialdemokratie die Hand dort mit im Spiele hatte.

Ein anderes, dem menschlichen Gefühl entsprechendes Streben ist, wie schon erwähnt, die Verbesserung der socialen Stellung. Eine solche stufenweise (ich sage nicht gerne hierarchische) Eintheilung würde auch eine Gliederung innerhalb der großen Unternehmungen befördern. Wichtig hiebei ist, eine derartige Stabilität in den Arbeitsverhältnissen der höher stehenden Arbeiter zu schaffen, dass nicht ein Titel ohne Mittel gegeben werde. Erst

wenn eine solche aufsteigende Arbeitsordnung gegründet ist, wird eine weitergehende Gliederung innerhalb der Fabrik ernstlich in Angriff genommen werden können.

Und nun sei noch eines dritten Hauptpunktes für die organische Gliederung der industriellen Lohnarbeiterschaft Erwähnung gethan — der Familie. Wie für Jedermann ist für den industriellen Arbeiter die Familie das theuerste Kleinod, das er besitzt, aus dem er hervorgeht, um sodann ein neues solches zu begründen. Sie, im christlichen Sinne erfaßt, ist die Grundlage für Erhaltung von Sitte, Moral, Ehrbarkeit, Kraft und Gesundheit, für das wahre Wohl der Arbeiterschaft sowohl als der ganzen Gesellschaft. Die Familie ist die Voraussetzung für Organisation und gedeihliche Entwicklung nicht nur der bürgerlichen Gesellschaft im Allgemeinen, sondern auch der Arbeiterschaft. Alle Mittel, welche darauf hinzielen, die Arbeiter-Familie und den Familiensinn zu kräftigen, werden wir darum mit Freude ergreifen.

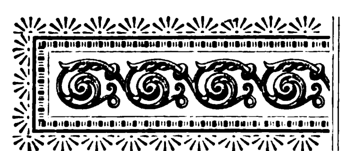
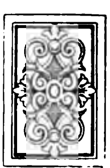
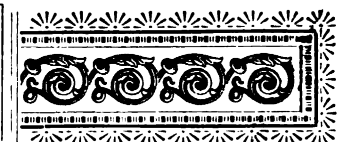
Zum Schlusse sei es gestattet, die Ergebnisse aus den obigen Ausführungen kurz zusammenzufassen:

Auf landwirtschaftlichem Gebiete: Möglichste Unterstützung der auf eigene Arbeit der Familie, eventuell mit geringer Beihilfe, beschränkten Wirtschaften, — ferner Organisation der landwirtschaftlichen Hilfsarbeiter.

Im Gewerbe: Beschützung des kleinen auf eigene Arbeit oder ganz geringe Hilfe beschränkten Handwerkes und Kleinhandels; Einreihung der hausarbeitenden Lohnarbeiter in die Kategorie der Handwerker und corporativer Zusammenschluss derselben mit bestimmten Vorrechten.

In der Großindustrie: systematische Einführung der Gewerkschaften; Schaffung einer aufsteigenden Arbeiterordnung und Stabilisierung wenigstens eines großen Theiles der Lohnarbeiter; weitgehender Schutz der Familie gegen die auflösenden und demoralisierenden Einflüsse.



Die Deutschen in ausländischer Beleuchtung, im Lichte ihrer Geschichte und Sprache.

Von **Georg Grupp.**

I.

Die Völker sind sich ihrer Eigenschaften, ihrer Tugenden so gut bewusst, wie die Einzelnen. Die Deutschen sprechen nicht ohne Grund von deutscher Ehrlichkeit, von deutscher Treue, von deutschem Gemüthe, die Franzosen von französischer Klarheit und Eleganz, von Bravour, Elan und Esprit. Wenn man in Italien reist, hört man kein Wort häufiger als bello, bellissimo, bellezza. Wenigstens hierin drückt sich das italienische Schönheitsgefühl und das Bewusstsein davon aus. Nicht selten hört man auch galantuomo. Die Engländer sind stolz auf ihren Ernst und ihr Schicklichkeitsgefühl, respectability, cant, die Spanier auf ihre grandezza.

Das Bewusstsein der Völker wird natürlich geschärft im Verkehr mit anderen Völkern. Je näher sich die Völker gegenüberstehen, desto schärfer wird dies Bewusstsein. Daher haben die Deutschen und Franzosen ein so starkes Nationalgefühl. Ebenso stolz wie die Deutschen auf ihre Ehrlichkeit und ihren Idealismus, sind die Franzosen auf ihre Logik und Feinheit. Die Franzosen sehen auf die Deutschen herab als auf plumpe Barbaren, auf langsam schwerfällige „Michel“. Umgekehrt erscheint der Franzose in den Augen des Deutschen als leichtfertig, windig, verdorben.

Die deutsche Treue, die deutsche Ehrlichkeit — wie oft ist sie schon verherrlicht worden, seitdem Tacitus sie an den Deutschen rühmte. Er nennt sie zwar nicht ausdrücklich ehrlich, aber ehrbar, keusch und tapfer. Von der deutschen Tapferkeit machten die Römer praktische Erfahrungen. Sie empfanden bald, dass hier ein Volk vor ihnen stehe, das sich von allen anderen Völkern unterscheide, mit denen sie es zu thun hatten. Vom deutschen Gemüth sprach Tacitus noch nicht. Das gieng erst im Christenthum auf und blüht herrlich im Mittelalter, in der deutschen Minnedichtung und in der Mystik. Das deutsche Gemüth und die deutsche Wahrhaftigkeit machte sich, sagt man,

)
n
ack
en,
en=
be=
ichen
ltur.
dliche
mehr
omische

ung als
mmt, ist
üher gab
neke, den
Bernhard".
Landratte,
Nestküchlein,
m, Backfisch,
röte, Pickel=
g, dann nach
ulwurfsarbeit,
ente, Schnurr=
**) Man sagt
g oder anderen

unterschätzen. Die
adter: wenn man
unter den Laden=
er in offenen Ge=
en Tag für Tag
n bekommen. Die

Der deutsche Wandertrieb hat seit der Völkerwanderung nie ganz nachgelassen. Nachdem die Auswanderung nach Süden und Westen ins römische Reich unmöglich geworden war, drängten die Germanen nach Osten und Norden und eroberten slavische Gebiete. Am Schluss des Mittelalters kamen die Deutschen als Landsknechte und Reisläufer in aller Herren Länder und nach dem dreißigjährigen Kriege zogen sie in großen Scharen in die Colonialländer. Leider giengen alle diese Auswanderer dem Deutschthum verloren, sie gaben ihre Stammesart auf. Alle deutschen selbständigen Colonialversuche misslangen, so z. B. der des Johann Joachim Becher 1668. Die Deutschen haben das Plus ultra ihres Kaisers Karl V. nicht in die That übersetzt. Im Zeitalter der Entdeckungen und Colonisation verloren sich die Deutschen in die unseligen Glaubensstreitigkeiten. Die Deutschen hatten kein rechtes Vaterland, keinen festen Staat mehr, darum erhielten sie auch keine Colonien, kein Fremdland. Den Deutschen misslang die Staatseinheit. Viel früher gelangten die Franzosen und Engländer zu einem einheitlichen Staate, beide begünstigt durch ihr Land. Die Deutschen haben kein geschlossenes Gebiet, gerade darum drängten sie nach allen Richtungen auseinander.

Die Folgen der deutschen Uneinigkeiten machten sich schon im späteren Mittelalter bemerklich. Die Furcht vor den Deutschen, die bisher die romanischen Völker bedrückt hatte, ließ nach. Schon im 14. Jahrhundert sprach ein Mailänder, Notar Johann von Cromenata, den Deutschen die eigentliche militärische Zucht ab.*) Dass sie furchtbar werden konnten, wusste man aber wohl. „Wenn das deutsche Volk eines Sinnes wäre und von einem Herrscher geleitet würde, so wäre es unbesiegbar und bei weitem das stärkste": so schrieb um 1470 der Athener Laonikos Chalkokondylas in seiner Türkengeschichte. Die Reformation machte die deutsche Uneinigkeit zu einer unheilbaren Krankheit. Das Volk wurde schwach und immer schwächer, es wurde zu einem Bedientenvolke, wie man es hieß. Der deutsche Michel wurde zum Gespötte des Auslandes. Goethe nannte das deutsche Volk „so achtbar im Einzelnen und so miserabel im ganzen." Zur Zeit der größten Schwäche bereiste Frau von Stael Deutschland. Da war Deutschland zerrissen, ohnmächtig und arm. Daher konnte Stael von dem Volke, das freiheitsliebend war wie wenige, schreiben, die Freiheitsliebe sei bei dem Deutschen nicht sehr entwickelt. Da ihm das Feld der öffentlichen Thätigkeit verschlossen ist, da ihm die politische Freiheit fehlt, so wirft er sich, meint Stael, desto entschiedener auf die Innenwelt, auf das Geistesleben. Hier ist er bald kühn im Denken

*) Stolida gens Germaniae disciplinae militaris ignara bei Helmolt in dem Werke: Das deutsche Volksthum v. H. Meyer. S. 143.

bis zur Vermessenheit, bald weich und empfindsam bis zur Thränenseligkeit. Das deutsche Volk ist ein Volk von Dichtern und Denkern. Sagte doch Jean Paul: „Den Engländern gehört das Reich der Meere, den Franzosen das Reich der Erde, den Deutschen das Reich der Lüfte."

Anerkennung fand und findet immer das deutsche Gemüth. Gemüth ist etwas wesentliches Deutsches; wie man allgemein zugibt, findet sich schon das Wort „Gemüth" sonst in keiner Sprache, so wenig wie der Ausdruck „Sehnsucht". Das deutsche Gemüth ist mannigfaltig in seinen Erscheinungen, es zeigt sich in seiner Natur- und Heimatsliebe, es zeigt sich im Familien- und Gesellschaftsleben, es zeigt sich in der Dichtung und Musik. Es ist begründet in dem kälteren Klima und in geschichtlichen Umständen, im deutschen Individualismus und in dem ländlichen Charakter der deutschen Kultur. Das kältere Klima, der Mangel an Verkehr, das überwiegend ländliche Leben, die Zerstreuung des Volkes über das Land wies den Einzelnen mehr auf sich, ließ keinen gesellschaftlichen Geist aufkommen, wie ihn die römische Städtekultur in den romanischen Ländern ermöglichte.*)

Das deutsche Gemüth äußert sich vor allem in der Naturliebe.

Zur Natur steht der Germane in viel gemüthlicherer Beziehung als der Romane. Eine Thierquälerei, wie sie bei den Romanen vorkommt, ist glücklicherweise bei den Deutschen eine seltene Ausnahme. Schon früher gab der Germane den Thieren Kosenamen, er nannte den Fuchs Reineke, den „kleinen Reinhard", den Kater Hinze, den Bär Petz, den „kleinen Bernhard". Der Deutsche spricht vom Neidhammel, Kampfhahn, Schlafratz, Landratte, Sündenbock, Paradehengst, Kammerkätzchen, Windhund, Bönhase, Nestküchlein, Brummbär, Eintagsfliege, Hahnrei (eigentlich Kapaun), Bücherwurm, Backfisch, Schmutzfink, Briefmarder, Pechvogel, Großprotz von brotze, Kröte, Pickelhering, (Possenreißer, ursprünglich so viel wie gepökelter Hering, dann nach der Lieblingsspeise auf den Lustigmacher übertragen), Maulwurfsarbeit, Bienenfleiß, Eselsbrücke, Katzensprung, Krokodilsthräne, Zeitungsente, Schnurrbart von den Schnurren-Barthaaren der Katze, Grünschnabel.**) Man sagt emsig von der Ameise oder Emse, flatterhaft vom Schmetterling oder anderen

*) Die äußeren Umstände darf man nicht überschätzen noch unterschätzen. Die Bauern pflegen sich am liebsten zu verbergen; ganz anders die Städter: wenn man durch die Straßen einer Stadt geht, sieht man sicher fast überall unter den Ladenthüren Geschäftsleute stehen. Früher arbeiteten noch die Handwerker in offenen Gelassen. Der Schreiber dieses, der auf dem Lande lebt, kann dagegen Tag für Tag an Häusern vorbeigehen, ohne im Jahre jemand zu Gesicht zu bekommen. Die Bauern verstecken sich förmlich.

**) Weise in H. Meyer's „Deutschem Volksthum." S. 221.

geflügelten Thieren, dickfellig vom Nashorn oder anderen Dickhäutern, ungeleckt vom Bären, aalglatt, fuchswild, lammfromm, löwenstark, mäuschenstill, katzenfreundlich, spinnefeind, wolfshungrig, bockbeinig, bärbeißig, hundsgemein, sauwohl; geputzt wie ein Pfingstochse, arm wie eine Kirchenmaus, zänkisch wie ein Rohrspatz. Verwandt sind die Zeitwörter: ködern, sich einpuppen, schwärmen, die Fühler oder Fühlhörner ausstrecken, sich hinschlängeln, züngeln, mit allen Hunden hetzen vom Wild, tapfer einhauen vom Eber, der Kamm schwillt ihm wie dem Hahne, oder volksthümliche Ausdrücke wie schwanen, wurmen, verhunzen, nachäffen, mausen, ochsen, büffeln, storchen, kälbern, sich schnäbeln, sich mopsen, sich katzbalgen, maikäfern, kaponieren, anpetzen, schnüffeln, schnauzen. Man sagt den rothen Hahn aufs Dach setzen, einen Bären aufbinden, man spricht vom Hecht im Karpfenteich, ein Hühnchen mit einem rupfen, das Hasenpanier ergreifen.*)

Wie den Thieren schenkte der Deutsche den Blumen seine Neigung. Die deutsche Liebhaberei für Blumen wird auch von den Franzosen anerkannt, namentlich die Vorliebe für Zimmerblumen. Der Deutsche gibt den Blumen poetische, sinnige Namen, wie Männertreu und Augentrost, brennende Liebe und Vergißmeinnicht, Maßliebchen (mundartlich matelief, die Matte liebend) und Braut im Haar. Sinnig sind die Ausdrücke Otterzunge, Löwenzahn, Hahnenfuß, Mausohr, Bocksbart, Storchschnabel und Bärenklau.

Das Gemüth des Deutschen zeigt sich ferner in seiner Heimatliebe. Bei allem Drang in die Ferne hängt der Deutsche an seiner Heimat. Diese Heimatsliebe bildet das Gegengewicht gegen den Wandertrieb.**) Das Heimweh hat eine tiefere Bedeutung, einen tieferen Klang als etwa mal du pays: „Wer aus dem Lande ist, ist im Elend, wer daheim ist, der ist daheim."

Den deutlichsten Beweis für die Herrschaft des Gemüthes sieht Stael in der Vorliebe für Musik. An die deutsche Musikliebe erinnert eine Menge von sprichwörtlichen Redensarten, man spricht von dem Tonangeben, die erste Geige spielen, eine Saite anschlagen, zartbesaitet, eintönig, eine Saite aufziehen, vom Misklang, vom Takt, alle Register ziehen, einen Dämpfer aufsetzen, ein Lied von etwas singen, das Ende vom Lied, aus dem letzten Loch pfeifen u. s. f. Musikalisch sind auch andere Völker, Italiener, Slaven, aber die deutsche Musik hat mehr Gemüth. Das deutsche Volkslied ist etwas, was man in dieser Form nicht wieder findet; so schlicht und so fröhlich, so innig und so kraftvoll klingt nirgends das Lied! Wie gemüthvoll waren schon die

*) Weise a. a. O. S. 242.

**) Bei Helmolt S. 128 in Meyer's „Deutschem Volksthum" sind Beispiele angeführt.

deutschen Lieder des endenden Mittelalters: „Innsbruck ich muss dich lassen", um 1500*). Das Lied erhält dem Deutschen selbst in der Fremde, auch wenn er ganz verloren ist unter fremdem Volke, noch einigermaßen das Bewusstsein, die Erinnerung an sein Vaterland wach. „Keine Zunge", sagte Karl Schurz 1897 zu New-York, „hat in so reicher Fülle und in so schöner Innigkeit und Kraft das hervorgebracht, was das Volk singt: das Lied. Mit der deutschen Muttersprache ist das deutsche Lied dem Herzen entsprungen und hat seinen Weg um die Welt gemacht. Dem deutschen Geist und dem deutschen Streben mag manches widerstehen — dem deutschen Liede widersteht nichts."

Das deutsche Gemüth äußert sich ferner in einer tiefen Religiosität. Das religiöse Bedürfnis ist bei dem deutschen gemeinen Mann viel stärker als in Frankreich. 1870 haben dies unparteiische Franzosen aufrichtig zugestanden. Monod **) erzählt, die verwundeten Soldaten haben in den Lazarethen gerne religiöse Schriften, besonders die Bibel gelesen, die französischen Soldaten haben aber meist nicht einmal lesen können, haben keine Sehnsucht nach einem Buch gehabt, sie haben über die Religion und Kirche vielfach nur gespottet.

Endlich weisen Fremde gern auf die Weihnachtsfeier der Deutschen als einen Beweis ihres Gemüthes hin.***) Die Weihnachtsfeier in ihrer heutigen Form ist freilich nicht alt. Den Weihnachtsbaum hat erst die Romantik verbreitet.

Deutschland ist das Land der Romantik. Als solches erscheint es in besonders glänzendem Licht. Das romantische Deutschland hat tief auf die französische Phantasie gewirkt. Diese Wirkung war so stark, dass auch nach 1870 der stärkste Chauvinismus nicht hinderte, Deutschland als das Land der Romantik zu preisen. In diesem Lichte erscheint Deutschland noch in den jüngsten Reisebeschreibungen, obwohl der Einschränkungen immer mehr werden. Nach einer deutschen Sage, schreibt Wyzewa †), tanzen die Schatten der verstorbenen Bräute jede Nacht am Wegrain und jeder Mann, der vorübergeht, muss sich in ihren Reigen mischen. „Ganz Deutschland ist ein solches nächtliches Gefilde, wo gestorbene Jungfrauen, die Willies ††) tanzen: todte Sachen, die Denkmäler, die Malereien, die Lieder, die Sagen haben

*) Helmolt a. a. O. 134.

**) Monod, Allemands et Français souvenirs de campagne. Paris 1872, S. 68, 116.

***) Ramin, Impressions d' Allemagne. S. 80.

†) Chez les Allemands. Paris 1895. S. 83.

††) Willies kennt die germanische Mythologie nicht. Vielleicht liegt eine Verwechslung mit den slavischen Vilen vor.

Zwischen Ausgangspunkt und Ziel werden sich gewiss gar manche Palliativmittel und momentane Erleichterungen und Besserungen finden, aber so wünschenswert dieselben auch sind, sie dürfen uns niemals von dem vorgesteckten Endziel als einzigem wirklichen Heilmittel ablenken. Sodann ist es nothwendig, die bestehende allgemeine Lage und die wahren Bedürfnisse so wie die natürlichen Attractionen zu erkennen.

Von der allgemeinen Lage war im Vorstehenden bereits die Rede. Ein inniger Zusammenschluss der Industriearbeiter sowohl innerhalb der Fabrik als über diese hinausgehend wird allgemein als Bedürfnis gefühlt. Als mächtigste Anziehung erweist sich die gleiche oder gleichartige wirtschaftliche Arbeit, kurz gesagt, die Gliederung nach Arbeitszweigen. Die Bildung von Gewerkschaften wird bereits als wünschenswert anerkannt. Diesem natürlichen Drange werden wir gewiss Rechnung tragen und die Gliederung nach Gewerkschaften als eine der Grundlagen der Arbeiterorganisation möglichst fördern.

Vielleicht wird mancher zögern dafür einzutreten, aus Furcht, in socialdemokratischem Sinne zu wirken. Aber diejenigen, welche von dem gewiss richtigen Gefühle durchdrungen sind, dass die Socialdemokratie die größte Gefahr für die bürgerliche Gesellschaft und für das wahre Wohl der Arbeiter ist, mögen ganz unbesorgt sein. Die Gewerkschaften gehören durchaus nicht zum socialdemokratischen System, ja sie sind sogar mit diesem in einem Widerspruch, insoferne die Socialdemokratie auf dem von Sieyès ausgesprochenen Grundsatze steht, dass es nur Eine wirkliche Corporation geben darf, und das ist der Staat; unter diesem mögen administrative Eintheilungen, nicht aber organische, lebensvolle Corporationen, die wegen ihrer naturgemäßen, eigenartigen Bestrebungen, die sie von anderen mehr absondern, von Kautzky als aristokratisch bezeichnet und verurtheilt werden, bestehen. Jedwelcher Schritt, der zu einer organischen Arbeits- und Gesellschaftsgliederung führt, ist ein Schnitt in das socialdemokratische Fleisch, — wenn auch zeitweise unsere Bestrebungen parallel zu laufen scheinen. Jede Bildung einer Gewerkschaft als organisches Glied muss daher von uns mit Freude begrüßt werden, selbst dann, wenn anfänglich die Socialdemokratie die Hand dort mit im Spiele hatte.

Ein anderes, dem menschlichen Gefühl entsprechendes Streben ist, wie schon erwähnt, die Verbesserung der socialen Stellung. Eine solche stufenweise (ich sage nicht gerne hierarchische) Eintheilung würde auch eine Gliederung innerhalb der großen Unternehmungen befördern. Wichtig hiebei ist, eine derartige Stabilität in den Arbeitsverhältnissen der höher stehenden Arbeiter zu schaffen, dass nicht ein Titel ohne Mittel gegeben werde. Erst

wenn eine solche aufsteigende Arbeitsordnung gegründet ist, wird eine weitergehende Gliederung innerhalb der Fabrik ernstlich in Angriff genommen werden können.

Und nun sei noch eines dritten Hauptpunktes für die organische Gliederung der industriellen Lohnarbeiterschaft Erwähnung gethan — der Familie. Wie für Jedermann ist für den industriellen Arbeiter die Familie das theuerste Kleinod, das er besitzt, aus dem er hervorgeht, um sodann ein neues solches zu begründen. Sie, im christlichen Sinne erfasst, ist die Grundlage für Erhaltung von Sitte, Moral, Ehrbarkeit, Kraft und Gesundheit, für das wahre Wohl der Arbeiterschaft sowohl als der ganzen Gesellschaft. Die Familie ist die Voraussetzung für Organisation und gedeihliche Entwicklung nicht nur der bürgerlichen Gesellschaft im Allgemeinen, sondern auch der Arbeiterschaft. Alle Mittel, welche darauf hinzielen, die Arbeiter-Familie und den Familiensinn zu kräftigen, werden wir darum mit Freude ergreifen.

Zum Schlusse sei es gestattet, die Ergebnisse aus den obigen Ausführungen kurz zusammenzufassen:

Auf landwirtschaftlichem Gebiete: Möglichste Unterstützung der auf eigene Arbeit der Familie, eventuell mit geringer Beihilfe, beschränkten Wirtschaften, — ferner Organisation der landwirtschaftlichen Hilfsarbeiter.

Im Gewerbe: Beschützung des kleinen auf eigene Arbeit oder ganz geringe Hilfe beschränkten Handwerkes und Kleinhandels; Einreihung der hausarbeitenden Lohnarbeiter in die Kategorie der Handwerker und corporativer Zusammenschluss derselben mit bestimmten Vorrechten.

In der Großindustrie: systematische Einführung der Gewerkschaften; Schaffung einer aufsteigenden Arbeiterordnung und Stabilisierung wenigstens eines großen Theiles der Lohnarbeiter; weitgehender Schutz der Familie gegen die auflösenden und demoralisierenden Einflüsse.



Feinheiten verstehen sie nicht und ihr Gesang sei einförmig. Noch geringer sei aber ihr Gesicht, ihr Auge entwickelt. In ihren Bauten mischen sie alle möglichen Stile, sie verstehen nichts einheitliches, zusammenstimmendes, weder im Bauwerk noch in der Decoration zu schaffen; in der inneren Einrichtung stimmen die Farben nicht. Das zeige sich ferner in der Kleidung, sie verstehen nur fremde Moden nachzuahmen und diese werden von ihnen noch verzerrt. Die Haltung der Deutschen sei ungeschickt, schwerfällig. Eine Hauptursache des schlechten Geschmacks bestehe in der Verachtung der Frau. Bier und Tabak nehme in ihrem Gehirn viel mehr Platz ein als die Frau.

Solch thörichtes Geschwätz wird als tiefe Weisheit in Frankreich verbreitet. Eine so vornehme Zeitschrift wie die Revue des deux mondes hat das Geschwätz Wyzewas 1891 ihren Lesern geboten, und seitdem ist es auch in Buchform zu lesen; wahrscheinlich hat das Buch schon mehrere Auflagen erlebt.*)

Es soll nicht geleugnet werden, dass die Franzosen an Geschmack und Takt den Deutschen überlegen sind. Sie sind beweglich, feinfühlig, geistreich, wissen allen, auch den schwierigsten Dingen ein gefälliges Ansehen zu geben: man darf nur ein deutsches und ein französisches Buch über den gleichen Gegenstand lesen, um das zu fühlen. Aber in allen Sinnen sind die Franzosen nicht überlegen und auch die deutschen Sinne sind der Ausbildung fähig. Die Deutschen dürfen sich mit ihrer Malerei, mit ihrem Kunstgewerbe, ihrer Baukunst wohl sehen lassen; die Weltausstellung in Chicago hat dies gezeigt. In der Musik sind sie den Franzosen wohl voraus, jedenfalls haben sie eigenartige Vorzüge, die die Franzosen nicht erreichen.

Selbst was den niederen Geschmack anbelangt, berichtet ein Franzose selbst, dass sie nicht so roh sind. Das Wort schmecken, sagt Ramin, enthält eine ganze Welt befriedigter Triebe. „Wenn der Deutsche es anwendet, scheinen alle seine Sinne zugleich ein volles nervöses Wohlbefinden zu empfinden, woran die geistigen Fähigkeiten theilnehmen." Die feinen Sinne der Franzosen stehen im Zusammenhang mit seiner ausgebildeten Sinnlichkeit; nicht ohne Grund bringt Wyzewa den französischen Geschmack in Zusammenhang mit weiblichen Einflüssen. So weit haben wir es in Deutschland freilich noch nicht gebracht, dass sich ein Kunstschriftsteller, der noch ernst sein will, seine liaisons ins helle Licht stellt und sie in seine Darstellung verwebt, und dass die Studenten sich ihrer Maitressen rühmen. Dass das in Deutschland nicht geschieht, sieht Wyzewa als ein Zeichen der Rohheit

*) Wyzewa, Chez les Allemands. Paris Perrin 1891. Der Verlag ist der nämliche, in dem auch Georges Goyau, Le protestantisme erschien.

an. Vielleicht kommt man in Deutschland auch noch dazu, — Aussicht ist vorhanden, — aber bis jetzt ist es doch noch Ausnahme. Bei uns ist es noch nicht gebräuchlich, dass die Soldaten bei öffentlichen Ausmärschen unzüchtige Lieder singen, wie es nach Monod 1870 französische Soldaten thaten; sonst kommt es freilich oft genug vor, die Kasernen sind ja bekannt als Schulen der Verführung. Dagegen, meint Monod, seien die französischen Soldaten liebenswürdiger, hochherziger gewesen als die deutschen.

Seit den Erfahrungen des Jahres 1870 gelten die Deutschen als roh, barbarisch, gewaltthätig.*) Sie stellen, sagt man, die Gewalt über das Recht, über die Billigkeit, sie seien rohe Eroberer geworden. Es fehlte in Wirklichkeit in jenem Kriege nicht an Thaten, die unmenschlich waren oder wenigstens so aussahen, aber meist zwang das Verhalten der Franzosen selbst dazu, und wenn Diebereien vorkamen, so haben es die Franzosen früher nicht besser gemacht. Damit soll nicht geleugnet werden, dass eine Neigung zur Gewaltthätigkeit besteht, nur würde es sich fragen, ob alle deutschen Stämme gleichmäßig dazu angelegt sind. Am humansten bewiesen sich, sagt Monod, die Rheinländer, Hannoveraner, Württemberger, dagegen zählt er die Pommern, Schlesier, Polen, Baiern und Badenser nicht dazu.

Rachelust und Streitsucht ist allerdings ein alter und ziemlich allgemeiner deutscher Fehler, nicht minder die Trinklust, der Saufteufel, wie man früher sagte, und Hand in Hand damit der Spielteufel. Auch die deutsche Sprache verräth diese Neigungen.**) An die deutsche Trinklust erinnern Ausdrücke wie Racheburst, Wonnetaumel, schenken, seufzen, an dem ist Hopfen und Malz verloren. An den Spielteufel erinnert Schwein haben, Schachmatt, gewonnen Spiel haben, einen Trumpf darauf setzen, in seine Karten sehen lassen, einen Stein am Brett haben.

Der Spielteufel ist noch nicht verschwunden; noch im Kriege 1870 konnten ihn die Franzosen beobachten. Die Spielwuth, sagt Monod, ist bei den Officieren so stark wie bei den französischen Seeleuten. Immerhin herrscht der Spielteufel heute nicht mehr so stark, wie vor zweihundert Jahren, dafür kamen aber andere Teufel. Wir brauchen auf die deutsche Tugend und Zucht nicht mehr stolz zu sein.

(Schluss folgt.)

---

*) Monod findet auffallenderweise diesen Fehler nur bei Officieren trotz aller Bildung, dagegen lobt er die Unterofficiere; a. a. O. S 75.

**) Weise a. a. O. S. 246.



Das alte Maja.

Von Adelgott Schatz.

Die Maja-Frage, welche besonders die Lage des alten, römischen «Castrum Majense» (bei Meran in Tirol) zum Gegenstande hat, wurde in den drei letzten Decennien zwar sehr oft erörtert, aber trotzdem noch nicht abgeschlossen. Eine allseitige, über jeden Zweifel erhabene Lösung derselben wird überhaupt nicht gelingen, weil zu wenig urkundliches Materiale zur Verfügung steht. Lange Zeit wusste man zwar von der einstigen Existenz eines Castrum Majense bei Meran, aber man glaubte, es sei untergegangen und schlafe gleichsam unter dem Schutte der großen Halde, auf der das ausgedehnte Dorf Ober- und Untermais liegt. Als man zur Klarheit gelangte, dass die „Maja" nicht untergegangen sei, war man doch über den Standort des Castrum im Unklaren: Meraner Forscher suchten das Kleinod auf Meraner Seite, Maiser Interessenten auf Maiser Seite. Es soll nun auf Grund des vorliegenden Quellenmaterials ein neuer Lösungsversuch gemacht und die Entwicklung beider Stadien in möglichster Kürze dargelegt werden.

Die einstige Existenz einer römischen Statio Majensis in der Gegend des heutigen Weltcurortes Meran-Mais war schon vor mehr als 200 Jahren (jedenfalls vor 1696) durch die Auffindung der bekannten Ara Dianae auf der Töll unterhalb Partschins beglaubigt worden. Durch die an der Vorderseite des Altarsteines angebrachte Inschrift vom Jahre 180 n. Chr. erhalten wir die älteste Mittheilung über eine römische Zollstätte in dieser Gegend. Die Lage des eigentlichen Castrum Majense, das auch als urbs und civitas bezeichnet wird, lernen wir erst kennen aus der zu Ende des achten Jahrhunderts abgefassten Vita s. Corbiniani des Freisinger Bischofes Arbeo. Dazu kommen noch einige Andeutungen in der aus dem 11. Jahrhunderte stammenden Vita s. Valentini († 472). Das sind fast die einzigen Belege über das alte Maja, worunter die Forscher des vorigen Jahrhunderts eine vollständig entwickelte römische Stadt verstanden. Diese konnte wegen der Ähnlichkeit ihres Namens mit Mais nur auf der Seite des heutigen Dorfes Mais sich ausgebreitet haben. So glaubt man schließen zu können. Allein seit dem achten Jahrhunderte verschwindet das Castrum Majense vollständig aus der Geschichte; dagegen erscheint Meran bereits 857 als selbständiger Ort,

1305 als Stadt (oppidum), während Bartholomaeus Tridentinus um 1250 Mais nur als Dorf (Villam Mays) bezeichnet. Aus der vermeintlichen Thatsache, dass früher auf Maiser Gebiete eine ausgedehnte Römerstadt lag, die nachher nicht mehr vorhanden war, schloss man, dass das alte Maja durch ein furchtbares Elementarereignis im neunten Jahrhunderte untergegangen sei. Die große Schutthalde von Obermais, der dadurch, wie man glaubte, gewaltsam veränderte Lauf der Passer und die damals gemachte Entdeckung alter, wirklich verschütteter Städte wie z. B. Velia in Italien legte die Vermuthung nahe, dass auch die alte Römerstadt Maja durch einen furchtbaren Bergsturz, durch den sich das Naifthal bildete, zugedeckt wurde. Obwohl zu dieser Annahme jeder urkundliche Beleg fehlte, fand diese Katastrophentheorie, welche besonders durch den Innsbrucker Gelehrten A. Roschmann aufgenommen wurde, bis über die zweite Hälfte dieses Jahrhundertes viele Anhänger. Aber seit Beginn der siebenziger Jahre wurde in Folge der geologischen Erforschung der Umgebung Merans die Hypothese von der „großen Muhr“ allmählich erschüttert und bald darauf vollständig über Bord geworfen. Zunächst wurde auf geologischem Wege festgestellt, dass der Maiser Schuttkegel der Hauptsache nach schon in vorhistorischer Zeit, in welcher ein Maja sicher noch nicht bestand, sich gebildet habe. Auch die Passer hatte bereits damals ihren Lauf geändert und das harte Gestein am Fuße des Zenoberges mehrere Meter tief durchfressen, — eine Arbeit, die vielleicht viele Hunderte oder gar Tausende von Jahren in Anspruch nahm. Also konnte das alte Maja, das damals noch nicht existierte, auch nicht verschüttet worden sein. Die später erfolgten Überschwemmungen waren nicht von der Art, um eine ganze Stadt im Schutte zu begraben. Das beweisen auch die neuesten Entdeckungen, die beim Grundausheben gemacht wurden. Die Decke, welche sich seit römischer Zeit durch Muhrbrüche gebildet hat, erreicht eine Höhe von höchstens zwei Metern.

Nachdem so constatiert war, dass das alte Maja nicht verschüttet worden war, ergab sich die Frage: wo stand es, auf dem linken oder rechten Passerufer, d. h. auf Maiser oder Meraner Seite? — Mazegger suchte es auf dem linken Passerufer mit dem Hinweis auf den Namen Mais, der aus Maja entstanden sei, und mit der Thatsache, dass auf Maiser Seite so viele Funde gemacht wurden, während diese auf Meraner Seite nur spärlich vorhanden seien. Cölestin Stampfer, der Geschichtschreiber der Stadt Meran, urgierte das Wort Castrum und ließ das alte Maja aus einem vollständig ausgebildeten römischen Lager hervorgehen, das sich in der heutigen Oberstadt ausgebreitet habe. Aus diesem alten Maja erwuchs die Stadt Meran. Über der alten Maja wurde

zu deren Schutz die vorhandene Veste, der „Pulverthurm“ erbaut. Auf Maiser Gebiete entfaltete sich nach Stampfer das culturelle Wirken des Römers: Hier bestellte er den Weinberg, den Acker und baute Villen und Gärten. — Dr. Franz von Tappeiner, der noch jetzt lebende Nestor der Majaforschung, sucht mit Rücksicht auf die vorliegenden Gründe das Castrum Majense auf dem rechten Passerufer an der Berglehne zwischen Zenoburg und Meran. Diese Ansicht theilte auch David Schönherr. Endlich trat Anton Zingerle, ein gebürtiger Meraner, mit der Ansicht hervor, dass wohl die alte Zenoburg auf dem Küchelberg der erste Stützpunkt der Römer in dieser Gegend gewesen sein dürfte. Zingerle's sehr zutreffende Andeutungen geben auch den Schlüssel zur Lösung der Majafrage an die Hand: die örtliche Lage, archäologische Funde und urkundliche Berichte. Von der richtigen Auffassung, Auslegung und Combination dieser drei Momente hängt die Lösung der Majafrage ab.

Die Beobachtung der jetzigen Terrainverhältnisse, die sich nach dem Urtheile der Geologen in historischer Zeit nicht merklich geändert haben, lassen uns schon im Voraus ahnen, wo in dieser Gegend die Römer, die Meister des Kriegswesens, nach ihren Regeln der Kriegskunst das erste Castell angelegt haben dürften. Jedem Beobachter, der vom Etschland nach Meran kommt, wird der vom Hauptgebirge auslaufende Querriegel des Küchelberges auffallen, dessen südöstliches Ende nach kurzer Einsenkung ganz schroff zum Passerflusse abfällt. Am Fuße dieses Abhanges, Zenoberg genannt, hat sich der Fluss nach mehr als tausendjähriger schwerer Arbeit ein Bett gegraben, die Gilf, jetzt ein wunderbares Alpenschauspiel des Südens.

Der Scheitel dieses Zenoberges ad alpes Majas war dem geübten Auge des kriegsgeschulten Römers sicher nicht entgangen. Er ist zur Anlegung eines Castells wie geschaffen, das strategische Centrum der ganzen Umgebung. Man darf daher schon aus den Terrainverhältnissen allein den Schluss ziehen, dass die Römer an der Stelle der heutigen Zenoburg das Castrum Majense im engern Sinn oder das Castell erbaut haben. Von hier aus beherrschten sie den Eingang ins Passeier, während die von Zenoberg westlich sich erhebende Warte, der „Pulverthurm“ in der Nähe von Ortenstein, alle Vorgänge im Etschlande beobachten ließ. Hier am Zenoberg führte auch die via Claudia Augusta über den Küchelberg nach Teriolis (Tirol), Teloneum (Töll) ins Thal der Venosten. Am Fuße des Küchelberges oder im Castrum Majense im weitern Sinn d. h. im Stadt-Rayon vollzogen sich zu beiden Seiten der Passer die „opera pacis“.

Das nächste Mittel zur Auffindung des Castrum Majense sind alte Baureste und antike Funde. — Wenn man die Trümmer der weit-

läufigen Zenoburg auf dem Küchelberge in der Richtung von Westen nach Osten bis zur St. Valentin-Zeno-Doppelkapelle durchschreitet, läſst sich trotz des Alters vieler Mauerstücke die älteste Einrichtung der Burg freilich nicht mehr erkennen. Aber gar manche technische Erscheinungen des Baues weisen uns in die antike Zeit zurück und bestätigen die schon oben auf Grund der Terrainverhältnisse ausgesprochene Ansicht, daſs wir noch Reste des alten Castrum Majense im engern Sinne, d. h. des Castells, vor uns haben. Antike Funde sind auf dem rechten Passerufer freilich sehr selten; es ist auch ganz leicht erklärlich. Auf dem felsigen Küchelberge sind die Objecte aus der Römerzeit fast gänzlich verschwunden und auf dem heutigen Stadtgebiete haben wiederholte, furchtbare Katastrophen des Passerflusses alles mit sich fortgerissen; was etwa noch zurückblieb, wurde durch den häufigen Umbau der Häuser entfernt. Auf dem linken Passerufer, auf Maiser Seite, sind die Verhältnisse viel günstiger, weil die mehr ruhig dahinrauschenden Naifmuhrbrüche die alten Kulturgegenstände der Römer mit einer schützenden Decke bekleideten. Daher ist die Ausbeute auf dieser Seite so ergiebig an antiken Funden. Es sei aber ausdrücklich bemerkt, daſs sich unter diesen Fundobjecten nur Werkzeuge der opera pacis, nicht belli befinden. Waffen aus römischer Zeit dürften hier wohl fast keine gefunden worden sein. Aber trotz dieser ungünstigen Verhältnisse auf Meraner Seite wurde doch auch hier das eine oder andere Stück, besonders Münzen, zu Tage gefördert. So wurde beispielsweise i. J. 1878 in nächster Nähe der Zenoburg eine Drusus-Münze gefunden. Wie bedeutungsvoll ein solcher Münzenfund an dieser Stelle!

Das dritte Mittel endlich zur Aufhellung der Majafrage wären freilich bestimmte urkundliche Mittheilungen über die Lage des alten Castrum Majense. Aber in dieser Hinsicht steht uns, wie sich David Schönherr launig ausdrückt, nur das „Stümpflein Kerze zu Gebote, welches der Freisinger Bischof Arbeo (764—784) uns angezündet hat; aber es reicht aus, um damit im Dunkel der Nacht bis zum Thore von Maja zu gelangen“. Die von Arbeo in verwildertem Latein verfaſste Biographie des hl. Corbinian, der sich längere Zeit in der Gegend von Maja aufhielt, 730 als Bischof von Freising starb und in Zenoburg beigesetzt wurde, bietet auch thatsächlich an mehreren Stellen höchst wertvolle Anhaltspunkte für die Bestimmung der Lage des Castrum Majense, das hier, besonders wenn wir die schon erwähnte Vita s. Valentini heranziehen, bald im weiteren Sinne als urbs und civitas, bald im engeren Sinne als Castellum erscheint. Dieses letztere mit der Kirche s. Valentini-Zenonis kann aber nirgends anders gesucht werden als auf Zenoberg. Heben wir einzelne Züge der Biographie, die für unsere Zwecke von Belang sind, heraus: Als der hl. Corbinian auf seiner Rück-

reise von Rom in das Gebiet der Bajuwaren kam, wurde er beim Castrum Majense von den Burgmannen festgehalten und an der Weiterreise verhindert. Seinen unfreiwilligen Aufenthalt in dieser Gegend benutzte er zum Besuche des Grabes des hl. Valentin (in eodem castro situm), betrachtete das genannte Castrum und durchwandelte die ganze gebirgige Umgebung der Stadt (circumiens universam montanam urbis confinium) und kam zu einem zwischen zwei Bächen gelegenen, abgeschiedenen Ort, der im Volksmunde Cainina (heute Kains) genannt wurde. Hier oblag er in stiller Zurückgezogenheit geistlichen Übungen, wie der hl. Valentin früher in der «Retraite» beim heutigen Schlosse Trautmannsdorf. Hier erbaute er eine Kapelle und verwaltete zugleich das Patrimonium Valentini-Zenonis, worunter wohl die alte Pfarrkirche auf Zenoberg verstanden ist. Später kehrte Corbinian wieder nach Freising zurück und starb daselbst 730. Auf seinen eigenen Wunsch wurde sein Leichnam nach Maja übertragen und daselbst in der Kirche des hl. Valentin auf Zenoburg beigesetzt. Bei Gelegenheit der Exequien ereignete sich ein Wunder am Biographen Arbeo selbst, dessen Beschreibung über die Lage des Castrum Majense wenigstens in damaliger Zeit ziemlich klaren Aufschluss gibt. Hören wir ihn selbst: „Als eines Tages ein kleiner Knabe (puer parvulus) während der Beisetzungsfeier des Heiligen an den Mauern der Kirche unvorsichtig herablief, glitt er aus und stürzte den steilen Abhang des Castrum herab. Die Höhe war so bedeutend, dass die Leute, welche das am gegenüberliegenden Ufer sahen, von Entsetzen erfüllt wurden. Eben auf dieser Seite des Berges und Felsens schäumt der Passerfluss mit seinen Fluten. Wer konnte da anderes erwarten, als dass der Knabe entweder am Gestein zerschmettert oder vom Flusse fortgeschwemmt wurde. Als die Zuschauer über die Brücke giengen, um den Leichnam des Unglücklichen zu suchen, erblickten sie den Knaben unversehrt auf einem Felsen hangend neben dem Flusse. Man brachte Stricke, um den Abgestürzten aus den Höhlungen des Gesteins herauszubringen. Dieser Knabe ist heute durch Gottes Gnade Vorsteher dieses Bisthums (Freising)".

Es handelt sich hier nicht um eine sogenannte Wundergeschichte, sondern um ein selbst erlebtes Lebensereignis. Ob der Knabe Arbeo, ein geborener Maiser, durch einen glücklichen Fall oder durch ein Wunder unverletzt geblieben, ist für die Lösung der Majafrage völlig gleichgiltig. Es handelt sich hier lediglich um Ermittlung der Absturzstelle — dann wissen wir auch die Lage des Castrum Majense. Diese Absturzstelle ist aber so genau beschrieben, dass derjenige, der Zenoburg und die Gilfschlucht nur einmal gesehen hat, nicht im mindesten darüber im Zweifel sein kann. War der Knabe am rechten Passerufer von der Kirchenumfriedungsmauer in der

Nähe des Castells in die Tiefe gefallen, dann war er thatsächlich den Augen der Zuschauer an derselben Uferstelle wegen der vielen Felsenriffe entrückt, wohl aber konnte er auf der gegenüberliegenden Seite gesehen werden. Die erwähnte Brücke besteht heute noch als „steinerner Steg"; freilich wissen wir nicht mit Sicherheit, ob sie an der jetzigen Stelle stand oder weiter gegen Zenoberg heraufgerückt war. Wesentliches hat sich nach dem genannten Texte an den localen Verhältnissen nicht geändert. Wohl aber hat das brüchige Gestein unter der Verwitterung sehr gelitten und ist vielfach in großen Stücken abgebröckelt worden.

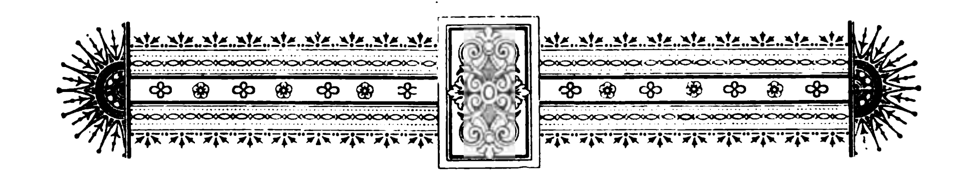
Fassen wir das Endergebnis unserer Beobachtung zusammen, so dürfen wir folgende Schlüsse ziehen:

1. Zur Römerzeit wurde wahrscheinlich die ganze Umgebung von Meran regio Majensis genannt, entsprechend der jetzigen Bezeichnung „Burggrafenamt"; der Name „Maja" als Stadt kommt überhaupt nicht vor,

2. In dieser regio Majensis war das Centrum das Castrum Majense im weiteren Sinne des Wortes sammt Castell und den zu beiden Seiten der Passer liegenden Häusern in ziemlich weitem Umkreise, der vielleicht mit Mauern umgeben war. Das war der Stadt-Rayon. Das Castell oder die obere Stadt, die Arx oder die Acropolis, stand an der Stelle der heutigen Zenoburg. War das alte Rom auf sieben Hügeln erbaut, so war deren Colonie sicher auch an einen Hügel geknüpft, den Küchelberg. Es entsprach das dem Charakter antiker und mittelalterlicher Städte.

3. Im Laufe des Mittelalters sind die alten Gebäude aus der Römerzeit durch Elementarereignisse, Wasser und Feuer oder durch absichtliche Zerstörung größtentheils zu Grunde gegangen. Die jetzt noch das ganze Thal beherrschende Warte ober Ortenstein, der „Pulverthurm", dessen innerer Theil entschieden römische Bauart aufweist, hat dem Zahne der Zeit bis jetzt Widerstand geleistet. Der Thurm hatte wahrscheinlich den Zweck, das Castell zu decken. Im 9. Jahrhundert verschwindet das «Castrum» aus der Geschichte. Dafür erscheint bereits 857 der Name Mairania (Meran), auch an Maran, an Meran, d. h. an der Muhr; 1305 wird Meran bereits als „oppidum" bezeichnet. Für das linksseitige Ufer begegnen wir 1242 den Ausdrücken Majes, 1320 Maisamia. Das alte Castrum Majense im Sinne des Castells hatte in jener Zeit keine Bedeutung mehr und wich dem Namen Zenoburg, den es noch heute führt. Der Name Maja aber ist bis jetzt, freilich in sehr beschränktem Sinne, im heutigen „Mais" haften geblieben.





Sind wir — oder sind wir nicht?

Von **Laura Marholm.**

Es kommt für jeden Menschen, in dem einiger Inhalt ist, irgend wann einmal der Tag, wo er sich an den Kopf faßt und fragt: bin ich oder bin ich nicht?

Aber kaum gethan ist diese Frage auch schon vergessen. Irgend ein Antrieb von außen, eine Arbeit, eine Verpflichtung, ein Genuſs, eine Aufgabe, drängt sich vor und schreit: ich kann nicht warten! Und der Wirbel, der hinter Allen herfegt, packt ihn wieder und fährt mit ihm weiter.

Und die Zeit vergeht und wieder kommt der Tag, wo er eines Morgens wie aus einem besonders tiefen Schlaf so besonders wach wird. Er wird gleichsam nach langer Zeit zum ersten Mal ganz wach. Er steht auf und zieht sich an und geht aus, als hätte er nichts anderes zu thun. Und draußen steht ein heller Sonnentag mit blauem Himmel und hoher Luft und Wärme und Lachen und er meint: er hätte einen solchen Tag noch gar nicht gesehen. Alles ist so neu, als sehe er es zum ersten Male! Kleine Kinder werden an ihm vorbeigefahren und getragen, arme Kinder und reiche Kinder, und er sieht die weichen kleinen Gesichter an und sie kommen ihm alle so eigen und schön und rührend vor, als sehe er lauter Englein herumsitzen.

Ein Kind schreit und er wundert sich, wie fein und hoch und hilflos das Stimmchen ist, aber in diesem hohen, hilflosen Stimmchen steckt schon ein ganzer Kerl, der weiß, was er will, und was er nicht will. Die jungen Mädchen sehen auch gar nicht viel anders aus als die kleinen Puppen, die sie spazieren führen, es sind dieselben wunderfrischen, kindlichen Gesichter, die später nur verwittern und alt werden. Und wie die Bäume ihre feinen dünnen Zweige in der Luft verästeln und wie die Lichter in den grünen Wellen des Flusses dahinrollen und wie die Ferne dasteht, röthlich-violett und rauchig — es ist gar nicht zum sattsehen. Er geht und geht und schaut und schaut und schaut sich immer neugieriger, als sehe er alles, was er doch täglich gesehen hat, zum ersten Mal. Und alles ist so überschwenglich und unaussprechlich schön. Und noch etwas — es ist so seltsam lieb, so heimelig, so nah — so nah, wie er gar nicht weiß, daſs es ihm je früher gewesen:

so nah, als wolle es sein werden und ihm gehören, als wolle es in ihm einziehen und nicht mehr außer ihm sein. Und zugleich merkt er, wie eine eigene Rührung ihn ergreift, er fühlt sein Herz klopfen, er hört es klopfen und er wundert sich, warum es so klopft. Und auf einmal mag er nicht mehr gehen, er mag auch nicht die kleinen Unruhen der Bewegung zwischen sich und die Außenwelt — diese nach außen gewandte Innenwelt — legen. Er setzt sich hin und schaut und fühlt — und saugt auf, wie ein Durstiger, der lange geschmachtet; und er schaut und schaut und empfindet und empfindet, schaut und empfindet Unsagbares. Und über allem Empfinden fühlt er: ich bin! ich bin! In diesem Augenblicke fühlt er ganz und gar und bis in die Fußzehen und bis in die feinsten Fasern seines Wesens: ich bin!

Diese Augenblicke zu empfinden haben fast alle Menschen ein innerstes Verlangen; sie sind der Grund der Sonntagsausflüge der Arbeiter und armen Leute in die frische Natur der Umgebung der Großstädte; sie durchträumt der Bauer, wenn er innehält mit Graben und Pflügen und unbeweglich und wie abwesend dasteht, dass man, wenn seine eckige Profillinie sich gegen die Luft abzeichnet, aus der Ferne glaubt, es sei ein Baumstumpf, der dort auf seinen Wurzeln in der Erde steht. Und diese Augenblicke suchen die Reichen und Mächtigen zu erhaschen, wenn sie mit Blitzzuggeschwindigkeit die schönsten Gegenden der Erde durchjagen.

Aber sie hängen gar nicht an den schönsten Gegenden.

Es ist ein unsichtbarer Strich gezogen zwischen aller Herrlichkeit der Schöpfung und dem, der sie mit eiligem Fuß betritt. Alles was schön und herrlich ist auf Erden, kann gekauft und gepachtet werden, aber denen gehören, die es kaufen und pachten, thut es nicht. Andern wegnehmen, denen es von der Natur zum Erbe gegeben, können sie es — aber es sich zu Eigen machen, das ist nicht die Sache des Kaufpreises. Ja, bloß es besitzen wollen, nimmt ihm den feinsten Duft und das eigenste Wesen. Und wenn Du es erreicht hast und es Dein ist, dann schaut es Dich an mit todten und leeren Augen, dass es Dir kalt durch das Herz geht und Dich ein Ekel fasst, als ständest Du plötzlich am hellen Tageslicht zwischen lauter schlechtgemalten Coulissen. Und die Herrlichkeit der Schöpfung stirbt um Dich herum und Du jagst weiter, nach anderen Eindrücken, nach neuen Schönheiten, nach Palästina und zu den Pyramiden und nach Indien und Japan, jagst um die Erde, um zu fühlen: ich bin! — und fühlst es nicht.

Der höchste Genuss, den es für den Menschen gibt und den er mit allem nachtrachtet, was er beginnt, ist der Genuss, sich dasein zu fühlen! Der ganze Zweck des menschlichen Lebens ist die Empfindung: ich bin!

* * *

In jenen Zeiten, wo die Intensität des Lebensgefühls besonders stark und die Lebenskraft des Menschen besonders energisch war, verlegte sich dieselbe mit ihrem vollen Schwerpunkt hinüber in die Unsterblichkeit, d. h. die Unendlichkeit. Ein Zurückverlegen der Lebensdauer auf die Endlichkeit dieses Daseins, wie sie seit einem Jahrhundert in sehr großen und gerade den gebildeten und „denkenden“ Kreisen stattgefunden — und in sehr großen Kreisen dieser Kreise bedeutend mehr empfunden als gedacht worden ist, — ist eine Erscheinung, die in der Menschheitsentwicklung fast vereinzelt dasteht und nur an die sogenannten Verfallszeiten des Alterthums sich anlehnen kann, — die doch wieder in der Menschheitsgeschichte nur ein kleiner Bruchtheil sind.

Es gehört ein unerhörtes und innerstes Absterben der Lebenskraft dazu, um sein Dasein beschränken zu wollen, — um sein Dasein auch nur auf dieser Welt beschränken zu wollen. Dies war doch die landläufig gewordene Philosophie dieses Jahrhunderts, die besonders durch die Belletristik stark verbreitet wurde. Große Dichter haben sich ihr hergeliehen, — und es gibt nichts Suggestiveres als die Worte echter Dichter. Von ihnen nähren sich dann die Heerscharen unechter Dichter, die die breiten Bettelsuppen in den großen Volksküchen zubereiten.

Aber dies Bedürfnis, sich auf diese Welt zu beschränken, entsprang zugleich dem Gefühl, aus dieser Welt verdrängt zu sein. Es war ein Gegenschlag gegen den weitverbreiteten Pietismus des vorigen Jahrhunderts, der wieder eine kümmerliche Gegenbewegung gegen den Absolutismus war. An diesem Gegenschlag, der vor allen Dingen das Recht an dieser Welt aussprach, nahmen doch schließlich alle hervorragenden Dichter und Denker, alle geistigen Führer dieses Jahrhunderts theil und mit gutem Grund; denn diese Welt war unerträglich geworden und sie musste zurückerobert werden, damit wieder Menschen auf ihr leben konnten. Hic Rhodus, hic salta! Und während der Pietismus aus der schrecklichen geistigen Verkümmerung, die Orthodoxie und Despotismus seit dem dreißigjährigen Krieg und früher gebracht und die zusammen mit dem Wort cujus regio ejus religio auch den Himmel verrammelten, wenigstens nach oben die Gucklöchlein in aller Unterthänigkeit und Verstohlenheit zu öffnen suchte, wobei er zwar nicht an den Himmel, aber doch an die Höfe gelangte, schlugen die freieren und männlicheren Geister dies Guckloch einfach zu in dem richtigen Gefühl, dass man nach dem Himmel schauen, aber nicht schielen muss. So war die Freidenkerei eine furchtbare Gegenbewegung, die die hellen Köpfe an sich zog.

Und der Kampf stand um diese Welt während hundert Jahren. Und sie wurde zurückerobert, aber wem? Man hatte seine ganze Kraft nach hier concentriert, man hatte resolut die größere und ahnungsreichere Hälfte seines Lebens abgeschnitten, um die kleinere und positivere mit allem Nachdruck für die geraubten irdischen Güter einsetzen zu können. Aber aus diesen zurückeroberten irdischen Gütern bildete sich rasch ein neuer materieller Ring, der dann selbst mit Pietismus und Atheismus als seinen beiden Flügeln zum Angriff vorgieng.

Und hiermit sind wir auf einen Punkt der Vereinfachung gekommen der wieder — nach Jahrhunderten — den Ausblick freigibt.

Dass wir auf diesen Punkt der Vereinfachung gelangt sind, ist der große Vorzug unserer Zeit, — er ist es, der unsere Zeit so lobenswert macht; denn nun können die Gegensätze nicht nur, sie müssen sich scheiden und es ergeht nun an jeden Einzelnen nicht nur die Aufforderung: entscheide dich! — es wiegt nicht nur jeder Einzelne jetzt — sondern er kann sich auch entscheiden, weil er die Lage überblicken kann.

Und das, wofür er sich entscheidet, ist über die Dauer seines Daseins. Wie leben wir in unserer Zeit, wie leben die Allerärmsten, wie sind sie gezwungen zu leben?

Es scheint, dass die körperlichen Leiden und Gebrechlichkeiten, trotz der nie gesehenen Höhe, auf der die Heilkunst sich rühmt zu stehen, in nie gesehenem Maße zugenommen haben. Zugleich scheint es, dass diese körperlichen Leiden in hohem Grade aus seelischen Zuständen entspringen und seelische Störungen zur Folge haben. In den unteren Classen sieht man jene himmelschreienden Mordthaten, die Eltern an ihren eigenen kleinen Kindern und nächste Verwandte an einander begehen und die zumeist aus der Verwilderung durch Armuth und Noth entspringen. Diese Gräuelthaten schreien nicht so sehr zum Himmel gegen die, die sie verübten und durch die Rechtspflege ihre wohlbemessene Strafe dafür leiden, als gegen die, die sie mittelbar veranlassten, indem solche Zustände unentrinnbarer Armuth und Noth geschaffen wurden, denen man dann durch „philanthropische Bestrebungen" abzuhelfen sucht, während man zugleich jene einzig mögliche Armenpflege verhindert, die, um der Seelen willen ausgeübt, aus der Hand derer kommt, die sebst freiwillig allem irdischen Besitz entsagt.

In den sogen. höheren Classen, wo die Fähigkeit zum Leiden und der innere Frieden geringer ist, hat die Zerrüttung bei weitem mehr um sich gegriffen. Die „Nervenheil"-Anstalten vermehren sich ins Unendliche und können doch den Zudrang nicht fassen; wer's irgend haben kann, ist wenigstens schon einmal in einer „Nervenheil"-Anstalt gewesen, und es finden sich

immer Gönner und Wohlthäter, die es den weniger bemittelten „Gebildeten" ermöglichen, wenigstens dahin 'mal einen Ausflug zu machen. Nervenleidend sind ganze Classen der Bevölkerung, von der Hautefinance bis zu der kleinen Lehrerin und Buchhalterin, — zumal die freien Berufe stellen das größte Contingent, und wer nicht nervenleidend ist, ist wenigstens nervös. Was ist nun das für eine Krankheit? Sind es die zerrütteten Nerven, diese gefälligen Deckmäntel für geistige und physische Störung — oder sind es die gequälten Seelen?

Und wenn es die gequälten Seelen sind — und es lässt sich für den überwiegenden Theil gar nicht leugnen, dass die geistigen und physischen Störungen aus der Unbefriedigung und dem Schmachten der Seele entspringen, — woran sind die Seelen unbefriedigt? worin sind die Seelen gequält?

* * *

Wir wissen aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums, dass die Wüsten bevölkert waren von Scharen von Einsiedlern. Männer und Frauen, Junge und Alte verließen alles, was sie hatten, um in wilden Einsamkeiten — denn alle lieblichen Gegenden waren von Menschen bevölkert und nicht mehr einsam — ein kümmerliches und unsicheres Dasein zu führen. Viele thaten es, um eine Schuld abzubüßen. Wir wissen auch aus dem Mittelalter, dass Könige und Fürsten und ihre Gemahlinnen sich in Klöster zurückzogen, ihre Ehen — und zwar waren dies meist glückliche Ehen — auflösten, alles weggaben, was sie hatten, und ihre letzten Lebensjahre in Andacht und Betrachtung verbrachten. Manchmal geschah das, um eine Schuld abzubüßen, aber viele hatten, so wenig wie jene Einsiedler, keine besondere und schwere Schuld auf sich geladen. Es war eine allgemeine Buße der Sünden. Jetzt geschieht so etwas gar nicht mehr. Weder alte noch junge Leute, weder Frauen noch Männer ziehen sich mehr in Wüsten und Einsiedeleien zurück und keine Könige und Fürsten legen ihre weltlichen Geschäfte nieder, um sich zur Buße und Betrachtung in Klöster und Einsamkeiten zu vergraben. Weder sie noch ihre Gemahlinnen thun das mehr. Und da solche Antriebe nicht mehr von oben kommen, so thun die Reichen und Vornehmen es auch nicht mehr und die Armen können es schon deswegen nicht thun, weil das Einsiedlerleben unter das Gesetz wegen Vagabondage und Arbeitsscheu fallen würde und die meisten Klöster aufgehoben sind. So wie es noch der heil. Franz von Assisi machte, der von seinem Vater und seinem bürgerlichen Berufe weg in die Berge gieng und sich in den Zwischenpausen seines Einsiedlerlebens mit seinen Anhängern als freiwilliger Krankenpfleger in einem Krankenhause installierte, — das geht heutzutage nicht mehr. Darüber ist man allerseits einig.

Ist aber deswegen das innerste Empfinden von Jung und Alt, Hoch und Niedrig, Arm und Reich so wesentlich anders geworden? Sind die Nervenheilanstalten, die die Seelenheilanstalten abgelöst haben, ein Ersatz für Kloster und Einsiedelei? Sind die Kneippkuren geeignete Mittel zur Abbüßung der Sünden und entspringt aus aller Therapie des Körpers jene innere Befreiung der Seelen, die das eine große Ziel war, das alle früheren Jahrhunderte über sich aufsteckten?

Wir sehen einen großen Zug durch alle Zeiten gleichmäßig gehen, in den ungleichartigsten Curven, mit den verschiedenartigsten Mitteln, aber immer zu demselben Ziel: zu sich selbst zu kommen. Die Flucht in die Wüste, die Abbüßung der Sünden, die Zurückgezogenheit in ein Kloster — es waren alles keine Zwecke und Ziele. Es waren alles nur die Wege und Mittel, um zu sich selbst zu kommen. Alle Zeiten haben es verstanden, Ableitungen für die Störungen zu schaffen, die diesem Drang im Wege standen. Zu allen Zeiten kannte man die Erkrankungen der Seele — jene tiefsten und schwersten Erkrankungen, die darin bestehen, außer sich selbst versetzt zu sein und nicht zu sich selbst kommen zu können — und zu aller Zeit gieng die Concentration aller Willenskräfte, die in den Bußen sichtbaren und vorbildlichen Ausdruck fand, dahin, unter Aufopferung alles Nebensächlichen diesem centralen Punkt Gesundung zu verschaffen. Jede Zeit erfand sich dazu eigene Mittel. Welche Mittel hat unsere Zeit dazu erfunden?

Unsere Zeit doctert fleißig an den Körpern herum, und es ist doch keine körperliche Krankheit. Das, was die Menschen unserer Zeit quält, was jene großen Störungen im Einzelbefinden wie im Allgemeinbefinden hervorruft, — das ist die Gefangenschaft der Seelen.

Im Mittelalter fand diese Gefangenschaft der Seelen ihren unmittelbaren und nachdrücklichen Ausdruck im Sündenbewusstsein. Man büßte etwas — diese Buße war das Mittel der Befreiung, d. h. das Mittel zu sich selbst zu kommen. Dieses Zusichselbstkommen wurde einem dann so süß, dass man immer mehr zu sich selbst kommen wollte, d. h. immer mehr störendes lästiges Außenwerk abstreifen wollte. So gieng die Buße allmählig von den groben und greifbaren Sünden zu den immer feineren und verborgeneren über; man schritt vorwärts in einen Zustand immer feinerer, ungestörterer, ausruhenderer Betrachtung. Diesen Zustand in seiner Zartheit und Süße zu schildern, fand man im früheren Mittelalter den Ausdruck der Gottesliebe. Man setzte dazu die Fleischesliebe in einen für uns grellen und übertriebenen Contrast, weil man noch nicht die Fähigkeit hatte, Nuancen auszudrücken. Man legte sich jene in unserer Zeit unausführbaren Entsagungen auf, weil man eben die starke und robuste Physis hatte, die sich

zu solchen Leistungen drängte, um ihre Leistungsfähigkeit zu bethätigen. Keine Bauern- und Arbeiterfrau würde jetzt nach dem Wochenbette mit bloßen Füßen, keine Witterung achtend, über weite steinige Bergwege ihren Kirchgang zu machen vermögen, oder in Schnee und Eis mit bloßen Füßen so regelmäßig herumwandern können, daſs sie im Lauf eines Jahres noch nicht einmal die Sohlen an ein Paar Schuhen abgenutzt. Das machte so hohen Damen wie der heil. Hedwig und der heil. Elisabeth im XIII. Jahrhundert keine Schwierigkeiten. Die eine wurde 70 Jahre dabei alt und die andere starb so früh, weil sie sich mit jener Inbrunst, die den jungen Seelen eigen ist und ganz der Jugend angehört, von dieser Erde, auf der die Last und Qual des Irdischen ihr allzufrüh aufgeladen worden, wegsehnte. Sie flog jenem allerhöchsten Genuſs des Beisichselbstsein, die das Bei-Gott-sein ist, aus allen angespannten Kräften zu.

Wenn wir aber die heiligen Bilder, die alsbald auf jene Zeit folgten, betrachten, — jene Kunst, die nach dem großen Naturliebenden, dem heil. Franz von Assisi ihren Anfang nahm, — dann sehen wir tiefer, als Worte es vermitteln können, in die Seelen jener Zeit und sehen, wie nahe sie nicht nur uns und unserem nagendsten Verlangen stehen, sondern daſs sie auch hatten, was unsere Seelen quält, nicht zu haben.

Betrachten wir die gesammte Portraitkunst unserer Zeit, scheiden wir alles aus, was Pose, Gesuchtheit, Süßlichkeit und schlechter Geschmack ist, — was finden wir in den Gesichtern der Frauen? Müdigkeit oder Abspannung, das entgegenkommende Lächeln der gesellschaftlichen Formen oder die beabsichtigte Armuth, zu der Schönheit verpflichtet — mit einem Wort: Absicht. Oder jene oft schon ganz früh eintretende Enttäuschung der feinsten und gütigsten Seelen, die nichts mehr beabsichtigen mögen. Und sehen wir nun jene Frauengesichter aus dem XIV. und XV. Jahrhundert an, für die unsere jetzige Sprache keine Worte hat, um die milde und heitere Natürlichkeit, die Wohligkeit der Seele auszudrücken.

Und die Männerportraits unserer Zeit? Jede Ausstellung in jedem Lande bietet ja eine Menge — fassen wir nur den Eindruck der letzten zehn Jahre zusammen. Da sind die Protzenhaften und Geschwollenen, die Satten und Selbstzufriedenen. Da sind die Überangestrengten mit dem Gepräge eines mehr oder weniger auch physisch entwickelten Leidens. Da sind die verfeinerten, unbefriedigten, resignierten Gesichter; — von den Pedanten und den durch ungesunde Nahrung und Lebensweise Gedunsenen nicht zu reden. Aber alle diese Gesichter haben etwas Gemeinsames. Sie haben etwas eingebüßt. Es ist ihnen etwas verloren gegangen. Sie sind nicht das, was sie hätten sein können. Und jeder findet sich damit ab, wie er vermag.

Aber dieses Nicht-Sein, was er hätte sein können, verkürzt dem Mann die Lebenskraft. Am Weib läſst es wesentlich die Seele verkümmern.

Von den Expansionsmöglichkeiten der Seele hängt die Erhaltung des Körpers ab. Eine zusammengedrückte Seele schafft einen kranken Leib. Und was die menschliche Seele vor allem verlangt, das ist: sich bethätigen und sich ausruhen.

Sie will umfassen können und aufsaugen können, was der Schöpfer des Alls ihr zu eigen gegeben, indem er sie sich selber gab als einen Bruchtheil seiner Schöpfung und Schöpferkraft; die Schönheit dieser Welt in Sonne und Regen, Frost und Hitze, Tag und Nacht. Sie will sie anschauen können, bis sie ganz von ihr durchdrungen wird und jede Nuance erfassen und genießen kann. Sie will Zeit dazu haben. Denn damit kommt sie zu sich selber und ruht in sich selber aus. Aber die ganze Lebensordnung unserer Zeit ist so, daſs nur die allerwenigsten Menschen Zeit haben für sich selbst. Und da sie dafür nichts können, reiben sie sich auf und die gequälte Seele zehrt am Körper.

Welcher unserer Maler sieht eine Landschaft noch, wie die Maler des Mittelalters sie sahen? Und doch haben wir jetzt Landschaftsmaler, die nichts anderes malen als Landschaften, während so ein mittelalterlicher Maler gleich alles hineinmalte, wovon jetzt fünf, sechs Specialisten sich nähren: Landschaft, Architectur, Portrait, Interieur, Genre, Costümstudie, Stillleben &c. Aber wie rein war der Blick eines solchen alten Meisters, der noch seine Farben selbst kochte, während seine Frau vielleicht den Flachs zur Leinwand spann! Wenn er vor die Stadt gieng oder zum Fenster hinaus über die Stadtmauer schaute, dann sah er auch, was w a r. Er sah exact. Und zugleich sah er den feinsten Hauch der Ferne, den süßesten Duft des ersten Frühlings konnte er malen. Er sah alles mit Andacht und Gewissenhaftigkeit an, denn er sah überall Gottes Hand und fühlte Gottes Athem in der Natur. Diesen Frieden, diese Ruhe, das sehen unsere Maler nicht mehr Sie sagen: sie sähen die Bewegung; aber sie sehen in der Bewegung nicht den lyrischen Rhythmus, sie sehen die U n r u h e. Und sie können nichts dafür, denn sie sind selbst in Unruhe. Sie plagen sich ab im Kampf um's Dasein, wenn sie unbekannt sind, und sie werden meist immer aufgelöster und verschwommener, je berühmter sie werden.

Und doch ist das Bild der lebendigste Ausdruck des unmittelbaren Seins; der Maler kann eine Menge Dinge sagen und wird eine Menge Dinge sagen, weil er nicht r e f l e c t i e r t. Er sagt sie einfach in der Art, wie er s i e h t und d a r s t e l l t. Und seine Art zu sehen und darzustellen, ist wieder die a l l g e m e i n e Art zu sehen und aufzufassen. Das Wort

geht in unserer Zeit durch soviele Siebe, dass meist das Wichtigste darin zurückbleibt.

Man wird einwenden: was hilft uns das alles? Vorbei ist vorbei! Es nutzt uns nichts, ins Mittelalter zurückzuschauen. Das Mittelalter gieng zu Grunde, weil es sich überlebt hatte. Wir machen uns durch solches Zurückschauen nur untüchtig für die Anforderungen unserer Zeit.

Ich bin der Meinung, wir machen uns dadurch tüchtig für die Anforderungen unserer Zeit.

Es ist noch gar nicht so ausgemacht, dass das Mittelalter zu Grunde gieng, weil es sich überlebt hatte. Es hatte sich gar nicht überlebt, denn es lebt noch heute in unserem eigenen Blut und Saft. Alles, was Leben ist, ist Continuität. Niemand kann seine Wurzeln abhauen. Aber freilich — lebendig, Fleisch und Blut ist es auch nirgendswo anders mehr als in uns, den physischen Nachkommen und Erben seiner Kulturarbeit am Boden und an den Seelen.

Und so empfinden, so denken, so anschauen wie jene großen Leistungsfähigen des Mittelalters, — das können wir nicht mehr. Denn die Continuität ist nicht das Beharren. Aber den Ausdruck finden für unser eigenes Denken und Empfinden und Anschauen, das doch nur ein Strom ist, der von jener Zeit bis heute strömt, wie er aus den ältesten Zeiten in's Mittelalter strömte, während ununterbrochen die Ufer wechseln und der Ausblick sich ändert, das könnten wir. Und damit wir es können, müssen wir das Vermögen und den entscheidenden Willen haben, das abzuschieben, was uns hindert.

Das aber, was uns hindert, ist die Eingenommenheit unserer Seelen — la préoccupation. Früher nannte man es auch Besessenheit.

Dies Wort ist jetzt sehr verpönt. Und doch gibt es kein anderes, das so erschöpfend das ausdrückte, was die Seelen unserer Zeit quält und die „Nervenleiden" in den meisten Fällen hervorruft. Die physischen Störungen zögern dann auch nicht, sich einzufinden.

Was ist Besessenheit? ein Dienstbarkeitsverhältnis, in dem das Verfügungsrecht über sich selbst aufgehoben ist.

Im Mittelalter waren es die unreinen Geister, die Sendboten des bösen Feindes, die den Besessenen sich selber raubten.

Das ist jetzt auch noch oft genug der Fall. Nur nennt man den alten Bösewicht jetzt lieber den Lichtbringer und bezeigt ihm als solchem Ehre und Vertrauen.

Aber auf die verschiedenen Formen von Satanismus und „höchster Aufklärung" wollen wir uns gar nicht einlassen. Die, welche reines Herzens

sind, fallen darauf doch nicht herein. Und es sind immer weit Mehrere reines Herzens, als man in dieser Welt annimmt.

Aber auch die reinen Herzen können einer Besessenheit anheimfallen, — die einfach darin besteht, den Blick zu lange auf einen Punkt zu richten.

Dies ist die Überanstrengung, die durch unsere gegenwärtige Lebensweise und Lebensauffassung gleich begünstigt wird.

Schon die bis zur Überanstrengung geleistete Arbeit wird eine Besessenheit, — man kann seine Gedanken nicht von ihr losmachen; man kann sie nicht mehr hinhaben, wo man will; sie geben nur einen oder ein paar Punkte in die Runde. Die religiösen Übungen haben daher auch immer dazu gedient, die Seele von diesem Sichfestrennen abzulenken und ihr ihre Geschmeidigkeit zu bewahren.

Der sog. Kampf um's Dasein ist in unserer Zeit die Hauptquelle der Besessenheiten, d. h. der Seelenkrankheiten. Viele können sich seinen Ängstigungen, — die theils chimärisch, theils rell sind, — nicht entziehen; und jene, denen es besser geht, verfallen leicht dem Erwerbshunger, der den Genuss, d. h. das Zusichselbstkommen, ausschließt; denn der Genuss — und alle Genüsse fassen sich zusammen in dem Genuss des Beisichselbstseins — verlangt nach Ruhe und Verweilen.

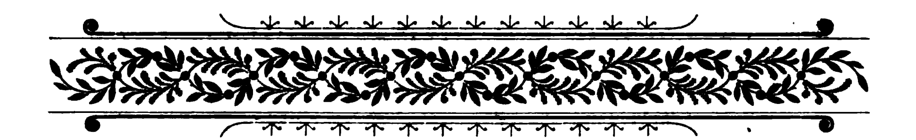
Die Seele aber, die sich selbst empfindet, verlangt nach einer kleinen Weile auch sich in allen anderen zu empfinden.

Um das zu können, muss sie die materielle Seite des Daseins, die sich in dem nun vergangenen Jahrhundert so ungestüm und unverhüllt hervordrängte wie nie früher (also auch die Arbeit) sich unterordnen, nicht sich von ihr unterordnen lassen. Der Widerstand, den sie dabei zu leisten hat, ist gar nicht einmal der Widerstand gegen eine Realität, sondern der Widerstand gegen eine Suggestion, gegen eine Zwangsvorstellung. Die Zwangsvorstellungen des Mittelalters kleideten sich in körperliche Gestalten und ergriffen in dieser concreten Anschaulichkeit von dem Menschen Besitz — machten ihn besessen; die Zwangsvorstellungen unserer Zeit sind die Gedanken, die ihm vordociert und eingeredet werden und durch die so hartnäckig und von so vielen Seiten — man nennt das eine „Zeitanschauung“ oder auch eine „Weltanschauung“ — auf ihn angelegt wird, dass er, er weiß nicht wie, sie nachdenkt, also von ihnen eingenommen, von ihnen besessen wird. Es gibt gar keinen materiellen Zwang, der so sicher und nachdrücklich wirken könnte wie der geistige Zwang; und es gibt wieder gar keinen geistigen Zwang, der von außen her eine wirkliche Herrschaft ausüben könnte; um zu herrschen, muss er sich in die Seelen einschleichen, in sie einnisten, von ihnen Notiz nehmen, sie besessen machen, zur Zwangsvor-

stellung werden. Und eine solche Zwangsvorstellung zu brechen, ist manchmal nur ein einziges Aufwachen nöthig wie das eingangs geschilderte Sind wir auf den Punkt gekommen, uns erst einmal an den Kopf zu fassen und zu fragen: bin ich — oder bin ich nicht? dann ist auch schon der Anfang gemacht, dann fängt der Bann an entzwei zu gehen. Und auf diesen Punkt kommen wir Alle und mehr als einmal. Es ist nichts weiter nöthig, als der täglichen Tretmühle unserer Handlungen und Gedanken entronnen zu sein, um stille zu werden in absichtsloser Versenkung in das Flüstern des Laubes und das Blinken der kleinen Wellen und das Blau des lieben unergründlichen freundlichen Himmels.

Sind wir aber erst angelangt bei uns selbst zu sein, uns selbst zu empfinden, dann fühlen wir uns noch im selben Moment nicht mehr als ein beschränktes und gebundenes Selbst. Wir sind hinausgehoben aus der schrecklichen Enge unseres dunklen, gedrückten Daseins. Wir sind frei geworden von jener inneren Einsamkeit, die allen befangenen Seelen die Brust zusammenschnürt. Und unsere Seele strömt aus und will mitleben mit anderen Seelen. Gar nicht mit den besonders hohen und auserwählten, sondern mit denen, die gedrückt und gebunden sind, wie wir waren, mit den kleinen verstoßenen Kindern, mit den armen, hilflosen Wöchnerinnen, mit den Mißhandelten und Zukurzgekommenen, die nach Wärme verlangen. Das ist nicht Mitleid, ein Wort, das durch den Gebrauch, der in diesem Jahrhundert philosophisch und humanitär davon gemacht worden, einen widerwärtigen Beiklang erhalten — das ist weder mein Leid, noch Dein Leid, noch unser Zusammenleiden. Das ist, weil wir uns leben fühlen in jeder Seele, die lebt, und weil wir uns um so intensiver leben fühlen, je intensiver wir anderen helfen können zu leben. Mit jeder Seele, die wir dem Tod entreißen — dem Tod des inneren und äußeren Sterbens — entreißen wir uns selbst immer auf's Neue dem Tode.

Darum haben wir nichts davon, mit denen zusammenzuhocken, die es selber warm und wohlig haben. Wir müssen dann an die denken, die frieren und verlassen sind und frieren selbst dabei. Wir wollen Wärme wecken und Wohlsein ausbreiten, um es selber warm und wohlig zu haben. Und die Frauen, die keinen eigenen Herd gefunden und kein eigenes Kind an ihrer Brust zu wärmen haben, — die sind die zuerst Berufenen dazu. Es wird sie dann nicht mehr frieren und sie werden nicht mehr einsam sein. Denn alle Wärme ist nur eine — alle Wärme ist himmlische Wärme.



Mein Crucifix.

Von Gräfin Paula Coudenhove.

Mein Crucifix, d'ran ausgespannt
Gott Seine Arme Tag und Nacht,
Du heilig Kreuz, gar oft verkannt,
Mein erster Gruß sei Dir gebracht.

Dir sei gebracht mein erster Gruß
Wenn morgens mich die Sonne weckt,
Dir sei gebracht mein letzter Gruß,
Wenn finst're Nacht die Welt bedeckt.

Mein Crucifix, es hält umspannt
Mich Deine Gnade Tag und Nacht,
Und ob ich Dich auch oft verkannt,
Dir sei mein erster Kuss gebracht.

Dir sei gebracht mein erster Kuss,
Wenn froh und sonnig mein Gemüth,
Wenn mein des Glückes Überfluss
Und mir der Freude Rose blüht.

Dir sei gebracht mein erster Kuss
Wenn bittrer Schmerz mein Herz bezwingt
Aus seines tiefsten Weh's Erguss
Dein Kuss als erste Blüte springt.

Dir gilt dereinst der letzte Gruß,
Mein Crucifix! In Todespein
Lass einen echten Kreuzeskuss
Mein Scheiden aus dem Leben sein.





Rundschau.

Am 1. Februar starb der K. Geh. Regierungsrath Altum, Professor der Zoologie an der Forstakademie in Neustadt-Eberswalde. Geboren in Münster am 31. December 1824 war er zum Priesterstand bestimmt und wirkte als Geistlicher in seiner Vaterstadt, bis ihn die Liebe zur Natur bewog, Naturwissenschaften zu studieren. In Berlin hörte er zoologische und vergleichend anatomische Vorlesungen bei Johannes Müller und wurde Assistent am zoologischen Museum, wo er sich der Ornithologie zuwandte. Seit 1856 lehrte er an der Realschule in Münster, habilitierte sich 1858 an der Akademie und wurde 1869 als Professor der Zoologie nach Eberswalde berufen. — Unter den vielen Werken, mit denen er die Wissenschaft beschenkte, steht sein Werk „Der Vogel und sein Leben", das in 6. Auflage erschienen ist, obenan. Altum war ein feiner Beobachter, ein praktischer Fachmann, der nicht mit vorgefassten Meinungen an die Lösung der Probleme der Thierpsychologie herantrat. Entschieden trat er der vulgären Psychologie entgegen, die ihr Ziel in der möglichsten Vermenschlichung der thierischen Handlungen sieht. Trotz der Anfeindungen des Brehm, Ruß u. A. brach sich sein Werk bald Bahn, wozu die Fülle seiner Beobachtungen und die kritische klare Darstellungsweise vor allem beitrugen. Von seinen übrigen Schriften seien hier hervorgehoben die Beiträge zur Fauna des Münsterlandes und seine Forstzoologie, die in 2. Auflage vorliegt. Wie sehr sich Altum auch der Anerkennung seiner vorgesetzten Behörde erfreute, zeigt ein Nachruf, der im „Staatsanzeiger" erschien. Nachdem seine Verdienste als Zoologe gewürdigt worden sind, heißt es weiter: „Eine rühmliche Stellung unter den Männern der Wissenschaft ist ihm für alle Zeiten gesichert. Als Lehrer — seit 1869 an der Forstakademie in Eberswalde — hat er durch die Gradheit seines Charakters und seinen fesselnden Vortrag sich die Achtung, Dankbarkeit und Liebe der Studierenden in seltenem Maße erworben und durch seine Begeisterung für die Natur und sein tiefes Verständnis für das Thierleben im Walde in einer Weise anregend gewirkt, wie es wenigen Lehrern beschieden ist." H—nn.

Eine principielle Frage. In dem 3. Jahrgang Nr. 27 der interessant redigierten, hypermodernen, nur für überreife Leser bestimmten „Wiener Rundschau" hat sich ein geistvoller Aufsatz von Harald Arjuna von Jostenoode aus Lüttich über „Imperium und Katholicität" verirrt, der in objectiver, aus der Natur der Sache und aus der historischen Weltlage geschöpfter Darstellung dem Katholicismus gerecht wird. Wir empfehlen diese großzügige gegen Chamberlain's philiströse Katholikenfurcht gerichtete Studie auch unseren Lesern. Nun hat aber offenbar dieser muthige Standpunkt die Redaction (Christomanos und Rappaport) in die höchste Verlegenheit versetzt und sie zu folgender Note im Anschluss an den Namen des Autors veranlasst: „D. Red. kann sich den obigen Ausführungen ihres Mitarbeiters nicht in allem anschließen.

— Auf Chamberlains bedeutsames Werk wird die »W. R.« gelegentlich noch zurückkommen." Also man ladet einen Gast ein und warnt bei der Vorstellung die ganze Gesellschaft vor diesem Manne! Muss und darf sich ein Autor diesen leider öfters geübten Modus gefallen lassen? Weitere Frage des Publikums: Warum nimmst du, Redaction, einen Artikel auf, der dir verdächtig ist? Und wenn Du das gethan hast, warum hältst du uns für so schwach, dass wir uns nicht selber ein Urtheil bilden können? Was interessiert uns das, ob du oder der Setzer sich anschließen? Woher nimmst du die Berechtigung, den Autor wie einen Schulknaben zu censurieren und uns zu bevormunden? Sorge selber für Artikel, die deiner Tendenz und deinem Geschäftsinteresse entsprechen und lass das dir anvertraute geistige Eigenthum Anderer unbefleckt! R. K.

* * *

In einem der letzten Hefte der auf protestantischem aber positiv christusgläubigem Boden stehenden Monatsschrift „Der Türmer" war ein Aufsatz „Ernst Häckel und die Religionsfrage" von Hanns v. Gumppenberg enthalten, dessen gegen die Seichtigkeit und den Widersinn der Häckel'schen Weltanschauung gerichteter Tendenz man durchaus beistimmen konnte, wenn es auch Wunder nehmen musste, dass just der durch allerhand Excentricitäten und Verstiegenheiten bekannte Schriftsteller Hanns v. Gumppenberg sich zum Vertheidiger einer christlichen, antihäckelischen Anschauung aufwarf. — Kaum aber war der Aufsatz erschienen, so veröffentlichte der Verfasser in verschiedenen deutschen Blättern eine streitbare Verwahrung, in der er erklärt, der Herausgeber des „Türmer", Freiherr von Grotthuß, habe nach der vom Autor besorgten letzten Correctur ohne Wissen desselben eine Reihe von Änderungen in dem Aufsatze vorgenommen, wodurch dessen „durchaus vorurtheilslose Polemik gegen die „Neue Religion" Häckel's in eine reactionär-confessionelle verkehrt" worden sei. Man konnte gespannt sein, wie Freiherr von Grotthuß sich gegen diesen Vorwurf wehren würde; dies ist nun in dem letzten Hefte des „Türmer" geschehen und was v. Grotthuß hier mittheilt, bietet einen lehrreichen Beitrag zur Psychologie moderner Autoren und zur Charakterisierung des litterarischen Treibens unserer Zeit. Herr v. Gumppenberg hatte den Aufsatz an den „Türmer" eingesandt und der Redacteur hatte denselben acceptiert, bat aber den Verfasser, „die Unlogik des Häckel noch schärfer zu betonen ... und den Standpunkt zumal, wie lächerlich dürftig diese Weltanschauung gegenüber der geoffenbarten Religion ist, noch bewusster herauszuheben" 2c. Diesem Wunsche ist v. Gumppenberg bereitwillig nachgekommen und hat „die Dürftigkeit des Häckel'schen Weltbildes", wie er selbst in seinem Antwortschreiben betont, „noch stärker hervorgehoben", — er hat sich also doch wohl mit den Tendenzen des „Türmer", resp. des Frh. v. Grotthuß, die er „reactionär - confessionell" nennt, einverstanden erklärt. — Nun hat allerdings der Redacteur nachträglich noch eine Reihe von Correcturen vorgenommen; aber aus der genauen Wiedergabe derselben im letzten Türmer-Heft ersieht man, dass diese im Wesentlichen nur stilistische Ausgleichungen und Glättungen des Ausdrucks betreffen, wie sie wohl jeder Redacteur beim letzten Correcturlesen gelegentlich vorzunehmen sich veranlasst sehen wird. — Herrn v. Gumppenberg aber war diese Thatsache insoferne willkommen, als sie ihm Gelegenheit gab, wie Frh. v. Grotthuß treffend bemerkt, „seinen Namen als den eines unnahbar gesinnungstüchtigen „freien wissenschaftlichen" Schriftstellers und Märtyrers in bengalischem

Lichte erstrahlen zu lassen. Man nennt das mit einem leider gut deutschem Fremdworte — „Reclame." Und damit hat der „Türmer" einen wichtigen Hebel in der gesammten Maschinerie unseres Litteraturlebens richtig gekennzeichnet.

* * *

Wie die moderne Medicin, nachdem sie lange Zeit alles ängstlich glaubte fern halten zu müssen, was nicht mit dem Mikroskop oder der Wage zu constatieren war, nun allmählich wieder zur Besinnung kommt und einsieht, dass auch hier Factoren mitspielen, die unwägbarer und unfassbarer Natur sind, dafür ist unter anderem eine interessante Untersuchung recht belehrend, die Dr. Oppenheim in der Zeitschr. f. Nervenheilkunde 1899, Nr. 24 über die „Beziehungen zwischen Nervenkrankheit und Lectüre" anstellt. Ausgehend von der bekannten Thatsache, dass nervös veranlagte Menschen durch die weitverbreitete populärmedicinische und Lexikonlitteratur, durch die Popularisierung medicinischer Tagesereignisse in der Presse u. s. w. zu Hypochondern geradezu erzogen werden, erklärt Oppenheim das Verbot des Zeitungslesens für gewisse Nervenkranke zur Erzielung einer seelischen Diätetik für ebenso wichtig wie die Diätbehandlung auf körperlichem Gebiete. Dasselbe gelte in erhöhtem Maße für einen Theil der modernen schöngeistigen Litteratur, der die Darstellung des Pathologischen zum Selbstzweck wird. Hier liegt eine weitere große Gefahr in dem Überwiegen sexueller Probleme und Darstellungen, welche als Vehikel zu physischen Ausschreitungen in der Aetiologie vieler nervöser Störungen eine Rolle spielen. Selbstverständlich fällt andererseits wieder der Lectüre eine positiv-therapeutische Aufgabe zu, insoferne der reine ästhetische Genuss eine wirklich heilsame Potenz werden kann. — Es wäre lohnend, wenn einmal ein in der modernen und modernsten Litteratur bewanderter Psychiater eine Untersuchung darüber anstellen wollte, wie viele der modernen „litterarischen Probleme" auf Bücher wie Krafft-Ebing's «Psychopathia sexualis» und ähnliche Werke und auf die darin niedergelegte Casuistik zurückzuführen sind. Ist doch ein guter Theil der neueren Romanlitteratur ebensowohl wie der dramatischen Poesie und der Lyrik unserer Jüngsten nur mehr auf pathologischem und leider nur zu häufig auf sexual-pathologischem Wege erklärbar und nur dem ganz verständlich, der in diesem Zweige der medicinischen Litteratur sich vorher umgesehen hat.

* * *

Preisausschreiben. Die Leogesellschaft erlässt gemeinsam mit der Josef Roth'schen Verlagshandlung, Wien und Stuttgart, eine Preisausschreibung für die unter dem Titel „Allgemeine Bücherei" erscheinende Sammlung ausgewählter Schriften aus den verschiedensten Wissensgebieten (Belletristik, Geschichte, Kulturgeschichte, Natur- und Socialwissenschaften); die beste und eines Preises würdige Arbeit wird nebst dem tarifmäßigen Honorar von 15 K (12.75 Mk.) per Bogen mit einem Ehrenpreise von 50 K prämiiert. Die Einsendung hat unter den hiebei üblichen Modalitäten (Bezeichnung mit einem Kennwort und Nennung des Verfassernamens in einem beigelegten verschlossenen, dasselbe Kennwort tragenden Couvert) bis 1. Juli 1900 an die Leogesellschaft (Wien, I., Annagasse 9), welche das Preisrichtercollegium bestimmt, zu geschehen. Die für die „Allgemeine Bücherei" passend befundenen, jedoch nicht prämiierten Arbeiten gehen zu dem gewöhnlichen Honorare in das Eigenthum der „Allgemeinen Bücherei" über.

* * *

Von dem Verwaltungsrath des Vereines für decorative Kunst- und Kunstgewerbe in Stuttgart wird ein Preisausschreiben für mehrere ein- und mehrfarbige Zeichnungen (für den Katalog einer Druckfarbenfabrik, für einen dreitheiligen Paravent mit sichtbaren Holz- und Lederfüllungen, für eine Salon-Polstermöbelgarnitur, endlich für die Adresskarten zweier Druckerei- und Lithographiedruck-Firmen) veröffentlicht; die Preise variieren von 40 bis 300 M, Termin ist der 1. Mai (nur für die ersterwähnte Katalog-Ausschreibung der 15. April). Die näheren Bedingungen der Preisausschreibung sind von dem genannten Verein kostenlos zu beziehen.

* * *

Aus fremdländischen Zeitschriften. Seit Beginn des südafrikanischen Krieges, der sich allmählich zu einer Lebensfrage für Großbritannien entwickelt, werden hauptsächlich dieser und die damit in Verbindung stehenden Fragen in den englischen Zeitschriften erörtert. So bringt zunächst die von dem bekannten Friedensmann W. T. Stead herausgegebene Review of Reviews (Januar 1900) in den „Kriegsbildern von Praetoria" und ähnlich auch in dem Aufsatz «Britain in the valley of humiliation» interessante Details vom gegenwärtigen Kriegsschauplatz und bespricht die bis zum Jänner vorgefallenen Begebenheiten in entschieden boerenfreundlichem Sinne. — Eine Charakterskizze führt uns General William F. Butler als eine sympathische Erscheinung vor. Als römischer Katholik im Jahre 1837 geboren, trat er im Alter von 20 Jahren in die Armee ein, in der er sich besonders von 1869 an fortwährend und bei den verschiedensten Gelegenheiten hervorthat. Das Commando im Boerenkriege übernahm er nur ungern, da die holländerfeindliche Bewegung seinen Gesinnungen zuwiderlief. — In ähnlich ausführlicher, trefflicher Weise schildert die Februar-Nummer, die ein Porträt John Ruskin's als Titelbild trägt, Leben und Charakter des amerikanischen Theologen und Predigers Dwight L. Moody, der am 22. December v. J. in seinem Geburtsort East Northfield, Mass., starb. Der Aufsatz hebt besonders seine Menschenkenntnis und sein Verdienst um den engeren Anschluss der amerikanischen und englischen Protestanten und damit auch beider Staaten aneinander hervor. Aus einer Unitarierfamilie stammend, schloss sich Moody dann den Trinitariern an, — wobei sein stets gutes Einverständnis mit den Katholiken besonders betont wird, — und hatte mit seinen theologischen Lehren zahlreichen Anhang.

In der North American Review (vol. 170 Nr. 1) malt George Lacy die Boeren im Gegensatz zu dem oben erwähnten Aufsatz mit möglichst dunklen Farben. Die Boeren seien nicht Holländer, sondern französische Hugenotten und zeigen sich in Abstammung, Sprache und Lebensweise als Abkömmlinge von Franzosen, denen er gegenüber Stead und seinem Anhang — diesen schreibt Lacy übertriebene Sentimentalität zu — die schlechtesten Eigenschaften zuweist, Unreinlichkeit, Immoralität, Streitsucht, Hochmuth, besonders Mangel an Wahrheitsliebe. Die Boeren haben kein Vaterland, kämpfen daher auch nicht für dasselbe, der Krieg ist nur ein Krieg des Präsidenten Krüger. — In «The anglican Crisis and Church Unity» erklärt Charles A. Briggs die gegenwärtige Krisis der englischen Kirche als eine unvermeidliche Folge der Oxforder Bewegung, die ihrerseits durch die Entwicklung der anglo-katholischen Partei in der englischen Kirche veranlasst war. Die drei Hauptfragen, die den anglikanischen Erzbischöfen vorgelegt wurden, betreffen den Gebrauch des Weihrauchs, den der Lichter bei den Processionen und die Reservierung

des ah. Altarssacramentes für Kranke und Sterbende. — Eine Charakterstudie von Edmund Gosse «Sir Redvers Buller» enthält eine Lobeshymne auf den englischen General.

In der Revue de Paris (7. Jahrgang, Nr. 3) zieht der Essay von Albert Dufourq »Berthier à Rome« besondere Aufmerksamkeit auf sich, der die in Rom von Berthier inaugurierte Revolution und die Verjagung Papst Pius VI. behandelt. Von Bonaparte nach Rom gesandt, erhält der General dort sogleich zwei Adressen von Jacobinern: von Urbin die eine, von Gaetano Maggiotti und Benedetto Greco die andere. Berthier antwortet nicht, aber er zieht seine Schlüsse darnach und entsendet nach Rimini, Savignano und San Arcangelo drei Bataillone, um beim ersten Anzeichen bereit zu sein. Er marschiert nach Ancona, von da nach Rom, immer vorschützend, die französische Armee käme nur um den Mord Duphot's zu rächen, nicht aber den Papst zu stürzen. Der Papst selbst erläſst eine Proclamation, die Franzosen seien überall wie Brüder aufzunehmen, — doch drei Tage darnach, am 15. Februar wird er selbst vertrieben und die Republik proclamiert.

Dieselbe Nummer enthält einen Auszug aus dem ersten Band der von E. Biré zur Ausgabe vorbereiteten „Memoiren" des Generals d'Andigné. Die veröffentlichten Seiten wurden im Jahre 1803 geschrieben und tragen den Titel «Bonaparte et les Chouans.» Im Jahre 1799 von den Royalisten zu Bonaparte nach Paris entsandt, um dessen Absichten und Gesinnungen auszukundschaften, beschreibt d'Andigné hier seine Einführung durch Talleyrand, damals Minister des Äußern, und das Resultat seiner Bemühungen Bonaparte's Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit bei Verfolgung irgend eines Zieles tritt in dieser Unterredung lebhaft hervor. Seine Rede ist sprunghaft, er scheint fast unaufmerksam, und trotzdem entgeht ihm kein Wort, das für ihn irgend Interesse haben kann. D'Andigné stellte im Namen der Royalisten den Antrag, ihm alle Mittel zur Verfügung zu stellen, falls er seinem Namen den unsterblichen Ruhm beifügen wollte, die Monarchie wieder hergestellt und den legitimen Erben Ludwigs XVI. wieder auf den Thron gebracht zu haben. In einem höchst schmeichelhaften Brief stellte er Bonaparte die Unsicherheit vor, in welcher dieser schwebe inmitten von Männern, welche der Reihe nach so verschiedenen Regierungen gedient hatten. Bonaparte's Antwort war höflich, aber keine eigentliche Antwort auf den Antrag d'Andigné's. Bei einer zweiten Entsendung ließ ihn Bonaparte nicht mehr vor. Er verhandelte mit Talleyrand, der dem General d'Andigné in feinster Manier anrieth, die Royalisten zur Unterwerfung anzueifern.

* * *

Nach einer Handzeichnung Führichs, die sich im Besitze der Tochter des gefeierten Meisters, Frau v. Wörndle befindet, bringen wir in der heutigen Nummer eine phototypische Abbildung. Das Original ist bisher unveröffentlicht. Ein Meisterwerk Führich's als Zeichner und ideentiefen Componisten wurde es als Staffeleibild im Jahre 1866 für den Unterstaatssecretär Otto Freiherrn von Rivalier-Meysenbug in Darmstadt ausgeführt. Die schöne Conversion des Themas: „Ave-Eva" soll nicht bloß eine äußerliche Zufälligkeit andeuten, sondern weist von der in tiefster Reue versunkenen Eva auf die höchste Majestät weiblicher Würde zurück, wie sie das katholische Christenthum in der gnadenvollen Mutter des göttlichen Wortes, der „zweiten Eva" schaut und verehrt.

Dr. S—a.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hans Bohatta.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

WIEN, 1. APRIL 1900.



SERIE II. Nr. 2.

MITTHEILUNGEN

AN DIE

MITGLIEDER DER LEO-GESELLSCHAFT

Erscheint in zwangloser Folge nach Bedarf stets als Beilage zur Zeitschrift „Die Kultur".

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERR. LEO-GESELLSCHAFT.

Wird den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft unentgeltlich zugesendet.

I. Sitzungen
des Directoriums der Leo-Gesellschaft.

I. In der Sitzung des Directoriums der Leo-Gesellschaft am 17. Jänner 1900 wurden:

1. aufgenommen 1 Förderer, 1 lebenslängliches Mitglied, 16 Mitglieder und 3 Theilnehmer mit Jahresbeiträgen.

2. Es wurde mitgetheilt, dass Hofrath Dr. Ricker eine Spende von K 30, das k. k. Unterrichtsministerium für 1900 zur Herausgabe der „Quellen und Forschungen" K 800, des „Allgemeinen Litteraturblattes" K 600 der Leo-Gesellschaft zugewiesen und K 1200 zur Herausgabe des Archives für österreichische Kirchengeschichte für den Zeitpunkt seines Erscheinens zugesichert hat.

3. Es wurde beschlossen: 3 Ansuchen um Bücherspenden zu gewähren; — mit der Jos. Roth'schen Verlagsbuchhandlung in Wien und Stuttgart den proponierten Verlagsvertrag bezüglich der „Allgemeinen Bücherei" einzugehen; die „Kultur" schon für 1900 in 8 Jahresheften zu 5 Bogen auszugeben; die Redaction des „Allgem. Litteraturblatt" und der „Kultur" den Herren Doctor Schnürer und Dr. Bohatta gemeinsam zu übertragen; für die Herausgabe eines von Freiherr Dr. Bischofshausen vorgelegten Manuscriptes Sorge zu tragen; den Studenten der Hochschulen die Mitgliedschaft an der Leo-Gesellschaft um den Jahresbeitrag von K 2 zu gewähren; den Theilnehmern der Leo-Gesellschaft nebst dem Jahresbericht eine entsprechende litterarische Gabe zuzuwenden.

II. In der Sitzung des Directoriums der Leo-Gesellschaft am 22. Jänner 1900 wurde beschlossen: mit der „Görresgesellschaft" und mit Dr. Pogatscher nähere Vereinbarungen für Herausgabe der Kameralien der Vaticana einzuleiten. Bezüglich einer Führichfeier wird ein Montagabend in Aussicht genommen, für welchen die litterarische Section ein Programm entwerfen wird. Für die kathol. slovenische Studentenverbindung Danica in Wien und die Volkslesehalle

in Wien wird je 1 Exemplar der „Kultur“ und für letztere auch eine Bücherspende bewilligt; der Volkslesehalle tritt die Leo-Gesellschaft als Stifter mit K 200 in 2 Jahresraten bei. Dem Herrn Director Löwe wurden die Noten von Liszt „Christus“ zu einer Aufführung dargeliehen.

III. In der Sitzung am 12. März 1900 wurden:

1. aufgenommen als lebenslängliche Mitglieder 5; als Mitglieder mit Jahresbeiträgen 45; als Theilnehmer 5.

2. Es wurde mitgetheilt, dass Seine Durchl. Fürst Johann Liechtenstein eine Spende von K 80, Inspector L. Gall in Wien eine solche von K 62·50 Prof. Dr. F. Schindler von K 92·50 der Leo-Gesellschaft zugewiesen haben; dass Nr. 13 der Abhandlungen und Vorträge herausgegeben von der Leo-Gesellschaft „Die wirtschaftliche und historische Bedeutung der Gemeinde“ von Dr. H. Misera und der „Jahresbericht der Leo-Gesellschaft über das Jahr 1900“ publiciert wurden.

3. Es wurde beschlossen, zwei jungen Gelehrten zu Forschungsreisen K 200 und K 150 zuzuwenden; als 4. Heft der apologetischen Studien „Die Unsterblichkeit der Seele, bewiesen aus dem höheren Erkennen und Wollen“ von Dr. Ph. Kneib auszugeben; die Redaction der „Allgemeinen Bücherei“ mit einer der periodischen Zeitschriften der Leo-Gesellschaft zu vereinigen; als Ort der Generalversammlung für 1900 Marburg und als Zeit derselben Ende Juli in Aussicht zu nehmen. Eine von der Familie v. Hoffinger in Wien der Leo-Gesellschaft zum Geschenk angebotene Bibliothek von circa 4000 Bänden wurde mit lebhaftem Dank anzunehmen und in geeigneter Weise aufzustellen beschlossen.

II. Sitzungen der Sectionen.

1. Philosophisch-theologische Section.

In der Sitzung am 19. Februar 1900 wurde zunächst Univ.-Professor Dr. Virgil Grimmich zum Schriftführer der Section gewählt, nachdem Universitäts-Professor Dr. Georg Reinhold das seit 1892 von ihm bekleidete Amt als Schriftführer zurückgelegt hatte. Hierauf hielt Univ.-Prof. Dr. Heinrich Swoboda einen Vortrag über „Neue Wendungen in der Frage der Leichenverbrennung“. Der Vortragende setzte zuerst den Gang der Agitation für die Leichenverbrennung seit 1870 und den Wechsel der hiebei verwendeten Motive auseinander. An Stelle der hygienischen und später des volkswirtschaftlischen Standpunktes wird gegenwärtig der eines angeblichen Rechtes auf Verbrennung als der wichtigste bezeichnet. Hiegegen wendete sich der Vortragende, indem er sowohl vom Standpunkte des Naturrechtes, als auch des staatlichen und kirchlichen Rechtes zeigte, dass dem Lebenden ein willkürliches Verfügungsrecht auf seinen Leichnam nicht zukomme, dass dasselbe vielmehr durch öffentliche Rücksichten eingeschränkt sein müsse und thatsächlich durch staatliche und kirchliche Gesetze eingeschränkt sei. Der zweite Theil des Vortrages behandelte eine andere, in der allerjüngsten Zeit aufgetauchten Meinung, die ebenfalls bereits agitatorisch verwertet wurde: Die Stellung der ersten Christen zur Leichenverbrennung. Hier brachte der Vortragende eine Reihe von Beweisen,

den Katakomben und Schriftquellen des christlichen Alterthums entnommen, welche unwiederleglich darthun, wie sehr es falsch sei zu behaupten, es hätte wohl die altchristliche Kirche, nicht aber hätten auch die ersten Christen (bis zum 5. Jahrhundert oder bis Karl d. Großen) eine entschieden ablehnende Haltung der Cremation gegenüber eingenommen.

Auf Antrag des Prof. Doctor F. M. Schindler, wurde der Beschluss gefasst, zu dem bereits im Druck begonnenen Commentar der Bücher des alten Testamentes nach den gleichen Grundsätzen auch einen wissenschaftlich-praktischen Commentar zu den Büchern des Neuen Testamentes herauszugeben, und zu diesem Zwecke die bestehende Commentar-Commission durch drei neubiblistische Fachmänner zu verstärken.

2. Section für Social- und Rechtswissenschaften.

1. In der Sitzung vom 30. November 1899 leitete Franz Graf Kuefstein die Besprechung ein über das aufgeworfene Thema: „Auf Arbeit gegründete Organisation der bürgerlichen Gesellschaft." Von der mehr geistigen und administrativen Arbeit absehend, wollte Referent jene Grundsätze erörtern, welche für die Organisation der breiten Schichten der wirtschaftlichen Handarbeiter im engeren Sinne genommen bei den heute bestehenden recht verworrenen Verhältnissen zur Geltung kommen sollten. Nach Erläuterung der Ausdrücke Arbeit, Gesellschaft und Organisation wendete sich der Vortragende dem eigentlichen Gegenstande zu. Die folgenden Grundsätze ergaben sich aus der Erörterung und wurden dieselben der Discussion zugrunde gelegt. Auf landwirtschaftlichem Gebiete: Möglichste Unterstützung der auf eigene Arbeit der Familie beschränkten Wirtschaften; dann Organisation der landwirtschaftlichen Hilfsarbeiter. Im Gewerbe: Beschützung des kleinen auf eigene Arbeit, oder ganz geringe Hilfe beschränkten Handwerks und Kleinhandels; Einreihung der hausarbeitenden Lohnarbeiter in die Kategorie der Handwerker und corporativer Zusammenschluss derselben mit bestimmten Vorrechten. In der Großindustrie: systematische Einführung der Gewerkschaften; Schaffung einer aufsteigenden Arbeiterordnung (oder Stabilisierung wenigstens eines Theiles der Lohnarbeiter); weitgehender Schutz der Familie gegen die auflösenden und demoralisierenden Einflüsse.

Die Discussion befasste sich vorzüglich mit der Frage der Organisation der landwirtschaftlichen Hilfsarbeiter und der industriellen Heimarbeiter und dehnte sich auf die bäuerliche Organisation aus.

2. In der Sitzung am 25. Jänner 1900 referierte der Hof- und Gerichts-Advocat Dr. Max Anton Loew über die Frage des Anschlusses Österreichs an die Berner Convention betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur, Kunst und Photographie. Referent erörterte zunächst in den Hauptzügen die Entwicklungsphasen des Urheberschutzrechtes außerhalb wie innerhalb Österreichs und die verschiedenen Gesichtspunkte der wissenschaftlichen Begründung derselben und trat sodann in eine eingehende Darstellung der Unterschiede zwischen der Berner Convention und der österreichischen Gesetzgebung hierüber ein. Bezüglich sämmtlicher zwischen beiden divergierenden Punkte wurde der Nachweis erbracht, dass das weitere Fernhalten Österreichs von der Berner Convention,

welcher bereits die meisten großen Kulturstaaten beigetreten sind, nur nachtheilig auf das geistige und künstlerische Schaffen in Österreich einwirken können. Es sei vielmehr sowohl im Interesse der Autoren und Künstler, wie der Verleger und des Publikums, dass der Anschluss Österreichs an die genannte Convention möglichst bald erfolgt.

In der Discussion wurde von Univ.-Prof. Dr. H. Lammasch besonders die staatsrechtliche Seite der Frage beleuchtet. Die Discussion ergab eine volle Einmüthigkeit der Anwesenden über die Nothwendigkeit und den Nutzen des vom Referenten befürworteten Anschlusses an die Berner Convention.

3. In der Sitzung am 22. Februar 1900, leitete Prof. Dr. F. M. Schindler, statt des verhinderten Abgeordneten Dr. Richard Weiskirchner, die Besprechung des n.-ö. Armengesetzentwurfes ein. Referent skizzierte zunächst in knappen Umrissen die Entwicklung der öffentlichen Armenpflege in Österreich überhaupt und speciell im Erzherzogthume Niederösterreich und legte hierauf die Hauptgrundsätze des neuen Gesetzentwurfes unter steter Vergleichung mit den Principien des bestehenden n.-ö. Armengesetzes, sowie die Ergebnisse der über den Gesetzentwurf bisher veranstalteten Enqueten dar. In der sodann folgenden Kritik der Principien des Gesetzentwurfes hob Referent als anerkennenswerte Momente hervor: die Bestellung der Gemeinde als eines wesentlichen Gliedes im Organismus der öffentlichen Armenpflege; die grundsätzlich in Aussicht genommene Herstellung einer Verbindung der öffentlichen mit der Privatarmenpflege; das Princip der Zuweisung der geschlossenen Armen-, Waisen- und Siechenpflege an größere Verbände; die Ausgleichung der Verschiedenheit in der ökonomischen Lage und in sonstigen das Armenwesen beeinflussenden Verhältnissen der Gemeinden durch die größeren Verbände, beziehungsweise durch das Land. Als anfechtbare Momente bezeichnete Referent die allzu mechanische Durchführung des Princips der Zutheilung der offenen Armenpflege an die Gemeinden und der geschlossenen einfachen Armenpflege an Bezirksverbände; die zu schematisch erscheinende Errichtung der Armenbezirksverbände nach Bezirkshauptmannschaften; die grundsätzliche Ablehnung der Zurückgabe der 1893 für die damals errichteten Armenbezirke eingezogenen Localarmenvermögen und die beabsichtigte Verunmöglichung der Bildung von namhafteren neuen Gemeindearmenvermögen; den namentlich in den beabsichtigten Bezirksverbänden gelegenen Zug zu bureaukratischer Gestaltung des Armenpflegewesens.

Die Discussion ergab im allgemeinen eine volle Übereinstimmung der Anwesenden mit den Ausführungen des Referenten; Graf Kuefstein trat entschieden für die völlige Ausschaltung des Mittelgliedes in der beabsichtigten Organisation, der Bezirksarmenverbände ein.

3. Section für Geschichtswissenschaften.

In der Situng am 12. December 1899 referierte Prof. Dr. A. Ehrhard über den Stand der Vorarbeiten zur Herausgabe eines Archivs für österreichische Kirchengeschichte.

In der Sitzung am 15. Jänner 1900 referierte der Vorsitzende über eine eingelaufene Arbeit von Dr. Freiherrn von Bischofshausen, und stellte

den Antrag: es sei dem Directorium zu empfehlen, vorliegende Arbeit zum Drucke zu befördern, was einstimmig angenommen wurde. Hierauf folgte der Vortrag des P. Maurus Kinter: „Aus P. Beda Dudiks Correspondenz.“

In der Sitzung am 12. Februar 1900 hielt Exc. Freiherr Josef von Helfert einen Vortrag über die zwei Colossalfiguren von St. Marco in Venedig (siehe Kultur 1900, 4. Heft).

In der Sitzung vom 26. März 1900 setzte Archivar M. Kinter seine Mittheilungen aus Beda Dudik's Correspondenz fort.

4. Section für Litteratur und Kunst.

In der Sitzung am 28. Jänner 1900 fand eine Berathung über die Veranstaltung einer Hundertjahrfeier des Geburtstages Josef Führichs seitens der Leo-Gesellschaft statt. Die Feier wurde für den 19. März in Aussicht genommen und das Programm derselben festgestellt.

III. Veranstaltungen der Leo-Gesellschaft.

1. Am Montag den 19. Februar l. J. fand ein geselliger Abend der Wiener Mitglieder der Leo-Gesellschaft im städtischen Kursalon mit reichem Programm statt.

2. Am 19. März l. J. wurde zum hundertjährigen Gedächtnis des Geburtstages des Meisters Josef R. v. Führich im Festsaale des n.-ö. Gewerbevereines von der Leo-Gesellschaft eine Festfeier veranstaltet. Die Festrede hielt Richard v. Kralik (Kultur 1900, 4. Heft); hierauf folgte die Vorführung zahlreicher Bilder und Zeichnungen Führichs mittels des Skioptikon unter begleitender Erläuterung derselben durch Josef Heidenreich.

IV. Einladungen zu wissenschaftlichen Congressen.

1. Am 17. ff. April l. J. findet in Rom der 2. Christlich-archäologische Congress statt. Anmeldungen sind zu richten an den Secretär des vorbereitenden Comités: A. Benignani, Roma P. dei Crociferi 3. Der Mitgliederbeitrag von 10 Frcs. ist an dieselbe Adresse zu leiten.

2. Vom 24.—28. September 1900 findet in München der V. internationale Congress katholischer Gelehrten statt. Eine zahlreiche Betheiligung österreichischer Gelehrten, auch durch wissenschaftliche Arbeiten, ist höchst erwünscht. Anmeldungen nimmt entgegen die Kanzlei der Leo-Gesellschaft (Wien I., Annagasse 9); dorthin kann auch der Mitgliedbeitrag von M. 4 = K 5 gesendet werden. Ebenso wird hier die Anmeldung von wissenschaftlichen Arbeiten für den Congress bis 15. Juni l. J. entgegengenommen.

V. Neue Mitglieder und Theilnehmer der Leo-Gesellschaft.

1. Lebenslängliche Mitglieder:

Barnabitencolleg, Wien 200 K. — Deutscher Ritterorden, Wien 200 K. — Franciscanerconvent, Wien, 200 K. — Leyser Selma, Fräulein, Wien 200 K. — Leyser Sophie, Fräulein, Wien 200 Kr.

2. Mitglieder und Theilnehmer mit Jahresbeiträgen:

Admont (Steiermark): Wichner Jakob, Stiftsbibliothekar 10 K.
Baden (N.-Öst.): Mayr Severin, Gymnasialprofessor 10 K.
Czernowitz (Bukowina): Halban, Dr. Alfred v., k. k. Universitätsprofessor 10 K.
Dux (Böhmen): Krisa Wendelin Josef, Kaplan 10 K.
Fleyh (Böhmen): Linsmaier Alois, Pfarrer 10 K.
Görz: Loitlesberger Karl, k. k. Gymnasialprofessor 10 K.
Graber (Böhmen): Sitte Wenzl, b. Vicär, Dechant 10 K.
Heiligenkreuz (N.-Ö.): Watzel Florian, Stiftscapitular 10 K.
Holtschitz (Böhmen): Reismüller Anton, Kaplan 10 K.
Klosterneuburg (N.-Ö.): Idinger Frigdian, Chorherr 10 K.
Latsch (Tirol): Tumler Pfarrer 4 K.
Leitmeritz: Herklotz Franz, cand. th. 10 K. — Sterba Josef, Domcapitular 10 K.
Linz: Schiffmann, Dr. Konrad, Weltpriester 10 K.
Lindenau (Böhmen): Vater Anton, Pfarrer, 10 K.
Melk (N.-Ö.): Hager Benedict, Gymnasialprofessor 10 K.
Nerezišće (Dalmatien): Milčević, Dr. Ant., Erzpriester 10 K.
Nikolsburg (Mähren): Landsteiner Karl, Prälat und Propst 10 K.
Prag: Rotzinger Anselm, Präses des wendischen Seminars 10 K.
Raab (Ungarn): Bibliothek des Priesterseminars 10 K.
Reichenberg (Böhmen): Bergmann Josef, Erzdechant 10 K. — Klinger Karl, Bürgerschulkatechet 10 K.
Salzburg: Meisel Friedrich, Landesbeamter 10 K.
St. Pölten (N.-Ö.): Halbmayr Stefan, b. Notar 10 K. — Landeslehrerseminar 10 K. — Landes-Real- und Obergymnasium 10 K.
St. Florian (O.-Ö.): Asenstorfer Franz, Theologieprofessor, 10 K. — Malzer Andreas, Sparcassedirector, 10 K.
St. Valentin (O.-Öst.): Coudenhove, Gräfin Paula 10 K.
Schlanders (Tirol): Schönaffinger Jacob, Decan 10 K.
Schönlinde (Böhmen): Schwertner Hugo, Bürgerschulkatechet 10 K.
Schönna (Tirol): Alber Alois, Pfarrer, 10 K.
Seitenstetten (N.-Ö.): Umthammer Georg, Oberlehrer 10 K.
Stanislau (Galizien): Szeptyce Szeptycki, Dr., Andreas, Graf von und zu, Bischof 10 K.
Telfes (Tirol): Riedl Johann, Pfarrer 10 K.
Teschen (Ö.-Schlesien): Gurak Ignaz, Spitalspriester 4 K. — Werlik, Dr. Robert, k. k. Staatsanwaltsubstitut 10 K. — Zelenka Anastasius, Prior der barmh. Brüder 4 K.
Ulten (Tirol): Knattner Joh., Pfarrer 10 K.
Wien: Baross, Dr. Nicolaus v., k. u. k. Militärcaplan 10 K. — Guglia, Dr. E., k. k. Gymnasialprofessor 10 K. — Haas Karl, Diurnist d. N.-B. 4 K. — Jeżewicz X. Wladislaw, Missionssuperior 10 K. — Kostersits, Dr. Karl, Landes-Secretär 10 K. — Kress Thomas, Oberbamter d. N.-B. 10 K. — Mayer Ludwig, Historienmaler 10 K. — Seibert Hermann, stud. phil. 2 K. Strauch, Dr. Franz, k. k. Gymnasialdirector 10 K. — Vörösváry Ernest, k. u. k. Militärcaplan 10 K. — Zedtwitz, Graf Amadäus, k. u. k. Haupt-

mann 4 K. — Chorinsky-Mittrowsky, Gräfin Fanny, Exc. 10 K. — Hye, Dr. Franz, k. k. Sectionsrath 10 K. — Marckhgott Johann, stud.-tech. 2 K. — Stollberg, Gräfin 20 K. — Windischgrätz, Fürstin Valerie, geb. Gräfin Desewffy 10 K. — Zeidler Jakob, k. k. Gymnasialprofessor 10 K.

Gestorben sind: Prälat Emanuel Paletz, Wien. — Graf Ferdinand Deym, Wien. — Bildhauer Prof. Alois Düll, Wien. — Prof. Dr. Matth. Kaserer, Salzburg. — Herrenhausmitglied Nicolaus Dumba, Wien.

VI. Zur Nachricht.

Die p. t. Mitglieder der Leo-Gesellschaft, welche ihre Jahresbeiträge für 1900 noch nicht eingesandt haben, werden im Interesse einer guten Geschäftsführung höflichst gebeten, diese Jahresbeiträge (ebenso eventuell den Betrag für das „Allg. Litteraturblatt") thunlichst bald an die Kanzlei der Leo-Gesellschaft (Wien, I., Annagasse 9) einzuschicken.

Es wird vorausgesetzt, dass jene Mitglieder, welche bis Mitte Mai l. J. die Einzahlung des Jahresbeitrages nicht geleistet haben, wünschen, dass derselbe sodann durch Postauftrag eingezogen werde.



Verantwortlicher Redacteur Dr. Hans Bohatta. — Verlag der Leo-Gesellschaft in Wien.
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



Das sittliche Recht auf den Gebrauch der Sprache.

Von Prof. Dr. W. Frind.

Die folgende Abhandlung soll eine kurze Zusammenfassung jener Grundsätze sein, welche sich als Resultat der über diesen Gegenstand im Juni 1899 veröffentlichten Untersuchungen*) ergeben haben. Concrete Anwendung derselben auf die einzelnen im Streite befindlichen Fragen und noch mehr eine Parteinahme soll ausgeschlossen sein. Unsere Aufgabe an diesem Orte ist es, lediglich die Principien des Sittengesetzes in Bezug auf die Sprachenfrage kurz herauszustellen.

A. Die sittlichen Voraussetzungen des sprachlichen Rechtes.

1. Die Sprache ist zunächst und zuoberst ein den Menschen verliehenes Mittel, das zum Zwecke der geistigen Mittheilung gebraucht wird. Dieser Fundamentalsatz wirft sein Licht auf alle Verzweigungen der Sprachenfrage, weil das Zweckgesetz und die Lehre vom Verhältnisse des Mittels zum Zweck eine grundlegende Bestimmung der sittlichen Ordnung ist. Daher ist der innere Zweck der Sprache, dass sie als Verständigungsmittel im Verkehre zu dienen hat, für die sprachliche Ordnung charakteristisch.

Die Sprache ist aber nicht bloß als Mittheilungsmittel, sondern auch als Mittheilungsfähigkeit zu betrachten. Diese Fähigkeit bildet zugleich eine Eigenschaft der Person. Die Eigenschaft der Muttersprache ist zugleich jenes Moment, von welchem gewöhnlich die Nationalität der Person abhängt. Die Liebe zur Muttersprache bewirkt, dass diese nicht bloß die Bedeutung des Verständigungsmittels (Gebrauchszweckes) hat, sondern auch einen Affectwert bekommt, welcher die Muttersprache in Rücksicht auf die Angehörigen der Nation zu einem Nationalgute macht.

Die Unterscheidung der Bedeutung, welche die Sprache als Gebrauchs-, d. i. Zweck-Gut (Verständigungsmittel) und andererseits als Affectgut (Nationalgut) hat, ist von hervorragender Wichtigkeit.

2. Als ein Gut wird die Sprache auch ein Object des Rechtes. Das „Sprachenrecht", richtiger das „sprachliche Recht", ist nicht ein Recht,

*) „Das sprachliche und sprachlich-nationale Recht in polyglotten Staaten und Ländern vom sittlichen Standpunkte aus beleuchtet". Wien, Manz, 1899. 8°. XV, 393 S.

das die Sprache hat, sondern bedeutet das Recht der Person in Bezug auf die Benützung der Sprache. Die sprachlichen Rechte sind daher persönliche Rechte und unterliegen also den Bestimmungen und Beschränkungen in Bezug auf die Ausübung persönlicher Handlungen. Die Sprache ist weder ihr eigener „Rechtsträger“, noch ist ihr Gebrauch ein „dingliches Recht“.

Das Recht auf den Gebrauch einer Sprache mit den Sprachgenossen zu eigenen Zwecken an jedem Orte ist ein angebornes; sein naturrechtlicher Titel liegt schon in dem Besitze des vom Schöpfer verliehenen Sprachvermögens. Das Recht zum Gebrauche seiner Sprache im Verkehre mit andersſprachigen Personen ist dagegen ein bedingtes und von der Natur des Gesellschaftskörpers abhängig.

Der sprachliche Verkehr regelt sich im Schoße der menschlichen Gesellschaft meist reflexionslos nach den natürlichen Verhältnissen. Erst bei und nach Erhebung des Streites bedarf es einer positiven Regelung, welche sich an die sittlichen Grundsätze anzuschließen hat.

Hierin gibt es aber nicht bloß sprachliche Rechte, sondern auch sprachliche Pflichten. Es wird sich später ergeben, dass manchmal die Pflicht zum Gebrauche einer bestimmten Sprache vorausgeht und dadurch bei der andern Verkehrspartei das Recht erzeugt, dass mit ihr in dieser Sprache gesprochen werde. Umgekehrt geht manchmal ein Recht voraus und hat für die andere Verkehrsseite die Rechtspflicht im Gefolge, dass auch sie um die Verständigung sich bemühe.

3. Der Titel von Recht und Pflicht zum Gebrauche einer bestimmten Sprache kann eintreten sowohl insofern sie Gebrauchs-(Zweck-) Gut als auch insofern sie Affectgut ist. In ersterer Beziehung hat man es mit einem rein sprachlichen Rechts- und Pflichtverhältnisse zu thun, in letzterer Richtung mit einer zugleich nationalen Rechtsbeziehung.*)

Sind diese beiden Titel von einander untrennbar? Sind sie in ihrer Geltung und Anwendung coordiniert? Die Verschwommenheit der Vorstellungen hierüber ist der Grund folgenschwerer Irrlehren und der Erhebung ungerechtfertigter Ansprüche.

In der Moral sind die sprachlichen Rechte von der Zweckordnung abhängig. In dieser hat die Sprache die Stellung des Mittels, aber nicht eines Zweckes einzunehmen. Wollte eine doppelsprachige Partei ceteris paribus darauf bestehen, mit dem nur einsprachigen Verkehrstheile nur in ihrer

*) Dies ist der Grund, weshalb diese doppelte Rechtsbeziehung schon in dem Titel der citierten Schrift zum Ausdrucke gelangt: „Das sprachliche und sprachlich-nationale Recht . . .“

eigenen Muttersprache zu reden, so würde der Gesichtspunkt des Verständigungsmittels fallen gelassen und die Sprache zu einem Eigen-Zwecke erhoben. Dies ist unerlaubte Umkehrung der Zweckordnung, bei welcher ein sittliches Recht nicht entstehen kann. Im Gegentheile besteht zufolge der Zweckordnung die Pflicht, die Sprache lediglich als das anzusehen und zu behandeln, was sie in diesem Falle nur sein kann, nämlich als Verständigungsmittel; daher wird es jetzt Pflicht, von der Muttersprache abzusehen und die Sprache des Zweiten zu gebrauchen, weil unter diesen Umständen die Verständigung nur in der Sprache des Letzteren möglich ist. Die Sprache muss zuoberst als Gebrauchsgut angesehen werden, dessen innerer Zweck darin besteht, Mittheilungsmittel zu sein, und nicht als Affectgut, als ob dasselbe um seinetwillen in den Verkehr zu setzen sei.

4. Daraus folgt, dass der innere Zwecktitel (Gebrauchstitel) der Sprache selbständig und primär aufzutreten hat und dass der Affecttitel (Nationaltitel) zurückzutreten hat. In solchen Fällen gibt es nur eine Sprachenfrage, nicht aber auch eine sprachlich-nationale Frage.

Ferner folgt, dass der Nationaltitel der Sprache nur dann und dort geltend gemacht werden kann, wann und wo die Ordnung des Sprachenzweckes nicht umgestoßen wird, d. i. wann und wo zwei oder mehrere Sprachen das Verständigungsmittel von absoluter oder relativer Allgemeinheit bilden. In diesem Falle erstehen die Bestimmungsgründe für die sprachlichen Rechte und Pflichten nicht bloß aus der inneren Natur des Sprachenwesens, sondern auch aus der Rücksicht der Gleichheit der persönlichen Rechte beider Theile; jeder der beiden hat das Recht der gleichen Liebe zu seiner Sprache und braucht daher nicht zu dulden, dass der zweite darauf bestehe, nur in der Sprache des zweiten den Verkehr zu führen. Erst in diesem Falle kann der Nationaltitel der Sprache für sich auftreten, d. i. wann und wo die persönlichen nationalen Rechte nicht mehr mit der sittlich-sprachlichen Ordnung collidieren.

5. Im Verkehr im Schoße der menschlichen Gesellschaft nehmen nicht alle Sprachen die gleiche Ausdehnung ein. Welcher Unterschied besteht z. B. zwischen der englischen Weltsprache und dem baskischen oder finnischen Idiom! Daher ist der absolute Gebrauchswert der Sprachen im internationalen Verkehre nicht der gleiche. In dieser Richtung wird der Gebrauchswert einer Sprache desto größer sein, je größer die Summe der sie Sprechenden ist, wozu auch noch die territoriale Vertheilung der Sprachgenossen und die Rücksicht auf die wirtschaftlichen und kulturellen Interessen kommt, welche in dieser Sprache vermittelt werden. Daher kann auch in

diesem Sinne nicht von einer absoluten Gleichwertigkeit aller Sprachen gesprochen werden; wenn sie auch alle den gleichen Zweck des Verständigungsmittels haben, so erschließt doch das eine Sprachmittel das Ohr einer größeren Zahl als das andere, und es ist somit die Wirksamkeit der Sprachenmittel ungleich.

Daraus folgt, dass die Gleichwertigkeit der Sprachen nur in einem relativen Sinne und in der Beschränkung auf jene Territorien behauptet werden kann, wo sie gemeinsam die Verkehrsmittel bilden.

Ferner folgt, dass die Angehörigen einer Muttersprache von großer Verbreitung besser daran sind, als die Angehörigen einer geringzähligen Sprache und dass die letzteren, falls sie der Vortheile des internationalen Verkehres theilhaftig werden wollen, zur Muttersprache eine andere mehr verbreitete hinzulernen müssen. Diese Ungleichheit ist nicht eine Ungleichheit „persönlicher nationaler Rechte“, sondern eine Ungleichheit der Dinge, d. h. eine Ungleichheit der Sprachenmittel. Noch weniger darf in dieser Behauptung eine geringere Taxierung der Personen und der Nationen gefunden werden.*)

6. Nach der Natur des Gesellschaftskörpers tritt die Gerechtigkeit nach drei Richtungen hin in Erscheinung, welche ineinander greifen. Sie ordnet einmal die Beziehungen der Einzelnen zu den Einzelnen, d. i. der Parteien zu einander („commutative“ oder austauschende und im Austausch gleichmachende Gerechtigkeit); oder sie ordnet zweitens die Beziehungen des (der) Einzelnen oder der Parteien zum Gesammtkörper, beziehungsweise Gesellschafts- und Staats-Ganzen („legale“ Gerechtigkeit genannt, weil die Leistungen gewöhnlich durch Gesetze und Normen fixiert werden); drittens theilt die das Ganze vertretende Autorität Lasten und Begünstigungen an die einzelnen Glieder vergleichsweise nach gleichem Maßstabe zu („distributive“, vertheilende, zutheilende Gerechtigkeit).

So fällt nun auch das sprachliche und sprachlich-nationale Recht unter alle drei Richtungen der Gerechtigkeit. Nur eine ausschließlich anerkennen wollen, wäre Rechtseinseitigkeit und darum auch Rechtswidrigkeit.

B. Die sprachlichen und sprachlich-nationalen Rechte und Pflichten im gegenseitigen Verkehr.

Im bürgerlichen Verkehr der Parteien sind drei Fälle möglich. Entweder verfügt nur der eine Verkehrstheil über die Kenntnis beider Sprachen, während der andere nur seine Muttersprache spricht (einseitige Sprachunkenntnis), oder es verstehen sich die verkehrenden Theile gegenseitig

*) Wir heben dies hervor, weil uns von einer Seite die Ansicht unterschoben worden ist, als gebe es eine rechtliche Inferiorität einzelner Nationen.

nicht (beiderseitige Sprachunkenntnis), oder es sind endlich beide Theile beider Sprachen mehr oder minder vollkommen mächtig (beiderseitige Doppelsprachigkeit).

7. Im Falle einseitiger Sprachunkenntnis ist die Mittheilung nur dadurch möglich, dass sich der Doppelsprachige des Idioms des Einsprachigen bedient. Ist nun die Mittheilung aus irgend einem Grunde eine Rechtspflicht, so nimmt auch der Gebrauch und daher die Wahl der Sprache als eines Mittels zur Erreichung des pflichtmäßigen Zweckes an diesem Pflichtverhältnisse Antheil. Daher ist der Doppelsprachige unter sonst gleichen Umständen in diesem Falle zum Gebrauche der Sprache des Zweiten sittlich verpflichtet; ja es ist sogar der Letztere berechtigt, dies zu verlangen. So z. B. hat ein Beschädigter nicht bloß das Recht den Ersatz zu verlangen, sondern auch das damit zusammenhängende Recht, über diesen Ersatz mit dem Beschädiger zu verhandeln, so dass sie sich verstehen. Kraft der Zweckordnung ist nun der doppelsprachige Beschädiger gebunden, das natürliche Mittel d. i. die ihm zu Gebote stehende Kenntnis der zweiten Sprache zur Erreichung des pflichtmäßigen Zweckes der Verständigung zu gebrauchen (vgl. 3, al. 3).

8. Im Falle beiderseitiger Sprachunkenntnis handelt es sich nicht um die Wahl der zu gebrauchenden Sprache, sondern um die Frage, wer mit der Pflicht belastet sei, für die Verständigung zu sorgen, beziehungsweise die Sprache des Andern zu erlernen, und ferner darum, ob diese Pflicht nur einem Theile oder beiden Theilen gleichmäßig obliege.

Die Gleichheit dieser Pflicht tritt dann und dort ein, wo die Umstände für beide Theile die gleichen sind, nicht aber dann und dort, wo eine Verschiedenheit augenfällig ist. Wo nämlich nur eine Sprache das allgemeine Verständigungsmittel der Gegend ist, obliegt die Pflicht der Bemühung um die Verständigung dem fremdsprachigen Ankömmlinge sowie dem kleinen anderssprachigen Bevölkerungsbruchtheile. In der Regel trifft nämlich die Sprachenmühe jenen Theil, welcher an dem Verkehre ein größeres Interesse hat; ein gewisses allgemeines Interesse wird aber zum allgemeinen Bedürfnisse. Daher tritt für den Ankömmling die Nothwendigkeit zur Erlernung der Verkehrssprache nach dem Maße des Bedürfnisses ein. — Die Ungleichmäßigkeit der Belastung gründet in diesem Falle ferner auch in der Natur des Gesellschaftskörpers, welcher zufolge rücksichtlich der Allgemeinbethätigungen nicht die Gesammtheit dem kleinen Bruchtheil, sondern umgekehrt der Bruchtheil der Gesammtheit sich accommodiert. Daher trifft die sprachliche Belastung z. B. nicht die 97%, sondern die 3% der territorialen Bevölkerung.

Wenn wir sagen, dass die Pflicht der Sprachenmühe insolange einseitig bleibt, als sie dem größeren Interesse und dem evidenten Bedürfnisse folgt, so ist damit auch schon gesagt, dass sie in dem Maße doppelseitig wird, als die Berührungen sprachlich verschiedener Verkehrstheile zahlreicher werden und ihre Interessen an Gegenseitigkeit zunehmen, wodurch das Bedürfnis sich bei beiden verallgemeinert.

Als ein objectiver Anhaltspunkt für das Eintreten der zweiseitigen Pflicht gilt mit Recht ein gewisser sprachlicher Procentsatz der Bevölkerung. Allerdings ist die arithmetische Kopfzahl nicht stets und allein der ausschlaggebende Gesichtspunkt für die gleiche Doppelseitigkeit des Bedürfnisses. Man denke nur z. B. an einen bloß eine Million oder darunter betragenden Volksstamm, welcher zudem nicht ein compactes Sprachgebiet bilden würde. Für die Großzahl seiner Angehörigen bedingen die Naturverhältnisse die Erlernung der Sprache des sie umgebenden oder gar durchdringenden Nachbarvolkes, aber nicht umgekehrt (z. B. die Wenden in Sachsen und Preußen).

9. In den genannten beiden Fällen (7 und 8) geräth die Sprachenfrage nur unter den Gesichtspunkt der Sprachverschiedenheit und hat nur nach den inneren Gesetzen des Sprachenwesens, gemäß welchem sie Verkehrsmittel ist, gelöst zu werden. Der Verkehr hat für die Anwendung der Sprache bestimmend zu sein, nicht umgekehrt bestimmt der sprachliche Affect den Verkehr. Die sprachliche Pflicht ist hier nicht doppelseitig. Anders verhält es sich, wenn entweder beide Parteien doppelsprachig sind oder auf einem Territorium zwei Sprachen das allgemeine Verkehrsmittel bilden. Dann kann für keinen der beiden Verkehrstheile der Vorbestand einer sittlichen Pflicht aus dem sprachlichen Zwecktitel oder aus der Natur des Volkskörpers behauptet werden, welcher Vorbestand für den zweiten Theil das sittliche Recht auf das Freibleiben von der Sprachenmühe begründen würde. Erst jetzt tritt zur Sprachverschiedenheit auch das nationale Moment hinzu. Erst jetzt darf auch der Affect zur eigenen Sprache zur Geltung kommen und für die Entscheidung mitbestimmend werden. Und da die nationalen persönlichen Rechte gleich sind, so wird der Anspruch verliehen, auf dem Mitgebrauche seiner Sprache auch aus dem Nationaltitel zu bestehen (vgl. 4, al. 2), und zwar besonders dann, wenn dieser Anspruch principiell geleugnet würde.

10. Es ist eine Forderung des Sittengesetzes, dass die Sprachverschiedenheit nicht zum Nationalitätenkampfe werde. Dieser wird dann hineingetragen, wenn der Gebrauch einer Sprache im öffentlichen Verkehr mit den Gebietseinheimischen im Namen des Nationaltitels

verlangt wird, wo für denselben die sittlichen Voraussetzungen nicht bestehen, oder wo derselbe bei dem Vollbestande dieser sittlichen Bedingungen verweigert wird.*) Ein unberechtigter Anspruch weckt die nationalen Empfindungen der Anderssprachigen. Wenn dann sprachverschiedene Parteien im Processe stehen, so tritt zum ursprünglichen Streite über das Rechtsobject (z. B. eine Cassaforderung) ein zweites Rechtsobject, das Recht auf den Gebrauch der Sprache aus dem Nationaltitel hinzu. In diesem letzteren Streite erscheinen dann die Streitenden nicht bloß als Einzelne, sondern als mit ihren Sprach- als Volksgenossen verbunden. Das Ziel dieser Bestrebungen ist, entweder ein bisher einsprachiges Gebiet zu einem Mischgebiete oder aus einem bisherigen Mischgebiete ein einsprachiges zu machen.

11. Der sog. „nationale Besitzstand" kann nicht im Sinne eines absoluten und unveränderlichen Rechtes einer Nation auf ein bestimmtes Territorium nach Art eines dinglichen Rechtes verstanden werden, sondern bedeutet nur das persönliche Recht der Nationsangehörigen auf einem Gebiet in dem Sinne, dass für sie die Präsumption des bisherigen nationalen Vorbestandes als einsprachigen (beziehungsweise gemischten) Gebietes für insolange gelte, als nicht eine solche Änderung der sprachlichen Verhältnisse eingetreten und constatiert ist, der zufolge auch der nationale Titel einer zweiten Sprache gleichfalls in Kraft tritt.

Die Moral anerkennt nur jene Veränderung der nationalen Sprachbestände, welche als Folge des Wirkens natürlicher Factoren eintritt, z. B. der Freizügigkeit der ab- und zuwandernden Personen in Industriegebiete und Städte, natürlicher Vermehrung u. s. w. Dagegen ist die Absicht, jene Umstände geflissentlich herbeizuführen, welche diese Veränderung bewirken, unerlaubt und gegen die andere Nationalität rechtswidrig, z. B. die zu diesem Zwecke bestellte Einwanderung, ferner der sog. wirtschaftliche Nationalismus, welcher das Güter-Verkehrsleben nicht nach den Naturbedingungen des Gesellschaftskörpers, sondern lediglich durch die Rücksicht auf die Nationalgenossen ausgestalten will und bis zum Boycott sich steigert u. s. w. Diese Absicht und die von dieser Absicht getragenen Organisationen sind deshalb unerlaubt, weil sie dem Sprachen- und Nationalwesen eine in der sittlichen Zweckordnung nicht gestattete Bedeutung beilegen, und sie sind zugleich ungerecht gegen die andere Nationalität, welche das Recht

*) Die Unterscheidung und officielle Constatierung von einsprachigen und gemischtsprachigen Gebieten ist deshalb für die Ersichtlichmachung der sprachlichen Rechte und Pflichten der Parteien und damit auch für den nationalen Frieden sehr wichtig.

hat, in jenem Zustande belassen zu werden, in welchen sie der natürliche Lauf der Dinge versetzt. — Die nationale Eroberungssucht ist ein Analogon der beabsichtigten Verletzung des Privatbesitzes.

12. Der Gedanke der sprachlich-nationalen Revindication solcher Gebiete, auf welchen einmal eine bestimmte Sprache die Verkehrssprache war, geht von der falschen Voraussetzung aus, dass die Sprache als eine Eigenschaft am Grund und Boden und nicht an den Personen hafte, deren Verkehrsmittel sie ist. Es hieße das im Namen des ehemaligen Personalrechtes der ausgestorbenen Bewohner eines Landstriches den lebenden Personen ihr bestehendes Personalrecht nehmen und dasselbe dritten Personen aus dem Grunde übertragen wollen, weil diese mit den ausgestorbenen Bewohnern die gleiche Sprache sprechen.

C. Die sprachlichen und sprachlich-nationalen Rechte und Pflichten im staatlichen Verkehre.

13. Wo ein Recht des Einen gegen dasjenige eines Zweiten oder auch wo ein sprachlicher Anspruch der einen Nationalität gegen denjenigen einer andern in Streit gestellt wird (vgl. 7—12), fällt die Entscheidung unter die commutative Gerechtigkeit. Erhebt sich aber die Frage nach der Geltung sprachlich-nationaler Rechte im Verkehre mit den staatlichen Functionären und in der Wahrnehmung allgemeiner öffentlicher Interessen, so tritt die legale Gerechtigkeit in den Vordergrund (vgl. 6), welche die Rechtspflichten der Glieder gegen das Ganze und des Ganzen gegen die Glieder ordnet. In beiden Richtungen hat für die das Ganze vertretende Autorität das bonum commune der Leitstern zu sein, mag sie nun ihrerseits Forderungen an die Glieder stellen oder mag sie die von den Gliedern gestellten Anforderungen zu befriedigen haben.

14. Aus dem Grunde des Gemeinwohles spricht die legale Gerechtigkeit den Staatsbürgern das Recht zu, mit den Organen der Staatsgewalt grundsätzlich in der Verkehrssprache zu reden. Nicht das ansässige Volk hat die Sprache der Beamten, sondern die letzteren haben die Sprache der Gegend zu lernen. Wir wollen dies das „staatsbürgerliche sprachliche Recht“ der Bewohner nennen. Dieses wird zu einem staatsbürgerlichen sprachlich-nationalen Rechte dann werden, wenn eine nationale Sprache zugleich die oder eine Verkehrssprache von absoluter oder relativer Allgemeinheit daselbst ist.

Ein Forderungsrecht, in seiner (Mutter-) Sprache von den Beamten überall bedient zu werden, kann es nicht geben, weil dasselbe nur soweit reicht, als das sittliche Gebrauchsrecht einer Sprache überhaupt reichen kann (vgl. 4. 8.) Ein im ungemischt deutschen Theile Tirols domici-

lierender Italiener kann nicht von dem dort amtierenden Organe die italienische Conversation verlangen, geradesowenig er dies gegenüber der dortigen Bewohnerschaft begehren kann. Der Nationaltitel der Sprache ist auch dem Staate gegenüber auf seine sittliche Umgrenzung beschränkt und kann daher dort, wo er an sich noch keine Geltung erlangt hat, auch nicht der Staatsgewalt gegenüber betont werden. Der Einwurf, dass die „Beamten um des Volkes willen da sind“, muss dahin richtig gestellt werden, dass die Beamten um der Bewohnerschaft (populus) willen, nicht aber der Nationalitäten willen da sind. Zum „Volke“ im Sinne von populus (nicht natio) gehören aber auch die geringpercentigen anderssprachigen Bruchtheile und diese haben daher nur das Recht, in der Verkehrssprache bedient zu werden.

Anders steht die Frage, wenn in einsprachigen oder fast einsprachigen Gegenden fremdsprachige Personen zu Amt und Gericht kommen, welche der Verkehrssprache thatsächlich nicht mächtig sind. Die Sorge um die Verständigung liegt hier zunächst bei diesen Parteien, und die staatlichen Organe haben die Pflicht möglichst entgegenzukommen. Wo diese Fälle häufig eintreten und sich steigern, fällt es unter die Obsorge der staatlichen Administration, die Amtsführung dem sprachlichen Bedürfnisse entsprechend einzurichten. Diese Einrichtung besagt noch nicht die Doppelsprachigkeit der gesammten geschäftlichen Amtierung und bedingt noch weniger die Doppelsprachigkeit aller Beamten. Erst wo mehrere Sprachen als allgemeine Verkehrsprachen in Übung stehen und somit auch der Nationaltitel der Sprachen gilt, darf im Namen staatsbürgerlicher sprachlich-nationaler Rechte eine mehrsprachige durchgängige Amtsführung und eine dementsprechende Zusammensetzung des Beamtenkörpers verlangt werden.

15. Im Gesammtinteresse fordert das Staatswesen von seinen Gliedern nicht bloß dingliche, sondern auch persönliche Leistungen. Zu den letzteren gehören auch die sprachlichen und zwar dann, wenn sie um höherer Interessen willen nothwendig oder evident nützlich sind. Wie die commutative Gerechtigkeit fordert, dass in der bürgerlichen Gesellschaft der Eine dem Andern gegenüber sprachliche Leistungen auf sich nehme, so fordert die legale Gerechtigkeit dies auch gegenüber dem Ganzen.

16. Ob und in wie weit in einzelnen Staaten solche Forderungsrechte an einzelne Glieder eintreten, hängt von der nationalen Zusammensetzung der Staatengebilde ab. In einheitlichen Nationalstaaten (Frankreich, Italien, Spanien u. s. w.) ist diese Frage gegenstandslos. In Staaten von nur zwei oder drei Völkern, besonders wenn die Verhältnisse nicht durch starke Vermischung complicierter werden, vermag die Staatsgewalt sich den

Theilen in sprachlicher Beziehung sehr enge anzuschließen. In vielvölkigen Staaten wird die Accommodation desto schwieriger, je polyglotter sie sind. In Rücksicht hierauf und auf den geringen Percentsatz der übrigens territorial zerstreuten nicht-englischen Bevölkerungstheile bedient sich die Staatsgewalt der nordamerikanischen *Unionsstaaten* in allen staatlichen Berührungen mit den Bürgern *nur der englischen* Sprache, so dass sie einerseits den Nationaltitel der einzelnen Sprachen sich gegenüber nicht gelten läßt und andererseits den Nichtangehörigen der englischen Sprache die Verständigungspflicht in englischer Sprache auflegt.

Anders gestaltet sich die Lösung der Frage in *jenen* polyglotten Staaten, in welchen die einzelnen Nationen ein in gesellschaftlich-kultureller Beziehung selbständiges Leben führen und dabei doch zu einem gemeinsamen Staatswesen verbunden sind. Die *sog.* „*staatlichen Nothwendigkeiten*", insofern sie in der Natur der Dinge begründet sind, *erzeugen dann sittliche Folgen* auch in Bezug auf das Sprachenwesen.

17. Sollen viele Völkerschaften zu einem Gesammtwesen *vereinigt bleiben*, so bleibt auch das *Bedürfnis* bestehen, dass es ein gemeinsames *Mittheilungsmittel für alle jene Belange* gebe, in welchen das Gesellschaftsganze als eine Einheit erscheint. So z. B. würde im *Vertheidigungswesen* die Axt an die Wurzel gelegt, wenn die *Commandosprache* polyglott gestaltet würde. Hat aber diese einheitlich zu bleiben, so bildet das *Verständnis* der Commandosprache im Umfange des Commandoinhaltes einen *Bestandtheil der Militärpflicht*. Der Umfang der Kenntnis der militärischen Dienstsprache wird in dem Maße wachsen müssen, als einzelne Militärs aufsteigen und der Heeresleitung näher treten. Ebenso ist die *oberste Verwaltung* und insbesondere die *Rechtsverwaltung* unter Anwendung sämmtlicher Idiome seitens sämmtlicher oberster Organe und unter Ausschluss eines gemeinsamen Verständigungsmittels undenkbar. Für die Appellanten muss also zu *Auskunftsmitteln* gegriffen werden, dass sie z. B. sich eines doppelsprachigen Vertreters bedienen. Selbst die Berathungen in einem gemeinsamen *Vertretungskörper* können nur dann gedeihlich sein, wenn die Mitglieder zumeist *eine allen* verständliche Sprache gebrauchen.

In den Reichen von polyglotter Bevölkerung zu verlangen, dass *aller und jeder* staatliche Belang und *jeder* Rapport zwischen Staatsautorität und den Gliedern ausschließlich in den sämmtlichen einzelnen Nationalsprachen vermittelt werde, könnte nur eines von beiden bedeuten: entweder die Leugnung, dass das Sprachwesen seinem Gebrauchszwecke nach zunächst ein Mittel sei und auch unter die Leistungen der *legalen Gerechtigkeit falle*, oder aber das *Aufgeben von geltenden Einheitsmomenten*.

18. In der Frage des gemeinsamen Verständigungsmittels zu staatlichen Gemeinzwecken stehen die Staatsangehörigen dem Staate nicht als Nationen, sondern lediglich als ungleichsprachige Glieder und Theile gegenüber. Der Gebrauch und die Wahl desselben hängt von dem inneren Gebrauchstitel der Sprache ab und hat mit dem Nationaltitel der Sprachen nichts zu thun. Daraus folgt erstens, dass die Staatsgewalt kraft der legalen Gerechtigkeit verbunden ist, eine gemeinsame Verständigung wahrzunehmen und sich hiezu jener Sprache zu bedienen, welche kraft ihrer territorialen Verbreitung und anderer socialen Verhältnisse die relativ größere Eignung hiezu hat, und zweitens, dass die Angehörigen dieser Sprache dies nicht als ein nationales Recht für sich in Anspruch nehmen und dass ebensowenig die Andern dies als ein nationales Vorrecht jener Angehörigen ansehen dürfen. Die Function der Vermittlungssprache ist eben eine internationale und hat nicht einem nationalen, sondern einem (staatlichen) Gemeinzwecke zu dienen.

D. Die sprachlichen und sprachlich-nationalen Rechte und Pflichten und die vertheilende (distributive) Gerechtigkeit.

19. Die Staatsgewalt hat die Aufgabe, den Gliedern die gemeinsamen dinglichen und persönlichen Lasten, beziehungsweise auch Vortheile, zuzutheilen. Dass solche übernommen werden, obliegt denselben kraft der legalen Gerechtigkeit. Die distributive Gerechtigkeit verlangt hiebei die Anwendung eines entsprechenden Maßstabes und zwar, weil die Rechte der Glieder gleich sind, des gleichen Maßstabes.

Wenn auch der Maßstab der gleiche ist, so sind doch nicht alle unter denselben fallenden Dinge gleich, sondern verschieden. Die rechtliche Verknüpfung von Personen mit den Dingen (z. B. Vermögen) und mit Eigenschaften (z. B. Gesundheit, Kunstfertigkeit) ist daher gleichfalls verschieden. Es ist nun das Wesen der vertheilenden Gerechtigkeit, dass die Staatsgewalt auch den dieser Verschiedenheit angepassten Maßstab finde und ihn dann auf Alle gleichmäßig anwende. So z. B. ist trotz der gleichen Steuer- und Militärpflicht die den Einzelnen vorgeschriebene Steuersumme ungleich, und ebenso werden nicht Alle in die Armee eingereiht, weil es eine Verschiedenheit des Besitzes und Einkommens gibt und weil die physischen Eigenschaften nicht jeden Einzelnen tauglich erscheinen lassen. Trotz der Gleichheit der persönlichen Rechte entsteht also eine quantitative Verschiedenheit der Leistungen, nicht etwa wegen einer Ungleichheit des Maßstabes, sondern weil das unter den gleichen Maßstab fallende Materiale dieser Personen ungleich ist.

20. Die Beherrschung von Sprachen ist eine persönliche Eigenschaft und ihre Benützung fällt als Gegenstand unter die persönlichen Rechte und Pflichten. Die Geltung und Umschreibung dieser Rechte und Pflichten reicht zufolge der distributiven Gerechtigkeit nicht über die Eignung der Sprache und ihren Gebrauchszweck hinaus, mag nun die Entscheidung zwischen den Parteien im gegenseitigen Verkehr oder zwischen Staat und Staatsgliedern zu fällen sein.

Daher kann im Namen der vertheilenden Gerechtigkeit nicht die sprachliche Gleichsetzung von 3 Percent und 97 Percent der Bevölkerung einer Gegend verlangt werden, weil ein solcher Maßstab der Zutheilung sprachlicher Rechte nicht entsprechend wäre und den Sprachenzweck verkennen würde und weil er sogar die commutative Gerechtigkeit (7. 8. 9.) verletzen würde. — Auch kann in ihrem Namen nicht verlangt werden, dass jede Sprache im staatlichen Verkehre in gleichem Umfange für alle Angelegenheiten in Benützung komme, weil das sittliche Recht nicht bloß von der Person, sondern auch von der Gebrauchseignung abhängt und weil diese Gebrauchseignung der Sprachen innerhalb größerer Gesellschaftskörper verschieden ist, je nachdem sie von 1½ oder 8 oder 60 Millionen gesprochen werden.

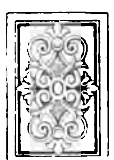
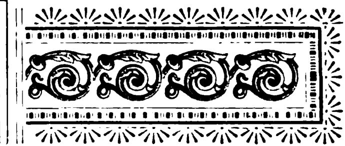
21. Die Gleichberechtigung ist ein Postulat der vertheilenden Gerechtigkeit. Da die Gerechtigkeit nicht einseitig ist, sondern in drei verbundenen Richtungen auftritt, so muss dasjenige, was Gegenstand des gleichen Rechtes sein soll, früher selbst schon Gegenstand des Rechtes geworden sein und somit allen drei Richtungen der Gerechtigkeit entsprochen haben. Es beruht nicht, wie fälschlich behauptet wurde, die Gerechtigkeit auf der Gleichberechtigung, sondern umgekehrt die Gleichberechtigung auf der Gerechtigkeit.

Würde die Gleichberechtigung so verstanden, dass sie an die Stelle der Gerechtigkeit zu treten hätte, so würde sie nicht mehr die „Gleichheit des Rechtes", sondern das „Recht auf Gleiches", das ist auf die Gleichheit der Dinge bedeuten und communistisch sein. Durch die Gleichberechtigung werden die quantitativen und qualitativen Verschiedenheiten in der Welt nicht beseitigt. Die wahre Gleichberechtigung sucht die Gleichheit im Rechte der Personen, die falsche sucht das Recht in der Gleichheit der Dinge und Eigenschaften der Personen; die erstere verleiht jedem das Seine nach entsprechendem gleichen Maßstabe, die letztere verkündet das Recht Aller auf Gleiches; die erstere findet die Gleichheit gewahrt, wenn Jeder das nach gleicher Rechtsregel ihm Zuständige bewahrt oder empfängt, die letztere verlangt überdies eine solche Rechtsregel, welche das Ungleiche gleich macht und gleich hält.

22. In dem Ausdrucke „Gleichberechtigung der Sprachen“ liegt dann ein folgenschwerer Irrthum, wenn er nicht im Sinne von der „Gleichheit der sprachlichen und sprachlich-nationalen Rechte der Personen“, sondern in dem Sinne verstanden würde, als ob die Sprachen selbst Rechtsträger zu sein hätten. Da sie nach der Ordnung der Natur nur Gebrauchsobjecte und als solche verschieden und im Völkerleben auch ungleich sind, so kann dieses Mißsverständnis zu communistischer Auffassung der Gleichberechtigung führen. Thatsächlich sind nur die Rechte der Personen in Bezug auf die Sprache gleich, sowohl gegen einander als auch gegenüber dem Staate, was die Erfüllung der Forderungen der commutativen, legalen und distributiven Gerechtigkeit voraussetzt. Die sprachliche Gleichberechtigung bedeutet daher nicht die naturunmögliche Gleichmachung und Gleichsetzung aller Sprachen unter vorgängiger Beseitigung der sprachlichen Pflichten, sondern bedeutet die Gleichheit der Rechte, welche für die Personen erst bei und nach Erfüllung der aus der dreitheiligen, aber einer Gerechtigkeit entspringenden sprachlichen Pflichten entstehen.

23. Wird die „Gleichberechtigung der Sprachen“ mit der „Gleichberechtigung der Volksstämme“ in Verbindung gebracht, so kann leicht ein zweites Mißsverständnis hinzutreten, nämlich als ob das sprachliche Rechtsmoment und das sprachlich-nationale Rechtsmoment stets und unzertrennlich verbunden wären, was irrig ist. Denn sittlich ist nicht jede „Sprachverschiedenheit“ von dem „Nationaltitel“ begleitet, weder im gegenseitigen Verkehre (3. 4.) noch dem Staate gegenüber (14—18). Wie daher der Nationaltitel der Sprache im Volksverkehr nicht überall geltend gemacht werden darf, so kann er auch nicht dem Staate gegenüber in allen Belangen des Verkehrs angerufen werden. Daher verleiht auch die „nationale Gleichberechtigung“ nicht das Recht zu unbeschränktem Gebrauche des Nationaltitels, sondern nur insoweit derselbe sittlich berechtigt ist, das ist nach Erfüllung der Pflicht der Unterordnung unter den sprachlichen Zwecktitel.

24. Nur in diesem richtigen Sinne (22. 23.) kann und darf die „Gleichberechtigung der Sprachen“ und die „Gleichberechtigung der Volksstämme“ des Art. 19 des österreichischen Staatsgrundgesetzes ausgelegt werden. Würde dagegen die sprachliche Einrichtung für die gemeinsamen und obersten Belange eines polyglotten Staatswesens als ein nationales Recht überhaupt angesehen oder würde der Anspruch erhoben, dass unter Ausschluss eines gemeinsamen Verkehrsmittels jede Sprache im Namen des Nationalrechtes jedweden staatlichen Belang erhalten müsse, so würde der Nationaltitel in Coordination mit dem Staatswesen

Über die gegenwärtige Stellung der katholischen Litteratur.

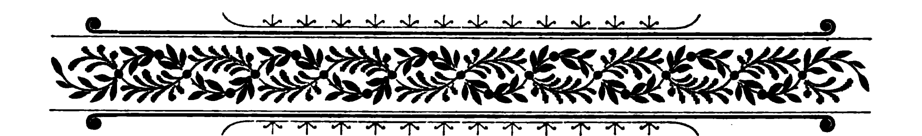
Von **Dr. Richard von Kralik.**

Nachdem man längere Zeit hindurch sich der Anschauung zuneigte, dass für die Litteratur, Wissenschaft und Kunst die Religion etwas Gleichgiltiges, wenn nicht gar Hinderliches sei, hat man in neuerer Zeit sich einer richtigeren Einsicht doch nicht mehr verschließen können. Richard Wagner hat es im Jahre 1852 gewagt, über das Judenthum in der Musik zu schreiben, und seine klärenden Anschauungen dürften wohl auf die ganze Kunst und auf die Litteratur mehr oder minder Anwendung finden. Erst vor kurzem hat man auch dem Gegensatz katholischer und protestantischer Litteratur volle Aufmerksamkeit geschenkt. Sowohl auf dem Gebiet der Poesie und Belletristik wie auf dem der Wissenschaft sind Vergleiche angestellt worden, und zwar sowohl von katholischer wie von protestantischer Seite aus.

Es hat sich hier die seltene Merkwürdigkeit ereignet, dass man sich fast einstimmig darüber einigte, eine gewisse quantitative wie qualitative Minderwertigkeit der katholischen Production zu constatieren. Die Protestanten haben diesen Vorwurf erhoben, die Katholiken haben dessen Berechtigung zugegeben und nur nach Mitteln zur Verbesserung dieses Verhältnisses gesucht. Als Hauptmittel wurde die wetteifernde Nachahmung der angeblich vorgeschritteneren protestantischen Litteratur angegeben, die entschiedenere Annahme der kritischen Methode in der Wissenschaft, die Aufnahme des modernen Geistes in der Belletristik.

Dies ist der augenblickliche Stand der Sache. Mir liegt nun jede Rügung dieses Urtheils aus Parteigründen ferne; es handelt sich für mich nur darum, die richtigen Principien der Forschung und der Ästhetik rücksichtslos durchgeführt zu sehen. Die Wahrheit allein soll uns, nach dem schönen Wort des Evangeliums (Joh. 8, 32), frei machen. Aber eben von diesem unparteiischen Standpunkt aus halte ich es für meine Pflicht, auf das Bedenkliche jenes Urtheilsspruches für die Wahrheit, für die Kultur, für den Fortschritt hinzuweisen und vor der Befolgung jenes Mittels zu warnen.

Die subjective Kritik ist das Kennzeichen der nichtkatholischen Wissenschaft; Achtung vor der Tradition und Autorität das Kennzeichen der



Der fremde Sänger.

Von J. Eichert.

Ich weiß, er ist Euch nicht willkommen,
Der Sänger, doch er drängt sich ein;
Sein ernster Sang, er will vernommen,
Sein Spiel, es will empfunden sein.

Er gibt Euch zwar das tiefste Leben,
Doch nicht aus eig'ner Wissenschaft.
Er bietet nur, was ihm gegeben,
Und was er singt, ist Gottes Kraft.

Wär', was er bringt, ihm selber eigen,
So säng' er wohl, wie's Euch gefällt:
Ein lustig Lied zum frohen Reigen —
Nicht, was das Herz Euch ernst befällt.

Gäb' er sein Lied aus eig'nem Fühlen,
Nicht, wie der Gott es ihm verleiht,
So würd' er tändeln auch und spielen
Und wär' wie Ihr, ein Kind der Zeit.

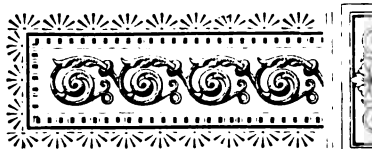
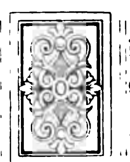
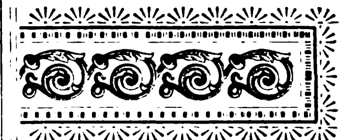
Ihm wuchsen keine andern Schwingen
Als stille Demuth und Gebet.
Schweigt ihm der Geist, so schweigt sein Singen,
Doch klingt es, ist's vom Geist durchweht.

D'rum nimmer kann und darf er jagen
Mit dieser Welt nach Ruhm und Lohn,
Er darf das heil'ge Wort nur sagen
Hier in der Hütte, dort am Thron.

Er schleudert, Welt, in deine Tänze
Der Wahrheit zürnendes Gericht —
Gebt ihm die Geisel, gebt ihm Kränze:
Es ist ihm gleich, er achtet's nicht.

Mag jetzt sein dunkler Sang verquellen
Im Wüstensande dieser Zeit;
Von ihm bethaut, doch seh' ich schwellen
Ein Saatkorn künft'ger Herrlichkeit.

Drum laßt ihn frei die Harfe schlagen,
Du aber, Welt, nimm deinen Lauf!
Ein Herz, zu Gott emporgetragen,
Wiegt allen Lohn der Erde auf.



Über die gegenwärtige Stellung der katholischen Litteratur.

Von **Dr. Richard von Kralik.**

Nachdem man längere Zeit hindurch sich der Anschauung zuneigte, dass für die Litteratur, Wissenschaft und Kunst die Religion etwas Gleichgiltiges, wenn nicht gar Hinderliches sei, hat man in neuerer Zeit sich einer richtigeren Einsicht doch nicht mehr verschließen können. Richard Wagner hat es im Jahre 1852 gewagt, über das Judenthum in der Musik zu schreiben, und seine klärenden Anschauungen dürften wohl auf die ganze Kunst und auf die Litteratur mehr oder minder Anwendung finden. Erst vor kurzem hat man auch dem Gegensatz katholischer und protestantischer Litteratur volle Aufmerksamkeit geschenkt. Sowohl auf dem Gebiet der Poesie und Belletristik wie auf dem der Wissenschaft sind Vergleiche angestellt worden, und zwar sowohl von katholischer wie von protestantischer Seite aus.

Es hat sich hier die seltene Merkwürdigkeit ereignet, dass man sich fast einstimmig darüber einigte, eine gewisse quantitative wie qualitative Minderwertigkeit der katholischen Production zu constatieren. Die Protestanten haben diesen Vorwurf erhoben, die Katholiken haben dessen Berechtigung zugegeben und nur nach Mitteln zur Verbesserung dieses Verhältnisses gesucht. Als Hauptmittel wurde die wetteifernde Nachahmung der angeblich vorgeschritteneren protestantischen Litteratur angegeben, die entschiedenere Annahme der kritischen Methode in der Wissenschaft, die Aufnahme des modernen Geistes in der Belletristik.

Dies ist der augenblickliche Stand der Sache. Mir liegt nun jede Rügung dieses Urtheils aus Parteigründen ferne; es handelt sich für mich nur darum, die richtigen Principien der Forschung und der Ästhetik rücksichtslos durchgeführt zu sehen. Die Wahrheit allein soll uns, nach dem schönen Wort des Evangeliums (Joh. 8, 32), frei machen. Aber eben von diesem unparteiischen Standpunkt aus halte ich es für meine Pflicht, auf das Bedenkliche jenes Urtheilsspruches für die Wahrheit, für die Kultur, für den Fortschritt hinzuweisen und vor der Befolgung jenes Mittels zu warnen.

Die subjective Kritik ist das Kennzeichen der nichtkatholischen Wissenschaft; Achtung vor der Tradition und Autorität das Kennzeichen der

katholischen. Nun kann man gewiss in beiden Richtungen des Guten zu viel oder zu wenig thun. Wenn man den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft ansieht, so muss man zugeben, dass in Bezug auf negative Kritik schon soviel geleistet wurde, dass bald von der ganzen Welt nichts mehr übrigbleiben wird. Darüber sind sich die einsichtsvollsten Vertreter beider Parteien auf dem Gebiet der Natur- wie der Geisteswissenschaften einig. Hier droht unserer Kultur wirklich eine Gefahr. Sie wird nicht anders zu retten sein als dadurch, dass man das Princip der Tradition und der Autorität doch wieder mehr betont und sich nicht davon zurückschrecken lässt, weil dies die Principien der katholischen Forschung sind; denn genau auf denselben Principien beruhte die Entwicklung der griechischen Kultur und Wissenschaft. Tradition und Autorität sind wissenschaftliche Erkenntnismethoden, die ebensowenig ganz vernachlässigt werden dürfen wie die berechtigte Kritik.*)

Aber lassen wir einstweilen die Wissenschaft und wenden wir uns der Poesie zu. Auch hier ist die gegenwärtige Lage so beschaffen, dass eine von Grund aus falsche Ästhetik, nachdem sie seit drei Jahrhunderten alles zu verwüsten suchte, nun, wo sie im Begriff ist überwunden zu werden, uns auf unserem eigensten Boden heimsuchen will. Alles das, was seit den Zeiten Homers als schlecht, gemein, niedrig, falsch und verwerflich galt, vereinigte sich nun, um in dieser Vereinigung einen vorübergehenden Vorstoß gegen die Kunst zu machen. Da der Mangel an Formgefühl, an Gedankengehalt und Bildung epidemisch wurde, wollte man die Verachtung der Form, die Verachtung des Gehalts wie die Verachtung der Tradition als die drei Grundgesetze einer neuen Ästhetik aufstellen, die ganz auf dem Subjectivismus beruhen soll. Wie gesagt, dieser Taumel ist schon vorübergegangen, wenigstens in den Centren der Bewegung. Und jetzt sollten wir noch als Nachzügler des Narrenzuges uns einstellen? Ist es denn immer nur unsere Aufgabe, uns als Vertheidiger des Abgethanen zu fühlen?

Man ist heute wieder zur Einsicht gekommen, dass die Form, der Gehalt, die gute Tradition etwas Wesentliches für die Ästhetik ist, und man kann somit sagen, dass die „Moderne" außer Mode gekommen ist, dass wieder die historischen und logischen Gesetze des Schönen zur Geltung gekommen sind. Wer die moderne Litteratur kennt, wird sich dessen aus mehreren Anzeichen längst bewusst sein. Er wird wissen, wie ihre heutigen Anhänger sich selber gegenseitig aushöhnen, wie sie selber Anstrengungen machen, freilich vergebliche, aus ihrer bequemen Bauernfängerei zu anständigen

*) Vgl. darüber die ausgezeichneten Darlegungen von G. Freih. v. Hertling: Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft. Freiburg, Herder, 1899.

Thaten sich zu erheben, und endlich, wie sie anfangen, das zu schätzen, was bei uns gemacht wird oder gemacht werden könnte oder gemacht werden sollte.

Diese Fortschritte sind also zu verzeichnen, und es wäre zu wünschen, dass wir der Aufnahme derselben nicht unvorbereitet gegenüberstünden. Es ist ja zur Ehre unserer Principien! Aber noch in anderer Richtung muss eine Läuterung der ästhetischen Anschauungen vor sich gehen. Ich komme hier auf den wichtigen Unterschied zwischen Belletristik und Dichtkunst, die man nicht stark genug auseinanderhalten kann, um nicht beiden Unrecht zu thun und der Ästhetik zu schaden.

Was die Dichtkunst ist, das läßt sich leichter ahnen als definieren. Sie ist auf das Schöne, Gute und Wahre gerichtet, sie ist etwas Großes, Wichtiges, der Dichter ist ein Seher, er dichtet nicht um Lohn, um Ruhm, um Ehre, sondern getrieben von seinem Genius, für sein Volk, für die Menschheit, für die Zukunft. In Heldengedichten und Tragödien stellt er heilige und erhabene Vorbilder nach kostbaren Überlieferungen dar. In Komödien geißelt er die Niedrigkeit seiner Zeit, in lyrischen Ergüssen gibt er seiner Hoffnung, seiner Begeisterung, aber auch seiner Trauer und Klage Ausdruck. Er fabuliert nicht, sondern gibt die Wahrheit, er gibt die Vergangenheit und die Gegenwart ihrem Wesen nach im verklärenden, alles enthüllenden Zauberspiegel der Poesie. Wenn ihn auch die Mitwelt als einen unbequemen Störenfried verhungern läßt, wenn ihm auch die Nachwelt mehr Denkmäler und Biographien widmet als dass sie ihn liest, so ist er es doch, auf dem die Kultur, die Bildung, ja die geistige Widerstandskraft einer Nation, eines Jahrhunderts beruht.

Was ist aber nun dagegen die Belletristik? Sie ist ihrem Wesen nach auf Unterhaltung gerichtet, auf den Zeitvertreib, mag man ihn nun in der Leihbibliothek, im Theater oder in der Zeitung suchen. Sie kommt mit reich gegliederten Instituten und Organisationen einem Luxusbedürfnis des Menschen entgegen. Sie gehört mehr in die Nationalökonomie als in die Ästhetik, und ihre Principien werden mehr in der Handelsschule als in der Poetik gelehrt. Das Verhältnis zwischen Schriftsteller und Publicum gipfelt gewöhnlich in der Geldleistung. Das consumierte Werk wird dann beiderseits durch ein neues ersetzt. Dem ungeheuren Verbrauch entspricht eine unübersehbare Production. Der Unterhaltungsstoff wird in Form von Feuilletons, Skizzen, Reisebildern, Plaudereien, Novellen, Romanen, Lustspielen zubereitet und genossen. Das erste Geschäftsprincip ist, dem jeweiligen Charakter des Publicums zu schmeicheln, sich ihm zu bequemen. Gut ist, was ohne Schwierigkeit gekauft wird. Während der Dichter der Lenker und Führer des Publicums ist, muss der Belletrist dessen Sclave sein. Umge-

kehrt aber ist das Verhältnis zum Verleger. Denn während der Dichter den Verleger braucht, um sich durch sein Medium an das Volk, an die Menschheit zu wenden, braucht der Verleger den Belletristen, um durch ihn sein Geschäft zu machen.

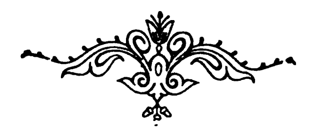
Aus dieser gründlichen Verschiedenheit der Dichtkunst und der Belletristik ergibt sich auch ihr verschiedener Wert für die Kultur, für das Geistesleben. Die Blüte der Belletristik ist gewiss sehr wünschenswert sowohl für die Unterhaltung einer Generation, wie für die Handelsbilanz eines Landes. Ich erinnere nur an den großen Export französischer Romane und Theaterstücke. Aber das gehört mehr in das Ressort des Handelsministers als des Ministers für Kultus und Unterricht oder für schöne Künste. Anders ist es mit der großen Kunst; bei ihr kommen andere, unwägbarere, aber dafür um so dauerndere Wirkungen und Einflüsse in Betracht.

In der Discussion über den Wert der katholischen und nichtkatholischen Litteratur ist nun leider bis jetzt fast nur die Belletristik berücksichtigt worden; und da ist das ungünstige Urtheil über unsere Production allerdings sehr berechtigt. Die jüdischen und akatholischen Belletristen sind uns weitaus über. Aber ich begreife nicht, wie man sich so sehr darüber kränken mag. Mir erscheint das so gleichgiltig wie die Frage, ob Katholiken oder Juden besser Tarock spielen und Kegel schieben. Ja es wäre geradezu traurig, wenn wir in der Belletristik den Anderen über wären. Denn da, wie gesagt, der Belletrist dem Publicum schmeicheln, es reizen, sich ihm anbequemen muss, so ist der Katholik schon durch seine Principien von einem wirksamen Wettbewerb ausgeschlossen. Die Befriedigung niederer Instinkte in gröberer oder feinerer Form, die dabei das Hauptreizmittel bleibt, kann von ihm nicht betrieben werden. Durch seine strengeren Grundsätze wird er eher auf den Weichling abstoßend, im besten Falle langweilig wirken.

Ich will damit nicht dem Katholiken die Belletristik ganz verleiden. Nein, er wird oft mit Glück sich der Modeform bedienen können, etwa so, wie mittelalterliche Prediger die damalige Passion für Schachspiel oder Kartenspiel benützten, um daran ihre großartigen, tiefsinnigen Betrachtungen anzuknüpfen. Aber das Eine bezwecke ich, darauf aufmerksam zu machen, dass es ein Fehler und Irrthum der Ästhetik war, wenn besonders seit drei Jahrhunderten sich die Belletristik so sehr in die Poetik eingedrängt hat, dass sie fast die große, echte Dichtung überwuchert hat. Es ist einfach ein großer ästhetischer Irrthum, zu glauben, dass der moderne Roman die epische Dichtungsart ersetzt, es ist ein Irrthum, zu glauben, dass etwa eine versificierte Erzählung ein Epos ist; es ist ein Irrthum, zu glauben, dass unsere Goldschnittlyrik neben Pindar, den Troubadours, den Minnesängern, den

Skalden bestehen kann, und es ist selbst ein Irrthum, zu wähnen, dass auf dem Theater die Heroen der heiligen und nationalen Geschichte heute mit Recht von den Omnibuskutschern und anderen Jammergestalten des modernen Bühnenbelletristen ersetzt werden.

Nein, wenn jene zu Kotzebue und dem Philisterium aus Gründen, die im Talent und in der Conjunctur des Marktes liegen, herabsteigen, lassen wir Katholiken uns doch nicht auf dies Gebiet locken, sondern suchen wir wieder den Boden unserer eigenen Stärke! Das ist der Boden der großen Kunst. Lasset uns lieber mit Homer und Dante, mit Pindar und Walther, mit Äschylus und Calderon der großen Kunst, als mit Hauptmann, Sudermann und Liliencron dem Tage dienen! Wir können die gegenwärtige Stellung der katholischen Litteratur nicht dadurch verbessern, dass wir mit halber Seele nach den verwelkenden Lorbeern der Modernen in verächtlicher Nachahmung streben. Alles ist vielmehr daran gelegen, dass wir unsere eigenen großen Traditionen, die zugleich die Tradition aller großen Kunst sind, pflegen. Wir können unseren Grundsätzen zufolge nur das Allerhöchste wollen oder auf Alles verzichten.

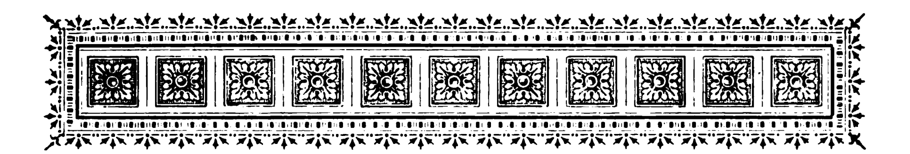


Gott.

Von M. Herbert.

Er will nicht Sclaven, müd und schwach und blind,
Nein, Geister will Er, die Ihm ähnlich sind.
Er zieht zu Sich ein ringendes Geschlecht,
Pflanzt in die Seele ihm den Durst nach Recht
Und das Gefühl für dumpfer Knechtschaft Schmach.
Dem gibt Er sich, der jede Fessel brach —
Der Sünden Herrschaft, der die Freiheit kennt,
Die Sein Gesetz von Menschensatzung trennt.





Die Welträthsel und ihr Verfasser Ernst Häckel in Jena.

Von Prof. Dr. Otto Hamann.

Motto: Man sagt mir, ich erwürbe mir zu viele Feinde, wenn ich Häckels Partei bekämpfen wolle. — Sei es! Aber Diejenigen, die fühlen können, dass ich bemüht gewesen bin, auch hier nach meinen Kräften der Wissenschaft zu dienen, werden meine Freunde sein.

Victor Hensen 1891.

Während in den naturwissenschaftlichen Kreisen sich allmählich die Erkenntnis Bahn bricht, dass der Materialismus, wie ihn die Moleschott und Büchner vortrugen, eines denkenden Gelehrten unwürdig sei und man sich mit den Grundlagen und Grundlehren der Philosophie ernstlich zu beschäftigen beginnt, müssen wir leider das Schauspiel erleben, wie ein Mann, der jeder philosophischen Bildung ermangelt, es von Zeit zu Zeit unternimmt, dem großen Publicum seine materialistischen Glaubenslehren als die einzig mögliche naturwissenschaftliche Weltanschauung vorzusetzen. Der große Erfolg aller dieser Schriften, die der Jenenser Zoologe in rascher Folge zum Preise seines von ihm als Monismus bezeichneten Materialismus hat erscheinen lassen, läſst sich leicht erklären. Wer heutigen Tages seines Erfolges sicher sein will, der muss seine populären naturwissenschaftlichen Schriften mit Ausfällen auf die Religion, insbesonders auf das Christenthum, reichlich spicken. Dann wird er bald der Mann des Tages, der „unerschrockene, kühne und muthige Forscher“ sein, dem ein autoritätsgläubiges Laien-Publicum zujauchzt. Wer aber so thöricht sein sollte, sich nicht an diesem wilden Hass gegen das Christenthum wie gegen den Glauben überhaupt zu betheiligen, oder wer es gar wagt ihn zu vertheidigen, ist ein todter Mann für die Zunft der Zeitungsschreiber liberaler Observanz; man geht achselzuckend an ihm vorüber oder zweifelt an seinem klaren Denken, wie es

jüngst das Beispiel des Kieler Physiologen Reinke deutlich gezeigt hat. Wenn Häckel in den weitesten Kreisen als ein vielgerühmter Forscher hochgeachtet wird, so verdankt er das nicht seinen wissenschaftlichen Leistungen, sondern seinen populären Darstellungen, die sämmtlich, von der Schöpfungsgeschichte an bis zu den Welträthseln, von den häſslichsten Angriffen gegen die Religion wimmeln. Das hat ihn populär gemacht, das war die Veranlassung, daſs man ihn immer höher hinauf lobte und daſs man, trotz der vernichtenden Urtheile von Semper, His, Hensen, Bastian u. A. über seine wissenschaftlichen Leistungen, ihn nicht fallen ließ. Denn wahrlich, es gibt keinen zweiten unter den lebenden Forschern, der derartige Vorwürfe hat einstecken müssen, wie sie Häckel gemacht worden sind! Konnte er sich nicht rechtfertigen, so genügte ein Hinweis, als ob die freie Wissenschaft und Lehre in Gefahr sei, um seine alte Gefolgschaft sich zu sichern. Ich erinnere nur an die gänzlich unmotivierten Ausfälle gegen den Physiologen Emil Du Bois-Reymond und den Anthropologen Rudolf Virchow, die er als Feinde freier Forschung zu brandmarken versuchte.*)

Wie man noch heute in vielen Kreisen der Naturwissenschaft denkt, wie man sich scheut über Häckel den Stab zu brechen, mag folgendes Erlebnis zeigen. Vor wenigen Wochen sprach sich ein auswärtiger Anatom über Häckel's neue Welträthsel in der denkbar ungünstigsten Weise aus. Ja, er gieng soweit, das Buch als das Werk eines senex loquax zu bezeichnen. Als ich erwiderte, daſs es doch die Pflicht jedes Biologen sei, derartigen Expectorationen entgegenzutreten, erhielt ich zur Antwort, daſs man im Interesse der Wissenschaft schweigen müsse, denn jeder Angriff auf Häckel werde von der Gegenseite hochwillkommen geheißen und schade nur der freien Forschung und Lehre.

Wie eigenartig dieses neue Häckel'sche Buch sein muſs, geht schon aus den bisher erschienenen Besprechungen in Journalen und Tageszeitungen hervor, aus denen man sich indessen schwer ein richtiges Bild seines Inhaltes wird machen können. Die einen loben, die anderen können das zwar nicht, aber sie suchen doch möglichst den Eindruck abzuschwächen, den die Lectüre auf sie hervorgebracht hat, alle aber nehmen Häckel ernst! Derjenige, der den richtigen Standpunkt bald, und zwar zuerst gefunden hat, ist ein Theologe**) gewesen, der in einer Broschüre den theologischen Theil des

*) Vergl. Virchow, Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat. Rede geh. München 1877, Berlin 1877, und Häckel, Freie Wissenschaft und freie Lehre. Eine Entgegnung auf Virchows Rede. Stuttgart 1878. Die Hauptstellen sind abgedruckt in: Hamann, Häckel und seine Kampfweise. Göttingen 1893.

**) Friedrich Loofs, Anti-Häckel. Eine Replik nebst Beilagen. Halle a. S. 1900. 3. Aufl. ergänzt und mehrfach verändert. Ebd. 1900.

Buches unter die kritische Sonde nahm. Der zweite war ebenfalls ein Theologe, der in einer Berliner Tageszeitung*) bündig erklärte, dass es der Würde der Wissenschaft nicht angemessen sei, wenn Jemand über Dinge schreibe, die er gar nicht oder nur höchst ungenügend kenne.

„Die Welträthsel, gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie", so nennt sich das neue Buch Häckel's. Es enthält eine Darstellung so ziemlich aller Naturwissenschaften, von der Anatomie und Embryologie bis zur Physik und Chemie, es berührt die moderne Staatsordnung, unsere Schule, die Philosophie, insbesondere die Psychologie, und endlich zeigt es uns Häckel als Theologen. So zerfällt der Inhalt in drei Theile, einen philosophischen, einen naturwissenschaftlichen und endlich einen theologischen. Dass man von dem letzten Theile nach den früheren Erfahrungen etwas Besonderes erwarten durfte, war wohl die allgemeine Annahme. Allein etwas derartiges, wie es hier geboten wird, hatte Niemand für möglich gehalten.

Als Philosoph ist Häckel der Verkünder des Monismus, des untrennbaren Zusammenhanges von Kraft und Stoff, von Energie und Materie. Er nimmt beseelte Atome an, aus denen alle Körper zusammengesetzt sein sollen, und führt alle Veränderungen auf Bewegungen solcher kleinster discreter Theilchen zurück. Dass dieser sogenannte Monismus nichts anderes als der alte theoretische Materialismus ist,**) der schon so oft widerlegt wurde, geht aus jeder Seite deutlich hervor. Der Pantheismus, der hier gepredigt wird, der jede außerhalb der Natur stehende Gewalt leugnet, ist Atheismus und nichts anderes.

Für Häckel gibt allein der Mechanismus eine wirkliche Erklärung der Naturerscheinungen, indem er sie zurückführt auf blinde und bewusstlos wirkende Bewegungen, welche durch die materielle Constitution der betreffenden Naturkörper selbst bedingt sind. Für ihn gibt es keinen absoluten Unterschied zwischen anorganisch und organisch, Thier und Pflanze, Thier und Mensch, und ingrimmig wendet er sich gegen die Anschauungen des sogenannten Neo-Vitalismus, der unter den jüngeren Naturforschern bedenklich um sich greift. Dass es bis jetzt noch in keinem einzigen Falle gelungen ist, eine Lebenserscheinung rein mechanisch zu erklären, das heißt

*) A. H. Braasch, Ernst Häckel und Saladin (Stewart Ross). Tägliche Rundschau, Unterhaltungs-Beil. Nr. 51, 2. März 1900.

**) Vergl. Richard Hönigswald, Ernst Häckel, der monistische Philosoph. Eine kritische Antwort auf seine Welträthsel. Leipzig 1900.

allein auf physikalische und chemische Gesetze zurückzuführen, verschweigt er.*) Ja wir können sogar mit Bunge sagen, dass alle Vorgänge in unserem Organismus, die sich mechanisch erklären lassen, ebensowenig Lebenserscheinungen sind wie die Bewegung der Blätter und Zweige an dem Baume, der vom Sturm gerüttelt wird. Je eingehender, vielseitiger, gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, sagt der Physiologe Bunge, desto mehr kommen wir zu der Einsicht, dass Vorgänge, die wir bereits geglaubt hatten physikalisch und chemisch erklären zu können, weit verwickelterer Natur sind und vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten. Die Zweckmäßigkeit, die sich steigernde Vervollkommnung, das Werden des Organismus überhaupt ist auf rein mechanische Weise ohne ein der lebenden Substanz innewohnendes Streben unerklärbar.

Häckel's Auffassung der menschlichen Seele ist, wie uns das bereits aus seinen früheren Schriften zur Genüge bekannt war, rein mechanisch. Empfindung, Denken und Wollen wird willkürlich in die Atome und die Zellen zurückverlegt. Er schreibt den Infusorien eine Zellseele zu wie der Eizelle und läßt dann diese aus einer Summe von Empfindungen, Vorstellungen und Willensthätigkeiten bestehen. Sobald mehrere Zellen einen Verband bilden, wenn die Eizelle durch Furchung zu einer Keimblase von vielen Zellen geworden ist, kommt eine Zellvereins-Seele hinzu. Haben sich die einzelnen Zellen im Embryo zu einzelnen Gewebszellen wie Muskelzellen u. s. w. differenziert, so tritt die Gewebe-Seele auf. Weiters gibt es eine Nervenseele u. s. w. Wie nun schließlich unser einheitliches Selbstbewusstsein zu Stande kommt, wer kann das sagen!

Mit einer Widerlegung derlei naturphilosophischer Speculationen schlimmster Art wollen wir aber nicht unsere Zeit verlieren! — Im Anschluss an diese Seelenhypothesen folgt ein Capitel über die Unsterblichkeit der Seele, die natürlich geleugnet wird. Naiv meint Häckel, dass sich die Menschen die Seele als ein unsichtbares Wesen, luftförmig oder gasförmig wie den Äther darstellen.

Braasch**) hat bereits darauf hingewiesen, dass mindestens dieselben Schwierigkeiten der Vorstellung wie bei der Menschenseele auch bei Häckel's

*) Vergl. über den Neo-Vitalismus: Gustav Bunge, Vitalismus und Mechanismus. Leipzig 1886, sowie desselben: Lehrbuch der physiolog. und patholog. Chemie. 4. Aufl. Leipzig 1899; Rindfleisch, Ärztliche Philosophie. Würzburg 1888; Hamann, Du Bois-Reymond und der Neo-Vitalismus. Grenzboten 1894, III. S. 495—501; Rindfleisch, Neo-Vitalismus, Leipzig 1895.

**) A. H. Braasch, Beiträge zum Kampf um die Weltanschauung. Heft 1: Häckels Monismus. Braunschweig 1894.

Zellseele, Zellvereinsseele, Gewebeseele u. s. w. herrschen. Wie stellt er sich diese Monstra eigentlich vor? — Um gegen die Unsterblichkeit zu polemisieren, schafft er sich eine Darstellung derselben, wie sie angeblich das Christenthum lehren soll. Gegen diese kämpft er dann und — siegt. Nichts weiß er von unserem inneren Bewusstsein, unserer inneren Erfahrung, die uns die Gewissheit gibt, dass unser geistiges Leben nicht zwecklos verlaufen kann. Für Häckel ist der Unsterblichkeitsglaube, den er mit den Mitteln der Erfahrung bekämpft, unvernünftig. Ja er hat die Unverfrorenheit, ihn wie auch den Trinitätsglauben mit dem „ebenso glaubhaften Tischrücken und Geisterklopfen" gleichzustellen! Wer religiöse Überzeugungen auf gleiche Linie stellt mit dem Aberglauben des Tischrückens, der redet nicht die Sprache der Wissenschaft, sondern die des freilich „aufgeklärten", aber ungebildeten und mit schalen Witzen operierenden Popularphilosophen à la Karl Friedrich Bahrdt.*) Derlei hat sich nicht einmal Ludwig Büchner jemals erlaubt!

Ein zweiter Theil dieser „Welträthsel" wird von dem eigentlichen Häckelismus, das heißt von Häckel's Darwinismus eingenommen. Auch nur den Versuch zu einer Widerlegung zu machen, muss ich mir hier versagen.**) Könnte doch nicht viel Neues hinzugefügt werden zu dem, was so viele ausgezeichnete Forscher gegen Häckel's Art und Methode, die Dinge dogmatisch zu betrachten, gesagt haben. Was soll man heute noch über seine Stammbäume sagen, die von Jahr zu Jahr sich je nach den subjectiven Ansichten seines Urhebers änderten? Hat er doch selbst in einer schwachen Stunde zugegeben, dass er mit der Hauptabsicht, die Descendenzlehre zu beweisen, an die Bearbeitung der einzelnen Thiergruppen herangegangen sei! Also nicht aus der Naturbeobachtung resultierende Thatsachen finden wir bei ihm, sondern nur Consequenzen seiner vorgefassten Meinung und Überzeugung. Für uns gilt nach wie vor das Urtheil des Kieler Physiologen und Anatomen Hensen***) über Häckel: „Er spielt leichtfertig mit der Vererbung, mit Grundgesetzen der Natur, mit Stammbäumen und Entwicklungs-Vorgängen, genau wie ein «thätiger und rücksichtsloser Parteiführer». Leider ist es ihm gelungen in gewissen Zweigen der Wissenschaft Parteien wie in einem Parlament zu bilden und seine Partei ist hochgetragen worden von einem autoritätsgläubigen Laien-Publicum, um welches er warb."

---

*) Vergl. Loofs, a. o. O. 3. Aufl. S. 48.

**) Vergl. Hamann, Entwicklungslehre und Darwinismus. Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre. Jena 1892.

***) Victor Hensen, Die Plankton-Expedition und Häckels Darwinismus. Kiel und Leipzig 1891, S. 64.

Betrachten wir nun den dritten Theil dieser Welträthsel, in dem sich Häckel als Theologe zeigt. Es ist ja nicht das erste Mal, daſs er als solcher der Theologie keck den Fehdehandschuh hingeworfen hat; vor zehn Jahren sagte bereits Hensen: „Häckel . . . ist nicht nur Fachgelehrter in allen genannten und einigen anderen naturwissenschaftlichen Fächern, er ist außerdem noch Theologe und hat dabei recht deutlich gezeigt, daſs es doch nicht ganz gleichgiltig ist, wie weit man sein Gebiet ausdehnt. Einen so üblen und das Ansehen der Naturwissenschaften so schwer schädigenden Erfolg, wie ihn Häckel in dieser Richtung gehabt hat, habe ich nicht geglaubt erwarten zu dürfen. Wie konnte aber Häckel doch die Natur der allermeisten Menschen so völlig verkennen, wie er das gethan hat, und was hatte er für Alles das, was er zu zerstören bemüht war, als Ersatz darzubieten? Etwas Unfruchtbareres und Öderes als sein Monismus war doch kaum zu denken! Diese Niederlage hätte er uns wohl ersparen können!"*)

Wie mag heute das Urtheil Hensen's angesichts dieser Welträthsel lauten?

Was Häckel uns dieses Mal zu bieten wagt, ist so beispielloser Art, daſs wir länger bei diesem Theil seines Buches verweilen müssen. Ganz abgesehen von seinen uns aus früheren Schriften bekannten Entdeckungen, wie daſs Gott als ein gasförmiges Wirbelthier vorgestellt werde, gibt er seine Ansichten über Glauben und Wissen, Entstehung der Religionen, über das Wesen des Theismus, über die Quellen und den Ursprung der Evangelien, über den „Papismus", Reformation, unbefleckte Empfängnis, Kulturkampf und endlich über monistische Kirchen zum Besten. Das sind so einzelne Punkte der reichen Speisenkarte!

Selbst der Nicht-Theologe wird sich beim Lesen der theologischen Abschnitte dieser Welträthsel immer von neuem fragen: Wo hat der Mann nur all diesen Nonsens her? Aus einer Kirchengeschichte sicher nicht. Mit dem vierten Jahrhundert beginnt bei ihm „der papistische Absolutismus"; von dieser Zeit an habe das Papstthum das geistige Leben in Europa beherrscht; die Urchristen der ersten Jahrhunderte seien zum Theil reine Communisten, zum Theil Socialdemokraten gewesen.

Über die Quellen zur Geschichte des ältesten Christenthums, der Evangelien und Paulusbriefe hat er folgende erbauliche Ansichten: Die vier kanonischen Evangelien sind im Jahre 327 (!) auf dem Concil zu Nicäa (!) durch 318 versammelte Bischöfe aus einem Haufen von widersprechenden und gefälschten Handschriften der drei ersten Jahrhunderte ausgesucht wurden. „Da sich die streitenden, boshaft sich schmähenden

*) Hensen, a. o. O. S. 44.

Bischöfe über die Auswahl nicht einigen konnten, beschloss man (nach dem Synodikon des Pappus) die Auswahl durch ein göttliches Wunder bewirken zu lassen; man legte alle Bücher zusammen unter den Altar und betete, dass die unechten, menschlichen Ursprungs, darunter liegen bleiben möchten, die echten, von Gott selbst eingegebenen dagegen auf den Tisch des Herrn hinaufhüpfen möchten. Und das geschah wirklich! Die drei synoptischen Evangelien (Matthäus, Markus, Lukas — alle drei nicht von ihnen, sondern nach ihnen niedergeschrieben, im Beginne des zweiten Jahrhunderts) und das ganz verschiedene vierte Evangelium (angeblich nach Johannes, in der Mitte des zweiten Jahrhunderts abgefasst), alle vier hüpften auf den Tisch und wurden nunmehr zu echten (tausendfach sich widersprechenden) Grundlagen der christlichen Glaubenslehre".

Dieser Rattenkönig von Unsinn und Lüge wird von Loofs gebürend in das richtige Licht gestellt. Das Concil hat im Jahre 325 stattgefunden, nicht im Jahre 327, wie an verschiedenen Stellen des Buches gedruckt ist; Pappus, den Häckel für einen Kirchenvater gehalten hat, war ein Straßburger Theologe und hat als erster das Synodikon im Jahre 1601 herausgegeben; in diesem Synodikon ist aber von den Evangelien überhaupt nicht die Rede; die Vierzahl der Evangelien stand schon um 185 dem Irenäus von Lyon so fest wie die Vierzahl der Himmelsgegenden, und seine etwas jüngeren Zeitgenossen Tertullian in Afrika und Klemens von Alexandrien urtheilen ähnlich. Weiter hat sich das Nicänum überhaupt nicht mit der Abgrenzung des Kanon beschäftigt. Aber es kommt noch besser. Auf Seite 377 erzählt Häckel, dass die Kirchenväter nicht weniger als 40 bis 50 solcher unechter oder apokrypher Evangelien aufzählen. „Die Angaben, die diese Evangelien über das Leben Jesu machen, können ebenso gut Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit erheben als die vier sogenannten echten".

Und nun bringt er nach der jüdischen Schmähschrift Sepher Toldoth Jeschua einen alles Andere überbietenden scandalösen Bericht über die Geburt Jesu, den wiederzugeben uns die Achtung vor den Lesern dieser Zeitschrift*) verbietet. Eine Widerlegung dieser Häckelschen, „mit Verständnislosigkeit und Unkenntnis gepaarten scandalösen Ausführungen" **) ist nicht nöthig, zur Charakteristik des Mannes und seiner Methode genügt allein die Thatsache, dass er die apokryphen Evangelien an Alter und Glaubwürdigkeit den kanonischen zur Seite stellt. Damit ist seine Unfähigkeit, über religiöse

---

*) Ein kleiner Theil findet sich bei Loofs a. a. O. anhangsweise abgedruckt.
**) Loofs, a. o. O

Dinge zu urtheilen, dargethan. Auch hätte er aus dem Buche von David Strauß, den er für den größten Theologen dieses Jahrhunderts hält, wissen müssen, dass jenes jüdische Schriftstück des elften Jahrhunderts keiner Widerlegung bedürfe, da es als „jüdische Lästerung in seiner eigenen Nichtigkeit zerfallen“ sei.

Woher hat aber Häckel alle diese beispiellosen „mit Verständnislosigkeit und Unkenntnis gepaarten scandalösen Ausführungen“?

Auf den offenen Brief, den Loofs in der „Christlichen Welt“ erscheinen ließ, antwortete er, dass sein Gewährsmann der „gelehrte und scharfsinnige englische Theologe Saladin (Stewart Ross)“ sei, der ein ausgezeichnetes Werk unter dem Titel „Jehovas gesammelte Werke“ herausgegeben habe. Mit dieser Antwort hat sich Häckel selbst gerichtet, denn dieses von ihm benutzte Buch gehört zur „elendesten Schandlitteratur“, es ist, wie Loofs sagt, ein „Schandbuch eines unwissenden und groben Journalisten niederster Art“. Saladin hat kurze Zeit in Glasgow Theologie studiert und bezeichnet sich selbst als Laien. In Wahrheit ist er ein Mann von geringer Bildung, der in Hebräisch und Griechisch nicht einmal die Buchstaben unterscheiden konnte, von Latein aber ebensowenig verstand. Sein Buch ist „nichts als ein gemeines Pamphlet gegen die Bibel“. Aus solch einem Werk schöpfte Häckel und wagt seine Arbeit als „ehrliche und gewissenhafte Arbeit“ dem großen Publikum zu empfehlen. Wahrlich, dieser Mann hat merkwürdige Anschauungen von Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit!

Loofs schließt das Kapitel über diese Quelle Häckels mit den Worten: „Ich war nach einigen Citaten, die Häckel aus seiner Quelle gibt, darauf vorbereitet, dass der Saladin ein ganz böses Buch sein müsse; doch solches Geschmiere in einem von einem Collegen benützten und empfohlenen Buche zu finden, erwartete ich nicht. Dass Professor Häckel so tief unter dem Niveau eines ernst zu nehmenden und selbst ernsten Gelehrten steht, dass er solch ein Buch in hohen Tönen preisen kann, das ist mir eine neue Entdeckung gewesen“. Wenn aber Loofs sich beschwert, dass Häckel den Streitpunkt verschiebe und ihm Unehrlichkeit vorwirft, so ist er damit auf dem Punkte angekommen, zu dem noch alle Forscher, die mit diesem Manne in eine Polemik verwickelt wurden, gelangten. Er spricht ihm „ein normales wissenschaftliches Gewissen“ ab. „Dass er's nicht hat, will ich zeigen. Ich will beweisen, dass Herr Professor Häckel durch die Ignoranz, die er gezeigt hat, sich um die Ehre gebracht hat, in urtheilsfähigen Kreisen als ein wissenschaftlicher Schriftsteller zu gelten“. Gewiss sind diese Worte „ehrverletzend“, und sollen es sein, wie Loofs hinzufügt; allein mit noch schärferen Worten

haben ihm Semper*), Rütimeyer**), His***), Bastian****), Hensen erwidert, wenn sie ihm „schmähliche Fälschungen", „directe Unwahrheit", „Leichtfertigkeit und boshafte Einfalt" nachweisen. Allein geschadet haben Häckel's Renommé alle diese tausendfachen, von Forschern ersten Ranges erhobenen Anklagen nicht, — noch immer schwört der große unkritische Haufe von Laien und wissenschaftlichen Männern auf ihn, — und so wird auch dieses Werk seinen Ruhm bei allen Urtheilslosen vermehren, die kleine Zahl derer aber, für die wahre Thatsachen allein Geltung haben, wird nach wie vor unseren Anatomen und Embryologen His in Leipzig für ihren Wortführer erklären, wenn er sagt: „Ich selbst bin im Glauben aufgewachsen, dass unter allen Qualitäten eines Naturforschers Zuverlässigkeit und unbedingte Achtung vor der thatsächlichen Wahrheit die einzige ist, welche nicht entbehrt werden kann. Auch heute noch bin ich der Ansicht, dass mit Wegfall dieser einen Qualification alle übrigen, und sollten sie noch so glänzend sein, erbleichen. Mögen daher Andere in Herrn Häckel den thätigen und rücksichtslosen Parteiführer verehren, nach meinem Urtheil hat er durch die Art seiner Kampfführung selbst auf das Recht verzichtet, im Kreise ernsthafter Forscher als Ebenbürtiger mitzuzählen."

Mit diesen Worten wollen wir von dem Manne Abschied nehmen, der an Stelle der christlichen Weltanschauung drei Abstracta: das Gute, das Schöne und das Wahre als Gottheiten der Zukunft zur Verehrung aufstellt und der die Kirchen ersetzt wissen will durch Häuser, in denen man in Aquarien Quallen und andere Thiere bewundern soll! Möge er sich gesagt sein lassen, dass die Zeit nicht mehr fern ist, wo man über die Männer seinesgleichen, die des Christenthums Ende prophezeien, nur noch ein Lächeln übrig haben wird.

---

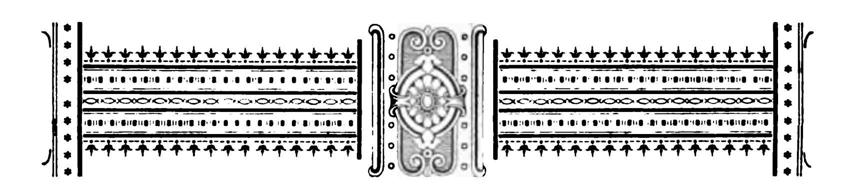
*) Semper, Der Häckelismus in der Zoologie. Hamburg 1876, und: Offener Brief an Herrn Häckel in Jena. Hamburg 1877.

**) Rütimeyer im Archiv für Anthropologie, Bd. 3, 1868.

***) His, Unsere Körperform und das physiologische Problem ihrer Entstehung. Leipzig 1875.

****) Bastian, Offener Brief an Herrn E. Häckel. Jenaer Litteraturzeitung, Jahrg. 1, 1874, Nr. 1.





Michel Angelo Buonarotti.

Von A. Jüngst.

„Ich habe keinen Freund,
und ich will auch keinen!"
Milanesi, Briefe.

I.

Ich habe keinen Freund und will auch keinen!
Ergreifend Wort in jenes Mannes Mund,
Der einsam auf der steilen Höhe stund.
Wo nur des Himmels helle Sterne scheinen.

O Michel Angelo, deff' großem, reinem,
Erhab'nem Geist jedwede Regung kund,
In dessen Hand zu nie erreichtem Bund
Des Bildners Kraft, des Malers Kunst sich einen:

Wer so wie Du das Heilige geschaut,
Wie Henoch wandelte mit Gott vertraut
Auf unnahbaren Lichtes Strahlenpfaden,

Braucht keinen Freund in dieser Erdenzeit,
Der steht am Strande schon der Ewigkeit
Im Übermaß der Gaben und der Gnaden.

II.

„Ich habe keinen Freund und will auch keinen!"
Ergreifend Wort voll zwingender Gewalt,
Aus dem es fast wie bange Klage schallt,
Wie einer kranken Seele schmerzlich Weinen.

O sprich, hast Du nicht sehnend nach den Deinen,
Nach einem sanft'ren Horte, süß'ren Halt
Die Hand gestreckt, wenn Dir oft bleich und kalt
Der Erdennebel hemmt' der Sonne Scheinen?

Einsam und groß, ein Geist, dem keiner gleicht,
Von keinem Sterblichen jemals erreicht
In deiner Riesenkräfte kühnen Plänen,

Einsam und groß stehst Du am Heiligthum,
Durch alle Zeit klingt Deines Namens Ruhm,
Und doch — Dir fließen heute meine Thränen.

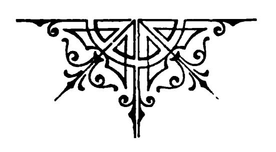
III.

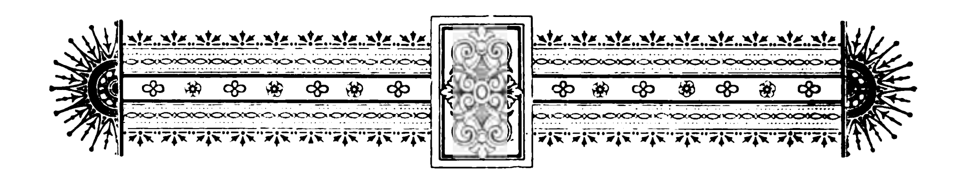
„Ich habe keinen Freund und will auch keinen!"
Ergreifend Wort, dennoch muſs Trost mir geben,
Daſs einmal sich der Schwermuth Flor durft' heben
Und Dir des Lebens helle Sonne scheinen.

Ja, einmal durft', versöhnend Deine Peinen,
Dich sanft und mild in gleichem Sehnen, Streben
Der hohe Geist Vittorias umschweben
Und über Zeit und Raum sich Dir vereinen.

Solch' selt'ner Freundschaft gold'nes Abendroth
Muſst' überdauern Trennung, Grab und Tod
Und schon auf Erden Himmelswonnen ahnen,

Die Wonnen jener Liebe, die nicht stirbt,
Die nicht erlischt, nicht wankt und nicht verdirbt,
Die selig folgt des ew'gen Lichtes Bahnen.





Erinnerungen an Paul Heyse.

Von **Laura Marholm.**

Ich darf diese kleine Studie wohl so nennen, obgleich der, von dem sie handelt, nach überstandener schwerer Krankheit dieser Erde, die er so liebte, wohl noch lange erhalten bleibt. Denn Heyse ist für die Meisten von uns, und in noch höherem Grade für eine jüngere Generation, vor allem eine Erinnerung. Die litterarische Thätigkeit seiner letzten Jahre — ja vielleicht seiner letzten Jahrzehnte — kann sich vielen entzogen haben, die sonst aufmerksame Mitfolger sind, und eben aus dem Grunde, weil sie es sind; sie folgen mit ihrer Aufmerksamkeit dem Kommenden und Werdenden; das Gehende und Gewordene ist nicht ihr Gebiet. Aber es gab eine Zeit, wo Heyse bildend wirkte und die Jugend bestimmte und zwar jene feinere und wählerischere Jugend, denen die Trommelschläger Freytag, Dahn und Genossen ebensowenig erquicklich waren wie die Ebers, Hausrath und ihr moderneres Pendant Spielhagen. Damals war der Brustton und der Mannesmuth Trumpf, — wir wollen nicht gerade behaupten: der Mannesmuth vor Königsthronen, aber doch der Mannesmuth vor Bürgerstöchtern; und der nimmt sich am Familientisch ganz imponierend aus.

Heyse participiert an diesem Mannesmuth im Bratenrock nur in einem: er war ebenso ein freier Geist, ein Freigeist; er war sogar noch freier als die angestellten Professoren. Er war nicht angestellt; er bezog nur eine Dichtergage, wenn ich nicht irre, er konnte daher ganz einfach und ehrlich Atheist sein. Und Atheist war er mit der größten Aufrichtigkeit; er poste sogar ein wenig damit und das kleidete ihn. Es kleidete nicht nur ihn, es kleidete auch seine jungen sensitiven Mädchen und Frauen, die mit dem Giftfläschchen in der Hand noch eine kleine Abhandlung in ganz natürlichem Plauderton über die Auflösung der Materie hielten, ehe sie sich auflösten. Vielleicht war diese philosophische Seite Heyse's diejenige, die ihm den größten Theil seiner Leser, plus Leserinnen, und seines Ruhmes einbrachte: Niemand

wie er verstand es, Leute, die auf eine schiefe Ebene gerathen waren, so graziös aus dieser Welt hinauszuüberreden. Es war ordentlich ein Vergnügen, wie leicht und angenehm es sich unter seiner Anleitung sterben ließ. Man wurde rein versucht, es zu versuchen.

Heyse — und wie Viele hat er deswegen allein schon angezogen — machte keinen Lärm. Er war kein Heldendarsteller, er schüttelte keine wilden teutonischen Locken, er streckte die Faust seiner Überzeugung nicht jedem Vorübergehenden unter die Nase. Er redete leise; sein Ton war mild, menschlich, gebildet. Er stieß einen nicht mit dem Ellenbogen in die Rippen, um einen auf die Schönheit des prähistorischen Germanenthums aufmerksam zu machen; er erzählte von dem Kleinen, dem Übersehenen, dem ganz einfach Menschlichen, — von jungen gewöhnlich-ungewöhnlichen Mädchen, die scheu und neugierig zum ersten Mal lieben, und von jungen Menschen, die melancholisch Kuchen essen und noch gar nicht wissen, ob sie lieben. Wenn man selbst jung ist, wie thut einem das wohl! All das Zitternde, Ungelöste, die verzagte Sehnsucht löste er aus; er lockerte mit leichter, fast liebkosender Hand allerlei schnürende Bande; er zeigte einem erst, dass es Bande waren, dann dass sie schnürten; er that einem aber nicht wehe damit, dass er einen aufforderte, sie zu sprengen. Dazu hatte er einfach zuviel Geschmack; eine Sprengung ist immer ein Eclat; ein Eclat wird meist etwas Häßliches. Er leitete einen in feinen und leisen Schilderungen an, wie man sie lösen konnte, — ganz einfach, wie man eine Schleife löst, wenn man das rechte Ende zu fassen weiß; so löste man zuletzt sich selbst auf.

Und er that mehr. Er lehrte nicht nur die Wege zum Genuss und zur Auflösung; er lehrte auch die Müdigkeit nach dem Genuss; jenen leichten Degout, der den kleinen Unmäßigkeiten folgt und in der Sehnsucht nach Nirwana mündet, einer Sehnsucht, die allen Heyse'schen Seelen eigenthümlich und leicht zu stillen ist.

Wenn man so in reifen Jahren auf die große Reihe jener durch poetische Schönheit, sorgfältig abgewogene Stimmung und einen erlesenen Vortrag ausgezeichneter Novellen und einige Partien seiner Romane zurücksieht, die man seine besten Stücke nennen kann, da zeigt einem ein zusammenfassender Blick, dass sie fast alle den Selbstmord zum Vorwurf hatten. Damals, als man sie las, — nein, in sich aufnahm, — als man selbst jung, voller Sehnsucht nach Leben und Bewegung und gefangen in Kleinlichkeiten und oft in Böswilligkeiten saß, — da merkte man das nicht so. Wer denkt an's Ende, ehe er überhaupt angefangen hat? Aber bei so einem Rückblicke tritt einem die Tendenz mit einer Deutlichkeit entgegen, die einen post festum

stutzig macht. Es überrascht, dass sich Heyse, dessen Leben so ruhig und angesehen an den blumigen Gestaden der Gefeiertheit und Geborgenheit hinfloss, den Lorbeer erworben, der Dichter des Selbstmordes zu sein. Es ist ein sichtliches Raffinement in dieser Form von Epikuräismus; eine doppelte Sensation: der Genuss der Schilderung einer Situation, die man selbst nicht zu befahren hat und daher poetisch ganz durchgenießen kann, und jener andere und minder harmlose Genuss, eine Stimmung aufzuwecken, ein Flämmchen anzufachen, die gewiss beide an sich ganz klein und fein, auf günstigem Boden und in bewegteren und gequälteren Seelen zu einem fressenden Feuer der Selbstvernichtung werden können.

Und verfolgt man diese Beobachtung weiter, so geht sie über Heyse hinaus und wird zu einem Ausdruck des Zeitgeistes, dessen erwählter Träger er war. Ich sage nicht: der Weltanschauung. Dies Gemeinsame und Zusammenfassende und für Alle Gleichartige fehlte eben. Es war eine Scheidung vorhanden zwischen Übung und Leben. Der Epikuräismus jener Jahrzehnte, dessen Ausläufer in sehr vergröberter Form noch heute herrschen, baute sich gewiss nicht auf dem dunklen Hintergrunde der Selbstvernichtung, er baute sich einfach auf dem Genuss und seinem Spiel auf, — den minder Geborgenen aber entfachte man die Gelüste und wies bei dem eingetretenen und vorauszusehenden Dilemma mit zuvorkommendem Lächeln auf die offene Thür ....

Das Selbstmordthema in Heyses Dichtung hat seine Parallelerscheinung in dem Thema von dem G l ü c k als M o m e n t. Und dies ist wohl die Anschauung, von der die damalige Jugend am intensivsten durchdrungen wurde und die am längsten in ihr nachgewirkt hat. Wir finden ihre Spuren in der ganzen nachfolgenden Litteratur, in der skandinavischen noch mehr als in der deutschen, — eben weil diese Lehre, zugleich von Brandes mit Vehemenz propagiert, dort argloser aufgenommen wurde, als bei den vorsichtigeren und besser contrebalancierten Deutschen. Heyse hat nicht leicht etwas anderes als das momentane, man könnte auch sagen: das gestohlene oder, was auf eins herauskommt, das verstohlene Glück geschildert. Dass dies Glück ganz auf dem geschlechtlichen Gebiet lag, auf das überhaupt alles Schwergewicht gelegt wurde, versteht sich von selbst. Die Blicke der Jugend wurden ja durch die ganze schöne Litteratur von allen andern Gebieten ab- und auf dies allein hypnotisierend hingezogen, — eben weil es ihr an und für sich ja schon hübsch viel zu schaffen machte.

Auf den großen Moment des genossenen Glücks, — der seiner Beschaffenheit nach eben nur ein Moment sein konnte und durfte, — folgte

nichts. Öde, Leere, Resignation oder Tod, — dazwischen konnte jeder nach seinem Geschmack wählen. Wohl dem, der überhaupt bei diesem großen Feiertag und Götterschmaus angelangt war. Den Meisten gieng es gar nicht so gut. Heyse hat einige seiner feinsten und gewinnendsten Novellen, — wahre litterarische Leckerbissen, — über das Thema von der Unüberbrückbarkeit anscheinend bedeutungsloser Kleinigkeiten und Gegensätze gerade zwischen noblen Liebesnaturen geschrieben. Ein Missverständnis kommt auf, — ein Nichts; aber er ist zu zartfühlend und sie ist zu stolz (Heyse's edle Frauengestalten sind alle stolz und lüstern; und weil sie so lüstern sind, darum sind sie so stolz), — und so muss man auseinander. Es waren zwei insulare Naturen. Das Nobelste was es gibt; solider englischer Import.

Aber thun wir Heyse auch nicht ein kleines Unrecht; bestreben wir uns lieber, ihn zu verstehen. Es gibt in der Liebe solche Missverständnisse, solche unüberbrückbare Hindernisse, die nichts zu sein scheinen und alles sind. Heyse hat mehrmals mit Freimuth, z. B. in den „Kindern der Welt", die liebende Jüdin geschildert. Er hat da fast gar nichts unter den Tisch gesteckt. Er hat einfach gesagt: sieh', dies ist eine Jüdin. Ja, er ist noch weiter gegangen. Er hat sogar geschildert, wie trotz aller seelischen Gemeinschaft und philosophischen Übereinstimmung ihr Gatte, der Gymnasialprofessor (das war er doch?), keine rechte Gegenliebe in sich entdecken kann. Über dem kleinen Fürstenbastard Toinette vergisst er sie vollständig. Ja, — mehr als das, es widersteht ihm, in das gemischte Ehebett zurückzukehren. Das ist ein Einblick, und ich bewundere Heyse, dass er uns in die Racenabneigung so tief zu blicken gestattet, ja uns selbst dazu anleitet. Aber nicht auf allen Punkten ist er von gleicher Klarheit. Der dicke, reiche Kunstmäcen und Kunsthändler in „Im Paradiese", den das arme Modellmädel Zenzi gar nicht haben will und zum Schlusse in seiner Noth doch acceptiert, war sicher auch ein Stammesgenosse von ihm, obgleich Heyse das nicht ausdrücklich sagt, und wieder kann man ihn wegen der richtigen Beobachtung bewundern. Aber es gibt andere Punkte, wo er selbst unsicher ist und da wird denn auch seine Schilderung unklar und sein scharfer psychologischer Blick trüb.

Das ist bei einer größeren Anzahl seiner Frauengestalten, und zwar wenn er die Germanin schildert, der Fall.

Heyse schildert die Germanin gern, er liebt das Innige, Herzliche, Spröde, Gretchenhafte. Die bescheidene Blume, deren hauptsächlicher Reiz der Tropfen Morgenthau ist, hat er mit selbstlosem Interesse beobachtet. Über seinem langen Aufenthalt in Süddeutschland fühlt er sich fast selbst Süddeutscher. Er steht hoch über der klebrigen Schilderung des

süddeutschen Mädchens durch Auerbach. Er nähert sich in manchem Hans Hopfen, der sicher ein ungemischter Süddeutscher ist. Er hat auch darin Ähnlichkeit mit Hopfen, dass beider letztes Jahrzehnt das litterarische Interesse nicht mehr wachruft. Wenn ich von Hopfen rede, denke ich immer nur an den bairischen Hopfen, an den Verfasser vom „Böswirth", vom „Alten Praktikanten", vielleicht auch von „Juschu". Er war einmal der bairische Naturalist, der Naturschilderer der bairischen Landschaft mit ihren Wiesen, ihren Bergen, ihrem eigenen Duft und Licht. An Hopfen's Wiedergabe des intim Münchnerischen in Häuser- und Straßenstimmung und Isarumgebungen, wie das in der „Heirat des Herrn von Waldenberg" enthalten ist, kam Heyse so wenig „Im Paradies" hinan, wie Keller in seinem großen Münchener Maskenfest im „Grünen Heinrich". Auch Hopfen's Mädel sind, wenn auch nicht im besten bairischen Sinn, den er nicht liebt, doch immer bairische Mädel. Dies Bairische, dieser Localton und in erweitertem Sinne: dies echt Germanische geht Heyse ab; er hat es einfach nicht, wie Hopfen es gar nicht haben wollte.

In seinen jungen Tagen gab man darauf nicht so acht; man las unbefangen darüber hiu und glaubte, es müsse so sein. Man formte sich wohl gar darnach. Später, nachdem Erfahrung und Umblick sich erweitert haben, und ganz besonders wenn man vom Heysischen jungen Mädchen auf seine ältere liebende Frau übergeht, fällt einem auf, dass das Empfinden und die Art und Weise sich zu geben, die er schildert, nicht recht das Empfinden und die Art und Weise des germanischen Weibes sind. Es ist etwas Fremdes dabei; etwas Trockenes, Gieriges, Herrschsüchtiges und Wissendes, das die germanischen Frauen, ihrer Race gemäß, nicht haben. Man denke an die „Geschichte der Frau von Z." Das ist das innere Altsein, nicht das äußere Gealtertsein, — jenes Altsein, das auch die jungen Mädchen einer alten Race in den Augen der Mitglieder einer jungen Race immer behalten werden. Von dieser Entdeckung zur Einsicht, dass Heyse sich meist vergebens bemühte, germanische Frauen und Mädchen psychologisch zu verstehen und zu schildern, ist nicht weit. Was er und zwar mit Meisterschaft schilderte, sind die Mischtypen, und da diese wieder in den höheren Classen die elegantesten waren, so stammt aus seinem Umgang mit ihnen eine eigenthümliche Auffassung von Geist und Eleganz ebenso wie vom weiblichen Liebesleben.

Aber, — um damit auf den Ausgangspunkt zurückzugreifen, — darin lag auch ein wesentlicher Grund zu Heyse's beliebtem Thema von den unlösbaren Widersprüchen und den unüberbrückbaren Missverständnissen zwischen Liebenden. Sie lagen nicht in der Beschaffenheit des Glücks als Moment,

auch nicht in dem insularen Wesen der Persönlichkeit, — sondern in dem Gegensatz und der Abstoßung der Racen. Diese Wirkung tritt natürlich zwischen Mischtypus und reinem Typus versteckter, schwerer fassbar und leichter wegescamotierbar auf — und hinc illae lacrymae.

Statt dieser einfachen und auf einen kleinen Umkreis beschränkten Prämien bekamen wir ein ganzes philosophisch-sensualistisches Gebäude über Momentgenuss, Momentleben, das Glück im Fluge, kurzes Blühen, langes Welken u. s. w. Eine Auffassung, die die ganze Litteratur der letzten Jahrzehnte bis in's Kleinste durchsetzte und ihr jene eigenthümliche Physiognomie aufdrückte, die man zusammenfassen kann in die Bezeichnung:

Litteraturperiode der Lüsternheit und Depression.

*

Im Sommer werden es sieben Jahre, dass ich Paul Heyse persönlich kennen lernte. Es war eine einmalige Begegnung.

Wir waren nach Oberbaiern gekommen, um hier einige Monate zu bleiben. Es wurden sechs Jahre und mehr daraus. Mit der „Vossischen Zeitung" hatte ich vor der Abreise von Berlin eine Studie über Paul Heyse verabredet, die später in meinem Werke „Wir Frauen und unsere Dichter" unter dem Titel „Paul Heyse und das Incommensurable" erschien. Dieser kleine Aufsatz, den ich mit der Wärme der Jugenderinnerungen geschrieben, erregte das Missfallen der Berliner Gewaltigen und wurde mein letzter Beitrag für die „Voss. Ztg." Er war das Erste, was ich in Schliersee schrieb, wo wir uns gleich nach der Ankunft in Baiern niederließen, und nachdem er erschienen war, schickte ich ihn Paul Heyse, worauf ich ihn besuchte.

Ich traf in einer stattlichen, mit griechischen Reliefs und Bildern geschmückten Villa einen älteren, corpulenten, graugesprenkelten Herrn mit dem würdigen und leichtherablassenden Wesen eines Bankchefs. Auch der äußere Typus widersprach dem nicht. Ich betrachtete ihn mit Verwunderung und ließ mich zum Anhören nieder. Der Dichter saß, stand, gieng auf und ab und sprach.

Er sprach leicht, angenehm, gern. Was er sprach, setzte mich nach und nach in jenes Staunen, das man von Alters her bei den Offenbarungen großer Dichter empfinden soll. Es waren auch Offenbarungen und vielleicht auch von dichterischer Beschaffenheit. Er behandelte nur ein Thema und dieses ohne Unterbrechung. Dieses Thema waren die persönlichen Vorzüge von Georg Brandes. Ich hatte ja auch Georg Brandes persönlich gekannt und war in der Lage eine eigene Meinung zu äußern. Aber Heyse sah nicht danach aus, sich in seiner Inspiration unterbrechen lassen zu wollen,

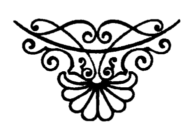
und ich machte auch gar keinen Versuch dazu. Neues erfuhr ich dabei über Brandes nicht. Paul Heyse war auch nicht in der psychologischen, sondern in der lyrischen Ecke. In dieser panegyrischen Stimmung sah er in Brandes nicht nur einen der überlegensten Geister, der höchsten Begabungen und lautersten Charaktere, sondern einfach und vor allen — den Charmeur.

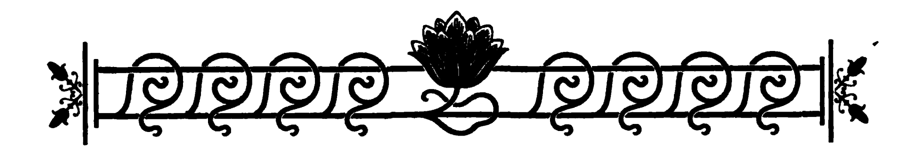
„Wenn ich das Schicksal hätte, auf eine einsame Insel verbannt zu sein“, sagte er gegen den Schluss hin mit weicher Stimme, „und mir nur ein Wunsch gewährt würde für mein ganzes weiteres Dasein, ich würde sagen: „Lasst mich meine Einsamkeit mit Georg Brandes theilen und ich begehre nichts weiter“.

Ich hörte still diesen Worten uferloser Bewunderung zu und dachte, dass sich ja über den Geschmack nicht streiten ließe. Ich hatte auch einmal Brandes bewundert.

Später, da wir ja selten nach München kamen, entstand eine Art kleiner Correspondenz mit Heyse. Theils um ihm eine Freude zu machen, theils um seinen Rath einzuholen, schickte ich ihm das Manuscript eines Buches, dessen litterarischen Wert und dessen Verfasser ich sehr hochstellte, während er mir zugleich sehr nahe stand. Leider sollte das der Anlass für mich werden, die kleinen Schwächen eines großen Dichters kennen zu lernen. Paul Heyse schickte das Manuscript alsbald halb gelesen zurück: er verdürbe sich die Augen daran, es verstimme ihn, er fände es langweilig, er empfehle es zum Verlag an Costenoble, falls der es haben wolle.

Ich empfand das damals als eine schmerzliche Enttäuschung. Ich that Unrecht daran. Die sechs nun folgenden Jahre in Baiern gewährten mir nach und nach Erfahrung und Einsicht in so reichlichem Maße und von so umfassendem Umfang, dass ich diesen Schönheitsfehler an Heyse gar nicht missen möchte. Er gehört mit zu seinem Bilde. Und was sind denn so viele, auch hervorragende Erscheinungen anderes, als kleine Comparsen in einer großen Gesammtcomödie mit vorgeschriebenen und eingelernten Rollen?





Die Schwestern.

(Sage aus dem Thesſthal in Nordmähren).

Von Meinrad Sadil.

Aurora, ſchön wie Morgengold,
Veſprine, ſchön wie Abendglut —
Aurora war Veſprinen hold,
Veſprine war Auroren gut.

Aurora gieng in's Thal hinab,
Veſprine gieng hinab in's Thal;
Aurora lauſcht auf Roſſetrab,
Veſprine ſpäht nach lichtem Stahl.

Auroren war ein Ritter hold,
Veſprinen war der Ritter gut —
Auroren ob der Locken Gold,
Veſprinen ob der Augen Glut.

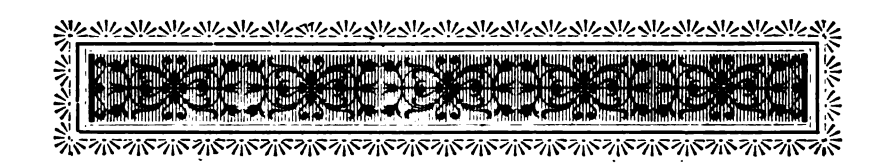
Aurora weint im Morgenſtrahl,
Veſprine weint im Abendſchein;
Aurora war Veſprinens Qual,
Veſprine war Aurorens Pein.

Aurora kam zur Kirchenthür,
Veſprine kam zum Kirchenthor —
Aurora gieng nicht weiter für,
Veſprine gieng nicht weiter vor.

Aurora baut ein Gotteshaus,
Ein Gotteshaus Veſprine baut —
Die Chore rechts und links hinaus,
Daſs eine nicht die andre ſchaut.

Aurora blieb Veſprinens Pein,
Veſprine blieb Aurorens Qual;
Aurora ſtarb im Morgenſchein,
Veſprine ſtarb im Abendſtrahl.

Aurora nach Veſprinen muſs,
Veſprine nach Auroren geh'n,
Bis rechts einſt oder links vom Fluſs
Die Kirchen bei einander ſteh'n.



Die Deutschen in ausländischer Beleuchtung, im Lichte ihrer Geschichte und Sprache.

Von Georg Grupp.

II.

Ihr Freiheitsgefühl, ihre Unabhängigkeitsliebe und ihr Selbständigkeitstrieb hat die Deutschen immer schwer den Anschluss und die Unterordnung finden lassen. „Immer strebe zum Ganzen", sagt Schiller, aber dem Deutschen war das eine schwere Losung. Freilich auch der Deutsche musste sich anschließen, aber er wollte immer Herr darüber sein. Nur als freiwillig geübte Treue war ihm der Anschluss und die Unterordnung möglich. Dafür hielt er aber auch die Treue fest, unverbrüchlich und verstand nichts von der List der Romanen. Nicht selten gerieth dem Deutschen seine Vertrauensseligkeit zu großem Schaden.*)

Die Treue übt der Deutsche als Genosse, als Kamerad, als Gast**) und übt sie als Mann und Gatte.

„Wer Tugend und reine Minne suchen will, der mag kommen in unser Land; da ist viel Wonne", sagt schon Walther von der Vogelweide. Ausländische Beobachter gestehen gerne zu, dass der Familiengeist, der Familiensinn in Deutschland tief gewurzelt ist. Alle Einrichtungen und Sitten zielen darauf hin. Die Engländer, sagt Ramin, möchten die ganze Welt überreden, dass sie allein den Vorzug der Familieneinheit und Familieninnigkeit besitzen, aber ein Vergleich der beiden Völker fällt nicht zu ihrem Vortheile aus. „Der Engländer, der Mann des Sportes und des Außenlebens, geht in den Club, reitet, fährt Rad, pflegt alle körperlichen Übungen. Der Deutsche, ein Mann des Innenlebens, kennt kein höheres Vergnügen, als mit seiner Frau und seiner zahlreichen Schar Kinder zu sein". Diese Tugend wird von allen Beobachtern einstimmig anerkannt, sie ist um so weniger abzuleugnen, als die Franzosen im Kriege 1870 die schönsten Proben davon sehen konnten. Gabriel Monod, der allerlei Ungünstiges

---

*) Helmolt, a. a. O. S. 154.

**) Vgl. was Monod, a. a. O S. 71, über die Dankbarkeit der Soldaten im Quartier schreibt.

über die Roheit der deutschen Soldaten und ihre Diebereien berichtet, kann nicht umhin, ihnen hierin das größte Lob zu spenden. Sie seien, sagt er, den Frauen mit großer Achtung begegnet, das habe die französischen Soldaten selbst in Erstaunen gesetzt; „wir würden es nicht so machen", haben diese oft gesagt. Die Kinder seien vom ersten Tag an Freunde der Deutschen geworden, die Soldaten haben mit ihnen gespielt, haben sie spazieren geführt, haben von ihnen französisch gelernt. Die Familien seien dadurch oft aus Feinden Freunde geworden. Mit Rührung haben sie von ihren eigenen Kindern erzählt und mit Thränen des häuslichen Herdes gedacht.*)

Das geistige Miteinanderleben, nicht bloß Nebeneinanderleben von Mann und Frau soll, sagt man, bei Deutschen mehr eigen sein als bei anderen Völkern. Die deutschen Frauen haben nach Staël einen besonderen Reiz; sie sind bescheiden und sanft. Auch Napoleon stimmt in das Lob der deutschen Frauen ein, er nannte sie sanft wie Tauben und frisch wie Rosen. Sie suchen, meint Staël, zu rühren durch Empfindsamkeit.

Freilich ist die eigenthümliche Sentimentalität, die Staël den deutschen Frauen zuschreibt, eine verhältnismäßig junge Erscheinung. Die Frauen der Vorzeit waren nicht so reizbar und empfindlich. Daheim bleiben, nicht an den Hof gehen, das Haus in Ehren halten, das Vaterunser beten, auch ohne Schläge gehorsam sein, den Putz verschmähen: das waren die bescheidenen Tugenden, die Heinrich der Teichner (1330—75) von der Frau forderte: „Daran liegt nichts, dass eine Frau viel reden kann. Was braucht sie auch zu reden? Wenn sie ihres Hauses Ehre schafft, das Vaterunser kann, auch ihre Untergebenen schilt und auf rechte Sitte hinweist, daran hat sie genug zu reden, dass es nicht scharfen Disputierens aus den sieben Künsten bedarf."

An der modernen Sentimentalität hat die Dichtung reichen Antheil; daran ist aber auch ein sehr realistischer Umstand schuld. Die modernen Verhältnisse gestatten innerhalb der gebildeten Stände keine frühen Heiraten. Der Ehe, erzählen die Franzosen, gehe gewöhnlich eine lange Brautzeit voraus, eine Zeit, in der die Sentimentalität stark gepflegt wird. Wie eine Göttin stellen die jungen Männer ihre Braut auf einen hohen Untersatz und schauen verehrend zu ihr hinauf. Sie begnügen sich mit platonischen Träumen.**) Die Liebe sei beinahe ein religiöses Gefühl, sie sei viel ernster als in Frankreich. Es herrsche noch etwas von dem alten ritterlichen Geiste, von dem Geiste der Treue und Ehre. Verlobungen werden selten rückgängig gemacht. Der Verlobungsbruch zieht, sagt Ramin,***) wie in England Strafe

*) Monod, a. a. O. S. 66, 67.

**) Ramin, S. 336.

***) Ramin, l. c. 69, Breach of promise.

und Verachtung nach sich. Dafür war aber bis in die jüngste Zeit die Ehescheidung in den meisten Staaten Deutschlands leichter als in Frankreich und kam auch, was Staël hervorhebt, häufig vor.

Während der Ehe, hören wir, sei die Frau viel mehr auf das Haus beschränkt als in Frankreich; es finde hier gerade das umgekehrte Verhältnis statt; die Ehe gelte in Frankreich als eine Befreiung der Eingeschlossenheit und Zurückhaltung, der die jungen Mädchen unterworfen sind, in Deutschland ist die Frau mehr Wirtschafterin. Auch in hohen Kreisen bekümmere sich die Frau um die Küche und das Hauswesen. In Frankreich ist es nichts seltenes, dass in Gasthäusern der Mann Küche und Keller leitet, selbst kocht, wenn nöthig, während die Frau und die Töchter die Fremden bedienen. So ist es noch vielfach in Lothringen.

Woher kommt dieser Unterschied zwischen beiden Völkern? Die Franzosen hüten sich auf die Frage einzugehen, sonst müssten sie ihre Schwächen gegenüber der Frau eingestehen. Französische Frauen, sagen deutsche Beobachter, sind bei aller Liebenswürdigkeit kühl und stolz, sie sind geistig hervorragend und verstehen es gut, den Mann zu beherrschen. Nicht ohne Einfluss auf ihre Haltung war ohne Zweifel das Bewusstsein, dass die Ehe nicht getrennt werden konnte. Sie haben bei allen wichtigen politischen und litterarischen Vorgängen eine Rolle gespielt.*)

Bei deutschen Frauen ist der Sinn für Häuslichkeit und ihr eigentlicher Beruf als Gattin und Mutter stark verbreitet. Leider drohen die modernen Bestrebungen zur Befreiung und Emancipation des Weibes diesen Sinn zu zerstören; gelänge dies, so würden auch die Männer ihre Selbstständigkeit vielfach einbüßen. Bis jetzt aber gilt noch das Wort Ramin's, der Mann ist Herr und Meister im Hause trotz aller Verehrung der Frau. Die Emancipation der Frau ist noch ein Traum.

Die häuslichen Tugenden des Deutschen sind unbestreitbar. Er liebt ein geordnetes Heim und weiß sich auch ein angenehmes Heim, ein gemüthliches Zimmer zu schaffen. Das erkennt auch der Franzose an, so unlieb es ihm ist, auch im savoir vivre den Deutschen ebenbürtig zu finden. Die hohen, weiten, hellen Zimmer finden seine Anerkennung, die angenehme Wärme im Winter, die Thonöfen und Doppelfenster sein Lob. Selbst an den Speisen findet er Geschmack, namentlich an dem Eingemachten, das zum Fleisch serviert wird.

---

*) Vgl. den Bericht über die Conférence française von Henry in der Allg. Ztg. 1898, Nr. 337, Feuilleton.

Als Mann der Häuslichkeit wurde der Deutsche verspottet: der deutsche Michel mit der Zipfelkappe war eine beliebte Figur der gallischen Ironie. Das ist nun freilich anders geworden, seitdem Deutschland aufwachte. Ganz wahr war die Sage vom deutschen Michel überhaupt nie. Die Deutschen waren immer auch Männer der That, der Unternehmungslust, der Wanderlust; leider giengen die Erfolge der deutschen Thatkraft immer verloren, so lange das deutsche Reich schwach und zerrissen war. Umsomehr staunen die Franzosen von den neuen Regungen deutschen Wagemuthes.

Die Deutschen sind wieder tüchtige Soldaten geworden; die militärische Zucht musste ihnen von Preußen beigebracht werden. Die militärische Unterordnung widerstrebt an sich dem Deutschen. Bei Tacitus sagt ein Gallier: „Die Germanen lassen sich nicht befehlen, nicht leiten, sondern handeln stets nach eigener Lust“. Es war die Zuchtlosigkeit der deutschen Heere, die, wie schon früher erwähnt wurde, einen Mailänder Juristen dazu veranlasste, den Deutschen den kriegerischen Sinn überhaupt abzusprechen. Für die Ausbildung der militärischen Disciplin lagen die Verhältnisse in Preußen am günstigsten. Nicht mit Unrecht erinnerte Bismarck an die Beimischung von Slavenblut — die Slaven verstehen die Unterordnung besser als die Deutschen, nur hätte auch an die Deutschordenszucht erinnert werden sollen.

Der Deutsche ist nicht bloß ein tüchtiger Soldat, sondern auch ein Händler. Er baut nicht nur Gedankensysteme, sondern schafft auch praktische Organisationen, legt Fabriken an, ordnet das Post- und Eisenbahnwesen in mustergiltiger Weise und leitet Colonien. Die Deutschen wanderten von jeher gerne. „Die Fremde lockt uns an“, sagt Geibel. Wer viel in der Welt umhergefahren ist, der ist „bewandert und erfahren.“ Das Fremde schätzen wir höher als das Einheimische, das letztere ist „nicht weit her.“ Ganz anders die Engländer, bei denen das Wort fremd foreign eine geringschätzige Bedeutung hat. „Die Deutschen wandern in alle Weltgegenden,“ sagt ein Beobachter, „scheuen vor keiner Schwierigkeit, vor keinem Klima und überwinden muthig das Heimweh. Sie passen sich allen Verhältnissen an; anfangs verlacht man sie, aber sie warten geduldig und arbeiten sich empor. In England werden sie vollständig Engländer, so steif und kühl wie sie, in Holland werden sie langsame, methodische Holländer, in Amerika sind sie geschäftlich und verächtlich, in Frankreich eitel und raisonnierend. In London schwören sie, dass der Mensch die Sellerie nur roh und das Ochsenfleisch halbroh essen müsse, in Paris schwören sie auf alle Saucen nach Brillat-Savarin*).“ Das wusste man

*) Ramin, S. 269, nach Ludwig Bamberger.

freilich schon lange, aber man bedauerte es bis jetzt, dass die Deutschen so rasch ihren nationalen Charakter abstreifen und ihre Heimat vergessen, bedauerte, dass so viele deutsche Kraft dem Vaterlande verloren gehe. Der Franzose meint, diese Kraft sei nicht verloren. Die Deutschen werden in Amerika noch eine große Rolle spielen. Sie tragen überallhin ihren militärischen, bureaukratischen und socialistischen Geist. In der That sind die Deutschen härter, spröder, selbständiger geworden, seitdem der norddeutsche Einfluss überwiegt. Die Norddeutschen geben ihre Eigenart nicht so leicht auf wie die Süddeutschen. Sie haben mehr Kühnheit, mehr Wagemuth und sind für Unternehmungen der Industrie und des Handels gut veranlagt.

Für Industrie und Handel befähigt den Deutschen nach französischem Urtheil auch der Geist der Unterordnung. Die großen Geschäfte haben eine ganz militärische Ordnung, die Angestellten fragen und raisonnieren nicht viel, sie dienen dem Ganzen. Besondere Bewunderung verdiene, meint Ramin, die Organisation der Buchhändler, der Börsenverein der Buchhändler. Ein anderer Grund für die Überlegenheit Deutschlands, den zwar Ramin nicht anführt, der aber von Ausländern häufig anerkannt wird, besteht in der guten Schulung; Monod spricht gelegentlich sehr anerkennend über die Schulbildung der deutschen Soldaten.*) Besonders gelobt wird die technische Erziehung. Die vielen technischen Schulen Deutschlands, die Baugewerk- und Handelsschulen haben vieles dazu beigetragen, deutsche Industrie und deutschen Handel zu heben. Die Maschinentechnik ist in Deutschland wohl am besten ausgebildet.

Freilich ist es nicht immer die Tüchtigkeit, die Vorzüglichkeit der Arbeit, die der deutschen Industrie das Übergewicht verschaffte, sondern die Billigkeit. Es hängt wohl mit der langen Armut der Deutschen zusammen, dass sie vor allem darnach streben, möglichst b i l l i g zu arbeiten. Vor über 20 Jahren hat der deutsche Reichsvertreter bei der Weltausstellung 1876 selbst über die deutsche Industrie das wenig schmeichelhafte Urtheil gestellt: „billig und schlecht“. Seitdem haben sich die Deutschen wohl bemüht, das Urtheil „schlecht“ von sich wegzubringen, aber das „billig“ ist immer noch ihre Losung. Die besten, tüchtigsten Erzeugnisse liefern immer noch die Engländer; man denke an die englischen Tuche, die englischen Stahlwaren!

Die Handelsvormacht besitzen immer noch die Engländer und ihre Vormacht wird sich nicht so leicht brechen lassen; ein Zurückgehen ist aber sicherlich zu erwarten. Ein blühender Handel hat immer eine blühende Industrie zur Voraussetzung. Sobald die Industrie nachlässt, leidet auch der Handel darunter, dieses empfindet England zum Theil jetzt schon.

*) A. a. O. S. 69.

Die englische Handelsmacht ist nicht für ewige Zeit gegründet, sie wird so sicher einmal fallen, wie einst die Macht der Hansa fiel. Die Handelsstaaten lösen sich ab: wie einst die Hansa den Niederländern Platz machte und die Niederländer den Engländern, so müssen auch die Engländer Deutschland Platz machen, zum mindesten freien Raum zur Entfaltung seiner Kraft lassen.

Nachdem die Deutschen lange genug arm waren, sind sie nahe daran, endlich reich zu werden. Schon jetzt empfindet man die Erhöhung der Lebenserhaltung. Wir machen uns heute kaum noch einen Begriff von der Armseligkeit, Dürftigkeit und Enge des bürgerlichen Lebens vor fünfzig, vor hundert Jahren. Und doch liegt diese Zeit nicht weit ab von uns. Noch ältere Leute können gut davon erzählen, wie hart ihre Jugend war.*) Die Zeit ist noch nicht weit zurück, wo man weder in Städten noch auf dem Lande Überzieher und Pelze, Regen- und Sonnenschirme kannte, wo die ehrsamen Bürger der Stadt im Schlafrock um die Mauern wallten. Gerichte aus Grütze, Hirse, Mehl und Schwarzbrotsuppen, Kaffee aus Eicheln oder gebranntem Roggen war eine gewöhnliche Kost.**) In Sachsen trank man Blümchen-Kaffe, d. h. so durchsichtigen Kaffee, dass man die Blumen auf dem Grunde der Tasse sah. Die Deutschen gelten jenseits des Rheines noch heute als Sauerkrautesser und von den „hungrigen Preußen“ gieng im Süden die Sage, sie nährten sich nur von Kartoffeln und Pumpernickel. Diese Zeiten sind aber vorüber, wie die französischen Reisebeschreibungen richtig constatieren. Wie einfach waren früher die Zimmer, nothdürftig mit Möbeln versehen!***) Der Thür- und Fensterverschluss war sehr schlecht und der Zugwind fehlte selten. Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts suchte man mehr und mehr den Zugwind abzuschließen, gerieth aber dabei in das andere Extrem, alle frische Luft abzusperren. Ältere Herren haben heute noch eine ganz abergläubische Vorstellung von der Schädlichkeit des Luftzuges. Wie einfach waren die Bierkneipen, von denen sich da und dort noch Beispiele finden. Freilich war die Gemüthlichkeit, das innere Leben gerade damals umso bedeutender.

Des Unterschiedes von früher kann jeder sich selbst bewusst werden, wenn er in vielen Städten den alten inneren Stadtkern, besonders in den Theilen, die nicht verändert wurden, vergleicht mit dem breiten Gürtel, der sich außen daran anlegte: man schaue sich einmal Städte wie Leipzig, Dresden, Augsburg,

*) Man lese z. B. Perthes Leben, 1861, I. S. 9 ff. Viel darüber bieten auch die Lebenserinnerungen von Friedrich Pecht: Aus meiner Zeit, München 1894 und Jentsch Wandlungen des Ich 1896.

**) Senectus loquax im Grenzboten 1898, IV. S. 40.

***) A. a. O. S. 41.

Nürnberg, Mainz u. s. f. in dieser Hinsicht an und man hat ein deutliches Bild von einst und jetzt. Der Verkehr wird immer riesiger und die Bahnhöfe werden überall zu klein. Deutschland ist ein Industrie- und Handelsstaat geworden.

Während sich freilich die Städte ausdehnen, gehen die Dörfer an manchen Orten zurück, aber nur in besonders ungünstig gelegenen Gegenden. Sonst dürfte das Landleben nicht zurückgegangen sein. Man klagt ja viel über die ländliche Noth und wir sind die letzten, sie zu bestreiten. Aber man muss bedenken, dass die Bedürfnisse auch auf dem Lande gewachsen sind. Wohl ist jener protzenhafte Übermuth unmöglich geworden, von dem manche Anekdote berichtet. Die Zeit ist vorbei, wo die Großbauern Champagner tranken. Auf der anderen Seite ist aber auch die große Einfachheit des bäuerlichen Lebens verschwunden. Früher war es unerhört, dass Bauernhäuser mit Sophas, Tapeten, Fenstervorhängen versehen waren. Man las weder Zeitungen noch Bücher. All das zog nun auf das Land und viel anderer Luxus hinzu.

Der Reichthum hat Genussucht und Sittenlosigkeit im nothwendigen Gefolge. Mit großer Schadenfreude weisen französische Schriftsteller hin auf die vielen Zeichen der Entsittlichung. Die Deutschen werden ausschweifend, meinen sie, ohne die Feinheit und Anmut der Franzosen, sie huldigen rohen Ausschweifungen. Die sittliche Überlegenheit der germanischen Völker überhaupt ist kein unverlierbarer Vorzug, kein Privileg. Sonst wären die Germanen, die einstens sich im römischen Reich niederließen, wie die Vandalen und Ostgothen, nicht verdorben und untergegangen. Die germanischen Völker bewohnten unfruchtbarere Gegenden als die romanischen. Sie mussten mehr arbeiten, darin besteht das ganze Geheimnis ihrer Überlegenheit. Man kann dies in Deutschland selbst sehr gut beobachten, wenn man einen leichtlebigen Badenser aus Weingegenden vergleicht mit einem Märker. Die Märker, die Preußen müssen viel schwerer arbeiten, und das ist eine der Ursachen, warum sie im allgemeinen den Süddeutschen überlegen wurden. Der Fleiß ist das Genie, sagt ein bekanntes Wort.

Im Ausgang des Mittelalters hatten sich die Deutschen zu einer Höhe emporgearbeitet, die den Franzosen und den Italienern Bewunderung abnöthigte. Ich brauche das bekannte Lob Machiavellis hier nicht zu wiederholen,*) nur ein Wort des Franzosen Bodin soll hier wiedergegeben werden: „An Humanität übertreffen sie den Asiaten, an Kriegszucht den Römer,

---

*) Ritratti delle cose d'Alemagno, vgl. Janssen-Pastor, Gesch. d. deutschen Volkes. 17. Aufl. S. 435, 516, 594.

an Religion den Hebräer, an Philosophie den Griechen, an Geometrie und Arithmetik den Ägypter und Phöniker, an Astrologie den Chaldäer, an Handwerk aber alle Nationen". Es war ein hohes Lob von einem Franzosen, aber es waren auch andere Zeiten. Wie haben sich die Zeiten bald darnach geändert!

Möchten sich die Deutschen zu der gleichen Höhe wieder erheben, möchte der deutsche Name wieder zu früherem Ansehen kommen! Dazu ist vor allem nöthig die energische Mitarbeit der Deutschen in Österreich. Gerade sie sind am meisten berufen, in dem von Nationen so bunt gemischten Österreich die deutsche Kultur zum Ansehen zu bringen.



Aphorismen.

Von M. Herbert.

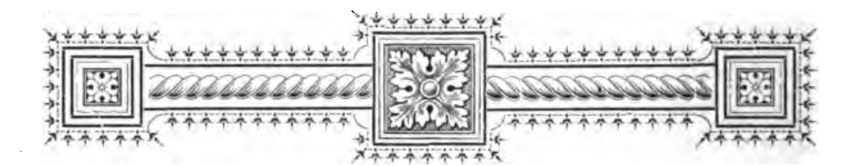
Liebe.

Wir Menschen nennen so leicht Liebe, was nur eine Schwäche gegen uns selbst ist. Es gibt eine Liebe der Phantasie und eine des Herzens; die erstere träumt von Schönheit und Glanz und macht viele Worte, sie dichtet in Sommernächten; sie stimmte die Harfe des Troubadours und wollte für ihren Gegenstand imaginäre Drachen tödten, sie flammt auf in Leidenschaft und erkaltet wie eine Schlacke; sie fragt nicht nach Pflicht und Recht, sie fragt nicht, ob ihr Gegenstand leidet, wenn sie nur glücklich ist. Die andere geht stillere, tiefere und weltferne Bahnen. Sie belädt sich damit, die kleinen, unangenehmen Dinge des Lebens zu überwinden für den, dem sie sich ergeben hat. Sie findet ein Gesicht auch noch schön, wenn es alt, müd und blass wird und weiß mit innigem Nachempfinden die Geschichte der scharfen Linien, die es für die Welt entstellen. Sie spricht nie von sich selbst, und wer sie besessen hat, entdeckt es erst, wenn sie ihn mit dem letzten Athemzuge verläßt.

Die Jugendschriften großer Männer sind fast immer Bekenntnisse.

Die Menschen sind zu unruhig, um auch die geliebteste Seele in Klarheit zu spiegeln. Gott und Sein Gesetz sind der einzige Spiegel, in dem wir uns mit der Sicherheit, nicht betrogen zu werden, betrachten dürfen.





Aus dem Leben eines Unglücklichen.

Von Heinrich Hansjakob.

Seit Jahr und Tag bringe ich meine dienstfreie Zeit außerhalb der Stadt Freiburg zu. In einem ehemaligen Karthäuserkloster, jetzt städtisches Armenhaus, im Walde gelegen, mit herzerhebender Aussicht ins tannenumgrenzte Dreisamthal, habe ich mir eine stille Klause verschafft, in der ich ausruhe, sinne und spinne.

An schönen Tagen verlasse ich diese Klause und steige langsam hinab ins grüne Thal, wandle an Bach und Wiese einige Zeit auf und ab und kehre dann stillvergnügt wieder in meine Zelle zurück.

So geschah es auch an einem warmen Frühlings-Nachmittag des Jahres 1898. Die Sonne lachte über Berg und Thal, die Drosseln jubelten in den Föhren, die Bienlein summten an den blühenden Stauden am Bache hin, und auf den Matten streckten die Frühlingsblumen lebensfroh ihre Kelche dem erweckenden Lichte entgegen.

Zwischen Fluss und Bächlein ließ ich mich inmitten des grünen Wiesengrundes auf einer „Stellfalle", welche die Bewässerung der Wiese regulierte, nieder, um auszuruhen.

Da lag vor mir in dem trockenen Wassergraben ein alter, abgenutzter Besen aus Birkenreisern.

Kaum hatte derselbe bemerkt, dass ich einige Secunden auf ihn niedersah, als er in meinem Geiste also zu reden anfieng: Du alter Kulturfeind kommst mir gerade recht. Schon öfters sah ich dich vorüberwandeln und hätte gern mit dir gesprochen. Ich bin auch einer von denen, welche die Kultur der Menschen unglücklich gemacht hat, eines ihrer allerersten Opfer. Drum lass dir, der du die Kultur so liebst, erzählen aus dem Leben eines solchen Unglücklichen, erlöse ihn dann von seinem Dasein und sage deinen Mitmenschen, was selbst ein Besen durch sie zu leiden hat.

Seit dem vergangenen Spätherbst liege ich hier, vom Wasser dahergetragen und von ihm verlassen. Niemand hat mir je im Leben auch nur einen mitleidigen Blick zugewandt. Du bist der erste Mensch, der heute, da

ich alt und einsam hier liege, mit theilnehmenden Blicken auf mich geschaut hat. Drum will ich dir mein Herz ausschütten, dir meines Lebens Unglück schildern und dir alles sagen, was ich erlebt habe von den Tagen seliger Kindheit an bis auf diese Stunde.

Auch ein Besen hat ein Herz und jede Pflanze eine Seele, die da fühlt und empfindet, und wir Pflanzen sind euch Menschen viel verwandter, als ihr nur wisst und glaubt. Es dämmert anfangs bei euern neumodischen Gelehrten, dass wir auch Bewusstsein haben.

Drum, wer lesen kann, dem vermag auch unsereiner etwas zu erzählen.

Ich kenne dich, den langen Mann, schon seit den seligen Tagen meiner Kindheit. Meine Heimat ist auch die deine. Ich bin im Kinzigthal geboren wie du, und deinem „Paradies" bin ich näher verwandt als du.

Du hast das Dörfchen Hofstetten bei Hasle nur aufgesucht als Asyl der Ruhe, ich aber bin auf seinem Grund und Boden geboren.

Du kennst gar wohl im obersten Winkel des Thälchens, das von der Heidburg herabzieht, den kleinen, stillen See, dessen Wasser die Mühle treibt des „mittleren Buren auf dem Tochtermannsberg".

Oberhalb jenes kleinen Gewässers, das wie ein Erdauge in die einsame Welt ringsum schaut, stand die Mutter, die mich geboren, eine stattliche, alte — Birke.

Es war Frühjahrszeit, da ich zum Bewusstsein kam. In den Matten unter mir blühten die Schlüsselblumen, auf der Heide über mir sang die Lerche, in dem kleinen See zu meinen Füßen spielten die Forellen, und wir Birkenzweige kosten miteinander in der lauen, linden Luft, die vom Elzthal herüber kam.

Auf den Frühling kam der Sommer. In den goldenen Ginsterblumen, die auf der Heide blühten, lagen die Hirtenknaben und sangen ihre Lieder, während neben ihnen friedlich ihre Schafe weideten.

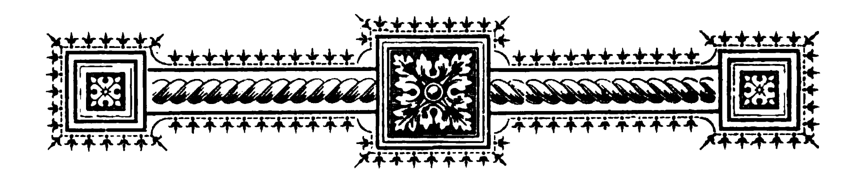
Jauchzende Menschen zogen an uns vorüber, hinauf zur Heidburg.

Auf den Feldern des Tochtermannsbergs arbeiteten lustig und emsig die „Völker" von den Bauernhöfen.

Die Sonne lachte weithin über zahllose waldige Kuppen und, von einem Silberhauch verschleiert, schauten die Berge des Kinzigthals zu uns herauf.

„Wie ist die Erde und das Dasein auf ihr so schön" — dachte ich oft in dieser Frühjahrs- und Sommerszeit meines jungen Lebens, in dem selbst die Stürme uns nichts anhaben konnten.

Wenn ein Gewitter vom Kandelberg mit Sturm und Regen daherzog und es pfiff und rauschte in den Lüften, da tanzten wir Birkenreiser unter munterstem Lachen mit einander, wie eine fröhliche, übermüthige Knabenschar.



Aus dem Leben eines Unglücklichen.

Von Heinrich Hansjakob.

Seit Jahr und Tag bringe ich meine dienstfreie Zeit außerhalb der Stadt Freiburg zu. In einem ehemaligen Karthäuserkloster, jetzt städtisches Armenhaus, im Walde gelegen, mit herzerhebender Aussicht ins tannenumgrenzte Dreisamthal, habe ich mir eine stille Klause verschafft, in der ich ausruhe, sinne und spinne.

An schönen Tagen verlasse ich diese Klause und steige langsam hinab ins grüne Thal, wandle an Bach und Wiese einige Zeit auf und ab und kehre dann stillvergnügt wieder in meine Zelle zurück.

So geschah es auch an einem warmen Frühlings-Nachmittag des Jahres 1898. Die Sonne lachte über Berg und Thal, die Drosseln jubelten in den Föhren, die Bienlein summten an den blühenden Stauden am Bache hin, und auf den Matten streckten die Frühlingsblumen lebensfroh ihre Kelche dem erweckenden Lichte entgegen.

Zwischen Fluss und Bächlein ließ ich mich inmitten des grünen Wiesengrundes auf einer „Stellfalle", welche die Bewässerung der Wiese regulierte, nieder, um auszuruhen.

Da lag vor mir in dem trockenen Wassergraben ein alter, abgenutzter Besen aus Birkenreisern.

Kaum hatte derselbe bemerkt, dass ich einige Secunden auf ihn niedersah, als er in meinem Geiste also zu reden anfieng: Du alter Kulturfeind kommst mir gerade recht. Schon öfters sah ich dich vorüberwandeln und hätte gern mit dir gesprochen. Ich bin auch einer von denen, welche die Kultur der Menschen unglücklich gemacht hat, eines ihrer allerersten Opfer. Drum lass dir, der du die Kultur so liebst, erzählen aus dem Leben eines solchen Unglücklichen, erlöse ihn dann von seinem Dasein und sage deinen Mitmenschen, was selbst ein Besen durch sie zu leiden hat.

Seit dem vergangenen Spätherbst liege ich hier, vom Wasser dahergetragen und von ihm verlassen. Niemand hat mir je im Leben auch nur einen mitleidigen Blick zugewandt. Du bist der erste Mensch, der heute, da

ich alt und einsam hier liege, mit theilnehmenden Blicken auf mich geschaut hat. Drum will ich dir mein Herz ausschütten, dir meines Lebens Unglück schildern und dir alles sagen, was ich erlebt habe von den Tagen seliger Kindheit an bis auf diese Stunde.

Auch ein Besen hat ein Herz und jede Pflanze eine Seele, die da fühlt und empfindet, und wir Pflanzen sind euch Menschen viel verwandter, als ihr nur wisst und glaubt. Es dämmert anfangs bei euern neumodischen Gelehrten, dass wir auch Bewusstsein haben.

Drum, wer lesen kann, dem vermag auch unsereiner etwas zu erzählen.

Ich kenne dich, den langen Mann, schon seit den seligen Tagen meiner Kindheit. Meine Heimat ist auch die deine. Ich bin im Kinzigthal geboren wie du, und deinem „Paradies“ bin ich näher verwandt als du.

Du hast das Dörfchen Hofstetten bei Hasle nur aufgesucht als Asyl der Ruhe, ich aber bin auf seinem Grund und Boden geboren.

Du kennst gar wohl im obersten Winkel des Thälchens, das von der Heidburg herabzieht, den kleinen, stillen See, dessen Wasser die Mühle treibt des „mittleren Buren auf dem Tochtermannsberg“.

Oberhalb jenes kleinen Gewässers, das wie ein Erdauge in die einsame Welt ringsum schaut, stand die Mutter, die mich geboren, eine stattliche, alte — Birke.

Es war Frühjahrszeit, da ich zum Bewusstsein kam. In den Matten unter mir blühten die Schlüsselblumen, auf der Heide über mir sang die Lerche, in dem kleinen See zu meinen Füßen spielten die Forellen, und wir Birkenzweige kosten miteinander in der lauen, linden Luft, die vom Elzthal herüber kam.

Auf den Frühling kam der Sommer. In den goldenen Ginsterblumen, die auf der Heide blühten, lagen die Hirtenknaben und sangen ihre Lieder, während neben ihnen friedlich ihre Schafe weideten.

Jauchzende Menschen zogen an uns vorüber, hinauf zur Heidburg.

Auf den Feldern des Tochtermannsbergs arbeiteten lustig und emsig die „Völker“ von den Bauernhöfen.

Die Sonne lachte weithin über zahllose waldige Kuppen und, von einem Silberhauch verschleiert, schauten die Berge des Kinzigthals zu uns herauf.

„Wie ist die Erde und das Dasein auf ihr so schön“ — dachte ich oft in dieser Frühjahrs- und Sommerszeit meines jungen Lebens, in dem selbst die Stürme uns nichts anhaben konnten.

Wenn ein Gewitter vom Kandelberg mit Sturm und Regen daherzog und es pfiff und rauschte in den Lüften, da tanzten wir Birkenreiser unter munterstem Lachen mit einander, wie eine fröhliche, übermüthige Knabenschar.

Oft warnte die alte Birkenmutter und sprach: „Kinder, treibt's nicht zu toll, sonst empfindet ihr's um so mehr, wenn Tage kommen, die euch nicht gefallen werden.“

Wir lachten, wenn die Alte so sprach, und schalten sie als griesgrämig und neidisch über die Freuden der Jugend.

„Ihr werdet noch an mich denken“, so konnte sie dann oft erwidern, „wenn ihr einmal fern der Mutter und fern der Heimat ein ödes, verachtetes Leben führt.“

Und dann erzählte sie folgende Geschichte, die sie von ihren Ahnen gehört: „Einst war die Birke ein heiliger Baum. Die Keltenbäuerlein, die hier oben gewohnt, kamen in der Maienzeit in die Birkenhaine, um den Göttern zu opfern, Birkensaft zu trinken und einen ehrbaren Reigen zu tanzen.“

„Als aber die Alemannen und die Franken vom Rhein herauf in die Thäler und Berge der Kinzig kamen mit ihrem Gotte Wodan, mit der Liebesgöttin Freya und den andern Götterteufeln, — da lernten die Frauen den Teufelsdienst. Sie fuhren auf Besen von Birkenreisig hinüber auf den ‚Farnkopf‘ und auf den ‚Kandel‘ und trieben allerlei nächtlichen Unfug zu Ehren der Teufelin Freya.“

„Tagsüber hielten sie ihre Besenpferde in der Küche versteckt, um sie gleich bei der Hand zu haben, wenn sie nachts zum Dache hinausfahren und auf die zwei Teufelsberge reiten wollten.“

„Vom Kloster Gengenbach herauf, das die fränkischen Herzoge gegründet, erschienen aber bald die Mönche und predigten in den Thälern und Höhen um den Farnkopf und Kandel die christliche Religion.“

„Sie verboten den Wibervölkern aufs strengste die Besenfahrten und die Hexerei und mahnten sie, mit ihren teuflischen Reitpferden den Schmutz aus ihren Hütten zu fegen, den wahren Gott zu fürchten und dem Teufel und seinen Werken zu entsagen.“

„Um den Teufel und seine Gelüste auszutreiben, lehrten die Mönche die Leute, das Birkenreis zu Ruthen zusammenzubinden und damit ihre Kinder zu züchtigen.“

„So entstanden die Kehrbesen und die Ruthen. Und seit jenen Tagen müssen zahllose Birkenkinder ihre Mütter und ihre Heimat verlassen, um Opfer der Kultur und der Erziehung in der Menschheit zu werden.“

„Im Staub und Schmutz gehen die einen unter, während die andern ihr Leben stückweise lassen müssen auf den Händen und den Rücken böser Buben und Maidle.“

„Glücklich die Reiser, die bei der Mutter bleiben dürfen, bis auch diese sterben muss, und dann in feuriger Lohe gen Himmel steigen, wenn die Bauern des Schwarzwalds zur Sommerszeit ihre Reutfelder ‚brennen‘.“ —

So erzählte die Birkenmutter oft und mahnte ihre im Winde und mit dem Winde spielenden Kinder an den Ernst des Lebens und an die trübe Zukunft. Umsonst! Wir spielten weiter und freuten uns des Lebens auf der wunderbaren Höhe unter der Heidburg.

Eines Tages giengst auch du, dem ich mein Leben erzähle, an unserm Birkenhain vorüber. Du kamst vom Thal heraufgestiegen. An deiner Seite schritt ein steinaltes Männlein.

Bei meiner Mutter bliebst du stehen, lehntest dich an ihren Stamm, um etwas auszuruhen, und sprachst zu deinem Begleiter: „Es ist ein Elend auf dieser Welt, Großvater!“

„Jo, frili isch es eins“, meinte dieser, „aber ma sieht's erst, wenn ma alt isch!“

Dann schlichet ihr zwei wieder fort, gegen die Heidburg hin, die Birkenmutter aber rief uns zu: „Habt ihr's jetzt gehört, was das Leben ist?“ — Aber wir hörten es wieder nicht und spielten lustig weiter; wir waren ja jung, und rings um uns war heiteres Leben und Sonnenschein in Berg und Thal.

Es kam der Herbst. Die Blätter wurden gelb. Nebel stiegen vom Kinzigthal herauf und legten sich auf Wald und Heide. Die Hirtenknaben lagen nicht mehr singend in den goldenen Ginsterblumen. Frierend und still giengen sie bei ihren Herden auf und ab. Die Vögelein schwiegen längst im Walde. Melancholischen Angesichts gruben die Landleute die „Bodenbirnen“ aus der kalten Erde.

Auf der Heide, die wir Birkenkinder übersahen, war ein armer Taglöhner an der gleichen Arbeit. Der Bur, dem das öde Feld, die Mühle, der See und der Birkenwald gehörten, hatte dem armen Mann erlaubt, in den rauhen Boden Erdäpfel zu setzen.

Jetzt holte er die wenigen Früchte aus dem sandigen Lande. Sein Weib und seine zwei Kinder halfen ihm dabei.

Seine Hütte lag drüben hinter der Heidburg auf dem „Heidenacker“, und der Mann hieß im Volke nach seinem Wohnort und seinem Vornamen der „Heide-Michel“.

Unsere Mutter kannte ihn längst und hatte uns im Frühjahr schon vor ihm gewarnt; denn er war in seiner freien Zeit ein — Besenmacher.

Und richtig, was geschah? Eines Morgens schritt aus dem Nebel daher der Bur, um in die Mühle hinabzugehen. Als der Heide-Michel ihn

sah, legte er seine Hacke weg, gieng auf ihn zu und sprach: „Morn wär i fertig mit Erdäpfel-Usmache, un derno will i wieder ans Besemache. Drum wollt' i Euch froge, Bur, ob i nit eure alte Birke stümmeln darf zua Beseris. I will im Frühjohr. Euch dafür a paar Tag schaffe im Feld".

„Gern, Michel", gab der Bur zur Antwort, „loss ich Euch Beseris hole in mim Birkewald. S' nächst Johr muass er doch umg'haue wäre; er isch jezt alt genua, un s' Birkeholz gilt Geld in Hasle drunte".

Bei diesen Worten gieng ein Weherauschen durch den Birkenhain, und alt und jung begann zu klagen, dass sie sterben sollten. Jetzt erst glaubten wir lebenslustige Birkenkinder den Worten der Mutter.

Schon am zweiten Tag kam der Heide-Michel von der Heidburg herab in Begleitung seiner zwei Buben, die einen Karren hinter sich herschleppten.

Nochmals rauschte wildes Weh durch den Hain bei ihrem Nahen. Die Birkenmütter sollten ihre Kinder für immer verlieren. Sie sollten sehen, wie diese fortgenommen wurden, um in der Welt ein elendes Dasein zu führen und schließlich fern der schönen Heimat, die sie geboren, missbraucht und verachtet zu endigen.

Es war ein kalter, frischer Herbstmorgen. Die Sonne hatte diesmal den Nebel zeitig hinabgeworfen ins Kinzig- und ins Elzthal. Zum letztenmal schauten wir Birkenkinder die waldigen Bergspitzen im Sonnenlicht und gedachten des kurzen Lebensglückes, das wir genossen auf einsamer Höhe, wo wir mit den Winden gespielt und gekost hatten und selig waren in jugendlichen Träumen.

Doch es gab nur kurze Augenblicke für Schmerz und Abschied. Schon kletterte der eine Bube des Heide-Michels mit scharfem Hackmesser an dem Leibe der Mutter hinauf. Mir schwanden die Sinne in Todesangst ......

Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit zahllosen Birkenkindern unter dem Strohdach einer uralten Hütte auf dem Heidenacker, während der Heide-Michel in der dumpfen kleinen Stube auf der Ofenbank saß und einzelne von uns zu Besen herrichtete.

Ruthen band er selten mehr. Früher hatte er viele auch in die Stadt geliefert; aber die Ruthen sollen jetzt mehr und mehr abgekommen sein und die Kinder wieder wild und roh aufwachsen. Der Teufel wird nicht mehr ausgetrieben mit Ruthen, weil die neumodischen Menschen nicht mehr an ihn glauben.

Ich konnte dem Michel durch die kleinen Schiebfensterchen, die wir fast verdeckten, zusehen an seiner Arbeit. Friedlich seine Pfeife schmauchend, schnitt er die Birkenreiser zu und band sie zusammen, nicht ahnend, dass er fröhliche Lebewesen für ihre ganze Zukunft unglücklich mache.

Aber ihr Menschen habt überhaupt kein Gefühl für die Leiden, so ihr in tausendfacher Art unzähligen Mitgeschöpfen anthut. Ihr versteht es nur, die Werke und die Schöpfungen Gottes zu vernichten. Ihr benehmt euch als brutale Herren, als die Tyrannen der Schöpfung, und opfert kaltblütig eurer Selbstsucht alles und jedes, was Gott geschaffen hat.

Doch dem Heide-Michel konnte ich auf die Dauer nicht grollen. Er war ein armer Mann, und die Noth lehrte ihn, Birkenreiser aus ihrem Jugendglück zu reißen und zu Besen zu machen. Und dann hatte er ja keine Ahnung davon, dass auch wir Pflanzen und Bäume leben und fühlen; denn er selbst trug des Lebens Noth ohne besonderes Empfinden.

Er war ein braver, zufriedener Mann. Er und die Seinen lebten arm, aber rechtschaffen, begnügten sich mit schmaler Kost, hofften auf ein besseres Leben in einer andern Welt und falteten des Tages drei Mal die Hände zu ihrem Gott und Herrn.

Eines Morgens holte er auch uns Kinder der alten Birke am kleinen See in seine warme Stube, um die letzte Feile an unser zukünftiges Elend zu legen. So kam ich in die Stube des Taglöhners. In ihr lag eine alte Frau, die Mutter des Heide-Michels, auf ihrem Schmerzenslager und seufzte und betete Tag und Nacht. Schon viele Jahre lang litt sie an Gicht und musste Sommer und Winter das Bett hüten.

Bei ihrem Anblick bekam ich das erste und das letzte Mal Mitleid mit euch Menschen, mit euren Schmerzen und Leiden. Denn dass die arme alte Mutter, die all' ihren Lebtag nur Mühe und Arbeit gehabt, zum Schlusse noch so viel mitmachen musste in hilfloser Lage, in einsamer Stube auf dem weltabgeschiedenen Heidenacker, das wollte mir doch des Übels zu viel scheinen.

Aber je mehr ich später euch brutale Sünder kennen lernte, um so weniger empfand ich mehr Mitgefühl und Theilnahme für das, was ihr zu leiden habt. —

An einem kalten Winterabend band der Heide-Michel 25 Stück Besen — unter ihnen auch mich — zusammen, lud sie auf seinen Handkarren und fuhr damit über die Heide hin.

Blutroth ging die Sonne unter; die Tannen neigten sich im Abendwind, der eisigkalt über die Wasserscheide des Kinzig- und Elzthales gieng. In der Ferne sah ich noch den Birkenhain stehen, der meine Heimat und der Zeuge meines Jugendglückes gewesen war, und warf ihm einen letzten, wehmuthsvollen Blick zu.

Vor einer einsamen Schenke, zum „Rössle“ genannt, hielt der Heide-Michel an. Hier stund ein Wagen, mit einem Pferde bespannt; der Fuhrmann saß drinnen in der Stube, und nur sein Hund bellte den armen

Mann vom Heidenacker an. Der warf, ohne sich an das Bellen zu kehren, seine Besen auf den Wagen und gieng auch in die Schenke.

Jeden Freitag Abend fuhr der Wälder-Hans — so hieß der Fuhrmann — hier oben an. Er kam aus dem Kinzigthal herauf und zog durchs Elzthal gen Freiburg zum Samstags-Markt.

Wer was zu verkaufen hatte: Frucht, Butter, Eier, Hühner, Schafe, Kälber, Besen — der brachte seine Ware am Abend zum Rössle und übergab sie dem Wälder-Hans, auf dass er sie in Freiburg zu Markt bringe.

Drinnen in der warmen Wirtsstube saßen an dem Abend, da ich angefahren kam, um den Wälder-Hans die Verkäufer und Verkäuferinnen, handelten, feilschten und tranken, während draußen Ross und Wagen und des letzteren Inhalt in Geduld in der Kälte standen und warteten.

Kaum hatte ich mich beim Licht, das aus der Stube drang, recht umgesehen und als meine Leidensgefährten einige Säcke voll Hafer und einen Korb voll Hühner entdeckt, da kam noch ein Bauer von der andern Seite der Heide dahergefahren, brachte ein Schaf und ein Kälblein, warf beide mit zusammengebundenen Füßen in den Wagen und suchte dann ebenfalls die Stube auf.

Die armen Thiere stöhnten vor Schmerz; die Hühner piepsten ihr Leid in stillen Tönen in die Nacht hinaus, während wir Besen stumm und still unsern Jammer trugen.

Da fing der alte Spitzhund des Wälder-Hans bellend zu reden an und sprach höhnisch zu den armen Thieren: „Warum denn so traurig, ihr Herrschaften, ihr seid ja alle auf dem Weg in die schöne Stadt Freiburg; dort wird euer Leid bald enden, den Hühnern wird der Hals abgeschnitten, und Schaf und Kälblein sticht man in die Schlagader. Dann fallen die Menschen über eure Leichen her und verzehren sie."

Zittern erfasste die also Gehöhnten bei dieser unverdienten, hündischen Schicksalsverkündigung.

Die Hühner hatten Jahre lang ihr Bestes, die Eier, den Menschen geliefert, das Schäflein seine Wolle gegeben — alle sich des Lebens in Unschuld gefreut auf der Schwarzwaldhöhe. Und nun dieser Lohn und dieses Ende!

Das arme Kälblein hatte noch keinen Schritt ins Leben gemacht, als es von der Mutter weg gebunden und zum Tod geführt wurde.

Sie durften wohl zittern, diese unschuldigen Lebewesen, über das, was ihrer wartete, und die Menschen verabscheuen, diese herzlosen Folterknechte und Thierfresser.

„Ihr", so höhnte der Spitzer, an uns Besen sich wendend, weiter, „ihr bekommt es etwas besser. Ihr werdet zwar nicht mehr mit den Winden

spielen im hellen Sonnenschein, in der kühlen Morgen- und in der milden Abendluft; ihr werdet auch keine Hirtenknaben mehr singen hören — aber ihr werdet doch etwas länger leben als die andern Heidekinder. Ihr dürft den Koth der Straßen und den Staub der Häuser in der Stadt genießen und in der Zwischenzeit in einem finstern Winkel stehen und euch des Daseins freuen auf dieser schönen Erde."

Jetzt kehrte sich der alte Schimmel, der alles gehört hatte, vorn am Wagen um und rief: „Schäme dich, du dummes Hundevieh, deine Mitgeschöpfe so zu höhnen. Du hast es wahrlich nicht vonnöthen, dich und dein Schicksal über andere zu setzen. Hunger und Schläge sind meist dein Los, und du könntest den Undank und die Roheit der Menschen zur Genüge kennen, so gut wie ich."

„Seit zehn Jahren stehen wir treu und ehrlich im Dienste des Wälder-Hans. Du wachst über seine Habe, und ich ziehe sie ihm bergauf und bergab. Während er aber in den Wirtsstuben sitzt und sich beim Glas wohl sein läst, müssen wir auf der Straße warten und hungern und dürsten und frieren."

„Wenn du einen Augenblick deinen Posten verlässest, um in der Küche deinen Hunger zu stillen, so gibt's Schläge, dass du vor Schmerz heulst. Bist du alt geworden, so schlägt er dich todt und wirft dich auf den Schindanger."

„Und wenn ich nicht ziehe und springe, wie er es haben will, regnet es Flüche und Peitschenhiebe. Und mein Ende ist das Messer des Schinders."

„Also lass' deinen Hohn über andere Geschöpfe und lehre sie nur eines: den Menschen hassen, der unser aller Quälgeist und vor dessen Blut- und Hab- und Mordgier kein Geschöpf sicher ist — vom Stein in der Erde bis zum Adler in der Luft."

Beschämt schwieg der Hund, legte sich auf einen Habersack und knurrte in sich hinein.

Eben kam der Wälder-Hans aus der Schenke und hinter ihm drein die Bauern und Taglöhner und Wibervölker, deren Waren er verkaufen sollte.

Durch Nacht und Nebel sah ich den Heide-Michel über das öde Feld heimziehen, während der Wälder-Hans die Laterne an seinem Wagen anzündete und gleich darauf rief: „Hü, Schimmel!" — und abwärts giengs dem Elzthal zu.

Als wir unten im Thale angekommen waren, stund in finsterer Nacht an einem Kreuzweg eine Gestalt und rief dem Wälder-Hans ein „Halt!" zu. Es war die Butter-Bärbel, ein älteres Weibsbild aus dem „Prächtthal". Sie handelte seit Jahren mit Butter nach Freiburg und wartete hier jeweils auf den Wälder-Hans, um ihm ihre mit Butter gefüllten Körbe aufzuladen, sich dann zu ihm zu setzen und mit ihm zu fahren.

Die Bärbel begann alsbald zu klagen, bei der Kälte sei es anfangs kein G'spaſs mehr, Händlerin zu sein. Gestern und heute sei sie von Hof zu Hof gegangen, um ihren Butter zusammenzubringen, und Wetter und Wind hätten sie bis ins Mark hinein frieren gemacht. Wenn nicht die und jene Bäuerin etwas Warmes spendiert hätte, wär's nicht zum Aushalten gewesen. Und nun noch die Nacht hindurch fahren im kalten Wagen und gleich nach der Ankunft auf den kalten Marktplatz sitzen, da könne man seine Sünden abbüßen.

So und ähnlich klagte das Butterweib im Weiterfahren das Elzthal hinab ihrem Freunde, dem Wälder-Hans. Diesen ließen aber die Klagen der Bärbel kalt. Er meinte, das alles müsse er ähnlich auch mitmachen, aber so bringe es eben ihr beiderseitiges Gewerbe mit sich. Wenn die Bärbel Näherin geworden wäre, könnte sie im Winter an den Ofen sitzen, und im Sommer in den Schatten. So aber sei sie Bötin und Butterhändlerin geworden und müsse es sich im Leben darnach gefallen lassen.

Er, der Wälder-Hans, wisse sich zu helfen bei jeder Jahreszeit. Im Sommer trinke er möglichst viele Schoppen gegen den Durst, im Winter thue er es ebenso gegen die Kälte.

Drum, wo in einem Dörflein auf der Fahrt durchs Elzthal heute noch ein verspätetes Wirtshaus-Licht brannte, hielt er an und trank eins, und die Butter-Bärbel trank mit ihm. An die armen Geschöpfe, die vor dem Wagen und im Wagen froren und zitterten und Schmerzen litten, dachte keines von beiden. Sie waren ja Menschen, jene nur Thiere, und für diese hat der cultivierte Universitäts-Professor, der sie bei lebendigem Leib maltraitiert, so wenig ein Herz, wie der rohe Fuhrmann.

Als wir uns nach langer, kalter, nächtlicher Fahrt gen Morgen der Hauptstadt des Schwarzwalds näherten, sprach der Wälder-Hans zur Bärbel: „Du könntest die Besen, so hinten im Wagen liegen, auf dem Markt feil halten neben deinem Butter. Der Heide-Michel hat sie mir mitgegeben. Er ist ein armer Mann, und ich möchte ihm seine Besen so gut als möglich verkaufen. Du kennst aber die Stadt-Weiber besser als ich und bringst die Besen drum auch besser an".

„Gern", gab die Bärbel zurück, „will ich dem Heide-Michel seine Besen verkaufen. Sie sind aber nicht mehr so begehrt, wie früher. Die besseren Leute wollen jetzt nur noch Wurzelbesen; aber ich will schauen, daſs ich die Birkenbesen so gut wie möglich zu Geld mache".

Eine halbe Stunde nach diesem Zwiegespräch lagen wir Birkenkinder zu den Füßen der Butter-Bärbel auf dem Münsterplatz zu Freiburg.

Das war der denkwürdigste Tag meines Lebens, der Tag, an dem ich einige Stunden auf diesem Marktplatz lag und in eine ganz neue Welt hineinsah.

In Nacht und Nebel zogen die Marktweiber daher, beladen mit schweren Körben, setzten sich auf eine lange Reihe von Bänken auf den kalten, steingepflasterten Münsterplatz und warteten frierend auf die kaufenden Stadtweiber.

Im Vordergrund erhob sich das majestätische Gotteshaus wie eine riesige Steinpredigt gen Himmel, als wollte es sagen: „Wie groß bin ich und wie klein seid ihr Menschen mit all eurem Krämerwesen. Millionen haben schon zu meinen Füßen gekauft und verkauft und sind längst in Staub gesunken; ich aber, eures Gottes Haus, bin ewig und unveränderlich euch armseligen Menschen gegenüber".

Als die kalte Morgensonne den Platz beleuchtete, übersah ich elender Besen den ganzen Markt und erkannte nach einiger Umschau, dass unsereiner die niedrigste Stufe unter den feilgebotenen Waren einnahm.

Einst wiegte ich mich im Äther des Himmels, die Vögelein sangen mir ihr Morgen- und ihr Abendlied, die Hirtenknaben jauchzten zu meinen Füßen, und heute lag ich als die armseligste aller Waren auf den Steinen eines Marktplatzes.

Mein Ingrimm gegen die Menschen, die mich unglücklich gemacht, wuchs, und ich fand nur einigen, wenn auch elenden Trost darin, dass ich hier so viele Mitgeschöpfe unter der gleichen Tyrannei leiden sah. Vom Vogel in der Luft bis zum armen Frosch herab erblickte ich zahllose Thiere auf dem Marktplatze, alle geopfert der Gier der Menschen.

Und von der Kastanie und von der Winter-Aster bis hinab zum Birkenbesen hatten unzählige Pflanzen ihre Heimat verlassen und sterben müssen, um hier verkauft zu werden.

In hellen Scharen strömten aus Gassen und Gässlein die Stadtweiber, um ihre Einkäufe zu machen. Mit Netzen, mit Körben, mit Taschen und Säcken bewaffnet, zogen sie daher, arm und reich, schön und hässlich, um die Bedürfnisse des menschlichen Lebens einzuhandeln.

Ich sah hier, wie ihr Menschen geplagt seid für eures Lebens Nothdurft und wie ihr alles theuer erkaufen müsst, wovon ihr leben wollet. Ich gönnte euch Tyrannen diese Sorge und die Umstände, so ihr machen müsst, um leben zu können.

Wie viel besser sind wir, die Opfer eurer Lebsucht, daran. Uns Birkenreiser und die Pflanzen alle nährt und kleidet die Mutter Natur ohne unser Zuthun. Licht und Luft und Essen und Trinken kommen uns zu, ohne dass wir das Geringste dazu beitragen müssen. Kurzum, wir und unzählige Mitgeschöpfe wären sorgenlos und glücklich, wenn es keine Menschen gäbe.

Es gieng lange, bis mein Schicksal entschieden wurde. Zunächst handelten und markteten die Käuferinnen um Lebensmittel, die sie den armen Landweibern möglichst billig abdrückten. Besen waren nicht gesucht, und während die Butter-Bärbel ihren Butter fast allen angebracht hatte, lagen wir Birkenkinder noch unbegehrt am Platze. Die Bärbel fragte unermüdlich: „Braucht ihr keine Besen?“ — und erhielt zur Antwort: „Birkenbesen sind nicht mehr Mode. Die neumodischen Dienstmädchen schämen sich ihrer, sie wollen Wurzelbesen“.

Endlich kam eine einfach gekleidete, ältere Frau und verlangte nach einem Birkenbesen, aber, wie sie sagte, nicht für sich, sondern im Auftrage einer Köchin, die keinen Besen durch die Stadt tragen wolle.

Diese Köchin schenke ihr, der armen Frau, den Kaffeesatz und andere Abfälle aus der Küche, und dafür besorge sie ihr derartige Einkäufe und Ausgänge.

Die Butter-Bärbel machte einen Besen von den andern los und übergab ihn der Frau für zwanzig Pfennig. Dieser Besen war ich.

Die Frau nahm mich unter den Arm, wanderte durch Straßen und Gassen und verschwand endlich mit mir in einem kleinen, aber schönen Hause.

In diesem Hause gieng nun mein Unglück erst recht an. Was ich in dem halben Jahre, welches ich da zubrachte, erlebt, das gäbe ein ganzes Buch. Ich will mich aber kurz fassen und dir nur das Resumé meines Lebens und meiner Erfahrung mittheilen, um dich nicht allzulange aufzuhalten. Die Matten sind jetzt noch feucht, und du könntest dich erkälten, wenn du zu lange bei mir säßest und meine Klagen alle anhören wolltest.

Das Haus bewohnte ein junges Ehepaar. Er war der Sohn eines reichgewordenen Bierbrauers und lebte von dem, was sein Vater ihm hinterlassen, lebte, wie alle diese Glückspilze der Industrie, ein Leben des Vergnügens und des Nichtsthuns.

Sie war die Tochter eines armen Universitäts-Professors und hatte den jungen Bierprinzen geheiratet, weil sein Geld ihr ein bequemes Dasein bot.

Er rauchte Cigarren, spielte Billard, gieng auf die Jagd, las Zeitungen und machte nebenbei „in Papieren“.

Sie spielte Klavier, malte, fuhr Rad, genoſs Romane, besuchte das Theater und gab Theegesellschaften. Von einer Haushaltung verstand sie nicht das Geringste. Nicht einmal einen Thee hätte sie kochen können.

Und wenn sie bisweilen in die Küche kam und vom Kochen redete, war das so dumm, daſs die Köchin und das Zimmermädchen das Lachen nicht halten konnten und nachher spotteten über die „dumme Schneegans“, welche sie sonst mit „gnädige Frau“ zu titulieren hatten.

Ihre Dienstboten waren zwei Mädchen vom Land, die aber in der Stadt alles, was sie aus der Heimat mitgebracht, abgestreift hatten: Tracht, Sitte, Mundart und, dem Beispiel der Herrschaft folgend, auch die Religion.

Den Sonntagmorgen benützten sie, statt zur Kirche zu gehen, um einen Spaziergang in Begleitung ihrer guten Freunde vom Militär zu machen. Sie erzählten sich dann gegenseitig, wo sie gewesen und wie gut sie sich unterhalten hätten.

Diese Mädchen waren stets einig, weil beide darauf bedacht waren, ihre Herrschaft so gut wie möglich zu hintergehen, was um so leichter war, als die klavierspielende, malende und radelnde Frau, wie gesagt, nichts vom Hauswesen verstand. Sie konnte nicht einmal einen Wurzelbesen von einem Reisigbesen unterscheiden. Darum war ich auch ins Haus gekommen unter der Firma „Wurzelbesen“. Der Betrag des Minderwertes war in die Tasche der Köchin gewandert.

Weniger einig als ihre Dienerinnen war deren Herrschaft. Der „gnädige“ Herr und die „gnädige“ Frau schrieen einander oft noch spät am Abend so laut und so missliebig an, dass ich, dessen Platz hinter der Küchenthüre war, es nur zu gut hören konnte.

Sie schalt ihn einen „Bierlümmel“ ohne Bildung und Anstand, weil er nach Tabak oder nach Cognac riechend aus seiner Abendgesellschaft heimgekommen war.

Als Antwort musste die gnädige Frau die Worte: Bettelmensch, Faulenzerin und ähnliche hören.

Am andern Tag waren beide aber meist wieder einig, und man hörte nur: „Lieber August“ und „Liebe Ella!“

Doch, was soll ich dir von euch Menschen reden, von eurer Ehrlichkeit, eurer Bildung und eurer Heuchelei! Du kennst doch das alles. Ich wollte dir ja nur von meinem Unglück erzählen.

Ja, Unglück! Oder ist es keines, wenn lebensfrohe Birkenkinder aus dem Äther des Himmels herabgerissen und hinter eine Küchenthüre gestellt werden?

Ist es kein Unglück, wenn sie diesen elenden Winkel nur verlassen, um in Staub und Koth getaucht zu werden, sie, die mit den Zephyren gespielt und im Thau des Himmels sich gebadet?

Ist es kein Unglück, wenn die einstigen Gefährtinnen jauchzender Hirten und singender Schnitterinnen nur noch streitende Eheleute und betrügerische Dienstboten um sich sehen und nachts als Gesellschaft hungrige Mäuse?

O, wie oft dachte ich hinter meiner Küchenthüre an die Mahnungen der Birkenmutter, und wie oft verwünschte ich euch Menschen, die ihr euere Mitgeschöpfe so unglücklich macht!

In Freiburg werden die Straßen noch in alter, schöner, deutscher Sitte von den Hausbewohnern gefegt. Und die Mittwoch- und Samstag-Nachmittage waren die einzige Zeit, wo ich in die frische Luft kam. Aber was nützte diese mir, dem Schnee und Straßenkoth Hören und Sehen und Fühlen nahmen!

Die Köchin war zu stolz, um noch eine Gasse zu kehren; darum musste mich die arme Frau, welche mich von der Butter-Bärbel gekauft, auf der Straße und auf dem Trottoir maltraitieren.

Ich kam von diesem Missbrauch eines Birkenkindes, das einst so lichte und hehre Tage gesehen, jeweils erst wieder zu mir, wenn die Frau mich in das Bächlein, so in Freiburg durch alle Straßen zieht, tauchte, um mich vom Schmutze zu reinigen.

So war das Wasser meine einzige Wohlthäterin, aber auch meine Leidensgefährtin; denn allen Schmutz muss es sich gefallen lassen. In das Bächlein, das klar und heiter von den Bergen herab in die Stadt kommt, werft ihr jeden Unrath und misshandelt es dadurch geradeso wie uns Birkenkinder.

Im Hause drinnen, im Hof und in den Gängen handhabte mich die Köchin; sie fand es aber nie der Mühe wert, mich draußen im Bächlein wieder zu kühlen; denn es hätte jemand das dumme Bauernmaidle mit einem Besen in der Hand sehen können.

So war, alles in allem genommen, schließlich die Ecke hinter der Küchenthüre, sonst ein trauriges Asyl, noch mein Bestes. Ich hatte doch Ruhe und ward nicht erniedrigt in Staub und Koth.

Ja, ich hatte in dieser finstern Ecke öfters noch Gesellschaft. Ein Mäuslein, das in stillen Stunden des Tages aus der Wand kroch und nach Brosamen und sonstigen Abfällen ausgieng, versteckte sich der Nähe halber, sobald ein Geräusch sich hören ließ, unter mich, bis die Gefahr vorüber war.

Das verfolgte Thierchen tröstete mich manchmal im eigenen Elend, wenn es erzählte, wie die Menschen mit seinem Geschlecht umgehen.

„Von Gott in's Dasein gerufen wie sie", also pflegte es zu sagen, „verfolgen uns die Menschen auf jegliche Art durch Katzen, durch Gift und durch Fallen. Und geräth eines von uns lebendig in ihre Gewalt, so wird es erschlagen oder ersäuft oder zertreten."

„Und das alles thun sie uns armen Geschöpfen an, weil wir unser bischen Nahrung nehmen, wo wir es finden und wie der, so uns geschaffen, es uns gelehrt hat von Jugend an."

„Aber so sind sie, diese Menschen; sie allein wollen Gottes Willen kennen und verehren, und doch verfolgen, quälen und tödten sie ihre Mitgeschöpfe herz- und gefühllos! O, diese Heuchler!"

„Mir haben sie Vater und Mutter und zahlreiche Geschwister ermordet; sie werden über kurz oder lang auch mich den Meinen nachsenden".

Und so war es. Eines Tages nahm die Köchin mich aus der Ecke; das Mäuslein huschte unter mir hervor. Das Weibsbild schlug mit mir nach dem armen, flüchtigen Geschöpfe, und von mir wider Willen erschlagen, verendete die unglückliche Freundin vor meinen Augen.

Meine Verbitterung nahm zu, und ich beneidete das Mäuslein; es hatte ausgelitten für immer. —

Doch auch die Stunde meiner Erlösung schlug. Der Winter war lange gewesen, Schnee und Regen wechselten monatelang ab.

Die Straßen waren schmutziger denn je und machten mich immer elender und arbeitsunfähiger.

An einem Mittwoch-Nachmittag im Frühjahr meinte die Frau, welche die Armuth gezwungen, mich zu kaufen und unglücklich zu machen, zur Köchin: „Der Besen ist jetzt auch nichts mehr. Man sollt' wieder einen neuen haben". „Werft ihn, wenn Ihr heute mit dem Fegen fertig seid, in das Bächle und kauft am Samstag einen andern" — lautete das Urtheil der Küchenfee.

Ich frohlockte! Endlich, so sagte ich mir, geht's an die Erlösung. Das Bächlein wird mich fortnehmen und der Dreisam und diese mich dem Rheine zuführen. In seinen reinen, klaren Fluten werde ich mich auflösen und im Sande seiner lachenden Ufer wird mein Grab sein.

Doch nicht bloß bei den Menschen, auch bei den Besen kommt es oft anders, als sie denken und wünschen.

Die arme Frau löste mich an jenem Nachmittag vom Stiele und warf mich in das rasch vorbeieilende Stadtbächle. Lustig tanzend gleitete ich dahin, an deiner Martinskirche vorbei und freute mich schon, bald aus der Stadt draußen und wieder, wenn auch verstümmelt und elend, in Gottes freier Natur zu sein.

Auf einmal aber, ich war eben bei den Linden in der Unterstadt, griff eine rauhe Hand nach mir und zog mich aus den sanften Wellen.

Es war der Hausknecht des Lindenwirts. Er wusch eben seine Stiefel ab im Bächle, sah mich dahertanzen und dachte: „Den Besen kannst du noch im Stall brauchen" — packte mich und gieng mit mir davon. Nach wenigen

Secunden lag ich hinter einer Stallthüre. In meiner Nähe fraßen und stampften einige Pferde. Sie hatten mich auch aus meinem Schrecken wieder zur Besinnung gestampft und mich erkennen lassen, wo ich sei.

Aus einer Herrschaftsküche in einen Pferdestall ist ein großer Sprung zur Erniedrigung, und doch fand ich im Stalle bessere Menschen als in der Küche.

Der Hausknecht war in der Stadt ein Bauer geblieben: ehrlich, treu, bieder und wohlwollend. Den Pferden war er ein Freund; er redete mit ihnen, sprach ihnen zu, wenn sie fraßen und streichelte sie.

Er und sein Herr, der Lindenwirt, verkehrten auf friedlicherem und anständigerem Fuß als der Bierprinz und die Professorstochter.

Wenn der Knecht mich nicht aus dem Bächlein gezogen, hätte ich ihn lieben können, ihn, den einzigen Menschen, bei dem ich Mitleid sah mit andern Geschöpfen.

Selbst mich schien er schonen zu wollen; denn so lange ich in seinem Stalle lag, ließ er mich in Ruhe. Ich war aber nicht lange in seinem Bereich, nur drei Tage, vom Mittwoch bis Samstag.

Am Samstag füllte sich der Stall zeitig mit den Pferden von Bauern, die zum Markt in die Stadt gefahren waren. Einer derselben trat am Nachmittag in den Stall, als ob er was suche. Er sah mich, trug mich hinaus auf die Straße, wo sein Wagen stund und legte mich auf demselben unter ein Fäßchen, damit es im Fahren sich nicht rolle. Er hatte Wein darin, den er in der Stadt gekauft.

Auf der einen Seite des Fäßleins lag ich, auf der andern ein Stück Holz. Der Mann hatte nach einem zweiten Holz gesucht, keines gefunden, im Suchen mich erblickt und — erlöst aus der Gefangenschaft im Stalle.

Statt zu Wasser, kam ich jetzt zu Land aus der Stadt, die mein Unglück gewesen. Der Bauer und sein Weib setzten sich auf den Wagen, und es gieng zum Thor hinaus.

Bald merkte ich, daß wir thalaufwärts und dem Schwarzwald zufuhren. Ich sah wieder Berge und Tannen, fühlte Waldluft und lebte wieder etwas auf.

Weit hinauf ins Thal fuhr der Bur; immer näher traten Berge und Wälder, und immer rascher rollten die Bächlein von den Halden herab.

Bei einem einsamen Gehöfte jenseits der jungen Dreisam hielt endlich der Wagen an. Es war des Buren Hof. Vor der Kellerthüre ward das Weinfaß abgeladen und bei der Gelegenheit ich in einen Winkel hinter dem Hause geworfen.

Hier lag ich in der Frühjahrssonne, und niemand kümmerte sich mehr um mich. Ich hörte wieder, wie einst, die Vögelein singen und die Hirten jauchzen; aber du weißt es aus eigener Erfahrung, daſs das nicht zu allen Zeiten erfreut.

Alte, müde, dem Grabe zuwankende Menschen werden schwermüthiger, wenn der Frühling kommt und alles jung und fröhlich wird, weil sie fühlen, daſs sie selbst es nimmer werden und ihre Frühlingszeit vorüber ist für immer.

So gieng es mir, dem alten, abgebrauchten Birkenkind. Die singenden Vögelein und die jauchzenden Hirten, die liebe Sonne und die blumigen Matten erinnerten mich nur an mein für immer verlorenes Jugendglück und machten mir nur wehe in der Seele.

Vor dem Hof saß oft des Bauern Mutter, ein steinaltes, runzeliges Weiblein. Sie wärmte sich, still vor sich hinbrütend, in den Strahlen der Sonne. Von Zeit zu Zeit aber hörte ich sie murmeln: „Was thut auch unsereiner noch auf der Welt." Und dann nahm sie ihren Rosenkranz aus der Tasche und betete. Ich glaubte fest, sie bete jeweils um baldige, gnädige Erlösung aus diesem Leben. —

Der Frühling gieng, der Sommer kam. Beide machten alles glücklich und zufrieden in und außerhalb des Hofes an der Thalenge der Dreisam; nur die alte Großmutter und mich nicht.

Wir seufzten mitten im Sonnenschein und wünschten Erlösung. Sie kam.

Kaum warf der Herbst die ersten Nebel ins Thal, so sah ich die Großmutter nimmer. Sie legte sich nieder zum Sterben. Eines Morgens trugen sie die Lebensmüde als Leiche das Thal hinaus unter den Thränen ihrer Kinder und Enkel.

Sie hatte ausgelitten, die alte Frau, und ihr Scheiden legte auch mir wieder die Sehnsucht nach Auflösung näher.

Wie aber sollte diese mir nahen? Oft wünschte ich, die Bäuerin oder ihre Magd möchten mich sehen und in der Küche verbrennen, oder die Dreisam, die wenige Schritte von mir über Felsgestein sprang, mich mitnehmen auf ihrem Todesweg zum Vater Rhein.

Ich träumte immer noch von einem Grabe an seinen reizenden Ufern, die ich einst von den Bergen des Kinzigthales aus erblickt.

Da, es war um Allerheiligen, öffneten sich in einer stürmischen Nacht die Schleußen des Himmels, und tagelang ergoſs der Regen sich über das Land.

Die Dreisam schwoll und nahte sich dem Gehöfte im engen Thale. Des Bauern Kinder jubelten über das viele Wasser, dessen Steigen ihr Vater mit Besorgnis betrachtete.

Die Kinder warfen Stücke Holz in die Fluten und freuten sich, wenn sie hoch auf tanzend davon zogen.

Der Hannesle, des Bauern Jüngster, ersah mich bei diesem Spiele und that mir den Gefallen, mich in die hochgehenden Wellen zu werfen.

Diesmal hoffte ich sicher von der mächtigen Flut hinaus in den Rhein getragen zu werden und, zerrissen und zerfetzt, endlich einmal sterben zu können.

Doch wen das Unglück verfolgt, den verfolgt es bis ans Ende. So gieng es auch mir. Kaum auf meinen Wellen im Weichbild der Stadt angelangt, wurde ich in den Kanal geworfen, welcher gen die Karthause hin abzweigt, um die einstigen Klostermatten zu bewässern.

Der „Mattenknecht" hatte seine Stellfallen, die bald da, bald dort an dem Kanal angebracht waren, geöffnet, und die Wasser trugen mich in den Graben, in welchem du mich heute getroffen.

Als die Kälte kam, leitete der Mattenknecht das Wasser ab, und den ganzen Winter über und bis heute lag ich im trockenen Graben, hilflos, einsam und unglücklich.

Nur im Anfang des Frühjahrs leistete mir bisweilen ein alter Frosch Gesellschaft. Er kam an warmen Abenden den Graben herauf gehüpft, setzte sich zu mir und quakte seine Weheklagen in die stille Nacht hinein. Sie galten alle euch Menschen.

„O, diese schrecklichen Menschen", so quakte er, „wie quälen sie uns arme Frösche! Im Frühjahr, wenn wir in Lebenslust an den Wasserrändern uns sammeln und unsere Liebeslieder singen, da kommen sie, die Herzlosen, fangen uns, schneiden uns lebend mitten entzwei, nehmen den Unterkörper mit und überlassen den Oberleib seinen Qualen und seinen Schmerzen."

„Und im Winter, wenn wir in tiefster Erde unter den Wassern uns begraben, um zu ruhen, ziehen sie uns mit Gewalt ans Tageslicht, um uns das gleiche Schicksal zu bereiten."

So klagte und quakte der alte Froschvater, klagte und quakte, bis er nimmer kam.

Knaben, die in einer warmen Nacht mit Lichtern über die Matten gezogen, hatten auch ihn gefangen und zerschnitten.

Seitdem, es mögen drei Wochen sein, bin ich wieder allein mit meinem Jammer.

Oft sah ich dich vorbeigehen, sah auch, wie du bisweilen zerlumpte Bettler, die des Weges daherkamen, anhieltest, ausfragtest und beschenkt entließest. Und ich dachte oft: wenn der lange schwarze Mann dein Elend kennte, er würde dich sicher erlösen.

Heute kamst du zu mir herein. Ich benützte die Gunst des Zufalls und erzählte dir mein Leben.

Ich sehe es deinen Mienen an, du hast aus meiner Erzählung Mitleid mit mir geschöpft; drum wage ich an dich die eine Bitte:

„Nimm mich weg von hier, aber wirf mich nicht in die nahe Dreisam; im Wasser habe ich kein Glück. Dort drüben am Walde sehe ich Rauch aufsteigen. Wo aber Rauch, da ist Feuer. Trage mich zu jenem Feuer und wirf mich hinein. Ich will dann als Rauch den Wolken mich verbinden, die eben gen Norden ziehen. Möge ein gütiges Geschick mich mit ihnen hinübertragen auf die Heide, auf der ich geboren, und dort mich als Thräne niederfallen lassen in den kleinen See, über dem meine Mutter stund und über dem ich die seligen Tage der Kindheit verlebt.

„Und wenn dann die Zweige eines jungen Birkengeschlechtes sich spiegeln in den stillen, klaren Wassern des Sees, dann will ich weinen über sie, und weinen über mich, weinen über meine Vergangenheit und weinen über ihre Zukunft. Aber ich werde auch lächeln unter diesen Thränen, lächeln, weil ich da weinen und meinen Lebenslauf beschließen darf, wo ich ihn begonnen, lächeln, weil ich die Vögel wieder jubeln und die Hirten wieder jauchzen höre auf heimatlicher Erde, und weil sie Lieder singen, die ich als glückliches Birkenkind einst gehört habe."

So sprach der alte, unglückliche Besen, und hatte er mein Herz schon gewonnen durch die Schilderung seines Lebens, so rührte mich jetzt seine Bitte zu Thränen.

Ich fand zunächst fast keine Worte. Bewegt hob ich ihn auf und sprach: „Armes Geschöpf, unglückliches Opfer der unglücklichen Menschheit, dein Wunsch soll erfüllt werden. Aber eines verlange ich von dir: du darfst nicht in Bitterkeit scheiden aus deinem Leben, du musst vorher den Menschen, die dich unglücklich gemacht, verzeihen.

„Glaube mir, altes, jammervolles Birkenkind, auf den Menschen ruht noch schwereres Leid, als du erduldet hast hinter der Küchenthüre. Also vergiss und verzeihe, ehe ich dich erlöse.

„Bedenke, dass die Menschen unglücklicher sind als ihr. Sie fühlen des Lebens Noth viel mehr denn ihr, und sie büßen schwer für die Sünde ihres Stammvaters, der all' seine Nachkommen und die ganze Natur hineinzog in den Fluch des Schöpfers.

„Darum seufzen sie und seufzen alle Geschöpfe, die unter des Menschen Sünde leiden, nach Erlösung."

Der Besen nickte zustimmend, und ich fuhr weiter: „Möge der Himmel deinen letzten Wunsch erfüllen und dich ruhen lassen im kleinen Bergsee unserer Heimat! Und wenn auch mein Wunsch in Erfüllung geht, will ich dereinst ruhen zu den Füßen der Heide, die den See, dein Grab, trägt!"

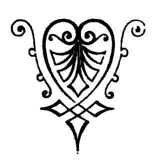
Sprach's und gieng mit ihm hinüber zum Waldsaum. Hier hatten die Armen, so mit mir die Karthhause bewohnen, die Waldmatte geräumt vom Laub und Holz des Winters und ließen beides verbrennen von lustigen Flammen.

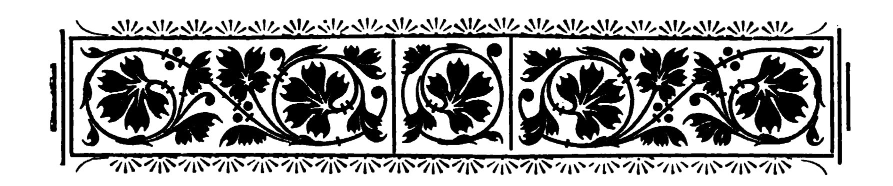
In diese warf ich meinen armen Freund zum Staunen der Männer, die mich mit dem alten Besen daher kommen sahen.

„Für den ist's nicht schad", meinte einer von ihnen. Keiner aber ahnte, dass ein Unglücklicher von seinem Dasein erlöst werden sollte.

Ich blieb stehen, bis der Besen verbrannt war. In lichten Rauchringen erhob er sich hinauf zu den Wolken und zog mit ihnen dem Walde und dem Kinzigthale zu.

Ich schaute ihm lange nach und erst, als er jenseits des Waldes verschwand, schied ich mit den Worten: „Mögest du sicher erreichen die Berge und Wälder, in denen wir beide einst — jung und glücklich waren!"





Wiener Theater.

Ein Rückblick auf die eben zu Ende gehende Saison der Wiener Theater zeigt nicht ein einziges künstlerisches Ereignis von hervorragender Bedeutung. Die paar Dramatiker, für welche man sich gegenwärtig überhaupt interessiert, fehlen auf der heurigen Liste; sie haben entweder nichts produciert oder sind mit ihren jüngsten Gaben so spät hervorgetreten, dass man sie dem Frühling — diesem ausgemachten Feinde der Tantièmen — ausliefern müsste. Die Courtoisie verlangt, sie erst im nächsten Herbst durchfallen zu lassen, — ein Schicksal, dem Hauptmann mit seinem „Schluck und Jau" und Fulda mit seinem „Schlaraffenland" kaum entgehen dürften.

Doch das ist Zukunftsmusik; bleiben wir bei der Vergangenheit und nehmen wir den ausgerückten Truppen die Parade ab.

Im Burgtheater ist es unter der neuen Direction recht stille geworden; es vergehen oft Wochen, ohne dass man von dem kunstberühmten Hause eine besondere Kunde erhält. Das stimmt nachdenklich, denn von den besten Theatern gilt nicht dasselbe, was von den besten Frauen gilt. Die Devise des Burgtheaters lautet jetzt offenbar: „Chi va piano va sano". Dieser Devise folgend, veranstaltete man eine Goethe-Feier, die im August fällig war, im October; obendrein eine Feier, die sich lediglich mit Kleinigkeiten abgab und weniger den Dichter als den übermäßig begünstigten Schauspieler Kainz in den Vordergrund stellte. Das Centennarium von Schillers „Glocke" und der siebzigste Geburtstag Paul Heyse's fanden eine rechtzeitige Erledigung; aber von Schwung und Begeisterung war bei beiden Gelegenheiten nicht viel zu bemerken. Die „Glocke" — in der üblichen Weise in „Rollen" zerlegt und mit lebenden Bildern illustriert — machte einen nüchternen akademischen Eindruck; und die Heyse-Feier bestand darin, dass man das Schauspiel „Hans Lange" nach Kräften zusammenstrich, um für einen tragischen Einacter von erkünstelter Spitzfindigkeit Platz zu gewinnen, einen Einacter, der 16 Jahre nach seiner Entstehung an das Burgtheater gelangte. — Die Zahl der Novitäten war gering. Das Drama „Agnes Jordan" von Georg Hirschfeld bewegt sich in specifisch jüdischem Milieu und schildert den Verlauf einer Ehe, die — aus Neigung geschlossen — an der geistigen und moralischen Minderwertigkeit des Mannes kläglich dahinsiecht; Eingeweihte behaupten, dass der Verfasser die Clichés seiner eigenen Familie entnommen habe, ein Umstand, der seine Pietät in einem etwas seltsamen Lichte erscheinen lässt. Das Stück umfasst einen Zeitraum von drei Jahrzehnten und dauert in der Aufführung noch länger — nämlich bis ½11 Uhr; es hat bei der Première nur sehr mäßig interessiert aber sich trotzdem bis heute auf dem Repertoire behauptet. Vielleicht sind die Jordan's mit Ahasver verwandt. — Eine satirische Komödie von Otto Ernst: „Jugend von heute" geißelt jene Gecken, die sich stets nach der letzten litterarischen Mode kleiden

und ihre Hohlköpfigkeit durch dreiste Anmaßung verbergen wollen. Das lustige Werk lebt mehr von Ausfällen als von Einfällen; es besitzt tausend Spitzen und Stacheln, aber leider keinen dramatischen Körper. — Max Dreyer, ein Schriftsteller, der es gerne den Alten und den Jungen gleichzeitig recht machen möchte und darum weder die Einen, noch die Anderen befriedigt, stellte sich mit dem Schauspiele „Hans" ein. Die Tochter eines Professors sieht mit Bedauern, dass ihr noch immer sehr rüstiger Papa an einem gefallenen Mädchen Feuer gefangen hat; sie sträubt sich gegen die in Aussicht genommene Stiefmutter, gibt aber mit Begeisterung ihren Segen, so bald sie die Gewalt der Liebe an sich selbst kennen lernt. Moral für verliebte Väter heiratsfähiger Jungfrauen: „Sprechen Sie mit meiner Tochter!" — Außerdem sah man noch eine französische Posse „Die Damen Lebardieu", welche das unsterbliche Schwiegermutter-Thema in der banalsten Weise ausschrotet, und ein ebenso läppisches, als aufdringliches Lustspiel des Zionisten Herzl, dessen Aufführung auf das Conto der Liebesgaben für die einflussreiche Presse gehört.

Das Deutsche Volkstheater pflegt nach wie vor seine beiden Specialitäten: Limonade und Paprika. Die Limonade wird vorwiegend von Herrn Blumenthal credenzt, der heuer nicht weniger als dreimal seine Erzeugnisse servieren durfte. Es war immer derselbe Göttertrank, wenn er auch unter verschiedenen Namen angeboten wurde. Kein Wunder, dass der witzige Fabrikant sich bereits über das Publicum lustig zu machen beginnt; er gab einem von diesen Producten den Titel: „Als ich wiederkam", und deutete damit in sinniger Weise an, dass jedes seiner Stücke — — das erste ausgenommen — so heißen könnte. — Paprika wurde diesmal besonders reichlich ausgestreut. Ein Hetärenstück „Chrysis", das einen lasciven französischen Roman durch die Langweile deutscher Jamben zu adeln versuchte, enttäuschte die hochgespannten Erwartungen der Sensationshungrigen gründlichst; eine Bauernposse „Johannistrieb", welche ein spanisches Novellenmotiv des Alarcon jämmerlich verstümperte, fiel mit Pauken und Trompeten durch; ein sociales Drama „Der letzte Knopf", in welchem complicierte Concubinatsverhältnisse und Messerstiche für das menschliche Elend empfänglich machen sollten, behauptete insoferne siegreich das Schlachtfeld als die Zuschauer unter Verwünschungen die Flucht ergriffen. Man hat einen so ausgiebigen Theater-Scandal schon lange nicht erlebt; alte Börsianer giengen entrüstet in die Contremine und die Theaterreferenten beneideten die Kriegsberichterstatter um die Fähigkeit, die Tugend der Kaltblütigkeit im dichtesten Kugelregen zu bewahren. Der Verfasser war mit einem Schlage ein berühmter Mann und die Direction suchte seinen jungen Ruhm für die Casse auszunützen, soweit es die vorgeschrittene Saison überhaupt noch zuließ. — Die litterarischen Aspirationen dieser Bühne beschränkten sich auf eine falsch modernisierte Darstellung von „Kabale und Liebe", auf eine Schiller-Feier, welche den „Demetrius" mit der unseligen Ergänzung Laube's vorführte, und auf einige Novitäten von zweifelhaftem Werte. Tolstois „Macht der Finsternis" war durch das Wiener Gastspiel des Berliner „Deutschen Theaters" mehr erhellt worden, als durch den schwachen Abglanz des Volkstheaters; Langmann's „Gertrud Antless", — ein weiblicher König Lear, der unter pathetischen Kolikanfällen namenlos litt, — zeigte die wachsende Entfremdung zwischen dem Verfasser des „Bartel Turaser" und der Litteratur; der „Landstreicher" von Jean Richepin gerieth vom Drama ins Melodram, und die „Lügnerin" des Alphonse Daudet zerrte und verzerrte eine knappe novellistische Andeutung in ein umständliches Ehebruchsstück. Bleibt noch der Haupt-

trumpf: „Onkel Toni" von Karlweis, die Satire eines Südbahnbeamten, der sich geberdet, als ob er dem Gründerthum gehörig an den Leib rücken wollte. Nach der Darstellung des Autors sind die Jobber, welche schwindelhafte Banken ins Leben rufen, arme Opfer der Verführung; der Adel, der solchen Gründungen seinen Namen leiht, trägt die Verantwortung für Krach und Fäulnis, er ist es, der die holde Actien-Unschuld zu Falle bringt. Das Samstags-Publicum des Deutschen Volkstheaters gieng auf diese unwiderlegliche Argumentation bereitwilligst ein; es fühlte sich als Opfer und verschaffte dem objectiven Geschichtschreiber seiner Leiden einen glänzenden Triumph. —

Im Raimund-Theater lebt man von der Hand in den Mund. Diverse Gastspiele haben für das nöthige Kleingeld zu sorgen, das dem obligaten Repertoire versagt bleibt. So sah man denn der Reihe nach Adele Sandrock, Eleonora Duse und Ferdinand Bonn. Adele Sandrock spielte den „Hamlet", um zu beweisen, dass sie an Reclame-Bedürfnis hinter der Sarah Bernhardt nicht zurücksteht, woran übrigens kein Mensch zweifelt; Frau Duse brachte ihre große Kunst mit und gab dabei unseren Damen Gelegenheit, sich in ihren neuesten Toiletten zu zeigen; Ferdinand Bonn, der „moderne" Schauspieler, ritt die ältesten dramatischen Circusschimmel vor und sprang sogar durch die Papierreifen des Dumas père. Ein Gastspiel als Autor und Darsteller absolvierte auch Baron Haas, der das Theater für zwei Abende zu seiner Zerstreuung benützte. Die Teppiche, welche dabei in Verwendung kamen, waren sehenswert. Im Übrigen bezieht das Raimund-Theater seine geistige Nahrung hauptsächlich von den Journalisten der „Concordia"; die „Neue Freie Presse", das „Neue Wiener Journal" und selbst das „Illustrierte Wiener Extrablatt" haben keinen Grund, mit der Leitung dieser Bühne unzufrieden zu sein. Ab und zu erscheint wohl auch eine französische Delicatesse, wie „Carrière" oder „Boubouroche", um die Feinschmecker der inneren Stadt nach dem Mariahilfer-Gürtel zu locken.

Das „Kaiserjubiläums-Stadttheater" hat einen schweren Stand. Es gilt als antisemitische Parteigründung und wird von gegnerischen Blättern theils todtgeschwiegen, theils todtgesagt, theils todtgelobt. Die letzterwähnte Art der Feindschaft ist die gefährlichste, weil sie an die Anhänglichkeit der Schlangen des Laokoon erinnert. Eine objective Betrachtung kann nicht verkennen, dass man an der jüngsten Wiener Bühne fleißig arbeitet und die Schmutzconcurrenz verschmäht; andrerseits lässt sich nicht leugnen, dass die intensive Berücksichtigung der geistigen Bedürfnisse des Kleinbürgerthums schon wiederholt ein sacrificium intellectus verlangt hat und dass das Ensemble mit provinziellen Elementen stark durchsetzt ist.

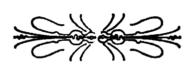
Das Carltheater und das Theater an der Wien haben ihre Abhängigkeit von der „maßgebenden" Presse, welche unfähige Librettisten en masse erzeugt, schwer gebüßt; in dem einen Theater ist der Director wegen schlechten Geschäftsganges freiwillig aus dem Leben geschieden, in dem andern hat es die Directrice satt bekommen, ihr Vermögen zu Gunsten erwerbshungriger Journalisten zu schmälern. Neue Männer treten auf den Plan und erklären, dass ihnen die Operette ans Herz gewachsen sei; sie stützen sich auf capitalskräftige Consortien und hoffen daher einen Puff auszuhalten. Die Zeitungen jubeln vorläufig, die Redacteure träumen von reich besetzten Tafeln, deren Menu von ihnen selbst bestimmt und von Anderen bezahlt wird.

Das Theater in der Josefstadt fühlt sich unter der gegenwärtigen Direction verpflichtet, der Litteratur von seinem nichtlitterarischen Stammcapital Percente zu zahlen. Man veranstaltet dort wöchentlich zweimal „litterarische Abende“, an denen für die fünf übrigen Wochentage Buße gethan wird. Die höhere Richtung war bisher von Erfolg gekrönt, weil sie — mit Pikanterien gewürzt — das Publicum der Lebemänner dem Hause nicht entfremdete.

Neben den ständigen Bühnen hat sich seit kurzer Zeit auch eine „Freie Bühne“ aufgethan, welche verkannten Talenten im Saale des „Kaufmännischen Vereines“ zum Durchbruch verhelfen will. Was man da bisher zu sehen bekam, war blutiger Dilettantismus. Die Angehörigen der aufgeführten „Dichter“ beklatschen ihre hoffnungslosen Wunderkinder, das Publicum im weiteren Sinne des Wortes glänzt durch seine Abwesenheit und die Kritik fragt sich, weshalb sie zu diesen intimen Festivitäten überhaupt eingeladen wird.

Damit wäre die theatralische Rundfahrt beendet. Sie hat zu keiner Station geführt, bei der man gerne Halt machen möchte, sie ist bald über ödes Flachland, bald über unsicheren Moorgrund gegangen. Vielleicht beschenkt uns die nächste Tour mit nachhaltigen Erinnerungen; diesmal hat sich das Billet jedenfalls schlecht rentiert. Es ist entschieden verdrießlich, wenn einer eine Reise thut und nichts erzählen kann.

—r—.



In lang verschlossnen Laden . . .

Von Louise Koch.

In lang verschlossnen Laden löst' ich ein Band
Und fand die alten Lieder von meiner Hand.

Sie zogen, bleiche Fremde, an mir vorbei,
Aus Gräbern auferstiegen, die stumme Reih' . .

Voran die wilde Sehnsucht im Flügelschlag,
Die scheue erste Liebe — ein Sommertag —,

Empörung, die noch grimmig an Ketten reißt,
Die kühne Zukunftsfahne, die blinkt und gleißt — —

Sie ziehen, bleiche Fremde, an mir vorbei,
Aus Gräbern auferstiegen, die stumme Reih . . .





Rundschau.

Unter den Belgiern deutscher Zunge und Herkunft, die, ungefähr 50.000 Seelen stark und fast durchaus Katholiken, einen Theil der Provinzen Luxemburg und Lüttich bewohnen, beginnt eine Bewegung, die eine Erstarkung und Vertiefung ihres nationalen Bewufstseins zum Ziele hat, in neuerer Zeit mächtig Wurzel zu schlagen. Als vor einigen Jahren der Gedanke der Gründung eines Vereines, der in diesem Sinne wirken sollte, zuerst ausgesprochen wurde, schien dies ein Wagestück ohne jede Aussicht auf Erfolg. Die besten Freunde der Sache konnten sich des Gedankens nicht erwehren, es sei das doch nur ein Kampf um die Ehre, nicht um den Sieg. So tief hatte die Verwälschung in Deutsch-Belgien um sich gegriffen, dafs die deutsche Sprache einem unwiderruflichen Verfall, ja einem baldigen Tode anheimgefallen schien. — Und nun ist das kaum für möglich Gehaltene geschehen: der „Deutsche Verein zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien“ besteht, — und er besteht nicht nur, er wirkt auch bereits, und eine Frucht dieses jungen, auf gesundem Boden kräftig gedeihenden Bäumchens liegt auch bereits vor: die beiden ersten Hefte des „Deutsch-Belgien“ betitelten Organs dieses Vereines, das, von dem unermüdlichen Vorkämpfer für alles Große und Schöne, dem begeisterten Katholiken Gottfried Kurth, Professor an der Universität Lüttich, redigiert ein schöner Beweis der Thatkraft der Bevölkerung wie des Ernstes des wissenschaftlichen Strebens der Deutschen Belgiens ist. — So erscheinen heute, wenige Jahre nach dem ersten Auftreten des Gedankens von einem engeren Aneinanderschlufs der Deutsch-Belgier, die Zweifel und Befürchtungen, die man an diese Vereinigung knüpfte, nur noch im Nebel einer fernen Vergangenheit. Kaum war es dem Verein geglückt, ein paar Dutzend ausgezeichneter Männer unter seine Fahne zu scharen, als in ihrer Mitte „der Geist des deutschen Wortes wie ein heiliges Feuer hell aufloderte“. Aus engem Kreise drang der Verein bald in die Öffentlichkeit und behauptete sich auf den verschiedensten Gebieten des geselligen Lebens. — An den Kämpfen, die in den dreißiger Jahren um die Unabhängigkeit Belgiens geführt wurden, standen die Deutsch-Belgier in den vordersten Reihen, und der Mann, dem Belgien seine Erstarkung in erster Linie verdankt, der von dem Londoner Congress die für Belgien so günstigen „18 Artikel“ erlangte, der Hauptleiter der glücklichen und ruhmreichen auswärtigen Politik Belgiens in jener Zeit, J. B. v. Nothomb, dessen Name für immer mit goldenen Buchstaben in die Annalen des Landes eingetragen steht, war ein frommgläubiger katholischer Deutsch-Belgier. Mit Recht verweisen daher die Männer, welche an der Spitze des Vereines stehen, auf die starke Förderung, welche Belgien von seiten seiner deutschredenden Bewohner seit je auf allen Gebieten des öffentlichen wie des wissenschaftlichen Lebens erfahren hat, und dafs dieselben stets „würdig der großen belgischen Familie“ sich bezeugt haben, der sie angehören; dafür aber beanspruchen sie nun auch mit den übrigen Belgiern gleiche Rechte und Behandlung, insbesondere in Bezug auf ihre Muttersprache. Sie wollen keine der französischen Sprache feindliche Bewegung hervorrufen, sondern nur der

deutschen Sprache ihren bescheidenen Platz erhalten zum Wohle des Volkes, welches sicherlich würdig ist, seinen Nationalcharakter zu bewahren. Die näheren Ursachen, welche die Gründer und Erwecker der Bewegung leiteten, sind in letzter Linie drei: einmal die Nothwendigkeit, bei den heutigen socialen Zuständen den Contact mit dem deutschen Volke aufrecht zu erhalten, dann die Nothwendigkeit, im Interesse seiner Erziehung und Bildung den Unterricht in der Muttersprache zu pflegen und zu fördern, und endlich die dritte Nothwendigkeit, dahin zu wirken, dass die Deutschen Belgiens in ihrem Lande soweit als möglich von Staatsbeamten, die der deutschen Sprache mächtig sind, bedient werden. Glücklicherweise ist es immer noch möglich gewesen, für die Seelsorge die nöthige Anzahl deutscher Priester zu erlangen. „Nicht ohne Bangen stellt man sich unsere Lage vor", sagt A. Jungers, „wenn solches nicht hätte geschehen können. Ein nicht geringer moralischer und religiöser Verfall wäre jedenfalls die Folge gewesen. Der deutsche Clerus, wir bauen fest darauf, wird seinen Grundsätzen treu bleiben und die stets befolgte Bahn nicht verlassen; er wird immer ein eifriger Gegner der unpatriotischen, zur Entsittlichung des Volkes führenden Verwälschung und Französierung Deutsch-Belgiens sein." — Der Geburtstag des Vereines ist der 21. September 1892, an welchem Tage sich einige Freunde zufällig in Arel trafen und die Lage ihrer Stammesgenossen besprachen; man beschloss, „um zu verhindern, dass die Gegner christlicher Sitten und geordneter socialer Zustände dieselbe zu ihren Gunsten ausbeuteten", einen Aufruf zur Gründung eines Vereines zu erlassen, der in dieser Richtung, besonders aber zur Erhaltung und Kräftigung der deutschen Sprache in Belgien thätig sein sollte. Im darauffolgenden Sommer legte Prof. Kurth einem kleineren Comité die Statuten des Vereines vor und bereits im September desselben Jahres konnte die erste Generalversammlung abgehalten werden, die u. a. die Gründung einer deutschen Volksbibliothek in Metzig beschloss. Insbesonders machte sich um die Förderung der Vereinszwecke und um die Hebung des deutschen Bewusstseins durch Vorträge und Aufsätze der Professor an der Lütticher Universität, Heinr. Bischoff, verdient, der auch die deutsche Wissenschaft durch einige gehaltreiche litterarhistorische Arbeiten bereichert hat und als Mitarbeiter verschiedener deutscher Zeitschriften, der „Münchner Allgem. Zeitung", des „Allgem. Litteraturblattes" der Leogesellschaft u. a., in denen er wertvolle Artikel und Buchbesprechungen veröffentlichte, bekannt ist. Gegenwärtig unterhält der Verein zwei von ihm gestiftete Volksbibliotheken, er hält Versammlungen ab, auf welchen populärwissenschaftliche Vorträge gehalten werden, und seine Thätigkeit hat bereits die Aufmerksamkeit der politischen Kreise und des belgischen Volkes in hohem Maße auf sich gezogen. Es wäre sehr zu wünschen, dass die Bestrebungen der aufopferungsvollen Männer, die sich so tapfer der Sache des Deutschthums und der katholischen Kirche in Belgien annehmen, auch jenseits der Grenzen Belgiens ein Echo und werkthätige Unterstützung fänden durch Beitritt zu dem Vereine oder durch Zuwendung geeigneter Bücherspenden an die Volksbibliotheken. Auch die Zeitschrift „Deutsch-Belgien", die der Verein herausgibt und die viele wertvolle Aufsätze von G. Kurth, H. Bischoff u. a enthält, verdient die kräftigste Unterstützung, damit die Worte sich erfüllen, mit welchen G. Kurth das Vorwort zum 1. Bändchen jener Zeitschrift beschließt: „Ob es mir fernerhin gegönnt sein wird, mich persönlich am Wirken des Vereines zu betheiligen, das weiß Gott. Ich bin Ihm dankbar dafür, dass Er mir in meinen späten Tagen erlaubt hat, die geliebte Sprache meines Volkes wieder zu Ehren zu

bringen und ihre Zukunft durch die Gründung des Vereines zu sichern. Möge Er dies Werk forthin beschützen, damit es gedeihe zu Seinem Ruhme und zum Wohle des Vaterlandes!" F. Sch.

* * *

Interessante Schriftstücke, die den Verkauf von Raffaels Madonna Sistina an die Dresdener Galerie betreffen, veröffentlicht Karl Wörmann im „Repertorium für Kunstwissenschaft". Diese Schriftstücke, die zum Theil aus der „Bibliotheca comunale" zu Piacenza, theils aus der dortigen bischöflichen Bibliothek stammen, sind die ersten bisher bekannt gewordenen Urkunden aus Piacenza selbst, die über den Verkauf des Bildes aus dem Kloster San Sisto in Piacenza nach Dresden berichten. Danach gieng der Plan zu dem Verkaufe des Bildes von den Mönchen des Klosters aus, die, durch Noth und Misserten gezwungen, die Erlaubnis hierzu vom Papste Benedict XIV. erbaten. Dieser gab zwar einen zustimmenden Bescheid; aber der Herzog von Parma untersagte dem Abte und den Mönchen von San Sisto die Veräußerung des Bildes, worauf jene sich gehorsamst fügten. Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen aber beruhigte sich bei der Absage nicht, und es gelang seinen Bemühungen, den Herzog umzustimmen, so dass der Verkauf des Bildes gestattet wurde. Am 17. Januar 1754 war bereits der Abbate Bianconi in Piacenza angekommen, um das Bild fortzuschaffen. Aber neue Schwierigkeiten erhoben sich, da die städtischen Steuerpächter von Piacenza einen Ausfuhrzoll von 27.000 Zechinen verlangten, der also mehr als das Doppelte des Kaufpreises (12.000 Zechinen) betragen sollte. Schließlich einigte man sich dahin, dass die Steuerpächter eine bedeutend geringere Summe erhalten und die sächsische Regierung eine schon 25 Jahre vorher gemalte Copie des Bildes bezahlen sollte, worauf Raffaels Bild fortgeschafft werden konnte. Am 24. Januar 1754 war, wie der Präsident Scribani an die Regierung in Parma berichtete, das Bild bereits weg. Die erwähnte Copie des Bildes hängt jetzt noch, wo einst das Raffaelsche Bild hieng, nämlich zwischen den Fenstern der Schlusswand des Chores im Kloster San Sisto in Piacenza. Die mitgetheilten Urkunden sind nicht ohne Wichtigkeit für die Frage der neuerdings bezweifelten Echtheit des in der Dresdener Galerie befindlichen Bildes, wenn es für diese überhaupt noch eines Beweises bedürfte.

* * *

Zwei Urtheile über die Tiroler. Heinr. Driesmans leistet sich in seinem 1899 erschienenen Werke „Das Keltenthum in der europäischen Blutmischung. Eine Kulturgeschichte der Raceninstinkte"*) die anthropologische Entdeckung, dass der Kern der Tiroler hunnischer Abstammung sei. Die Begründung verblüfft ebenso wie die Entdeckung. Denn einmal „sind die Tiroler erzkatholisch" und dann genüge es, „die tiefschwarzbärtigen Männer mit den blitzenden dunklen Augen" nur anzusehen, um sie als hunnischer Abstammung zu erkennen. „Merkwürdig," meint Driesmans, „dass gerade der Nationalheld des Tiroler Völkchens, Andreas Hofer, dessen freiheitliebendes, tapferes, deutsches Herz im deutschen Liede vorbildlich geworden, mongolischen Geblütes sein musste." Das ist allerdings merkwürdig, ebenso merkwürdig, als die Entdeckung Driesmans', dass der katholische Clerus in Deutschland fast bis zur Ausschließlichkeit brünett, schwarzhaarig und dunkeläugig, also keltisch sei.

*) Leipzig, E. Diederichs. gr. 8° (VIII u. 245 S.)

Nicht minder als über ihre hunnische Herkunft werden sich die Tiroler über die Entdeckung wundern, die Herr Eugen Kalkschmidt im heurigen Januarheft der „Deutschen Zeitschrift“ (herausgegeben von E. Wachler, Berlin) erzählt. Er constatiert dort den Unterschied des heutigen Tirolers vom heutigen Altbayern. Im ersten bayrischen Grenzwirtshaus trifft er wieder „den geraden Blick und das schlichte derbe Wort“, „in Tirol schaut alles scheel und schweigsam verdrossen“. Vor hundert Jahren soll dieser Unterschied noch nicht dagewesen sein. Erst die Aufklärungsbestrebungen unter Montgelas und die Durchsetzung der bayrischen Bevölkerung mit Franken, Schwaben, Pfälzern und „besonders mit Protestanten“ hätten jenen Unterschied zu Gunsten der Bayern vermocht.*)

* * *

An eine hübsche Episode aus den Goethe-Festtagen des verflossenen Jahres, die damals, in dem Trubel der Feierlichkeiten, nicht recht zur Geltung kam, erinnert ein soeben bereits in 3. Auflage erschienenes Büchlein des geist- und charaktervollen Max Bewer „Ein Goethepreis“. Das Bemerkenswerteste und Lustigste an dem Büchlein ist seine Vorgeschichte. Max Bewer hatte zu Lebzeiten Bismarck's wie nach dessen Tode in einigen Broschüren die Bedeutung dieses Staatsmannes in begeisterten Worten gepriesen; aber während er damit, so lange sein Held lebte, bei dem größten Theile der Presse Entgegenkommen und Zustimmung fand, wendete sich das Blatt, als Bismarck todt, d. h. in Ungnade war. Damals schrieb u. a. die „Frankfurter Zeitung“ über die antisemitisch gefärbte Broschüre Bewer's „Rembrandt und Bismarck“ — eine der vielen Schriften, die Langbehn's „Rembrandt als Erzieher“ gezeitigt hatte —: „Wir empfehlen dem Verfasser eine Schmiercur, falls diese gegen Jämmerlichkeit und Gemeinheit überhaupt etwas hilft. Er sollte jedenfalls den galoppierenden Gehirnschwund, an dem er leidet, nicht vernachlässigen, der jeden Leser seiner Schrift mit Mitleid erfüllt. Aber trotzdem fürchten wir, dass selbst die stärkste Cur einem solchen Patienten gegenüber wirkungslos verläuft. Dummheit, Anmaßung, Lakaiensinn und hündische Unterwürfigkeit führen in seiner Broschüre einen wahren Veitstanz auf. Als wir die Sudelschrift durchblättert hatten, wuschen wir augenblicklich unsere Hände in einer fünfprocentigen Carbollösung. Darauf ergriffen wir eine Feuerzange und trugen die Schrift vorsichtig zum Papierkorb. Hier endlich gaben wir ihr den kräftigsten Fußtritt, der uns zu Gebote stand, und bedauerten nur, dass die Abwesenheit des Autors uns des Vergnügens beraubte, diese bescheidene Huldigung an die rechte Adresse zu befördern.“ — Man wird zugeben, dass sich der schrankenloseste Hass und Abscheu vielleicht in geschmackvollerer, aber kaum in kräftigerer Weise hätte kundthun können. — Und nun die Goethe-Feier. Die „Frankfurter-Zeitung“ hatte, um den 150. Geburtstag des Dichters würdig zu begehen, einen Preis von 300 Mk. auf das beste Gedicht über Goethe ausgeschrieben. Die Gedichte waren unter den bei Preisbewerbungen üblichen Modalitäten — anonym mit Kennwort und beigeschlossenem Couvert, das den Namen des Autors enthalten soll — einzusenden. An 300 Arbeiten liefen ein; zuletzt entschieden sich die Preisrichter für eine aus Dresden eingelangte Dichtung. „Es ist“, sagte die „Frankfurter Zeitung“ in den Begleitworten der Veröffentlichung, „eine gedankenvolle, von Begeisterung

*) Im Aprilheft 1900, S. 397 derselben Zeitschrift muss sich Österreich auch noch folgende Insulte gefallen lassen: „Nur den lebhafteren Franken, den großen Städten und den Beamten hat es Bayern zu danken, dass es ein moderner Staat geworden ist, und sich darin erfreulich von Österreich unterscheidet“.

und Liebe getragene Würdigung des herrlichen Sohnes unserer Vaterstadt, in seinem Geiste ersonnen, in seinem Sinne geführt, an seiner Kunst geformt. Mit froher Genugthuung weihen wir diese Festgabe den Freunden der Frankf. Ztg. und in innigster Ehrfurcht weihen wir sie den Manen des großen Unsterblichen!" — Die Eröffnung des Couverts ergab einen Zettel mit der Inschrift: „Adresse zur Benachrichtigung: Mitglied der königl. Akademie der Künste Prof. Hermann Freye in Dresden-A.", welchem Manne die „Frankf. Ztg." als dem vermeintlichen Verfasser ihre „bewundernde Verehrung" bezeugte. Aber schon nach wenigen Tagen lief ein Schreiben Prof. Freye's ein, daß er nicht der Verfasser des Preisgedichtes sei, sondern dass seine Adresse nur zur Benachrichtigung des — vorderhand ungenannt bleiben wollenden — Dichters dienen sollte. Die Redaction der „Frankf. Ztg" theilt dies mit, indem sie ihren Irrthum bedauert, und „den geheimnisvollen Dichter herzlich grüßt", ohne sich „über die Gründe, die ihn veranlassen, im Dunklen zu verharren, weiter den Kopf zu zerbrechen". — Und nun stellt sich aus der eingangs erwähnten Broschüre heraus, daß Max Bewer, der sich inzwischen durch die Herausgabe der vielverbreiteten „Antisemitischen Bilderbogen" den Hass der Presse in immer erhöhterem Maße zugezogen, dessen „Sudelschrift" die „Frankf. Ztg." vor wenigen Jahren nur mit der Feuerzange angegriffen hatte, um sie zum Papierkorb zu tragen, worauf sich der Redacteur die Hände in Carbolwasser wusch, dass dieser selbe Max Bewer jener Dichter sei, der im Geiste Goethe's „sein Gedicht ersonnen, in seinem Sinne geführt, an seiner Kunst geformt hat" und dem die Redaction „mit froher Genugthuung", „in inniger Ehrfurcht", „herzlich grüßend" den Preis zuerkannt hatte!

„Dieser Satire fehlt nichts, als der gerechte — Lohn," heißt es in der Broschüre, „und der soll nicht ausbleiben." Der — damals noch unbekannte — Preisdichter hatte durch Prof. Freye mittheilen lassen, dass er die Preissumme wohlthätigen Zwecken zuzuwenden gedenke. „Nachdem ich", erzählt er nun, „den angedeuteten Wohlthätigkeitszweck in einer Zuwendung an bedürftige Künstler erfüllt habe, bestimme ich alles Übrige zu einer Gratis- und Francoversendung von sieben, von einer gewissen Presse mit Vorliebe ‚berüchtigt' genannten, auch häufig angeklagten, aber gerichtlich stets freigegebenen antisemitischen Bilderbogen, die, sämmtlich von mir verfasst, mit einem Stempel den gewiss denkwürdigen Ausdruck erhalten ‚Gestiftet aus dem Goethepreis der Frankfurter Zeitung'; sie werden, so weit der Fonds reicht, verlangt und unverlangt gratis und franco durch ganz Deutschland verschickt werden. Man wolle sich dieserhalb an die Druckerei Glöß, Dresden-A., wenden."

* * *

Das Cassianeum in Donauwörth kann am 4. Juni d. J. auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Aus kleinen Anfängen und unter unsicheren Verhältnissen entstanden, hatte das Unternehmen viele Jahre hindurch große Entbehrungen, Sorgen und bittere Enttäuschungen zu erleiden, große materielle Opfer mussten bei und insbesondere nach der Verlegung der Anstalt von ihrer Wiege in ihr jetziges Heim, in das damals zum großen Theile baufällige, einstige Benedictinerkloster Heiligkreuz zu Donauwörth gebracht werden, bis das junge Bäumlein, das der ehemalige Volksschullehrer Ludwig Auer fast ohne Barmittel, nur allein auf die Hilfe Gottes vertrauend und unter Mitwirkung eines kleinen Häufleins gleichgesinnter Freunde und Gönner gepflanzt und mit unermüdlichem Fleiße gepflegt hatte, mit den Jahren erstarkte, so dass es jetzt zu einem mächtigen, fruchtbaren Baume ange-

wachsen ist. Und ein Gefühl, aus Demuth und frohem Stolze gemischt, mag der verdiente Gründer und Leiter der Anstalt, Ludw. Auer, empfinden, wenn er nun zurückblickt auf den reichen Segen, den seine Schöpfung in dem Vierteljahrhundert ihres Bestehens nach allen Seiten ausgestreut hat. Zu den zahlreichen Freunden und ehemaligen Mitgliedern der Anstalt aber, die zu den Pfingstfeiertagen nach Donauwörth kommen werden, um das Jubelfest des Cassianeums mitzufeiern, gesellen sich im Geiste noch viele tausende ferner Freunde, die im Geiste dankbar des vielfachen Genusses gedenken, den ihnen die Schriften, die vom Cassianeum ausgiengen und ausgehen, bereitet haben, und die ihre Glückwünsche mit denen aller Anderen vereinen.

* * *

Eine bemerkenswerthe Selbsteinschätzung des Protestantismus gibt Paul Seliger in einer Besprechung des „Reformkatholizismus" von Jos. Müller im Aprilheft 1900 der „Deutschen Revue" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Der Kritiker steht der ganzen Reformbewegung sehr skeptisch gegenüber. Er ist überzeugt, dass diese „wie die jetzige Abfallsbewegung in Österreich ebenso im Sande verlaufen wird, wie die altkatholische vom Anfang der siebziger Jahre". Den Grund, den er dafür angibt: dass „die Welt heute religiösen Fragen kühl bis an's Herz hinan gegenübersteht", dass die ganze Sache nur „Theologenangelegenheit" sei, könnte allerdings nur einer gelten lassen, der die Strömungen, die unsere Zeit bewegen, sehr von oben herab beurtheilt und nicht weiß, wie gerade in unseren Tagen das religiöse Bedürfnis in den breiten Volksschichten wie in den Kreisen der Gebildeten starke Wellen schlägt: das Eindringen buddhistischer Elemente in unsere Tages- und Modephilosophie, die Entstehung der ethischen und ähnlichen Gesellschaften, die reiche Litteratur in Büchern und Zeitschriften, die Richtungen, die unsere innere Politik und unser sociales Leben charakterisieren und bestimmen, das Aufblühen des Katholizismus in England und den nordischen Ländern sind nur einige wenige Offenbarungen dieses neuerwachten religiösen Bedürfnisses. — Sehr richtig aber fährt Seliger fort: „Der Katholizismus verdankt seine Machtstellung, mit der heute noch alle Staatsmänner, und seien es die mächtigsten und geschicktesten, zu rechnen haben, einzig und allein der großartigen Consequenz, mit der er über anderthalb Jahrtausende die Grundlagen seiner Lehre unerschütterlich festgehalten und alles von sich abgestoßen hat, was mit diesen Grundanschauungen in Widerspruch trat. Er würde zur äußeren Bedeutungslosigkeit des Protestantismus herabsinken, wenn er davon abweichen wollte."

* * *

In Nizza starb kürzlich an der Schwindsucht ein russischer Verleger Florentin Fjodorowitsch Pawlenkow, dessen Leben nicht nur deshalb von Interesse ist, weil es einen eigenthümlichen Entwicklungsgang genommen hat, sondern in viel höherem Grade wegen der für den Charakter seiner Zeit und seines Volkes bezeichnenden Tendenzen und Ideen, die sich darin verkörperten. Er war im Gouvernement Tambow geboren, besuchte in St. Petersburg die Artillerie-Akademie, war einige Jahre Beamter in den Arsenalen von Kijew und Brjansk, widmete sich dann, nachdem er vergebens versucht hatte, Erzieher in einem Militärgymnasium zu werden, dem Berufe eines Übersetzers, Verlegers und Buchhändlers und wurde in der Ausübung dieses Berufes mehrfach verurtheilt und bestraft. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten veröffentlichte er 1862 bis 1865 im „Artillerie-Journal", im „Photograph"

und im „Journal der Manufacturen und des Handels“. Im Jahre 1866 übersetzte er aus dem Französischen einen „Vollständigen Cursus der Physik“, den er auch selbst verlegte; im folgenden Jahre begann er die Herausgabe der Werke des Kritikers Pissarew. Nachdem er den zweiten Band dieser Werke hatte drucken lassen, wurde er vor Gericht gestellt und zur Verbannung nach Wjatka verurtheilt. Dort übersetzte er noch einige physikalische Werke und verfasste auch eine „Fibel für den Anschauungsunterricht“, die auf der Wiener Weltausstellung von 1873 durch eine ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet wurde. Während seiner Verbannung gab er auch ein „Vergissmeinnicht aus Wjatka“ heraus, das ihm im Jahre 1877 wieder eine gerichtliche Anklage zuzog. Nachdem er 1881 nach St. Petersburg zurückgekehrt war, widmete er sich ausschließlich dem Verlagsbuchhandel und seine zahlreichen Verlagsartikel zeichneten sich stets durch wertvollen Inhalt, gute Ausstattung und billige Preise aus. Seine „Bibliographische Bibliothek“ enthält 188 Bändchen zu 25 Kopeken, seine „Populär-wissenschaftliche Bibliothek“ 40 Bände und seine illustrierten Kinderschriften 104 Bände. Auch gab er eine „Bibliothek nützlicher Kenntnisse“, eine juridische Bibliothek, eine Puschkin- und eine Lermontow-Bibliothek heraus. Man kann dreist behaupten, dass durch den Tod dieses gebildeten und arbeitsamen Mannes nicht nur der russische Buchhandel, sondern die gesammte russische Volksbildung einen empfindlichen Verlust erlitten hat. Pawlenkow gehörte zu den seltenen russischen Männern, die, gänzlich mittellos, ohne jegliche materielle Unterstützung erstaunliche Erfolge erzielten. Er begann seine verlegerische Thätigkeit ohne Betriebscapital und hatte gegen Ende der achtziger Jahre einen Umsatz von ca. 20.000 Rubel. Kurz vor seinem Tode belief sich sein Jahresumsatz auf 220.000 Rubel, und seine Verlagsartikel bestanden aus ca. 700 Bänden und Bändchen, die einen Wert von etwa 3 Millionen Rubel repräsentieren. Das Merkwürdige an der Thätigkeit dieses Mannes war, dass er keine eigentlichen Gehilfen hatte und dass kein einziger von seinen Verlagsartikeln ein rein speculatives Gepräge trug. Er hatte stets nur die Verbreitung von nützlichen Kenntnissen im Auge und verschmähte es, nur um des Gewinnes willen Bücher zu verlegen, lehnte daher auch alle Anträge ab, die ihm zwar großen Gewinn versprachen, aber mit seinen Principien unvereinbar waren. Als er starb, war es ihm ein großer Trost, sagen zu können, dass er nie ein Buch herausgegeben habe, dessen er sich schämen müsse und dessen Verbreitung er vor Gott und Menschen nicht verantworten könne, das nicht einen Beitrag zur Aufklärung seines Volkes geliefert habe.

Pawlenkow war ein einfacher und bescheidener Mann, ein Feind der Reclame und des Phrasenthums, selbstlos und durchaus nicht ehrgeizig, dabei aber energisch und sehr arbeitsam. Trotz seiner schwachen Gesundheit gelang es ihm, durch angestrengte physische und geistige Arbeit glänzende Resultate zu erzielen. Wer nun seine, für Russland so nützliche und wertvolle Thätigkeit fortsetzen wird, weiß man nicht. Wahrscheinlich wird das Geschäft liquidiert werden, und man meint, der Erlös werde theils dem Litteraturfonds überwiesen, theils zur Errichtung von Volksbibliotheken verwendet werden. B. B. B.

* * *

Lesefrüchte. Aus Max Ring's „Erinnerungen“ (Berlin, Concordia, 1899, 2 Bände): In der Schilderung der Breslauer Studentenjahre (1836—1838) erzählt Ring u. a. von der „wirklich wunderbar schönen Tochter“ des damaligen

Physik-Professors der Breslauer Universität, „die uns weit stärker als die größten Magnete ihres gelehrten, langweiligen Vaters anzog. Es gab wohl keinen Studenten, der nicht für die ‚himmlische Marie‘ schwärmte und nicht die Madonna von Breslau anbetete, beglückt, wenn sie mit einer kaum merklichen Neigung des stolzen Hauptes seinen Gruß erwiderte. Einer ihrer zahllosen Verehrer wurde in der That aus Liebe zu ihr wahnsinnig und verfolgte sie mit seinen jammervollen Gedichten ... Der arme, verkommene und zuletzt vollkommen verrückte Dichter irrte noch viele Jahre als eine wohlbekannte traurige Stadtfigur in Breslau herum, wo er von den Unterstützungen seiner Verwandten und den Gaben früherer Commilitonen lebte. Aber auch die stolze Schöne endete nicht glücklich. Nachdem sie noch verschiedene Körbe ausgetheilt, verfiel sie in religiöse Schwärmerei; sie wurde katholisch und zog sich in ein strenges Nonnenkloster zurück, der Welt und allen ihren Freuden entsagend". (I. 52). — Nach dieser Probe von den Anschauungen Ring's, der sich rühmt, schon als Knabe im elterlichen Hause (sein Vater war jüdischer Gutspächter) Verständnis und Achtung vor allen Religionen gelernt zu haben, wäre es sehr dankenswert, wenn er jene „interessantesten Mittheilungen" veröffentlichen wollte die er von Gräfin Clotilde von Kalkreuth über das Leben der Gräfin Ida Hahn-Hahn, der vertrauten Freundin derselben, erhalten hat und die ihm „die traurigen Verirrungen und religiösen Wandlungen der bedeutenden Schriftstellerin erklärten". Hat doch Gräfin Hahn-Hahn gleichfalls so „unglücklich geendet", dass sie katholisch wurde!

Aus seinem Verkehre mit Varnhagen v. Ense erzählt Ring (ebd. II. 86): „Auch von Wilhelm v. Humboldt berichtete Varnhagen höchst seltsame Züge, welche den großen Staatsmann in einem eigenthümlichen Lichte erscheinen ließen und mehr an die Zeit freier griechischer Sitten und an den Kultus ‚nackter Schönheit‘ als an die fromme pietistische Richtung des Hofes unter Friedrich Wilhelm III. erinnerten. Wie Varnhagen mir zu verstehen gab, hielt ihn nur die Rücksicht auf die noch lebenden Verwandten ab, ein anderes Lebensbild von dem Verstorbenen zu veröffentlichen, als dessen bekannte ‚Briefe an seine Freundin‘ und sonstige Biographien geben". — Über diesen Briefwechsel äußerte sich übrigens, wie Ring gleichfalls mittheilt, Alexander v. Humboldt „in seiner feinen, sarkastischen Weise" sehr richtig: „Mein Bruder hätte der guten Frau Diede weniger schreiben und mehr geben sollen!"

* * *

Aus fremdländischen Zeitschriften. In den Études publiées par des pères de la compagnie de Jésus (Februarheft) verficht P. L. Méchineau im 2. Theil eines Aufsatzes „Über den apostolischen Ursprung des Neuen Testaments und die unabhängige Kritik" u. a. besonders die Authenticität des Hebräerbriefes, den er zugleich historisch würdigt. Eingeleitet wird dieselbe Nummer von einer Skizze P. Burnichon's, eines eifrigen Verfechters des freien Unterrichtes in Frankreich, „Die Fünfzigjahrfeier des Gesetzes von 1850"; in beredten Worten spricht P. Burnichon von dem Dankfeste, das von der gesammten katholischen Schulgesellschaft am 19. März in allen Schulen gefeiert wurde, weist sodann auf die Erziehungsresultate während dieser 50 Jahre des Wirkens hin und spricht Thiers und Abbé Dupanloup für ihre kräftige Förderung des Gesetzentwurfes Dank und Bewunderung aus. — „Bossuet im Vatican" betitelt sich ein Brief aus Rom von P. Joseph F. Am 30. Jänner hielt Mr. Brunetière, Director der Revue

de Deux Mondes, im Palais des apostolischen Kanzlers einen Vortrag über Bossuet. Es war sogar der ausdrückliche Wunsch des Papstes gewesen, dass die Versammlung unter seinem eignen Vorsitz im Clementinen-Saal des Vatican stattfinden solle; aber der Arzt Seiner Heiligkeit fand es für nöthig, dagegen sein Veto einzulegen. Vor den Cardinälen Rampolla, Mathieu, Parocchi, Vannutelli, Ferrata, Satolli, Segna ꝛc., vor diesem Senat von Kirchenfürsten sprach Mr. Brunetière; er schilderte den Bischof als einen Mann, der seine Feder, sein Wort, sein Genie, sein Leben ganz dem Kampfe für jene Wahrheiten hingegeben, welche allein dem Dasein Wert verleihen. Der glänzende Vortrag erregte in der illustren Zuhörerschaft den Wunsch, dass dieser Mann der Wissenschaft ganz einer der Ihrigen werden möge. Aber auch wenn sich dieser Wunsch vielleicht nie erfüllen sollte, so gebürt Brunetière um der Freiheit seiner Rede, der stolzen Unabhängigkeit seines Gewissens willen der erste Platz unter den Männern, auf welche Frankreich stolz sein kann. — Das Heft derselben Zeitschrift vom 5. März bringt drei unveröffentlichte Briefe des hl. Franz von Sales, welche von M. Michel Deprez in der Handschriftensammlung des Herzogs von Béthune gefunden wurden. Die Billets sind an den Herzog von Nemours gerichtet und vollkommen unversehrt. Der Herausgeber der drei Briefe, P. Henri Chérot, richtet an die Leser der Études die Aufforderung, womöglich die Suche nach unveröffentlichten Briefen, Predigten und Abhandlungen des Heiligen fortzusetzen und dieselben der Öffentlichkeit zu übergeben.

In der Revue de Paris vom 1. März gibt Emmanuel seine Meinung über deutsche und österreichische Conservatorien kund. Die Skizze «Les conservatoirs de Musique en Allemagne et en Autriche» betont die außerordentliche Gründlichkeit und Vielseitigkeit des Unterrichtes in diesen Ländern gegenüber dem französischen. In Frankreich wird der Schüler in bedeutend jüngeren Jahren an den Conservatorien aufgenommen, bringt infolgedessen noch keine so große geistige Aufnahmsfähigkeit mit als beispielsweise die 16- bis 17jährigen Schüler in Wien, welche nach Ansicht Emmanuel's hier Vorträgen beiwohnen, die den Eindruck hervorrufen, man befinde sich an der Universität, und die von den Schülern mit Verständnis erfasst werden. Der Verfasser lobt die Chorschulung, behauptet aber, dass wir keine Solisten auszubilden verstünden, da wir auf den Grundunterricht, das Singen von Solfeggien, zu wenig Gewicht legen und es zu sehr überhasten.

Die Revue de Deux Mondes vom 15. März enthält eine biographische Skizze über «Claude Fabri de Peiresc» von M. Emile Michel, Mitglied der Akademie der schönen Künste. Die Skizze ist nach den Briefen von Peiresc gearbeitet, welche Ph. Tamizey de Laroque in der Sammlung ungedruckter Documente über die Geschichte Frankreichs herausgab. Peiresc wird als ein Mann von ganz außerordentlicher allgemeiner Bildung geschildert; Jurist, Botaniker, Archäologe und Kunstkenner, führte er Correspondenz mit allen bedeutenden Männern seiner Zeit. Malherbe, du Vair zählten zu seinen nächsten Freunden; er verkehrte aber auch brieflich mit de l'Ecluse und Scaliger in Holland; mit Rubens wurde er durch Rockox und Gevaert bekannt und bald entwickelte sich zwischen Beiden eine durch die Gleichheit der Geschmacksrichtung begründete enge Freundschaft. Peiresc war von zarter Gesundheit, zeigte aber trotz seiner Leiden eine bewunderungswürdige Geduld. Er starb am 23. Juni 1637, nachdem er sein Testament dictiert, welches für alle jene, welche ihm theuer waren, die großmüthigsten Verfügungen enthielt.

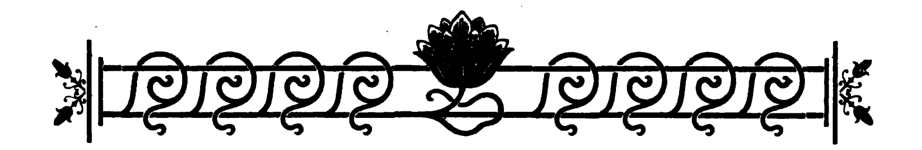
Die Märznummer der Review of Reviews würdigt die Verdienste Cronje's, des „Cincinnatus von Transvaal", einer eingehenden Betrachtung, des Boerenführers, der sich tagelang ohne Aussicht auf Erfolg in ungünstigster Stellung gegen eine zehnfache Übermacht behauptete. Der Aufsatz begleitet die Thaten dieses merkwürdigen Mannes von seiner ersten Ausbildung in der Heerführung, die er sich im kleinen Krieg mit Nachbarn und Eingeborenen angeeignet, bis zu seiner Gefangennahme, verschweigt aber auch nicht seine einzige unschöne Handlung bei Gelegenheit der Belagerung von Potchefstroom, die er fortsetzte, trotzdem bereits der Waffenstillstand zwischen Krüger und Evelyn Wood abgeschlossen war. Im jüngsten Kriege jedoch ließ er sich nichts zu Schulden kommen, was seinen Ruhm beeinträchtigen konnte, vielmehr verdient seine Tüchtigkeit als General, wie sein persönlicher Heldenmuth die vollste Anerkennung auch bei seinen Gegnern.

Im Nineteenth Century warnt T. R. Threlfall vor „Senussi und dem drohenden heiligen Krieg". Er lenkt das Augenmerk der Leser auf Nordafrika, wo zum mindesten eben solche Gefahr drohe, wie sie der Süden in der jüngsten Zeit gebracht, denn dort seien die weitverbreiteten Anhänger des 1859 verstorbenen Sidi Mohammed ben Ali es Senussi stets zum Kampfe gerüstet. Senussi wurde seinerzeit von den Türken nach Marocco verbannt, studierte hier Theologie und verbreitete seine Lehren von Algier aus bald über ganz Nordafrika, so dass Jerabub, wo er begraben liegt, ein zweites Mekka wurde. Sein Sohn Senussi, der die Führung der religiösen Gemeinde von seinem Vater übernahm, ist gegenwärtig bei 55 Jahre alt und wartet nur auf die Gelegenheit eines Conflictes zwischen den beiden ihm zunächst verhassten Völkern, den Engländern und Franzosen, um mit seinen zahlreichen Anhängern im offenen Kampfe hervorzubrechen.

The foutineightly Review, März 1900: Der Aufsatz W. Baillie-Grohmans „Das Militärgewehr, eine Ursache unserer Niederlagen" führt in verschiedenen Tabellen die Unterschiede der in Großbritannien, Deutschland, Spanien, Rumänien und den Vereinigten Staaten eingeführten Gewehrsysteme deutlich vor Augen, unter denen das englische allerdings den ungünstigsten Platz einnimmt; Gewehr und Patrone sind am schwersten und doch ist die Anfangsgeschwindigkeit des Geschosses die geringste. B.-G. lobt besonders das österreichische Mannlicher-System und bekräftigt dieses Lob u A. mit der Thatsache, dass bei einem der großen Wettschießen von 15 Preisträgern 12, bei einem anderen von 24 20 mit Mannlichergewehren ausgerüstet waren und zum großen Theile der Vorzüglichkeit derselben ihre Erfolge zu verdanken hatten. — H. Heathcote Statham's „Die Wahrheit über Ruskin" lobt Ruskin als Prosadichter, als Lehrer und Kritiker in Kunst und Leben, bestreitet jedoch, dass er gleiches Lob auch in Bezug auf die Architektur verdiene. Hier sei er ein unzuverlässiger Führer, seine Stones of Venice seien wenigstens noch durch ihren poetischen Schmuck ausgezeichnet, die Lectures on Architecture dagegen ganz verfehlt.



Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hans Bohatta.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr Opitz, Wien.



August Reichensperger, der Vorkämpfer der Gothik.*)

Von Dr. Victor Kienböck.

Eine deutsche „Geschmackslehre“, die im Jahre 1799 in Berlin erschien, sagt von der Baukunst, dass darin der Künstler „zwar alle drei Ausmessungen gebe, aber seine Körper nur von geraden Linien und dem Kreise begrenze“. „Nur“, heißt es weiter, „der ganz rohe und durch das Nomadische ihrer Lebensart bestimmte Geschmack der Araber oder vielmehr der Sarazenen brachte in dem, was man ein gothisches Gebäude nennt, tulpenartige Linien zur Begrenzung der Körper in der Baukunst an.“ Das war das Niveau, auf welchem sich im Publicum die Würdigung mittelalterlicher Baukunst noch zu einer Zeit bewegte, als Goethe längst sein begeistertes Loblied „Von deutscher Baukunst“ (1772), dem Geiste Erwins von Steinbach geweiht, hatte erklingen lassen. Goethe hatte den Straßburger Münster hauptsächlich als das Werk des einen genialen Baumeisters gepriesen, den er in einen gewissen Gegensatz zu dem „eingeschränkten, düstern Pfaffenschauplatz des medii aevi“ brachte. Durchgreifend hatte sein schwungvolles Wort umsoweniger gewirkt, als er selbst sich seit den Eindrücken Italiens immer mehr der antiken Geschmacksrichtung hingab. Erst durch die deutsch-napoleonischen Befreiungskriege ist mit der Liebe zum deutschen Volksthum auch der Sinn für die Kunst der deutschen Vorzeit in weiteren Kreisen erwacht. Sobald der Sturm die Schneedecke der Herrschaft fremder Machthaber und fremden Geschmackes weggefegt hatte, trat die grüne Flur deutsch-christlicher Kultur zu Tage.

Die Geschichte des Wiedererwachens der Gothik ist von der Baugeschichte des Kölner Doms und diese, wie wir sofort sehen werden, von August Reichensperger unzertrennlich. Der Kölner Dom, dieses größte, consequenteste und classischeste Werk der Hochgothik, welches, auf mancherlei malerische

*) August Reichensperger. 1808—1895. Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und Wissenschaft. Mit Benützung seines ungedruckten Nachlasses dargestellt von Ludwig Pastor. 2 Bände. Freiburg, Herder, 1899. Wir stützen uns im Folgenden hauptsächlich auf dieses bedeutsame, ebenso durch Reichthum des Inhaltes als durch Schönheit der Darstellung ausgezeichnete Werk.

Schönheit seiner Vettern verzichtend, den constructiven Gedanken des gothischen Stils am reinsten, man kann sagen am unerbittlichsten durchführt, war als trauriger Torso vom Mittelalter auf unser Jahrhundert gekommen. Der Chor und ein Strunk des südlichen Thurmes deuteten das Riesenwerk an. Der Krahn auf dem Domthurm war ein Wahrzeichen Kölns.

Als der erste Wendepunkt zum Heile des Kölner Doms ist der Besuch des preußischen Kronprinzen, des nachmaligen unglücklichen Königs Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1814 zu betrachten, damit in Verbindung ein zündender Aufruf Josef Görres' im Rheinischen Merkur. 1822 begann Sulpiz Boisserée die Herausgabe seines großen Werkes „Ansichten, Risse und einzelne Theile des Domes von Köln". So war das Eis gebrochen.

August Reichensperger, am 22 März 1808 als Sohn des Präfecturraths Franz Josef Reichensperger in Coblenz geboren, studierte anfangs der zwanziger Jahre am Gymnasium in der Kupfergasse in Köln. Schon damals erwachte die Theilnahme an dem Geschicke des Doms in seiner jugendlichen Seele. „Oftmals", erzählte er später, „stand ich als Knabe sinnend vor dem südlichen Domthurm. Ich sah, wie derselbe abbröckelte, wie durch die großen Fenster der Sturm zog, so dass sie mit einemmale hätten zusammenfallen können. Da hab' ich oft für den Dom gezittert". Der Kölner Dom ward Reichensperger's „Jugendliebe", wie er sich ausdrückte; sein Anblick erfüllte ihn mit dem hochstrebenden und doch vor Gott demüthig sich beugenden Geist der mittelalterlichen Bauhütten; seine Formen lehrten ihn die herrliche Sprache einer längst entschwundenen, vom herrschenden Geschmack übermüthig verachteten Kunst.

Das Jahr 1837 brachte den Rheinlanden schwere Conflicte. Die sogenannten Kölner Wirren, entstanden aus einem Mischehen-Streite zwischen dem preußischen Staate und der katholischen Kirche, erreichten ihren Höhepunkt durch die Verhaftung des Kölner Erzbischofes Clemens August von Droste-Vischering am 20. November 1837. Die Geister schieden sich in allen Kreisen. Reichensperger, der bis dahin den religiösen Fragen ziemlich theilnahmslos gegenübergestanden war, — er sagte selbst, seine Universitätszeit sei „ohne religiösen Hauch" gewesen, — ließ vor allem sein lebhaftes Rechtsgefühl entscheiden und trat ohne Zaudern auf die Seite der Kirche. „Der gefangene Erzbischof hat mich wieder zur Kirche zurückgebracht", äußerte er. Hatte er früher gemeint, sein „schöner Kinderglaube" sei „wegphilosophiert", so entflammten die neuen Ereignisse, insbesondere aber Görres' „Athanasius" den schlummernden Glauben. Mehr und mehr festigte sich seine katholische Überzeugung Seit 1837 ist Reichensperger unerschrockener

Vertheidiger der Freiheit und Unabhängigkeit der katholischen Kirche von jeder Staatsgewalt gewesen und bis an sein Ende geblieben.

Nicht ein nebelhaft-romantischer Jüngling also, sondern ein seiner katholischen Überzeugung voll bewusster Mann war Reichensperger, als er durch eine meisterhafte kleine Flugschrift „Einige Worte über den Dombau zu Köln" die Fortführung des Dombaues entschied und im Jahre 1841 die Gründung des ersten diesem Zwecke dienenden Dombauvereines in Coblenz selbst in die Hand nahm. Bald darauf trat auch der Kölner Dombauverein ins Leben, dem sich die übrigen als Filialen anschlossen; ihre Maximalzahl betrug vor 1848 bereits 144, ein Zeichen, wie sehr der Dombau-Gedanke in einer Zeit, da das Vereinswesen noch sehr wenig entwickelt und viele Schwierigkeiten zu überwinden waren, gezündet hatte. Dem Vorstand dieses Vereines gehörte Reichensperger durch 50 Jahre fast ununterbrochen an.

Obwohl seines Zeichens weder Künstler noch Techniker, sondern Jurist und richterlicher Beamter, — er wurde 1841 zum Landgerichtsrath in Köln ernannt, — hatte er sich durch vieljähriges Studium die gediegensten Kenntnisse auf dem Kunstgebiete, insbesondere auf dem Gebiete der mittelalterlichen Baukunst und des Kunstgewerbes angeeignet. Diese Kenntnisse, die er bis in sein 87. Lebensjahr ausbaute, waren aus den allerbesten Quellen geschöpft, nicht nur aus den litterarischen, die er allerdings auch sorgfältig benützte, sondern namentlich aus dem eingehenden Studium der mittelalterlichen Bauwerke, die er auf seinen zahlreichen Reisen im Inlande und Auslande (Frankreich, Italien, England, Belgien, Holland, Schweiz, Österreich-Ungarn) eingehend kennen lernte. Seine ungemein interessanten Reisetagebücher und Reisebriefe legen Zeugnis von seinem Studium ab. Auf Grund dieser Kenntnisse gab er in jeder Frage, die den Kölner Dombau sowie die Einrichtung dieses Gotteshauses betraf, sein wohlmotiviertes Votum ab. Allerdings drang er, so groß sein Einfluss auch war, doch nicht immer durch. Insbesondere die Fragen der Bedachung des Doms, des Dachreiters, der Verzierung der südlichen Strebepfeiler und Bogen, Beleuchtung des Domes, Wendeltreppe am nördlichen Thurm, Sakristei sind gegen seinen Antrag entschieden — theilweise gewiss nicht zum Vortheil des Baues. Indessen waren diese vereinzelten Misserfolge niemals imstande, ihn der Idee des Dombaues zu entfremden. Eine der letzten großen Fragen, die Frage der Neubeplattung des Fußbodens, wurde durch Reichensperger's energisches Eintreten in echt künstlerischem Sinne gelöst, nämlich durch mehrfärbigen Belag nach Essenwein's Zeichnungen. Viele Jahre hindurch gab Reichensperger das „Domblatt" heraus, welches eine Zeitlang wöchentlich, dann monatlich erschien. Dass dieses Blatt nicht etwa nur als ein Vereinsorgan anzusehen

war, geht aus der Auffassung hervor, die sein Redacteur von der Bedeutung des Dombaues hatte. „Der Hauptzweck des Dombaues", schrieb er, „kann unmöglich darauf hingehen, ein vereinzeltes Kunstdenkmal als eine Art Curiosum bloß für sich fertigzustellen, um demnächst alle Fäden wieder abzureißen; es würde dann das Unternehmen, sobald es die Grenzen der Restauration überschreitet, meines Erachtens nur ein Krankheitssymptom mehr in unserem Kunstorganismus sein. Vielmehr soll der Dombau vor allem einen Impuls zu einer wahrhaft lebendigen, in unserem vaterländischen Boden wurzelnden Kunstübung geben; er soll sozusagen der Krystallisationspunkt sein, an welchen alle verwandten Bestrebungen anschließen."

So schloss sich bei Reichensperger an das werkthätige Interesse für den Kölner Dombau eine weitausgreifende Wirksamkeit für die Wiedererweckung der Gothik. Nur ein Zweig dieser Wirksamkeit ist das litterarische Eintreten für die gothische Sache. Wir haben bereits erwähnt, dass er das „Domblatt" redigierte. Die durchaus praktische Sinnesrichtung Reichensperger's und seine vielleicht aus seinem richterlichen Berufe herrührende Vorliebe für die contradictorische, polemische Verwertung seines Wissens wies ihn vor allem auf die Mitarbeit an Zeitungen und Zeitschriften aller Art hin. Vom Anfang der 40er Jahre bis in die Mitte der 90er Jahre war er in dieser Richtung thätig. Das im Anhange der Pastor'schen Biographie veröffentlichte Verzeichnis seiner Publicationen umfasst nicht weniger als 26 Seiten in kleinem Druck. Zu seinen letzten Publicationen gehören zwei Artikel über die Stilfrage in der Wiener „Reichspost". — Aber auch eine ganze Anzahl von selbständig erschienenen Arbeiten ist vorhanden. Die zwei umfangreichsten, zugleich auch inhaltlich bedeutendsten Schriften Reichensperger's sind: „Die christlich-germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart" (1. Aufl. 1845) und „Fingerzeige auf dem Gebiete der kirchlichen Kunst" (1855); eine Anzahl seiner Aufsätze erschien 1856 unter dem Titel „Vermischte Schriften über christliche Kunst."

In der „christlich-germanischen Baukunst" knüpft Reichensperger zunächst an das wieder erwachte Interesse für die Bauwerke der Vorzeit an. Dieses Interesse darf aber nicht ein bloß theoretisches bleiben, es muss die Wiederbelebung der mittelalterlichen Kunstweise in Angriff genommen werden. Reichensperger appelliert insbesondere an das recht verstandene Nationalgefühl der Deutschen. „Die alte Sprache", meint er ironisch, „das alte Gesetz will man uns gestatten, aber beileibe nicht die alte Kunst mit ihren Traditionen, Regeln und Formen. Die gehört ein- für allemal unter die Rubrik der ‚überwundenen Zustände', über welche die Geschichte definitiv den Stab gebrochen hat." Und doch war „diese herrlichste, staunenswerte Kunst unserer

Vorzeit, an welche dieselbe ihr Höchstes und Bestes gesetzt", das „Wunder aller Zeiten in Größe, Schönheit und Tiefsinn". Zum nationalen, persönlichen Motive tritt aber als wichtigstes hinzu das sachliche, ästhetische. Dem ästhetischen Ideale dürfte wohl dasjenige Bauwerk am nächsten kommen, „in welchem die zweckmäßigste Einrichtung mit der dauerhaftesten Ausführung und bedeutungsvollsten Anordnung, in welchem Klugheit und Einfachheit mit Reichthum und lebensvollem Wechsel, Folgerichtigkeit mit Freiheit in der Weise sich verbunden und geeint finden, dass eine harmonische Gesammtwirkung entsteht, worin das Einzelne, wenn auch in sich noch so vollendet, doch immer dem Ganzen sich unterordnet, das ganze aber seine Bestimmung sowie überhaupt die ihm zu Grunde liegende Idee in unzweideutiger, charakteristischer Weise zu erkennen gibt." Diesen Grundforderungen entspricht durchaus die mittelalterliche Bauweise. An einem mittelalterlichen Bau erwächst der Aufriss mit logischer Nothwendigkeit aus dem Grundriss; die Verzierungen sind nichts Angeflogenes, nicht willkürliche Zuthaten, sondern ergeben sich aus der Idee des Ganzen. Überall zeigt die gothische Baukunst, welche Reichensperger auch die christlich-germanische nennt, dass sie wesentlich constructiv ist; ihr Hauptreiz und ihr innerstes Wesen liegt in der Wahrhaftigkeit. Sie verschmäht den hohlen Bettelstolz, „wie er sich allerwärts bis hinauf zu den Mörtelpalästen unserer Hauptstädte aufbläht", diese „Lügenhantierung", welche durch Gips, Pappe und Tünche „aus allem alles zu machen weiß". Gegenüber dieser modernen Kunst von Mörtel und Pappe verlangt Reichensperger ein Wiederanknüpfen an die christlich-germanische Baukunst. Er erwartet in dieser Richtung nicht viel von den Akademien, welche ja „viel zu viel mit dem Ei des Hesiod, mit egyptischen Mumien, etruskischen Vasen und römischen Legionensteinen zu schaffen haben, um an gothische Kathedralen denken zu können." Im Gegensatz zu diesen befürwortet er die volksthümlichen praktischen Meisterschulen; aus den Bauhütten soll der christlich-deutschen Baukunst ihr angestammtes Reich zurückerobert werden. Auch Staat und Kirche haben hiebei mitzuwirken. „Multa renascentur, quae iam cecidere."

Die „Fingerzeige" wenden sich an die Factoren, welche mit Bau und Einrichtung von Kirchen zu thun haben. Es soll, wie Reichensperger überall betont hat, mehr auf das Können, als auf das Wissen angelegt werden: die einzelnen Abschnitte des praktischen, aber überaus anziehend geschriebenen Büchleins behandeln Neubauten, Restaurationen, innere Ausschmückung der Kirche, Kirchengeräthe, kirchliche Musik, den Küster, Umgebungen der Kirche, Kirchhof, Kloster, Museen und Vereine für kirchliche Kunst.

Es würde viel zu weit führen, auf den Inhalt der einzelnen Abschnitte sowie auf die zahlreichen Broschüren, welche Reichensperger bis herab in die 90er Jahre

herausgab, im Einzelnen einzugehen. Durch alle zieht sich der herrschende Gedanke, dass die Baukunst die Königin der bildenden Künste sei, der sich Plastik und monumentale Malerei unterzuordnen haben. Die Kunst muss alle Lebensbedürfnisse ergreifen. Sie ist nicht ein Gebilde des Luxus, sondern Sache des Volkes oder, um Reichensperger's Worte zu gebrauchen, „Jedermanns Sache“. Schönbauten und Nutzbauten dürfen keine Gegensätze sein. Die Profanarchitektur muss denselben Grundsätzen folgen, wie die kirchliche Architektur. Das Kunstgewerbe, das sich von der Mode lossagen soll, wird ebenso wie die Baukunst seine schönsten Vorbilder in den Werken des späteren Mittelalters finden, an welche wieder anzuknüpfen ist.

Den Einfluss, den Reichensperger's Schriften auf die gesammte Kunstlitteratur ausübten, war sehr groß. Fast überall, wo von Gothik die Rede ist, findet man Reichensperger's Ideen wieder. Ganz besonders bedeutend ist naturgemäß sein Einfluss auf katholische Gelehrte. P. Jungmann, der mit ihm, soviel bekannt ist, nicht in näheren persönlichen Beziehungen stand, widmete ihm seine tiefangelegte Ästhetik. Auf Janssen's Kunstanschauungen hat er maßgebend eingewirkt. Auch im Auslande, insbesondere in England, Frankreich und Belgien, stand seine Autorität in Sachen der Gothik hoch in Ehren, und obwohl er niemals beanspruchte, ein „Gelehrter“ zu sein, hat er sich auch um die Kunstgeschichte namhafte Verdienste erworben. Er wies nach, dass der Chorbau des Kölner Domes die Kathedrale von Amiens zum Vorbilde habe. Er erklärte ikonographisch die Deckengemälde zu Brauweiler. Er gab das Büchlein des mittelalterlichen Regensburger Dombaumeisters Matthias Roritzer „Von der Fialen Gerechtigkeit“ mit einer wertvollen Einleitung neu heraus; ebenso verfasste er eine Einleitung zu der von Vincenz Statz besorgten Neuausgabe der mittelalterlichen Städteansichten von Merian.

Wie mit der Feder, so war Reichensperger auch mit dem Worte für die christliche Kunst unausgesetzt thätig. In den 50er Jahren hielt er regelmäßig im Kölner Priesterseminar auf Veranlassung des Erzbischofs Cardinal Geissel, sowie auch in den Dombauvereinen verschiedener deutscher Städte kunstwissenschaftliche Vorträge. Aber er sprach auch in „nichtultramontanen“ Vereinen, wie er auch mit einer großen Anzahl von Protestanten durch lebhafte Beziehungen, ja durch innige Freundschaft verbunden war.

Das weiteste Feld eröffnete sich für Reichensperger's Redegabe auf der parlamentarischen Tribüne. Er ließ sich dort keine Gelegenheit entgehen, um seinen Ansichten in Bezug auf die Aufgabe der Kunst kräftigen Ausdruck zu

verleihen. Seit 1845 betrieb er eine Action zur Erhaltung der historischen Baudenkmale, indem er nachdrücklich auf das munificente Beispiel hinwies, mit welchem Frankreich, England und Belgien in dieser Richtung vorangegangen waren. 1852 konnte er im Berliner Abgeordnetenhause darauf hinweisen, dass die französische Regierung für die Wiederherstellung und Unterhaltung der kirchlichen Monumente einen Credit von 80 Millionen Franken beantragt habe. Dem Drängen Reichensperger war es zu verdanken, dass später auch in Preußen eine besondere Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler des Landes eingesetzt wurde.

Ein häufiges Angriffsobject von Reichenspergers parlamentarischen Reden bildete das mangelnde Kunstverständnis der Berliner Baubehörden, der „Baumandarinen". Anstatt die alten Kunstwerke liebevoll zu erhalten, wurde von Berlin aus häufig ein förmlicher Restaurations-Vandalismus betrieben. Aber auch an den staatlichen Neubauten übte er scharfe Kritik. Man bedenke, welche riesige Masse staatlicher Neubauten (Bahnhöfe, Kasernen, Schulen, Amtsgebäude aller Art) in den deutschen Städten seit der Gründung des Deutschen Reiches erstand, und ziehe in Betracht, wie wenig künstlerisch auch nur einigermaßen Nennenswertes hiebei geschaffen wurde, und man wird zugeben müssen, dass es Reichensperger zur Ehre gereicht, — zu einer Ehre, die er mit nur wenigen Zeitgenossen theilt, — gegen dieses stümperhafte Bauwesen energisch protestiert zu haben. Sein Wirken in dieser Richtung wurde übrigens allmählich auch von seinen politischen Gegnern und selbst von Fürst Bismarck, der ihm insbesondere in Sachen der architektonischen Gestaltung der Dienstwohnungen beipflichtete, anerkannt. Übrigens war auch hinsichtlich der Frage der staatlichen Neubauten Reichensperger's Wirken nicht vergeblich, insbesondere hat der „Post-Bismarck" v. Stephan selbst in der Stilfrage in eine Reihe von großen Neubauten Reichensperger's Wünschen entsprochen. Allerdings in der Sache des Reichstagsgebäudes, für die er sich auf das lebhafteste interessierte, ist er unterlegen. 1873 trat er vergeblich für den gothischen Entwurf Gilbert Scott's ein. Als im Reichstage am 9. Juni 1883 der endgiltige Beschluss gefasst wurde, trat Reichensperger noch einmal warm „für die Ehre der Fahne ein, unter der er beinahe ein halbes Jahrhundert auf dem Kunstgebiete gestritten hatte. Er erkannte an, dass Wallot's Entwurf der beste von den concurrierenden Entwürfen gewesen sei; allein die von dem Genannten gewählte „italianisierende Renaissance" verwarf er. „Sie ist sicherlich nichts Nationales, sie hat nicht ihre Wurzeln in unserer deutschen Geschichte, in unserem Volksleben, entspricht nicht unseren Bedürfnissen, unserem Denken und Fühlen, unserem Klima und unserem heimischen Material". „Aber freilich", meinte er, „die Renaissance ist jetzt Mode. Dem Herrn

Wallot blieb weiter keine Wahl, als entweder abzustehen von der Betheiligung an der Concurrenz oder in der Art einen Plan zu entwerfen, wie er ihn gemacht hat; das erste wird gewiss einem so begabten Manne niemand im Ernst rathen wollen". Wallot anerkannte übrigens in einer Rede im December 1894 ausdrücklich den Wert der Reichensperger'schen Kritik. „Jedenfalls", sagte er, „sitzen heute gar zu wenig Bauleute im Reichstage: ein Mann wie August Reichensperger, der Ideale besitzt, war eine Oase. Mit Dankbarkeit gedenke ich des hohen Interesses, das Reichensperger dem Reichstagsbau wie der Baukunst bewies, der Anregungen, die ich ihm verdanke". Über den Wallot'schen Reichstagsbau hat sich Kaiser Wilhelm II. angesichts des ungarischen gothischen Parlamentsgebäudes sehr scharf ausgesprochen und damit im Wesentlichen Reichensperger's Kritik nachträglich Recht gegeben.

Auch der kunstgewerblichen Fragen nahm sich Reichensperger in seiner parlamentarischen Eigenschaft mit Feuereifer an. Um ein Beispiel von praktischem Erfolge anzuführen, sei erwähnt, dass er in der Banknoten-Jury die Ausstattung der Banknoten im Sinne seiner Kunstanschauungen durchsetzte.

Was Reichensperger von sovielen anderen Kunstschriftstellern unterscheidet, ist der rege persönliche Antheil, den er an dem Bau oder der Wiederherstellung aller Bauwerke nahm, die zu seiner Kenntnis gelangten. Bisher wurden nur einzelne genannt. Im Parlament trat er für die Restauration der Abteikirche zu Knechtsteden, der Katharinenkirche in Oppenheim, der Annenkirche zu Düren, des Kaiserpalastes zu Goslar, des Marienburger Schlosses, aber auch für Werke der Renaissance, so eines Spätrenaissance-Denkmals in Trier ein. Die Erhaltung der Befestigungsthürme und Thore von Köln, Trier, Danzig und mancher anderer Städte befürwortete er auf das wärmste. Einen besonderen Vertheidigungskampf führte er zu Gunsten der Lettner, welche an manchen Orten in Gefahr schwebten beseitigt zu werden, z. B. in der St. Victorskirche zu Xanten und im Dom zu Münster, wo er thatsächlich abgebrochen wurde. Einen guten Einblick in die Thätigkeit Reichensperger's gibt die Aufzeichnung seines Freundes, des Architekten Vincenz Statz: „Als ich . . (1854) Diöcesanbaumeister wurde, da entwickelte sich unsere Freundschaft erst recht." (Ihre Freundschaft datierte seit Reichensperger's Übersiedlung nach Köln 1841.) „Der Kirchenbau war nun Hauptsache geworden; fast täglich kamen Aufträge und an Reichensperger richtete alle Welt Anfragen und Bitten um Rathschläge. Er kam dann mit den Plänen zu mir und wir hielten gemeinsam Kritik. Und so haben wir denn im Interesse der guten Sache Tausende von Plänen begutachtet. Das hat so 53 Jahre gedauert bis zum Tode meines guten Freundes".

Die Freude Reichensperger's über jeden gothischen Bau, ja jedes gothische Denkmal und jeden gothischen Grabstein, von dem er hörte, war groß. Andererseits ergriff er unverweilt das Wort, wenn ihm ein Missgriff, zumal bei Ausbau eines mittelalterlichen Werkes, zu Ohren kam. So griff er noch 1894 in die Controverse über die Krönung des Ulmer Münsterthurmes ein und zwar für die Krönung mit dem ursprünglich geplanten Marienstandbild.

Reichensperger stand mit fast allen lebenden Meistern der Gothik in regem, zum Theil vertraulichem Verkehr. So wie die moderne Gothik ihren Ausgang vom Kölner Dom genommen hat, so sind alle ihre Meister mehr oder weniger mit Reichensperger'schem Geiste inficiert worden. Dass die Dombaumeister Zwirner und Voigtl in regem Contact mit ihm standen, ergibt sich aus seiner Stellung im Vorstande des Kölner Dombauvereines und in der Redaction des Domblattes. Von Vincenz Statz war bereits die Rede. Innige Freundschaft verband Reichensperger mit dem früh verstorbenen hessischen Architekten Ungewitter, der durch sein (in Gemeinschaft mit Statz herausgegebenes) gothisches Musterbuch und seine gothische Constructionslehre auch heute noch weithin bekannt ist. Ein Denkmal dieser Freundschaft ist Reichensperger's Schrift „Georg Gottlieb Ungewitter und sein Wirken als Baumeister, zumeist aus Briefen desselben dargestellt." (Leipzig 1866). Ähnlich war sein Freundschaftsverhältnis zu dem unvergesslichen Friedrich von Schmidt, dem geistvollen Convertiten, der, aus der Kölner Bauhütte hervorgegangen, die gothische Schule mit soviel Erfolg nach Österreich verpflanzt hat. Reichensperger stand mit ihm in regem Briefwechsel bis zum Tode des Meisters am 23. Januar 1891. Die Nekrologe auf Schmidt, welche zumeist seiner künstlerischen Bedeutung ebensowenig gerecht wurden als seiner treu-katholischen Überzeugung, stellten ihn mehrfach als einen von der strengen Gothik Abgefallenen oder als einen dar, welcher „die Gothik mit der Renaissance vermählt" habe. Alsbald trat Reichensperger mit seiner Schrift „Zur Charakterisierung des Baumeisters Friedrich Freiherrn von Schmidt" an die Öffentlichkeit, in welcher er aus Briefen des Verstorbenen den Beweis erbringt, dass Schmidt bis an sein Ende an der reinen Gothik als höchstem Ideal festgehalten habe, wenn er auch in einigen seiner Bauten dem Geschmack des modernen Publicums (Schmidt drückte das mit den Worten „dem vulgären Wiener Zopfthum" aus) einige Concessionen machte.

Auch mit Ferstel, dem Erbauer der Wiener Votivkirche, der ja auch vom Kölner Dome ausgieng, ferner mit Kranner, von welchem das Denkmal des Kaisers Franz in Prag herrührt, stand Reichensperger in Beziehung. Langjährige Freundschaft verband ihn mit August von Essenwein, der soviele Jahre in Österreich gewirkt und sich um die Erhaltung unserer

mittelalterlichen Baudenkmäler vielfach verdient gemacht hat; Essenwein war 1866 bis zu seinem Tode im Jahre 1892 Director des Germanischen Museums in Nürnberg. Wenige dürften von ihm wissen, dass er sich selbst zu den „Ultramontanen" zählte. — Damit ist die Liste der Architekten, mit denen Reichensperger in Verkehr stand, lange nicht erschöpft. Von den Franzosen seien Lassus, der Restaurator von Notre Dame, und Viollet-le-Duc, von den Engländern der große Erneuerer der britischen Gothik, der Convertit Pugin, dessen Biographie er schrieb, und Gilbert Scott, der auch auf deutschem Boden durch die große Nicolaikirche in Hamburg bekannt ist, von den Holländern Cuypers, der Erbauer des Reichsmuseums und des großen Bahnhofs in Amsterdam, genannt.

Für Reichensperger war die Gothik nicht etwa eine bloße Liebhaberei oder ein Steckenpferd; die Gothik gehörte sozusagen ebenso zu seiner Weltanschauung, wie die Antike im Geiste Lessings einen centralen Platz einnimmt. Die Gothik spiegelte ihm einerseits die Gedanken des katholischen Christenthums, wie sie das gläubige Mittelalter beherrschten, in größter Vollendung wieder, andererseits war sie ihm die beste Charakteristik der nationalen deutschen Eigenart. Die ästhetischen Vorzüge der Gothik hat kaum jemand so überzeugend gepriesen wie er. Man fühlt aus seinen Worten, dass sie eine Überzeugung aussprechen, die ein Leben beherrscht.

Reichensperger hat die Antike niemals gering geschätzt. Insbesondere ließ er der griechischen Kunst volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn er sich auch ihrem Studium nicht ex professo hingab. Im Jahre 1846 — also nachdem seine „Christlich germanische Baukunst", dieses angeblich so fanatische Buch, bereits erschienen war — schrieb er nach Besichtigung der Parthenon-Sculpturen (Elgin-marbles) im Londoner British Museum: „Trotz ihrer trümmerhaften Erscheinung üben diese Kunstwerke einen Zauber aus, von welchem es schwer hält, sich genaue Rechenschaft zu geben. Es ist eine ganz eigenthümliche, absichtslose, naive Großartigkeit, die aus denselben hervorleuchtet; ein angeborener Adel, der gleichsam instinctmäßig in allem das Rechte trifft, unbekümmert um conventionelle Regeln und Formen; eine Leichtigkeit und Freiheit, mit strenger Würde gepaart, eine allseitige Beherrschung und Durchdringung des Stoffes durch den Geist — kurz, es trifft alles hier zusammen, was ein Kunstwerk nur immer zu einem wahrhaft classischen zu machen geeignet ist. Und dabei verleugnet keine dieser Figuren ihre Bestimmung, ein Architekturwerk zu verzieren; keine macht sich auf Kosten der andern oder des Ganzen geltend: es sind mit einem Worte unerreichte Muster ornamentaler, architektonischer Sculptur. Die griechische Kunst zeigt sich hier im Stadium des Knospens, anmuthig schwebend zwischen hieratischer Starrheit und üppiger Entfaltung."

Auch den früheren christlichen Stilen, insbesondere dem romanischen, der ja in Deutschland so herrliche Denkmäler hinterlassen hat, ließ er sein Recht. Nur erkannte er, dass sich aus dem romanischen Stile der gothische mit innerer Nothwendigkeit herausgebildet habe, dass dieser ein späteres Stadium derselben Entwicklung darstelle. Consequent wandte sich Reichensperger in späteren Jahren der Spätgothik zu, für welche er in höherem Alter eine besondere Zärtlichkeit zu besitzen bekannte, während ihm früher die Hochgothik des 13. Jahrhunderts das höchste Ideal gewesen war. Das Grundübel sah er in der Renaissance*), die ihm das willkürliche Abbrechen einer wahrhaft künstlerischen Entwicklung und ein Zurückgreifen auf Formen schien, welche ganz fremden Bedürfnissen, fremden Gedankenkreisen, fremden Völkern und einem fremden Klima angepasst waren. Die Renaissance war ihm das Princip der Revolution in der Kunst, ein Princip, welches gegen jede wahre Kunst, die der Tradition nicht entbehren kann, gerichtet ist. Andererseits bedeutete ihm die Renaissance die Loslösung der Kunst vom Volksleben, auf dem jede echte Kunst zunächst beruhen muss: „Das Volk", sagte er irgendwo, „ist nächst Gott die eigentliche Lebensquelle der Kunst; der Künstler ist nur sein Organ." Reichensperger verlangte von der Gegenwart, sie solle an den Faden wieder anknüpfen an der Stelle, wo er freventlich abgerissen worden war. Die Gegenwart soll weiterbauen, wo das spätere Mittelalter aufgehört hatte. Dieses „Weiterbauen, Weiterbilden" hat er oft genug betont. Ein sclavisches Nachahmen war ihm niemals erwünscht. Sowie er die gothischen Dialecte der verschiedenen Nationen, — so den englischen, den spanischen, ja den italienischen — gerne gelten lassen wollte, so wollte er auch der veränderten Zeit lassen, was ihr gebürte. Nur die constructiven Grundprincipien der Gothik und ihre innere Wahrheit sollten gewahrt bleiben. Reichensperger hat daher, sowie er manche Renaissance-Bauten mit „gothischen Knochen" schätzte, auch gegenüber den Concessionen, welche Architekten wie Schmidt und Cuypers dem Geschmacke des Publicums machten, Nachsicht geübt. Hingegen war er unerbittlich, wenn die Grundlagen seiner Kunstüberzeugungen bestritten wurden, wie das namentlich von einzelnen Kunstgelehrten geschah. So, wenn Wilhelm Lübke die Gothik als „künstlerischen Ausdruck jener Gesinnung" bezeichnete, „die später im Protestantismus sich mächtig Luft schaffte und die Gemüther von dem starren Dogmen-

*) Dass Reichensperger in der Beurtheilung der Renaissance einseitig war, bemerkt auch wiederholt sein gerade in der Erforschung der Renaissancezeit so bedeutender Biograph Pastor, a. a. O., 2. Bd., 278 ff. Der anonyme Recensent im „Litterarischen Centralblatt" (1900, Sp. 441), welcher meint, bei Pastor habe Reichensperger „immer Recht", hat also das Buch nicht ganz gelesen. Vgl. dagegen das schöne Referat von Fr. Paulsen in der „Deutschen Litteraturzeitung" vom 3. Febr. 1900.

bau und der Priesterherrschaft zu befreien suchte." Dies schrieb Lübke um 1880, nämlich zu der Kulturkampfs-Zeit, als die Vollendung des Kölner Domes bei Anwesenheit des deutschen Kaisers in Abwesenheit des Erzbischofs und der kirchlich gesinnten Katholiken gefeiert wurde. Derselbe Lübke hatte früher die Gothik als eine französische Erfindung, ja als einen französischen Modeartikel bezeichnet. Reichensperger hat gegenüber solchen Declamationen immer daran festgehalten, dass die Gothik allerdings zuerst im nördlichen Frankreich aufgetaucht sein mag, aber nichtsdestoweniger einerseits als Erzeugnis des deutschen Geistes gelten muss, — wie ja die Bewohnerschaft dieses Landes ihre germanisch-fränkische Stammesangehörigkeit in ihren Lebens- und Rechtsgewohnheiten noch viel später erkennen ließ, — andererseits als ein der mittelalterlichen Scholastik vergleichbares Erzeugnis christlich-gläubiger Gesinnung.

Was Reichensperger am häufigsten in Gegensatz zu den Kunstgelehrten brachte, war der Eklekticismus vieler von den letzteren, ihre Tendenz, das, was örtlich und zeitlich weit von einander entfernt auf dem Kunstgebiet emporgewachsen war, ruhig nebeneinander anzupflanzen, „das Durcheinander der Bekenntnisse, Systeme und Ansichten". Für Reichensperger handelte es sich vor allem um die Frage: „Wie sollen wir bauen?" Er erkannte, dass viele Stile nebeneinander soviel ist als kein Stil im wahren Sinn, und darum war er jeder Stilmengerei feindlich Der gothische Stil war ihm nicht nur der schönste, sondern auch, wie er auf Grund der Erfahrungen in England bestimmt behauptete, der praktischeste für alle Zwecke der Architektur. Er antwortete daher auf die Frage: Wie sollen wir bauen? einfach: Gothisch, und zwar meisterhaft gothisch, nicht pseudogothisch.

So zog sich durch die ganze Wirksamkeit Reichensperger's für die Gothik und die daran geknüpften Fehden, die er als echter deutscher Mann alle bis zu Ende durchgekämpft hat, der eine große Gedanke des Wiedererweckens der christlich-germanischen Kunst. Dabei haben wir nur seines Wirkens hinsichtlich der Baukunst gedacht, die ihm allerdings zuoberst stand, nicht aber seiner Förderung der Malerei, wie sie unter anderm in seinem so überaus freundschaftlichen Verhältnis zu Eduard Steinle zutage trat, nicht seiner Bestrebungen auf dem Gebiete der Musik, der Litteratur, der Geschichtschreibung. Noch weniger konnten wir Reichensperger's politische Wirksamkeit würdigen. Sie begann, sobald er zum katholischen Bewusstsein erwacht war. Im Jahre 1848 wurde er in's Frankfurter Parlament gewählt, in welchem er eine hervorragende Rolle spielte. Auch am Erfurter Rumpfparlamente nahm er Theil. Im preußischen Landtage saß er 1851 bis 1863, neben seinem Bruder Peter das maßgebendste Mitglied der katholischen Fraction, die man auch die Fraction Reichensperger nannte, später der Centrumsfraction. 1863 bis 1870

blieb er dem politischen Leben fern. Erst das Jahr 1870 warf ihn wieder in die Politik. Er war mit seinem Bruder und anderen ein Gründer der Centrums-Partei des deutschen Reichstages und blieb neben Windthorst, Mallinckrodt und Schorlemer einer ihrer Führer. Erst 1885 zwang ihn eine lebensgefährliche Krankheit, dem parlamentarischen Leben endgiltig Lebewohl zu sagen. — Seine parlamentarischen Reden sind durch feinen Witz und sichere Logik ausgezeichnet, während von den anderen Centrumsleuten Windthorst durch das feine Gefühl für die momentane Lage, Mallinckrodt durch die bezwingende Überzeugungskraft, Peter Reichensperger durch feierliches Pathos ausgezeichnet waren.

In politischer Beziehung war Reichensperger großdeutsch gesinnt; seine Sympathie für Österreich blieb ungeschwächt. Auch seiner im echten Sinne liberalen Überzeugung blieb er treu; er war der unermüdliche Anwalt der Volksrechte gegenüber der modernen Staatsomnipotenz. In religiöser Beziehung stellte er die Freiheit der Kirche obenan.

August Reichensperger verdient einen Platz in der Geschichte des deutschen Volkes. Er stammte geistig von den Romantikern ab; Görres hat auf seine Entwicklung einen maßgebenden Einfluss geübt. Mit Recht hat man Reichensperger den deutschen Montalembert genannt. Wie dieser gewaltige Kämpfer des französischen Katholicismus, mit dem er auch persönlich innig befreundet war, hat er aus dem Reichthum der christlichen Kultur der Vorzeit geschöpft und ihre großen Werke dem Verständnis unserer Zeit näher zu bringen gesucht; wie Montalembert hat er seiner Nation und ihrer Eigenart mit größter Liebe angehangen; wie jener war er ein eifriger Verfechter der Freiheit in demselben Maße wie ein Feind der Revolution, ein Gegner des Staatskirchenthums und jeder anderen Form der Reaction.

Reichensperger's Leben ist nicht erfolglos gewesen. In politischer Hinsicht hat er den deutschen Katholiken mit Anderen die Bahnen gewiesen, in denen sie noch heute wandeln und in denen sie es verstanden haben, den Anstürmen der gewaltigsten Mächte dieses Jahrhunderts Widerstand zu leisten. In der Baukunst hat er durch seine rastlose Agitation einer weitverzweigten gothischen Schule die Wege geöffnet, wenn auch über das Maß der heutigen Anwendbarkeit des gothischen Stils Reichensperger's Ansichten nicht die herrschenden geworden sind; wer wird aber andererseits heute die hohe Vollendung der gothischen Baukunst, die Erhabenheit ihrer Formen, den Tiefsinn der ihr zugrunde liegenden Ideen, ihre mächtige Schönheit leugnen können? Die Erhaltung der mittelalterlichen Baudenkmale gilt seit Reichensperger auch in deutschen Landen als eine Kulturaufgabe, der sich Staat und Gemeinden nicht entziehen können. In der kirchlichen Architektur ist die gothische Bauweise, wenn

auch nicht die allein herrschende, so doch eine der üblichsten. Selbst in den Werken der Profanarchitektur darf sich die Gothik von Zeit zu Zeit hervorwagen. Und wann immer man eine Auffrischung, vielleicht auch eine Fortbildung der gothischen Formen versuchen wird, wird man auf die geistvollen, markigen Schriften Reichensperger's, als des sichersten Führers zu dem Geiste der Gothik, zurückgreifen müssen.

Willst du lesen meine Lieder . . .

Von Franz Eichert.

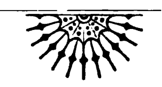
Willst du lesen meine Lieder,
Bleibe nicht in enger Kammer,
Fern von dumpfer Städte Jammer,
Auf der Wiese wirf dich nieder.

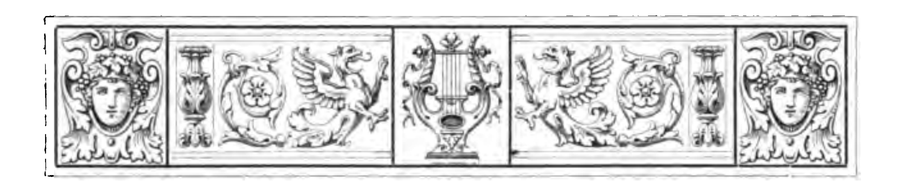
Bei der Wälder frommem Rauschen,
Bei des Wildbachs stolzem Dröhnen,
Wenn im Sturm die Eichen stöhnen,
Sollst du meinen Liedern lauschen.

Willst du meine Lieder singen,
Lass vergehn die Zeit der Rosen, —
Wenn die Stürme donnernd tosen,
Lass mit meinem Sang sie ringen.

Willst du fühlen meine Lieder,
Schreite durch der Menschheit Schlachten,
Wo der Zukunft Wetter nachten,
Frag' der Blitze Glutgefieder,

Horche, was die Stürme wehen,
Was die Donner rollend fragen —
Kannst du d'rauf nicht Antwort sagen,
Wirst du nie mein Lied verstehen.





Altgriechische Musik.

Von Dr. Richard v. Kralik.

So wie es nur Eine Wahrheit, wie es nur Ein Recht gibt, so gibt es auch nur Eine Schönheit. Die Griechen haben die Grundgesetze dieser Schönheit am fasslichsten aufgestellt und ausgeübt, sie haben sich am wenigsten unter allen Völkern von ihren objectiven Normen entfernt. Nicht dass ihre nationale Anlage eine unvergleichliche gewesen wäre. Ihre Kunst ist vielmehr die einfachste, typischeste. Die Griechen haben nach dem trefflichen Spruch eines ihrer Musiker nicht im Großen das Schöne, sondern im Schönen das Große gesucht und gefunden. Mit diesem Kernspruch gab nämlich, wie überliefert ist, Meister Kaphesias seinem Schüler eine Ohrfeige, als dieser ein ungehöriges Forte nahm. Andere haben tieferen Gehalt, größere Genialität aufzuweisen, wir werden uns aber doch immer wieder gern am richtigen Maß der Griechen orientieren. Wie würde es wohl bei uns aussehen, wenn griechische Kunst und Philosophie uns nicht vorausgegangen wären? Wir können uns ohne das griechische Kulturelement die Gestaltung der beiden anderen substanzialeren Factoren unserer Kultur, des nationalen und des christlichen Factors, kaum vorstellen.

Und immer mehr lernen wir die griechischen Vorbilder schätzen, ja wir entdecken, dass uns die Griechen auch in solchen Künsten nicht nachstanden, von denen wir lange das Gegentheil glaubten. So ist es uns mit der Malerei ergangen, seit Herculanum und Pompeji aufgedeckt ist, seit in Ägypten neuestens die überraschenden Porträtbilder gefunden wurden. Und jetzt sind wir auf dem Wege, auch der griechischen Musik gerecht zu werden. Bald wird das Vorurtheil schwinden, als ob nur gerade hier die Griechen nicht über den Standpunkt halbwilder Völker hinausgekommen wären. Wir wissen ja, dass sie selber kein Kunstgebiet so geliebt, gepflegt, so wertgehalten haben.

Es geschieht also auch in der praktischen Absicht, unserer lebendigen Kunstübung eine neue Anregung zuzuführen, wenn wir uns mit griechischer Musik abgeben. Der Augenblick scheint dazu geeignet. Einerseits ist unsere

musikalische Entwicklung wieder an einem Höhepunkt angelangt, der nicht überboten werden kann; unsere Zeit sucht überall neue Gebiete und Richtungen, neue, festere Fundierungen für ihre Kulturarbeit. Andererseits ist unsere noch immer sehr mangelhafte Kenntnis der antiken Musik doch gerade in der letzten Zeit durch neue Entdeckungen und Forschungen wesentlich bereichert worden. Durch Zusammenfassung des Wissenswertesten, durch Mittheilung und Bearbeitung sämmtlicher Musikreste will ich hier vor allem dem praktischen Musiker und Musikfreund dienen.

Das Grundprincip der hellenischen Musenkunst besteht in der Unterordnung der Musik unter die Poesie, oder vielmehr in der Durchdringung, in der Einheit beider untrennbaren Künste. Keine Dichtung ohne Musik; keine Musik ohne Dichtung; kein Dichter, der nicht zugleich Musiker, kein Musiker, der nicht selber auch Dichter ist. Diese Grundsätze galten nicht nur für die griechische, sondern für alle Musik, bis auf die westeuropäischen „Componisten“ vom Ende des Mittelalters an. Der neuere Musikalismus hat wohl sehr viel Schönes, aber auch viel Ungesundes gezeitigt und bald wieder Correcturen gefunden an den Monodikern, an Gluck's Reform, am Volkslied, am Kunstwerk Richard Wagner's. Ich halte diese Reformbewegung noch lange nicht für abgeschlossen. Die Kenntnis der griechischen Musik mag dabei ein wesentliches Mittel der Klärung bieten.

Die Musik war aber den Griechen doch nicht bloß ein hübsches Ornament, eine gefällige Farbe, die zur Poesie hinzukam, sie galt im Gegentheil schon durch sich selbst für befähigt, Seelenbewegungen zu malen, Leidenschaften und Stimmungen zu erregen und zu beruhigen. Dem Rhythmus sowohl wie der Melodie wurde diese Fähigkeit beigelegt. Die Musik diente nicht als Tönespiel, sondern als Ausdrucksmittel, sie war Programmmusik. Darum widmeten Philosophen, Staatsmänner, Pädagogen, Moralisten ihre ganze Aufmerksamkeit diesem wichtigen Factor der Volkserziehung.

Die Heldengedichte waren ursprünglich für den Gesang der Rhapsoden gedichtet. Hymnen und Götterlieder wurden ebenso gesungen wie Spott- und Liebesgesänge. Als Tyrtaios für die Spartaner Militärmärsche componierte, dichtete er zugleich den mitzusingenden Text. Kein Tanz wurde getanzt, der nicht mit unterlegtem Texte mitzusingen war. Selbst die Verse auf dem Grabstein sollten nach den dazu gemeißelten Noten abgesungen, nicht abgelesen werden. Vor allem aber war das Drama reichlich durch Chöre, Sologesänge und Melodramen ausgestattet, die natürlich kein anderer als der Dichter selber gleich mit componierte. Die musikalische Theorie gehörte

so zum Handwerk des Dichters, und umgekehrt fiel ein Hauptheil der Musik, nämlich die Rhythmik, ganz mit dem formalen Theil der Poetik zusammen, das heißt, die musikalische und die poetische Kunstform war eine und dieselbe.

Gerade in diesen rhythmischen Formen war die antike Kunst groß. Erst vor kurzem ist die ganz moderne Phrasierungslehre aus der Anregung der Alten hervorgegangen. Auf den Rhythmus legten die Alten den größten Wert; er wurde als das männliche, Melodie und Harmonie als das weibliche Princip aufgefasst, oder nach aristotelischer Philosophie jener als formender Geist, diese als zu formende Materie; oder, platonisch zu reden, jener als Ausfluss der Idee, diese als Bereich der Sinnenwelt. In der Form suchten ja die Griechen das Schöne und Ausdrucksvolle, daher der geistige, erhabene, maßvolle Charakter ihrer Kunst. Hier liegt vielleicht der Hauptunterschied vom Kunstwerk Richard Wagner's, das mehr durch Tonfülle und harmonischen Reichthum wirkt, sonst aber Vieles griechischer Anregung verdankt.

Da die musikalischen Formen der Griechen vom Versmaß ausgehen, so können wir diese Seite ihrer Musik selbst da, wo keine Noten überliefert sind, fast von den Texten ablesen, was bei modernen Principien unmöglich wäre. Die langen und kurzen Noten ergeben sich aus den langen und kurzen Silben des Textes, und selbst Pausen oder übermäßige Verlängerungen lassen sich gesetzmäßig aus dem Rhythmus erschließen. Die kurze Silbe ist das Grundmaß, die lange Silbe hat gewöhnlich die doppelte Dauer (—), sie kann aber auch dreizeitig (⏗), vierzeitig (⏘), fünfzeitig (⏙) sein. Auch die Pause wird durch die griechische Notenschrift als einzeitig (∧), zweizeitig (⊼) und so fort, bezeichnet. Die Betonung ist unabhängig von der Länge; sie wird in der Notenschrift durch einen darübergesetzten Punkt, die stärkere Betonung durch zwei Punkte ausgedrückt. Für gewöhnlich ergeben sich Maß und Rhythmus aus der Structur der Verse und bedürfen keiner Bezeichnung. Was wir Takt nennen, nennt der Grieche Versfuß, da der Takt nicht nur mit der Hand, sondern mit dem Fuß, durch den Tanzschritt markiert wurde. Der dreizeitige Takt wird durch Jamben und Trochäen (⏑ —, — ⏑), der vierzeitige durch Spondeen, Anapästen oder Dactylen (— —, ⏑ ⏑ —, — ⏑ ⏑), der fünfzeitige durch den Päon (— ⏑ —) und seine verschiedenen Auflösungen, der sechszeitige durch die verschiedenen Formen des Jonicus &c. (— ⏑ ⏑ —, — — ⏑ ⏑, ⏑ ⏑ — —) ausgefüllt. Mehrere Takte zusammen bilden Dipodien, Tripodien, Pentapodien, beziehungsweise den Trimeter, Tetrameter, Pentameter, Hexameter. Die rhythmischen Glieder reihen sich so zu Perioden und Strophen, deren complicierter Bau vom feinsten, kühnsten Formsinn geleitet

ist. Ursprünglich zwar scheinen die Strophen nur aus einer bestimmten Anzahl gleicher Verse bestanden zu haben. Aus diesen gleichartigen Urstrophen entwickelte sich einerseits die strophenlose Epik und jambische Dichtung, anderseits die Fülle der lyrischen Strophengebäude. Nur die einfache Liebeslyrik begnügte sich mit den bekannten kleinen Strophen, den sapphischen, alcäischen, asclepiadischen, die schlicht aneinander gereiht wurden. Die großen Hymnen, wie sie z. B. von Pindar erhalten sind, haben einen reicheren, abwechslungsvollen Bau. Sie sind nach demselben Formprincip entworfen, wie die Gebäude der Minne- und Meistersinger, wo auf zwei gleiche „Stollen" ein eigenthümlich verschiedener Abgesang folgt, oder wie bei unserer Sonate, wo auf einen zweimal gespielten ersten Theil ein anders geführter Schlusstheil einsetzt. Auch bei den griechischen Lyrikern galt wie bei den Minnesingern das Gebot, für jedes größere neue Werk neue Strophenformen zu erfinden. Die Chorlieder des Dramas unterscheiden sich nur dadurch, dass sie bloß Strophen und Gegenstrophen, aber für gewöhnlich keinen Abgesang, keine Epode haben. Statt dieser folgt sogleich ein neues Strophenpaar, während der Lyriker im selben Gedicht sein Strophengebäude beliebig oft wiederholt.

Wenn die Griechen, was den Reichthum des Strophenbaues betrifft, noch an dem Minnesang und dem Volkslied Rivalen haben, so stehen sie ganz einzig da durch die Mannigfaltigkeit des Versbaues; hier mischen sie die verschiedensten Versfüße in Versen und Strophengliedern auf die originellste Weise. Es entstehen daraus jene unendlich abgestuften Formen, die von der Theorie nur ganz unzulänglich als Logaöden, Dactylo-Epitriten, Dochmien &c. classificiert werden.

Auch auf dem Gebiete des griechischen „Melos", der Melodiebildung, treffen wir den größten Reichthum. Zwar beruht auch das griechische Tonsystem, wie das moderne, wie das aller Völker auf der diatonischen Tonleiter. Aber außer den gewöhnlichen Scalen und ihren Transpositionen durch alle zwölf Halbtöne kannten die Griechen noch mindestens drei andere Scalenbildungen.

Die erste ist die fünftonige Scala. Man ließ nämlich, um besonders erhabene Wirkungen zu erzielen, zwei Töne der siebenstufigen Scala aus, nämlich d und g. Die Griechen erzielten ja überhaupt ihre stärksten Wirkungen durch die Beschränkung. Diese Scala lautete also: A H c. e f. Die Chinesen und Schotten kennen bekanntlich auch eine fünfstufige Scala (c d e. g a.). Aber während sie die Leittöne vermeiden, folgen die Griechen gerade dem entgegengesetzten Princip: die Halbtöne sind

ihnen das Wichtigste. Durch consequente Weiterbildung dieses Princips haben sie noch zwei andere Scalen aus der Fünftonreihe entwickelt. Die eine, die „chromatische“, setzt anstatt der ausgelassenen Töne ihre Erniedrigungen des und ges ein. Dadurch kommen noch mehr Halbtonschritte heraus (A H c des e f ges). Die „enharmonische“ Scala ersetzt die beiden ausgeschalteten Töne gar durch Vierteltöne, die zwischen die Halbtöne H—c und e—f eingesetzt werden. Hier versagt unsere moderne Notenbezeichnung und fast auch unser Gehör. Wir müssen uns eben jene Töne als ausdrucksvolle Übergänge vorstellen, wie sie ja auch von unseren Sängern und Geigern bewusst oder unbewusst gebraucht werden. Dass den Griechen selber die Sache nicht ganz zweifelsohne war, ersieht man daraus, dass die Zeitgenossen des Aristoxenos, wie dieser Schüler des Aristoteles klagt, nicht mehr die Fähigkeit hatten, jenen Zwischenton wahrzunehmen, und ihn daher einfach leugneten.

Es gab noch andere Feinheiten der Stimmung. Der Sologesang zog die irrationalen Töne vor. Zum Zwecke mannigfaltiger Charakteristik stimmte der Virtuose einige Töne seiner Scala schärfer, und die Theoretiker versuchten das in ein System zu bringen. Wir können dies ohne Schaden für unseren Zweck übergehen.

Ein praktischer Vorzug der griechischen Musik war es, dass, während wir nur zwei Tongeschlechter kennen, Dur und Moll, die Griechen deren sieben hatten, die sie auch wieder in alle zwölf Halbtöne der chromatischen Scala transponieren konnten. Sie machten nicht nur das C und A, sondern alle sieben Stufen der diatonischen Scala zum Ausgang eines Tongeschlechts. Unsere Kirchenmusik, die ganz auf der Antike beruht, bewahrt allein noch diesen Schatz, und es steht zu hoffen, dass er von da aus wieder unserer praktischen Musik zugute kommen möge.

Die Griechen nannten das Primgeschlecht (um Helmholtz' Ausdruck zu gebrauchen), nämlich unser Dur (C—c), die lydische Tonart, das Secundengeschlecht (D—d) phrygisch, ein Moll mit großer Sext (h statt b). Das Terzengeschlecht (E F G A H c d e) hießen sie dorisch, das Quartengeschlecht (F—f) hypolydisch; es ist ein Dur mit übermäßiger Quart (h statt b). Das Quintengeschlecht (G—g) benannten sie jonisch, ein Dur mit kleiner Septime (f statt fis). Als äolisch galt ihnen das Sextengeschlecht (A—a), unserem Moll entsprechend, und endlich als mixolydisch bezeichneten sie das Septimengeschlecht (H c d e f g a h). Nebenbei bemerkt, stimmt die heutige Benennung der Kirchentonarten damit nicht überein, sie beruht auf einem leider sehr eingewurzelten gelehrten Irrthum. Die richtige antike Benennung ist daher wiederherzustellen, da wir doch auch in der Architektur es

nicht dulden würden, wenn etwa der dorische Stil irrthümlich jonisch genannt würde.

Wir fanden also drei Tonarten, die mit unserem Dur Ähnlichkeit haben (C, F, G), zwei, die sich mit unserem Moll vergleichen lassen (D, A), und endlich zwei (E, H), die unserer Musik ganz fremd sind: ihre gemeinsame Eigenthümlichkeit besteht darin, dass sie den Leitton auf der untersten Stufe haben. Wir finden also in der griechischen Musik ebenso viele Stile wie in der Architektur. Dem altnationalen dorischen Architekturstil entspricht das dorische (und mixolydische) Tongeschlecht, dem jonischen Stil entsprechen die drei aus Kleinasien stammenden Durgeschlechter, und dem korinthischen Stil die beiden Mollgeschlechter; die Korinther waren ja auch Äoler.

Wie gesagt, kann man alle sieben Tongeschlechter beliebig nach allen zwölf Stufen der chromatischen Tonleiter transponieren. Wenn man z. B. alle der besseren Übersicht und des bequemeren Singens wegen auf die Octave C—c transponieren wollte, so wird die C-Scala durch ein vorgesetztes Kreuz (fis) hypolydisch, durch ein vorgesetztes b jonisch. Zwei b machen sie phrygisch, drei b äolisch, vier b dorisch und fünf b mixolydisch (c des es f ges as b c). Ohne Vorzeichen bleibt sie lydisch. Doch genug einstweilen davon. Die Mittheilung eingehenderer Studien über die alten Tonarten und über ihre Wiederbelebung für die praktische Musik hebe ich mir für eine andere Gelegenheit auf.

Die Wertschätzung der verschiedenen Tonarten war sehr verschieden. Am höchsten galt die dorische.

Über das viel umstrittene Problem der antiken Harmonielehre dürften folgende Sätze ungefähr den Stand des gegenwärtigen Wissens und Meinens wiedergeben. Niemals wurde mehrstimmig gesungen. Wenn hohe und tiefe Stimmen zusammen sangen, geschah es nur in der Octave. Bei der Stellung der Musik zur Poesie war es anders nicht denkbar. Das Wort musste immer die Hauptsache bleiben und verstanden werden. Dass auch in der modernen Musik durch Einstimmigkeit, durch das «Unisono» die größten Wirkungen erzielt werden, beweisen manche Arien von Händel im „Samson“ und „Messias“, der Schlusschor der Gluck'schen Iphigenie auf Aulis u. s. w. Auch Liszt hat dieses Kunstmittel bevorzugt. Rousseau hat überhaupt die Harmonie für eine gothische Barbarei erklärt, und er war kein schlechter Musiker, wenn er auch hier wie gewöhnlich etwas über die Schnur haut. Es wird auch der modernen Musik gut thun, sich noch mehr von der Alleinherrschaft des vierstimmigen Satzes zu befreien, wozu schon der kirchliche Choral anleiten sollte. Die Griechen haben aber nicht unbegleitet gesungen; ja ihnen galt der unbegleitete Gesang eher für barbarisch. Freilich muss in der

ältesten Zeit die Instrumentalbegleitung mit der Singstimme im Einklang gewesen sein. Aber bereits in sehr früher Zeit kam eine von der Singstimme unabhängige Instrumentalbegleitung auf. Es ist überliefert, dass Pindar und Simonides die Kunst der selbständigen Instrumentalbegleitung besonders gut verstanden hätten. Diese Begleitung wird sogar als contrapunktisch geschildert, in kürzeren Noten, als die Singstimme hatte. Aber sie lag über derselben, nicht wie unser Bass darunter. Sie ähnelte also darin der volksthümlichen Übung des „Übersingens“ einer Melodie, und wir können vermuthen, dass es wenigstens in der mündlichen Tradition der alten Musikschulen bestimmte Regeln der Begleitung gegeben haben mag. Der technische Ausdruck für diese Kunst war „Heterophonie“. Aristoteles erwähnt auch Instrumentalduette, wo die Melodie in der tieferen Stimme lag. Er kennt und beschreibt ganz genau den Eindruck der Befriedigung, wenn die Begleitstimmen am Schlusse wieder mit der Singstimme zusammenkommen; er bemerkt auch, dass diese Befriedigung um so größer ist, je größer vorher die Divergenz war. Auch stellt er die Frage auf, weshalb uns ein symphonischer Accord mehr befriedige als der Gleichklang. Für Anfang und Schluss gebrauchte man (wie im 15. Jahrhundert) nur die vollkommen consonierenden Intervalle, Einklang, Octave, Quint und Quart; sonst war jedes Intervall erlaubt.

Es scheint, dass die Mehrstimmigkeit nach Pindar's Zeit bald wieder zurückgieng, ungefähr so wie in der christlichen Musik, wo wir ja auch im 15. und 16. Jahrhundert einen Gipfelpunkt der Polyphonie sehen, der später nie mehr erreicht, ja kaum angestrebt wird. Jedenfalls dürfen wir uns die Mehrstimmigkeit der Griechen keinesfalls „gothisch“ vorstellen, wie bei den Niederländern oder Sebastian Bach, sondern so einfach und maßvoll wie die ganze griechische Kunst, die nie durch Masse und Fülle erdrückt, sondern durch Klarheit und Einfalt beruhigt.

Man wird sich die Entstehung der Mehrstimmigkeit ähnlich vorzustellen haben, wie im Mittelalter aus der praktischen Übung und Virtuosität der Sänger, der Discantisten, das „Auseinandersingen“ entstanden ist. Nur war diese Übung bei den Griechen auf die Instrumente beschränkt und erreichte nie die Künstlichkeit der Fuge, auch kaum die Homophonie des mehrstimmigen Satzes. Sie diente nur zur Hebung der Einstimmigkeit, wie die Farbe zur Hebung der Plastik und Architektur diente. Ich glaube, dass Liszt in gewissen ganz dünn gehaltenen Liedern und Instrumentalstellen der griechischen Weise oft sehr nahe kommt.

Die Mehrstimmigkeit drängt zur Erfindung eines Notensystems. In der That besaßen die Griechen eine Notenschrift für Instrumente schon

aus sehr früher Zeit. Sie beruht auf dem alten dorischen Alphabet, wie es auf den ältesten Steinschriften um die solonische Zeit in Gebrauch war. Der gewöhnlich geschriebene Buchstabe bedeutete den nicht alterierten Klang, liegend bedeutete er eine Vierteltonerhöhung, von rechts nach links gekehrt die Erhöhung um einen Halbton. Unser h z. B. wurde durch K ausgedrückt. ꓘ bedeutet his, ⋊ den Viertelton zwischen h und his.

Die Noten für die Singstimmen stammen aus dem späteren jonischen Alphabet, das erst seit dem peloponnesischen Krieg officiell aufgenommen wurde. Hier wurden nach einem mechanischeren System die ursprünglichen, die halb- und viertelerhöhten Töne einer Octave mit A bis Ω numeriert, und zwar von oben nach unten; die Noten der unteren Octave wurden auf den Kopf gestellt, die der oberen mit einem Strich versehen, wie wir ja auch eingestrichene ꝛc. Octaven kennen. Durch ebensolche Striche wurde die oberste Octave der Instrumentalnoten bezeichnet.

Das ganze doppelte Notensystem gieng vom zweigestrichenen Sopran-$\bar{\bar{g}}$ bis hinunter zum großen Bass-F. Instrumental- und Vocalnoten wurden übereinander geschrieben und beide über den Text. In einem Fall, bei dem erhaltenen Chorfragment des Euripides, stehen Instrumentalnoten zwischen dem Text. Sie übernehmen den Ton der pausierenden Stimme.

Wir besitzen aus dem Alterthum eine Schrift des Alypios, die uns in das System der antiken Notenschrift so gründlich einführt, dass wir imstande sind, alles zu lesen, was uns von griechischen Partituren etwa noch bekannt werden mag.

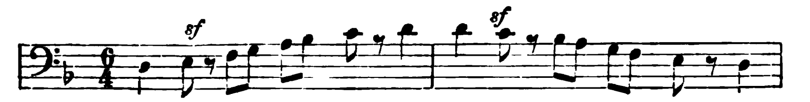
Was nun die griechische Instrumentationslehre betrifft, so waren die meisten Lieder, gewiss alle dramatischen Chorgesänge, für einstimmigen Männerchor gedacht. Bei großen lyrischen Werken sangen die Knaben in der Octave mit. Es gab aber auch Hymnen bloß für Knabenstimmen und Jungfrauenlieder für weibliche Stimmen nach spartanischer Sitte. Die Stimmregionen wurden charakteristisch auseinander gehalten. Die Basstöne galten als typisch für das tragische Chorlied, die Barytontöne wurden den Hymnen als passend erachtet; die höheren Tenortöne waren dem Sologesang der Bühne und dem Concert vorbehalten. Der Sologesang wurde bei den Virtuosengesängen der Rhapsoden, besonders bei den großen festlichen Wettkämpfen angewendet, sei es nun mit selbst ausgeführter Begleitung der Leier oder zum Flötenspiel eines Begleiters. Im Drama waren lyrische Sologesänge häufig, besonders bei Trauerklagen (Threnoi). Zum Sologesang gehörte auch das gesellige Trink- und Liebeslied, das „Skolion“.

Das Orchester zerfiel in Blasinstrumente und Saiteninstrumente. Für jene war der Haupttypus der „Aulos“, eher der Clarinette oder Hoboe ähnlich als der Flöte. Er reichte wie unsere Bassclarinette und das Englischhorn bis in die tieferen Regionen der Männerstimmen hinab. Die Blechinstrumente scheinen nicht für die Kunstmusik verwendet worden zu sein, obwohl bei den Olympischen Spielen auch ein Wettkampf der Trompeter seit 396 v. Chr. stattfand. Bei großen Concerten wurde aber die Syrinx gebraucht, die durch angesetzte Kesselmundstücke, wie es scheint, dem sanften Holze den schmetternden, durchdringenden Ton des Metalls verlieh. Die Wind- oder Wasserorgel wurde nur zur Circusmusik verwendet.

Die Saiteninstrumente, Phorminx, Lyra, Kithara, Barbiton, stehen zwischen unserer Zither, Guitarre und Harfe. Sie waren nicht reich an Saiten, auch hatten sie kein Griffbrett, um durch Verkürzung neue Töne hervorzubringen. Nur ausnahmsweise und nicht für classische Musik kommen lautenähnliche Instrumente vor. Man schlug die Saiten nicht nur mit dem Finger, sondern gewöhnlich wie unsere Mandolinen mit einem Stäbchen (Plektron) an. Der Solosänger begleitete sich selbst. Zur Flötenbegleitung brauchte er natürlich einen zweiten. Pindar und die Tragiker lieben es, in den Texten selber anzudeuten, ob der Chorgesang durch Flöten, durch Saiten oder durch beides begleitet wird.

Es gab auch reine Instrumentalmusik, aber auch diese hatte den Charakter einer Hymne ohne Worte. Von den Virtuosen pflegte nämlich bei den delphischen Wettspielen der Kampf Apollons mit dem Drachen Python illustriert zu werden. Es war also die reine Programmmusik, dabei aber doch in einer festen traditionellen Sonatenform, im «Nomos pythios», der aus folgenden fünf Sätzen bestand: 1. Durchspähung des Kampfplatzes durch Apollon. 2. Herausforderung des Drachen zum Kampf. 3. Der Kampf. 4. Die Klage des sterbenden Ungethüms. 5. Siegesklänge. Diese Form war eine Erfindung des Olympos.

Wir besitzen einige Instrumentalstücke in Noten, wie es scheint Fragmente aus einer Lyra- oder Flötenschule, vielleicht contrapunktische Begleitstimmen zu einer nicht vorhandenen Melodie. Als Zeichen, dass die Griechen wohl harmonisch gefühlt haben, kommt zweimal der von oben nach unten gebrochene D-moll-Accord vor. Wir erfahren auch bei dieser Gelegenheit, in welcher originellen Rhythmisierung der hellenische Schüler Scalen auf- und abwärts übte:



Die Instrumentalmusik wurde auch als melodramatische Begleitung der Recitation benützt, zuerst von Archilochos in seinen Jamben, dann im dramatischen Dialog, endlich auch in den Dithyramben. Das nannten die Griechen „Parakataloge" d. h. neben der Musik hin reden.

An die Theorie der griechischen Musik mag sich nun eine chronologische Übersicht anschließen. Gerade die rasche Entwicklung wie der noch raschere Verfall dieser Kunst gehören zu den interessantesten Kapiteln der griechischen Kulturgeschichte. Ich gebe diese Übersicht nach herodotischer Generationen-ordnung, wobei ich auch die mythische Zeit nicht übergehen will, der allerdings nur relative und symbolische Glaubwürdigkeit zukommt.

1433 v. Chr. Olen, der Lykier, Gründer des musikalischen Apollo-cults, ältester Hymnendichter auf Delos, erfindet den Hexameter, die gerade Taktart. 1400. Der Kreter Chrysothemis, Sohn des Karmanor, gilt als ältester Sieger in Delphi bei den musischen Kämpfen. Sein Sohn oder Nachfolger Philammon (1366) siegt in Delphi mit kitharodischen Hymnen, er stellt daselbst heilige (Jungfrauen-)Chöre auf, gilt als Erfinder der Weisen zur Kithara. Gleichzeitig ertönen des Linos Trauergesänge; er erfindet die dreisaitige Leier, gilt als Personification des Volksliedes, als Vorgänger des Hesiod, als Gegner der apollinischen Richtung.

1333 v. Chr. Thamyris oder Thamyras, dem Philammon in Thrakien geboren, repräsentiert die dritte Sängergeneration in Delphi; er gilt als Gegner der „Musen", der thrakischen Schule, und als Erfinder des Lyraspiels ohne Gesang. Sein Lieblingsschüler Hymenaios ist das personificierte Hochzeits-lied. Gleichzeitig soll Pieros, Sohn des Linos, den Kult der Musen aus Thrakien gebracht haben. Diese thrakische Musik übt Amphion in Theben. 1266. Orpheus, Enkel des Pieros, bildet das heroische Versmaß aus, gilt als Vertreter der reinen Musik. Die homerische Kultur (1200) kennt die Musik als Übung der Helden z. B. des ruhenden Achilleus, als Götterhymnus, als weltliche Hofmusik, deren Vertreter Demodokos von Kerkyra, Phemios von Ithaka sind. Homer, dessen Persönlichkeit die Griechen in die Generation von 966 v. Chr. setzten, nur wenig später als David und Salomon, kennt die sieben-saitige Leier, die Erfindung des Hermes. Dennoch werden wir uns als Grundlage seiner Melodien das Tetrachord, die Viertönereihe zu denken haben; die älteste Zeit begnügte sich mit demselben engen Umfang, wie ihn noch heute das gregorianische Pater noster und die Präfation zeigt, bekanntlich genug, um die höchsten, unüber-trefflichsten Wirkungen zu erzielen. Die dorische Tonart herrscht noch allein.

800 v. Chr. Hyagnis aus Kelainai in Phrygien erfindet die phry-gische Tonart (D—d) und stellt die Diatonik für die Flöte fest. Sein Sohn

Marsyas (766) vereinigt die mehreren Rohre der Pfeifen in ein Flötenrohr mit Tonlöchern. Dessen Sohn Olympos (733) gilt als der eigentliche Begründer der schönen, hellenischen Musik. Er läßt zu erhabenen Wirkungen zwei Töne G und D der siebenstufigen Scala aus. Er führt die lydische Tonart ein (C—c), bildet als Flötenspieler die reine Instrumentalmusik, die Auletik, aus und erfindet dafür eine Sonatenform in fünf Theilen, den „Nomos". Seine Compositionen galten noch in später Zeit als unübertrefflich. Sein pythischer Nomos ahmte den Drachenkampf des Apollon nach; sein Nomos polykephalos auf Athene malte den Tod der Medusa; sein Nomos harmatios scheint den kyklischen Dactylus, den Dreiachteltakt verwendet zu haben. Sein Schüler Hierax brachte diese kleinasiatische Flötenmusik nach Argos, wo sich noch lange festliche Melodien von ihm erhielten.

700 v. Chr. Terpandros, der äolische Sänger und Kitharist, kommt nach Sparta und begründet dort den ersten klassischen Stil, die erste musische „Katastasis", indem er die Kunstform des „kitharodischen Nomos", der Cantate mit Zitherbegleitung erfindet. Diese Form bestand aus sieben Sätzen: Vorgesang, Anfang, Übergang, Hauptsatz, Rückwendung, Schluss, Epilog. Seine Melodien umfassten die ganze Octave, vermieden aber das C (also in der dorischen Tonart: e f g a h d e). So rühmt er sich in einem erhaltenen Fragment:

Wir, absagend der Liebe zum vierfachtönenden Liede,
Stimmen dir siebenbespannt zu der Phorminx neuen Gesang an.

Er führt auch die äolische Tonart ein (A—a). Er componiert oratorienhaft einzelne Stellen der homerischen Gedichte den neueren reicheren Kunstmitteln gemäß und stellt ihnen selbstgedichtete Proömien voraus; auch Lykurgs Gesetze soll er in Musik gesetzt haben. Die Stropheneintheilung führte er neuerlich durch. Das Wichtigste aber ist, dass er zuerst die von der Singstimme contrapunktisch verschiedene Instrumentalbegleitung aufbrachte. So sang er z. B. über dem von der Lyra markierten Rhythmus der Hexameter folgende molossische, aus lauter langen, vierzeitigen Silben bestehenden Verse:

Zeus, du Ur · an · fang, du Ur · grund des Alls,

Zeus, zu dir send' ich des Preis · lieds An · fang.

Von seinen Nomen waren in der späten Zeit noch folgende bekannt: der Böotische, der langsam begann und erregt endete, der Äolische, der Trochäische (langsame) und Orthios (schnelle), der Oxys (hohe), der Terpandrische, der Tetraoidios, der wohl auf dem einfachen Tetrachord beruhte, endlich der Kepion, nach seinem Lieblingsschüler also genannt. Dieser Kepion oder Kapion wendete auch eine dreisaitige Zither, „Asias" genannt, an, die später beim Satyrdrama im Gebrauch war.

666 v. Chr. Kallinos erfindet das elegische Distichon und die Elegie, die dann Tyrtaios ausbildet. Archilochos gebraucht zuerst den jambischen Trimeter, den trochäischen Tetrameter, also die ungeraden Taktarten ausgiebig, auch den Creticus, das Prosodiakon, den archilochischen Hexameter, die Epoden. Dadurch, dass er verschiedene Taktarten, gerade und ungerade, verbindet, wird er der eigentliche Begründer der griechischen Lyrik. In der Erfindung der Zweistimmigkeit spielt er eine noch wichtigere Rolle als Terpandros. Das Melodram, die Parakataloge, geht auf ihn zurück. Noch zu Pindars Zeit wurde in Olympia sein populär gewordenes Siegeslied „Tenella Kallinike" gesungen. Sein Zeitgenosse Aristonikos aus Argos, der zu Kerkyra wohnte, bildete die Psilokitharistik aus, das Lyraspiel ohne Gesang, das dann später Lysandros aus Sikyon durch mehr und längere Saiten sowie durch verschiedene Weisen verbesserte.

633 v. Chr. Alkman begründet die Chorlyrik durch die Jungfrauenlieder, die er für Sparta dichtet und componiert. Die Dreitheilung der Strophe, die damit zusammenhängt, wird von Stesichoros, dem „Chorsteller", später bei seinen großen Chorcantaten festgehalten. Arion gibt durch seine Dithyramben den Übergang zum musikalischen Drama.

600 v. Chr. Die zweite musische Katastasis in Sparta, d. h. die zweite Einführung eines neuen Stiles, beruht hauptsächlich auf der „Aulodik", dem Gesang mit Flötenbegleitung. Nach dem vorbereitenden Wirken des Klonas aus Tegea oder Theben gelingt es dem Thaletas aus Kreta, diesen Stil in Sparta, Argos und Arkadien durchzusetzen, besonders bei den Tanzchören der heiligen Feste. Den fünfzeitigen Takt nahm er aus der Tradition des Olympos auf. Zugleich wird die Enharmonik herrschend. Seine Arbeit wird ausgeführt von Xenodamos aus Kythere, dessen mimische Tanzchöre mit Soli gemischt waren, von dem blindgebornen Xenokritos aus Lokroi, dem Erfinder der lokrischen oder italischen Tonart, der heroische Stoffe mit dramatischer Handlung dithyrambenähnlich bearbeitete. Polymnastos aus Kolophon erfand die hypolydische Tonart (F—f); er bildete die Eklysis und Ekbole aus, d. h. das irrationale Höher- oder Tieferstimmen. Sakadas von Argos führte den Wechsel der Tonarten im selben Tonstück durch. Sein Nomos trimeles bestand aus einem dorischen, einem

phrygischen und einem lydischen Satz. Er führte das Flötenspiel auch bei den pythischen Spielen zu Delphi ein, indem er den Nomos pythios des Olympos, wohl in neuer Composition, spielte. Er siegte dort 580 v. Chr. Von den aulodischen Nomen dieser Schule des Klonas sind noch dem Namen nach bekannt: der Apothetos, auserwählt für besonders festliche Gelegenheiten; der Elegos (Trauergesang), der Komarchios (Lustgesang), der Schoinion, der Tenedios. Polymnastos, dem die Hauptarbeit bei der Einführung der Enharmonik zugeschrieben wird, mag auch der Erfinder des ältesten Notenalphabets für Instrumente sein. Auch die bereits früher bekannte Transposition der Tongeschlechter auf verschiedene Stufen der Scala wurde durch ihn erweitert. Gleichzeitig benannte Pythagoras die Töne der Leier und stellte die Theorie der vollständigen Octave auf. Er wollte die Akustik mehr nach dem Verstand als nach dem Gefühl beurtheilt wissen, was ihn leider verleitete, manche Intervalle für dissonierender zu halten, als sie in Wirklichkeit sind. Dieses falsche Theoretisieren hat auf die Musikentwicklung von anderthalb Jahrtausenden hemmend eingewirkt.

In die gleiche Zeit fällt die Blüte der äolischen Musik in Lesbos, wo Alkaios und Sappho ihre kleinen vierzeiligen Strophen zu lebensvollen Liedern gebrauchen; wir dichten und singen noch heute nach diesen unvergänglichen Formen. Sappho erfindet außerdem die mixolydische Tonart (H—h). Der Jonier Mimnermos dichtet damals Elegien an seine geliebte, spröde Flötenspielerin Nanno, die seine Gesänge zu begleiten hatte. Seine Flötencompositionen waren bei athenischen Festen noch lange gebräuchlich.

566 v. Chr. Der Jonier Pythermos aus Teos führt die jonische Tonart (G—g) ein. Perikleitos ist der letzte lesbische Kitharode aus der Schule Terpander's, der bei den Karneien in Sparta siegte. Anakreon begleitet seine weinseligen Lieder auf der lydischen zwanzigsaitigen Magadis. Ibykos componiert für Knabenchöre.

533 v. Chr. Wir treten nun aus der archaischen Zeit in die Periode der classischen attischen Musik ein. Das Haupt dieser Schule ist Lasos aus Hermione, der unter den Pisistratiden in Athen wirkt. Er bildet den von Arion erfundenen Dithyrambus aus und führt ihn zu Athen bei den Festen ein. Er schreibt in Prosa ein Buch über Musiktheorie, macht mit dem Pythagoreer Hippasos von Metapont Versuche in der Akustik. Er differenziert das Tempo, den Vortrag. Vor allem aber führt er die Mehrstimmigkeit der Instrumentalbegleitung ein, indem er mehrere Blasinstrumente polyphonisch zur Begleitung des Gesanges verwendet, die Harmonie also mindestens dreistimmig macht. Sein Gegner Pratinas spottet deshalb, dass er das Orchester zur Hauptsache mache.

500 v. Chr. Den Höhepunkt dieser Entwicklung bezeichnet Pindar, welcher zu den begleitenden Blasinstrumenten noch das Saitenspiel hinzufügt, wie er selber singt (Ol. 3): Ich gedenke, dem Hieron die Klänge der Phorminx, den Schall der Flöten und die Stimme des Gesanges geziemend zu vereinigen. Er verwendet auch für Gesang und Begleitung verschiedene Tongeschlechter; so ist seine erste olympische Ode in äolischer Tonart componiert, die begleitende Phorminx aber dorisch gestimmt. Das attische Drama nimmt alle diese Errungenschaften der Musik in sich auf. Es ist bei Aischylos noch mehr ein großes Oratorium mit Chören, Sologesängen und verbindendem Dialog, der auch meist melodramatisch begleitet wird.

466 v. Chr. Bei Sophokles erst steht die dramatische Rede gleichberechtigt der Musik gegenüber. Hier auf dem Höhepunkt beginnt schon theilweise der Verfall durch die musikalischen Neuerungen des Melanippides und des Phrynis. Diese beiden lösen die alten Formen der Musik auf und werden deshalb von den Komikern verspottet. Phrynis mischt verschiedene Maße, vermehrt die Saiten der Lyra auf neun, weshalb ihm in Sparta von dem Ephoren Emprepes zwei abgeschnitten werden; er führt auch zuerst Coloraturen ein und dreht die menschliche Stimme wie einen Kreisel. Im späteren Alter wurde er wieder mehr reactionär. Melanippides gieng in der Saitenvermehrung noch weiter. Seit ihm wurde der Flötist wichtiger als der Dichter, er bezahlte diesen, während früher das Verhältnis umgekehrt war. Der vielseitige Jon rühmt sich dieser Neuerungen in folgenden Versen:

Mit eilf Saiten nun hast du in zehnfach schreitender Ordnung
Tonanstimmende Drei-Wege der Klangharmonie.
Vormals siebenbespannt, da schlug im hellenischen Volke
Alles zu vier, und erhob dürftiges Musengetön.

Aber der conservative Musiker, Philosoph und Politiker Damon, der Lehrer des Perikles, der Freund des Prodikos, warnt vor dem Neuen, denn niemals, so sagt er, werden die Gesetze der Musik geändert, ohne dass auch die Staatsgesetze in Verwirrung gerathen. Er gewinnt durch solche Anschauungen den Spitznamen „Philotyrannos“ und wird durchs Scherbengericht verbannt.

433 v. Chr. Agathon gebraucht in seinen Tragödien zuerst die Chromatik und die weichliche thebanische Auletik, Euripides die Enharmonik. Als dieser einst den Choristen eine enharmonische Melodie zum Einstudieren vorsang, lachte einer darüber. Der Dichter aber versetzte: Wärest du nicht unästhetisch (anaisthetos), so würdest du nicht lachen, indem ich mixolydisch singe. Gleichzeitig dichtete und componierte Kinesias seine schwulstigen, „exharmonischen“ Dithyramben. Alle drei wurden deshalb vom Komiker

Aristophanes verspottet, dessen Possen voll von parodistischer Musik waren. Während dieser Generation scheint auch das jüngere Notenalphabet für die Vocalmusik eingeführt worden zu sein.

400 v. Chr. Mit dem Ende des peloponnesischen Krieges bricht die Verderbnis unaufhaltsam herein. Krexos, Timotheos, Philoxenos, Polyeidos, so heißen die von den Komikern angeklagten Übelthäter. Die Formen werden immer laxer, die freien Rhythmen nehmen überhand, Ameisenläufe überwuchern die Melodie, exharmonische Wendungen sollen Effect machen. Potpourris, „Schusterflecke" ersetzen die eigene Composition. Man nannte diesen Stil den „philanthropischen" d. h. populären, oder den „thematischen" d. h. den Concertstil, der auf das Gewinnen der Wettpreise (Themata) ausgieng. Der Komiker Pherekrates führt darum die geschundene und geschändete Musik klagend vor. Und der Philosoph Platon wendet sich, seinem Lehrer Sokrates folgend, ganz von der modernen Musik ab. Er schätzt nur die göttlichen Weisen des Marsyas und Olympos, verpönt alle ausländischen Tonarten außer der dorischen und höchstens der phrygischen, weist auf die pädagogische Wichtigkeit der Musik hin und hält es für die musikalische Bildung für hinreichend, wenn der Jüngling es bis zur einstimmigen Begleitung eines Gesanges auf der Lyra bringt.

366 v. Chr. Zwei feindliche Schulen stehen einander gegenüber: die Dorioneier, nach Dorion, dem Auleten Philipps von Makedonien, halten am alten Stil fest; die Antigenideier, nach Antigenidas, dem Flötisten des Dithyrambendichters Philoxenos, ergeben sich mehr den Neuerungen, der Reclame, dem Effect. Stratonikos führte die Polychordie, die Mehrstimmigkeit, in die rein instrumentale Kitharamusik ein. Er hielt auch Vorlesungen über Harmonik, die aber schlecht besucht waren. Als er einmal ironisch gefragt wurde, wie viele Zuhörer er habe, gab er stolz zur Antwort: „Zwölf, die zehn Götter mit eingerechnet." In seinem Hörsaal standen nämlich die Bildsäulen Apollo's und der neun Musen. Aristoteles schreibt ein Buch über Musik, von dem aber nur Fragmente erhalten sind. Die musikalischen „Probleme", die unter seinem Namen gehen, stammen aus seiner Schule.

333 v. Chr. Der böotische Aulet Timotheos der jüngere wirkt am Hofe Alexandros des Großen. Die Schüler des Aristoteles Chamaileon, Theophrastos, Herakleides aus Pontos, Dikaiarchos, Phanias, Hieronymos, beschäftigen sich mit der Theorie und Geschichte der Musik. Von Eukleides, dem berühmten Mathematiker, haben wir noch ein Schriftchen über Harmonik erhalten. Vor allem aber ist Aristoxenos zu nennen, der vergeblich eine Restauration der alten Musik versucht.

Er beginnt einen Vortrag in folgender rührenden Weise: „Wir thun dasselbe wie die Einwohner von Pästum; einst Hellenen, sind sie in Barbarei versunken, zu Tyrrhenern oder Römern geworden und haben ihre alte hellenische Sprache und Kultur aufgegeben. Bloß eines der alten hellenischen Feste feiern sie noch; da gedenken sie der angestammten Namen und Bräuche, und jammernd und weinend gehen sie auseinander. Ebenso wollen auch wir jetzt, wo die Theater in Barbarei versunken sind, wo die Musik der großen Menge zur tiefsten Stufe herabgekommen ist, hier in unserem nur Wenige umfassenden Kreise der alten Musik gedenken, wie sie ehedem war." Das ist zur Zeit Alexanders des Großen geschrieben, also nur ein Jahrhundert nach der höchsten Blüte. Aristoxenos beklagt auch den Verfall der Enharmonik und der mehrstimmigen Satzkunst des Lasos und Pindar. Seine Ideale waren außer diesen Aischylos, Pratinas, Simonides, von den ganz alten Terpander und Olympos. Deren Werke waren also noch erhalten. Aber seine Bestrebungen (die etwa an jene des österreichischen Palestrina, J. J. Fux erinnern) blieben vergeblich. Das hat ihn verbittert; er konnte nicht mehr lachen.

Die wichtigste, aber auch stark widersprochene Neuerung des Aristoxenos war die Einführung der temperierten Stimmung, wie sie in der modernen Musik seit J. S. Bach's wohltemperiertem Klavier durchgedrungen ist; d. h. er theilte die Octave in zwölf gleiche Halbtöne und baute über jeden Halbton die Transpositionsscalen auf, die alle durch den Quartencirkel mit einander verbunden sind.

Wir kommen zur Periode der alexandrinischen Gelehrten. Die Bibliothekare und Philologen von Alexandreia und Pergamon sammeln, corrigieren und edieren die Gesammtwerke der Classiker; so hat Apollodoros (um 150 v. Chr.) die Oden des Pindar in der Ordnung ihrer Tonarten mit der revidierten Partitur herausgegeben. Eratosthenes († 194 v. Chr.) hat die schon schwer verständlichen Stellen Platons über Musik commentirt. In der Akustik brannte der große Streit fort zwischen den Pythagoreern, auch Harmonikern und Kanonikern genannt, und den auf des Aristoxenos temperierte Stimmung sich stützenden praktischen Musikern. Dass aber auch die praktische Musik effectvoll gepflegt ward, beweist der erhaltene Apollohymnus des Kleochares.

Die Römer nahmen mit der griechischen Poetik auch die Musik einfach bei sich auf. Auch das Drama hatte bei ihnen noch Musik, doch waren schon Dichter und Componist verschieden. Bei den Lustspielen des Terenz ist uns überliefert, welcher Musiker die Zwischenactsmusik oder die Melodramen für Blasinstrumente componierte, sei es für Doppelflöten oder zwei rechte Flöten oder serranische Flöten. Die lyrischen Dichter der augusteischen Zeit, wie

Horaz, werden ihre Gedichte wohl den traditionellen Weisen der sapphischen, alcäischen und asklepiadischen Strophen 2c. einfach untergelegt haben. Aber wenn auch Horaz selber keine neuen Weisen erfand, gesungen sind seine Strophen allzeit worden, auch noch im Mittelalter und in der Renaissancezeit.

Die griechischen Künstler der Kaiserzeit verbanden noch die musikalische und poetische Fertigkeit, wie Seikilos, wie Mesomedes, dessen Hymnen wir gleich kennen lernen werden. Des letzteren Zeitgenosse, Älius Dionysios, auch als Anhänger der aristoxenischen Akustik bekannt, hat 24 Bücher rhythmischer Commentare, eine Musikgeschichte in 36 Büchern, eine Compositionslehre oder musikalische Encyklopädie in 24 Büchern verfaßt. Das ist die griechische Renaissance unter Kaiser Hadrian. Von all dieser Gelehrsamkeit haben wir nur einen dürftigen Schatten in der kleinen Schrift des Plutarch über die Musik.

Eine folgreichere Renaissance aber erlebte die griechische Musik mit dem Christenthum. Die altchristliche Musik der Hymnen, des ambrosianischen und gregorianischen Chorals ist der wesentlichen Grundlage nach griechisch. Griechischen Ursprungs sind die Kirchentonarten, griechisch sind auch theilweise die Strophenformen. Nur geht die Praxis wieder auf den Ausgangspunkt der Entwicklung zurück. Wie die griechische Musik sich allmählich aus der Einstimmigkeit zur Polyphonie der classischen Zeit des Pindar entwickelt hatte, so kehrte sie von da an wieder schrittweise in die Einstimmigkeit zurück, von der ausgehend die christliche Musik ein zweitesmal einen ganz ähnlichen Entwicklungsgang durchmachte. Das christliche Frühmittelalter bis zum Organon des Hugbald im 10. Jahrhundert entspricht etwa der archaischen Zeit der Griechen bis auf Terpandros. Wie mit dem Beginn der Renaissance die Polyphonie sich zur höchsten Vollkommenheit entwickelt und zugleich das Drama hervortritt, so war es ähnlich in Griechenland zur Zeit der Perserkriege. Die wohltemperierte Zeit Seb. Bach's kann man mit der des Aristoxenos vergleichen. Hier wie dort finden nun Rückschläge in die Homophonie und Monodie statt.

Ich komme nun endlich zur antiken Musik selbst, zu den noch erhaltenen Musikresten. Es ist nur wenig. Von diesem wenigen ist zudem manches arg verstümmelt, einiges nicht ganz unbezweifelt, so gleich die beiden ersten Stücke.
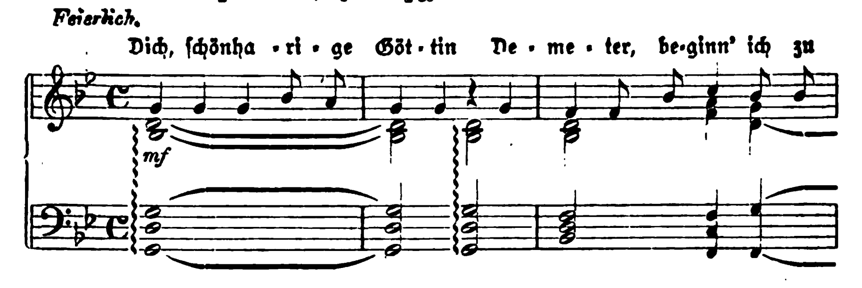
1. Das erste ist die Musik zu einem kleinen, nur drei Zeilen langen homerischen Hymnus an die Demeter, eine jener vielen Anrufungen, die von den Homeriden der Recitation der Heldengedichte vorangeschickt wurden. Der berühmte Musiker Benedetto Marcello hat sie nach einer alten Handschrift in seiner zu Venedig 1724—26 erschienenen musikalischen Psalmen-
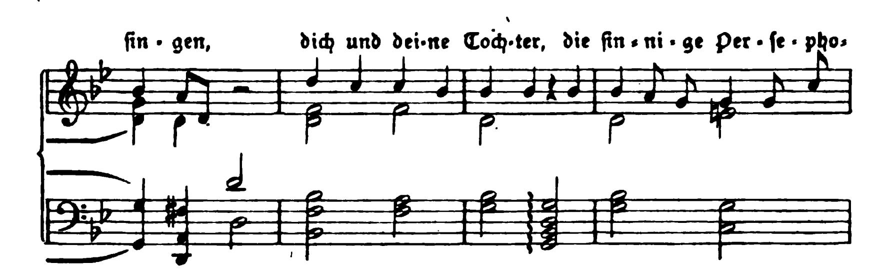
paraphrase veröffentlicht. Die Handschrift ist heute nirgend mehr zu finden. Man hat darum den Meister oder seinen Gewährsmann einer Fälschung verdächtigt, mit Unrecht, wie ich glaube. Jeder Gelehrte weiß, dass immerfort sehr wichtige Codices und noch leichter kleinere Pergamente aus öffentlichen Bibliotheken verschwinden. Ein anderer Grund des Zweifels war, dass Marcello die Melodie mit Singnoten und Instrumentalnoten veröffentlichte. Dies schien eine moderne gelehrte Spielerei. Aber erstens kann schon der antike oder mittelalterliche Abschreiber so gespielt haben, oder er hat dabei pädagogische Zwecke verfolgt; zweitens finden wir eine Mischung beider Zeichen in den neulich gefundenen delphischen Melodien. Auch die auffallende Eigenthümlichkeit, dass alle drei Verse mit einem abwärts gehenden Quintenschritt schließen und zwar zweimal mit Verschleifung auf der letzten Silbe, findet seine Analogie sonst nirgend anderswo als in dem erst kürzlich inschriftlich aufgefundenen Lied des Seikilos, wo auch drei Verse mit abwärts gehendem Terzenschritt in der Verschleifung auf einer Silbe endigen. Auch das ist ähnlich, dass diese Schlüsse beidemal auf zwei verschiedenen Stufen erfolgen. Die Melodie ist in der Transpositionsscala mit einem b überliefert. Ich versetze sie wie die folgenden immer in die am bequemsten zu singende Octave. Die Melodie umfasst eine Octave, doch fehlt die Secunde (hier e oder es), weshalb es unsicher bleibt, ob wir die Tonart als dorisch oder äolisch bezeichnen sollen. Es kann sich bei den folgenden Bearbeitungen nicht darum handeln, den verlorenen Klang der Musikstücke phonographisch getreu zurückzurufen. Das ist einfach unmöglich. Wir können uns ja kaum mehr von der Wirkung Bach'scher und Händel'scher Musik eine zureichende Vorstellung verschaffen. Aber selbst Mozart und Beethoven haben ein anderes Orchester, andere Instrumente, andere Klaviere zc. gehabt als wir. Vom 16. Jahrhundert und noch älteren Zeiten ganz zu geschweigen, da fast jede Tradition verloren gegangen ist. Es handelt sich also hier nur um Übersetzung aus einer fremden Sprache in unsere musikalische Grammatik. Dieser Hymnus ist mit den alten Noten und dem griechischen Text herausgegeben von Behaghel (Die erhaltenen Reste altgriechischer Musik, Heidelberg 1844) und von Westphal in der 2. Auflage der Metrik, 2. Bd. S. XXIX.
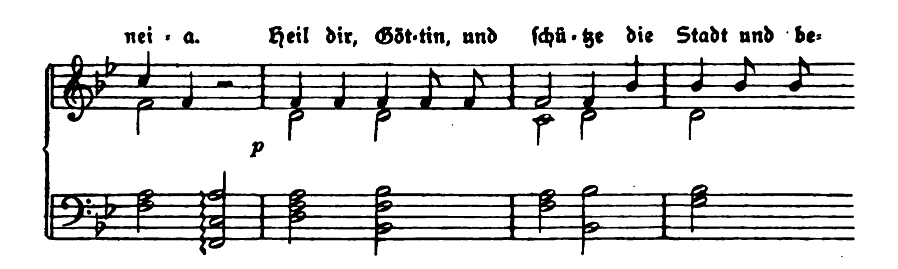
Dass diese Composition von Homer selber sei, oder aus seiner Zeit, ist natürlich nicht behauptet. Für das Alter scheint mir nur die Dreizeiligkeit zu sprechen; denn eine dreizeilige Strophe liegt, wie man meint, dem homerischen Epos zu Grunde und zeigt sich noch an lyrischen Stellen, wie in den Klagen um Patroklos. Ich habe darum versucht, die ganze Ilias und Odyssee nach obiger Melodie durchzusingen. Es geht, wenn man, den Abschnitten Rechnung tragend, die letzte Zeile oder die beiden
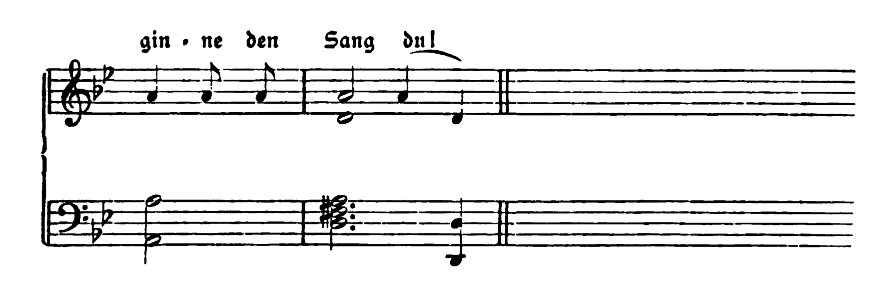
letzten nach Bedürfnis allein wiederholt. Wenn man zudem im lyrischen und recitativischen Vortrag sinngemäß abwechselt, ermüdet es weniger als bloße Recitation und schmiegt sich, passend begleitet, den mannigfaltigsten Stimmungen an.

1. Homerischer Hymnus an Demeter.
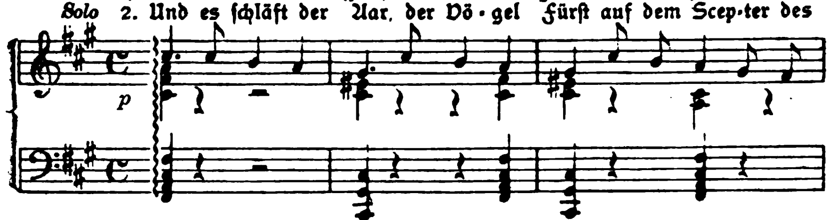








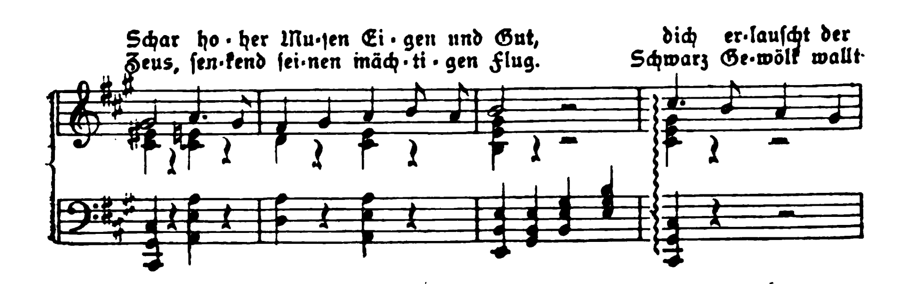
2. Als zweites Denkmal altgriechischer Musik führe ich das Fragment der ersten pythischen Siegesode des Pindar an. Auch dies ist nicht über jeden Zweifel erhaben; denn der Codex der St. Salvator-Bibliothek in Messina, aus dem der gelehrte Jesuit Athanasius Kircher die Noten in seiner «Musurgia universalis» 1651 mittheilt, ist heute nicht mehr aufzufinden. Kircher war nun allerdings ein sehr phantasiereicher Mann, aber doch kein Fälscher. Auch die Art der Notation mit Instrumental- und Vocalnoten ist kein Grund des Verdachts. Der innere Bau der Melodie spricht für ihre Echtheit, die auch von so bedeutenden Kritikern wie dem Pindar-Forscher Boeckh anerkannt wurde. König Hieron von Syrakus bestellte infolge eines Wagensieges bei den pythischen Wettkämpfen die Dichtung und Composition dieser Ode im Jahre 470 v. Chr., also 10 Jahre nach den Perserkriegen. Es ist das die Zeit, in der die äginetischen Sculpturen entstanden sind. Wir haben nur ein Fragment der Strophe; die letzten Takte fehlen, ebenso der Abgesang, die Epode. Daher ist auch die Tonart nicht genau zu bestimmen; sie dürfte wohl äolisch sein. Strophe, Gegenstrophe und Epode wiederholten sich fünfmal. Pindar studierte entweder selber einem Chor den Text, die Musik, die Tanzbewegungen und die Instrumentalbegleitung ein und schickte dann das Ensemble nach Sicilien, oder er schickte nur mit der Partitur seinen Capellmeister hin, nachdem er ihn genau instruiert hatte; der fungierte dann als Vorsänger. Vielleicht hat aber in diesem Fall Pindar selber die Aufführung in Syrakus geleitet, denn er lebte im Jahre 473 v. Chr. dort als Gast des Königs. Eine solche Siegesode war ein großer Luxus, der dem Besteller theuer zu stehen kam. Aber man sparte da nicht. Wurde doch eine andere Ode Pindars mit goldenen Buchstaben auf eine Tempelwand aufgezeichnet. Der Anfang unserer Strophe, der mit Vocalnoten geschrieben ist, wurde vom Vorsänger angestimmt; dann trat der Chor mit Zitherbegleitung ein; von da an sind Instrumentalnoten gebraucht. Sie geben aber auch nur die Melodie, wie uns denn keine Probe der Mehrstimmigkeit erhalten ist
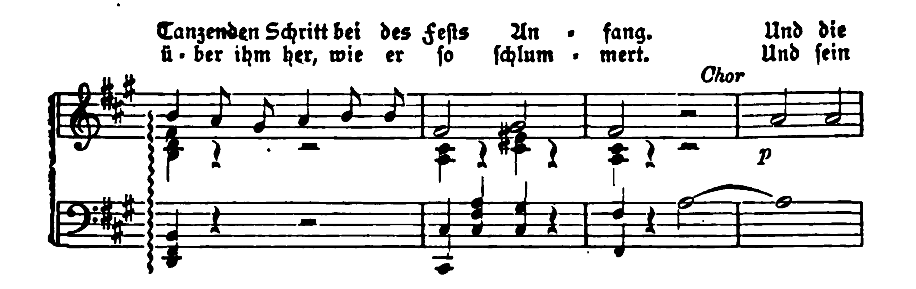
Die Flöten wurden wohl erst in den letzten verlorenen Takten, oder in der Epode charakteristisch verwendet, wo der im Ätna hausende Typhon gemalt wird. Mit den alten Noten findet man dies Fragment bei Westphal, Metrik, 2. Bd. S. 629.

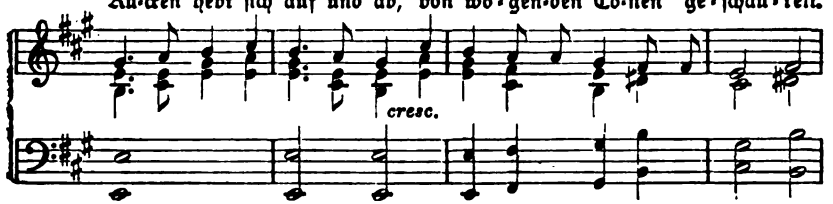
Der Umfang der Melodie ist sehr bescheiden, er überschreitet nicht die Sext, aber selbst die sechste (unterste) Note wird nur vorübergehend berührt. Mit einer gewissen Zähigkeit wird das obere, dorische Tetrachord, die Viertonreihe, festgehalten.
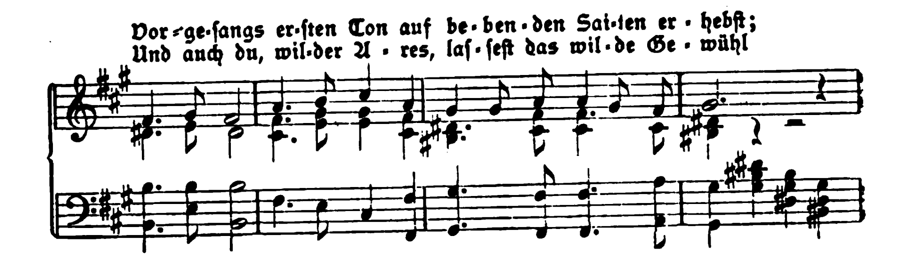
2. Erste pythische Sieges-Ode des Pindaros.
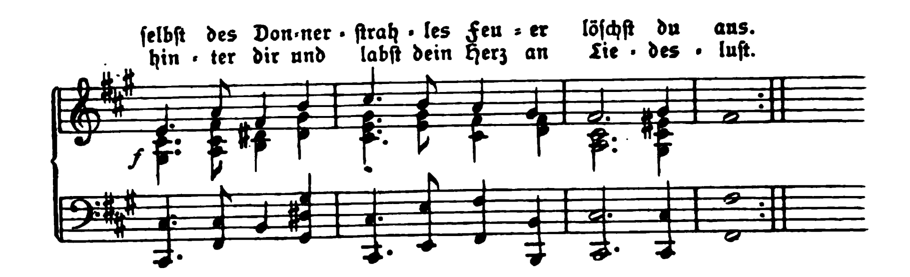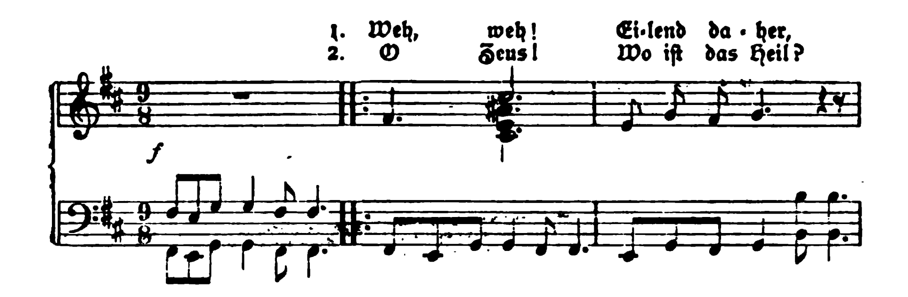












3. Es folgt ein dramatisches Fragment aus der Zeit, wo sich der Gipfel der griechischen Kultur eben zum Niedergange neigt. In den zu Wien befindlichen, im Besitze des Erzherzogs Rainer stehenden Papyren hat sich ein Chorstück aus dem Orestes des Euripides gefunden. Diese Tragödie, deren Text ganz erhalten ist, wurde zuerst im Jahre 408 v. Chr., also vier Jahre vor dem Ende des peloponnesischen Krieges aufgeführt. Der damals 59jährige Sokrates war im Theater und soll die pessimistischen Anfangsverse applaudiert und da capo verlangt haben. Sie lauten:
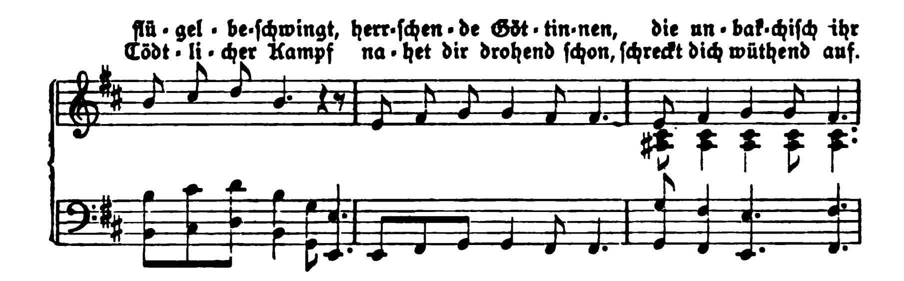
> Mit Worten auszusprechen ist so Grauses nicht,
> Kein Leiden und kein gottverhängtes Ungemach,
> Des Bürde nicht belastet menschliche Natur.
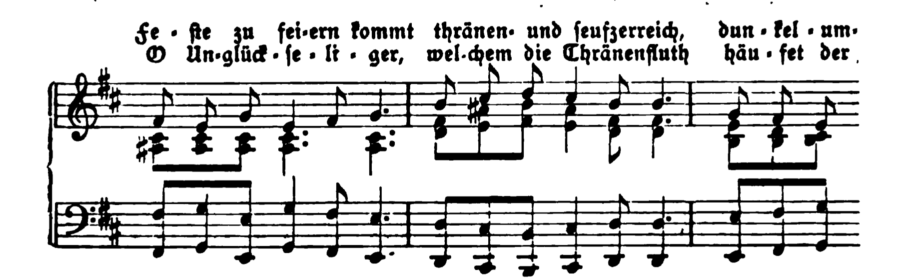
Elektra spricht diesen Prolog. Ihr Bruder Orestes hat vor kurzem seine Mutter Klytaimnestra ermordet, um seinen Vater zu rächen. Das Volk soll nun den Muttermörder und seine Helferin Elektra richten. Ein Chor von jungen Argeierinnen kommt und beklagt das unglückselige Geschwisterpaar. Bei den Griechen ist dieser Chor von Männern gesungen worden. Es ist schwer, dies arg verstümmelte Fragment zu Gehör zu bringen. Viele fehlenden Noten müssen ergänzt werden. Die Vierteltöne sind nicht gut wiederzugeben. Auch die Deutung einiger Instrumentalzeichen, die zwischen den Worten stehen, ist unsicher. Der ungemein aufgeregte Rhythmus wird von „Dochmien"
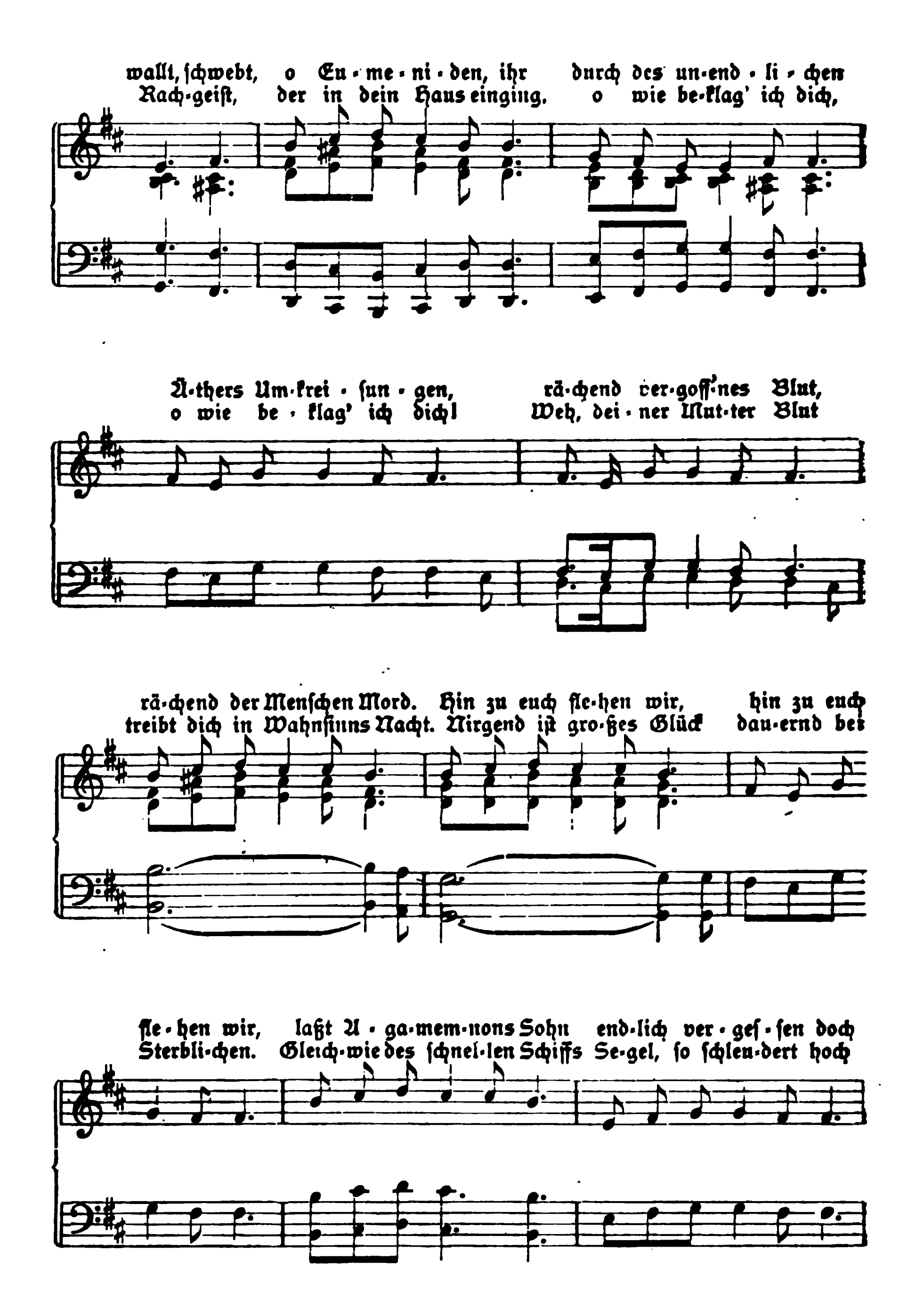
gebildet; die letzte Dreiachtelnote in jedem Takt sollte der Theorie nach nur zwei Achtel haben, sie ist also beim Vortrag möglichst abzukürzen, wodurch der Charakter des Ganzen noch drängender wird. Die Tonart ist dorisch. Die Originalausgaben dieser und der folgenden Stücke findet man am bequemsten bei C. Jan, Musici scriptores Graeci, Leipzig, Teubner 1895, S. 427 ff. Wir besitzen noch aus dem Alterthum eine Kritik einer anderen Chormelodie desselben Dramas (Christ, Metrik S. 450), wobei bemerkt wird, dass sich die Worte nach der Melodie richten, nicht umgekehrt.
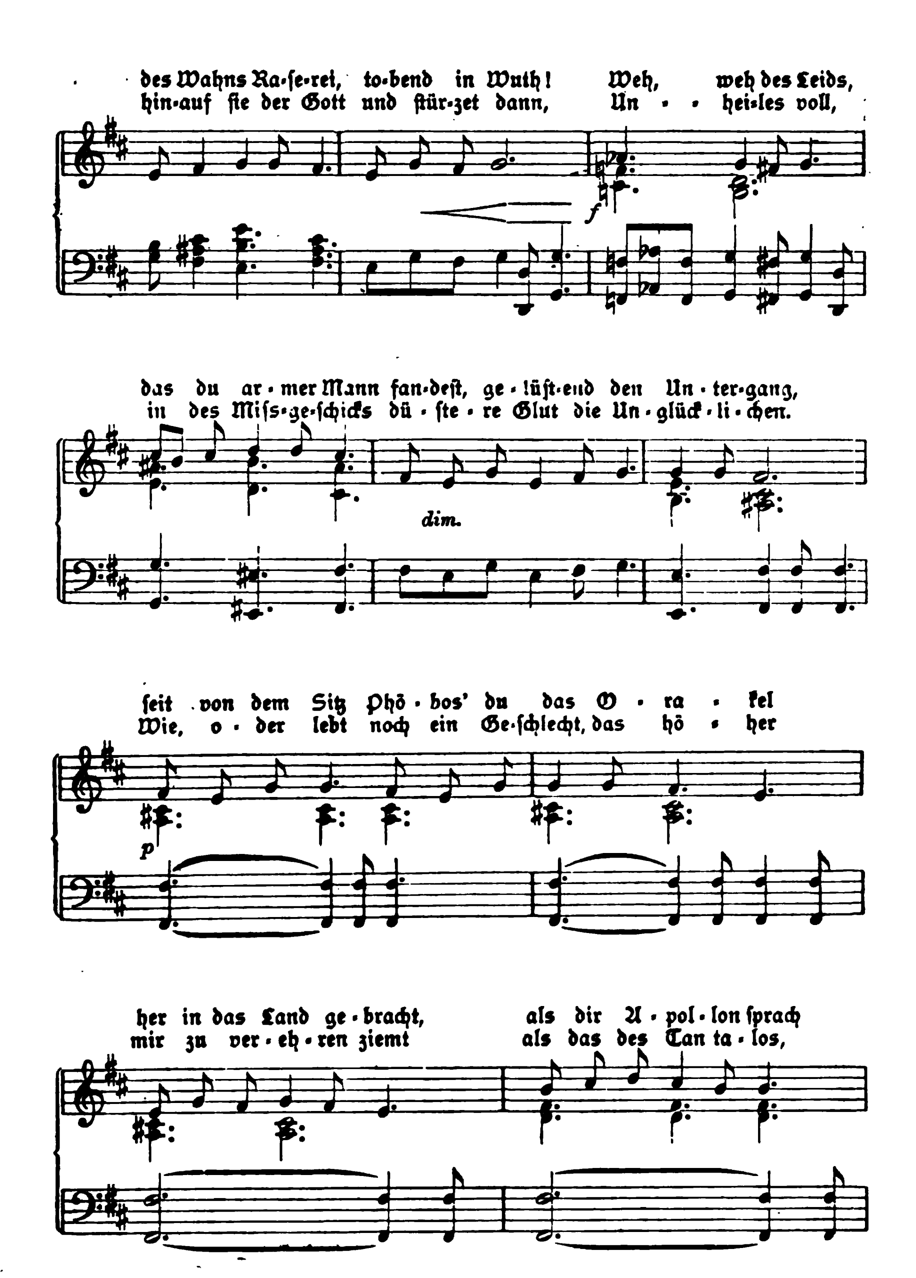
3. Chorgesang aus dem „Orestes" des Euripides.
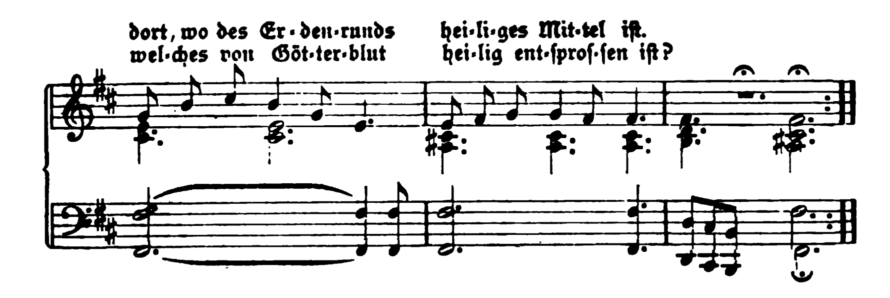







wallt, schwebt, o Eu-me-ni-den, ihr durch des un-end-li-chen
Rach-geist, der in dein Haus einging. o wie be-klag' ich dich,
Ä-thers Um-krei-sun-gen, rä-chend ver-goss'nes Blut,
o wie be-klag' ich dich! Weh, dei-ner Mut-ter Blut
rä-chend der Menschen Mord. Hin zu euch fle-hen wir, hin zu euch
treibt dich in Wahnsinns Nacht. Nirgend ist gro-ßes Glück dau-ernd bei
fle-hen wir, laßt A-ga-mem-nons Sohn end-lich ver-ges-sen doch
Sterbli-chen. Gleich-wie des schnel-len Schiffs Se-gel, so schleu-dert hoch


des Wahns Ra-se-rei, to-bend in Wuth! Weh, weh des Leids,
hin-auf sie der Gott und stür-zet dann, Un - - hei-les voll,
f
das du ar - mer Mann fan-dest, ge - lüst-end den Un - ter-gang,
in des Miss-ge-schicks dü - ste - re Glut die Un - glück - li - chen.
dim.
seit von dem Sitz Phö - bos' du das O - ra - kel
Wie, o - der lebt noch ein Ge-schlecht, das hö - her
p
her in das Land ge - bracht, als dir A - pol - lon sprach
mir zu ver - eh - ren ziemt als das des Tan ta - los,
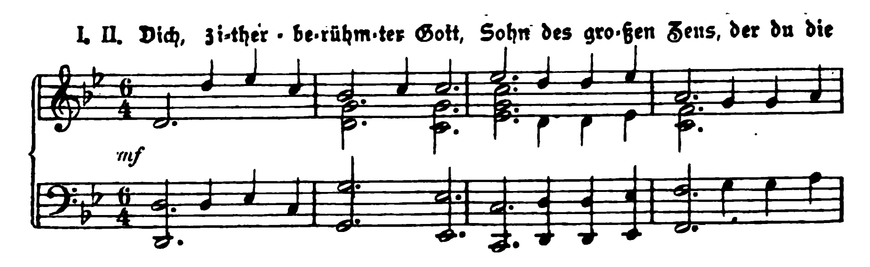


4. Vor kurzem hat man in Delphi die Bruchstücke dreier Compositionen aufgefunden, die dort in die Mauer des Schatzhauses der Athener eingegraben sind. Damit hängt folgende Inschrift zusammen: „Beschluss der delphischen Stadtgemeinde: Nachdem der Athener Kleochares, der Sohn des Bion, ein zünftiger Liederdichter, für unseren Gott (Apollon) ein Prosodion, einen Päan und einen Hymnus geschrieben hat, zum Gebrauch der Sängerknaben bei den Opfern, beschließt die Stadt, dass der jährlich gewählte Chorregent diese drei Lieder einstudieren und aufführen soll. Und damit man sehe, wie die Stadt solche ehrt, die etwas dem Gotte Würdiges schreiben, soll Kleochares wegen seiner Frömmigkeit gegen den Gott und wegen seines Wohlwollens gegen die Stadt belobt und mit einem Lorbeerkranz bekränzt werden, wie es in Delphi Sitte ist. Auch soll er Gastfreund der Stadt sein, und er wie seine Nachkommen sollen das Recht des Vorsitzes, des Vorzugs beim Orakel und Gericht, des Asyls und der gänzlichen Steuerfreiheit haben und alle übrigen Vorrechte, die den Gastfreunden und Wohlthätern der Stadt gebüren. Unterschrift: Bürgermeister Patrondas, Gemeinderäthe Lyson, Nikias, Dion, Gnosilas, Euthydikos."
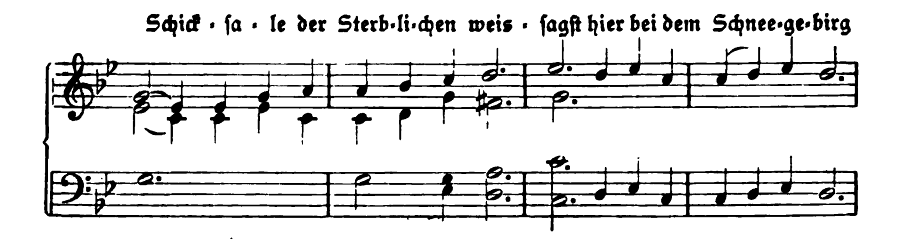
Wie aus dem Text des Hymnus hervorgeht, hat kurz vorher der Überfall Delphis durch die Gallier stattgefunden (280 v. Chr.). Die Eindringlinge waren durch Erdbeben, Bergstürze und andere Wunderzeichen, die man dem Gotte Apollon zuschrieb, zur Flucht bewogen worden. Ein Theil dieses Volkes setzte sich zwei Jahre darauf in Kleinasien fest und bildete dort das berühmte Reich der Galater. Zum Dank und zur Erinnerung an die Rettung Delphis und Athens vor Barbarenüberflutung stiftete der attische Dichter jene Hymnen. Wir haben hier also ein Gegenstück zum bekannten feindabwehrenden Apollo vom Belvedere und anderen Weihgeschenken sterbender Gallier, die zu jener Zeit die bildende Kunst beschäftigten.
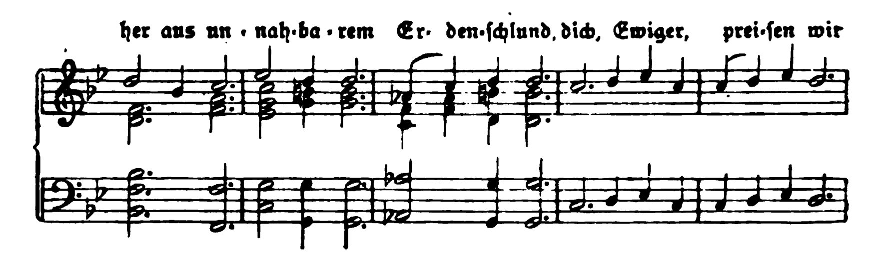
Unser Denkmal gehört jener Zeit an, in der die Enharmonik der Vierteltöne nicht mehr üblich war. Dagegen hat der Componist einen alterthümlichen Eindruck
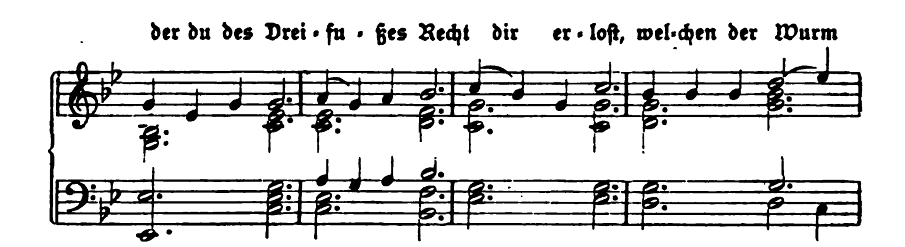
durch die Auslassung mancher Töne hervorbringen wollen. Ihm schwebt die fünfstufige Scala im Princip vor; daher gewisse Terzenschritte statt der erwarteten Secunden. Merkwürdig sind die Octavenschritte, die die dorische Tonart besonders markieren sollen. Ausweichungen in die mixolydische Tonart fehlten auch nicht. Das Chroma ist reich vertreten; es entstehen dadurch die originellsten Wirkungen besonders gegen den Schluss zu. Auch in unserem Denkmal sind Instrumentalnoten gebraucht. Der Text erwähnt die helle Flöte, die das Lied in bunten Weisen tönt, also vielleicht mit Verzierungen der Melodie, und die goldene Kithara, die süßtönend einfällt. Das päonische Versmaß macht unserem Taktgefühl große Schwierigkeiten. Nach der Theorie sollte es fünfzeitig sein, also die Dreiviertelnoten sollten nur zwei Viertel lang ausgehalten werden. Aber in der Praxis wurde der Päon als Marschrhythmus gebraucht, und das ist nur denkbar, wenn der Takt aus zwei gleichen Hälften bestand. Darum bin ich denn auch hier wie im vorigen Stück mehr unserem rhythmischen Gefühl als den zweifelhaften Theorien der Metriker gefolgt. In der Ergänzung verstümmelter Stellen habe ich mich so methodisch wie möglich an die sicheren Melodieschritte der Inschrift gehalten. Andere Ergänzungsversuche bieten C. Jan, Th. Reinach, La musique grecque et l'hymne à Apollon, Paris 1894 und A. Thierfelder, Hymne an Apollon, der auch den Euripideschor und das Seikiloslied bearbeitet hat.
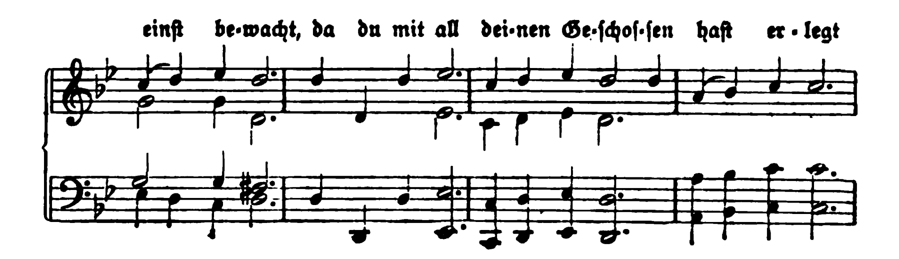
4. Der delphische Päan des Kleochares (Apollon-Hymnus).
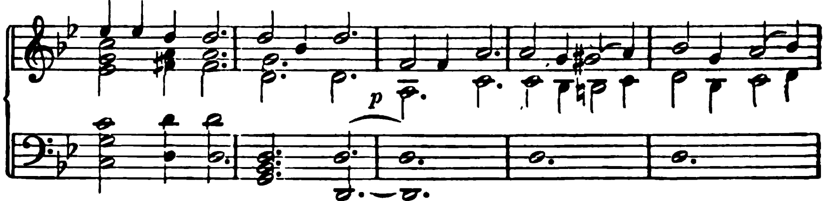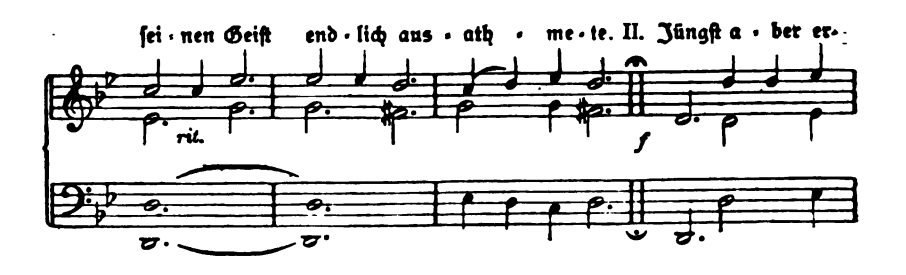





her aus un · nah·ba · rem Er· den·schlund, dich, Ewiger, prei·sen wir

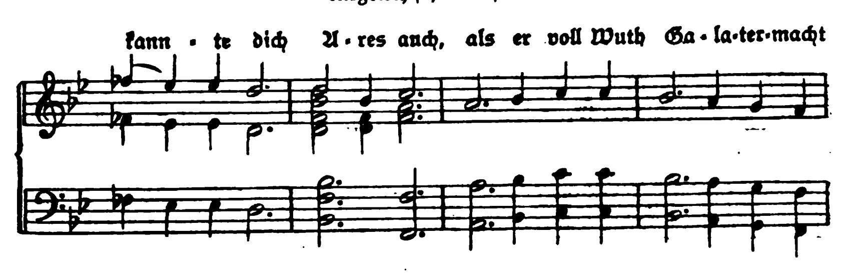

der du des Drei · fu · ßes Recht dir er · lost, wel·chen der Wurm

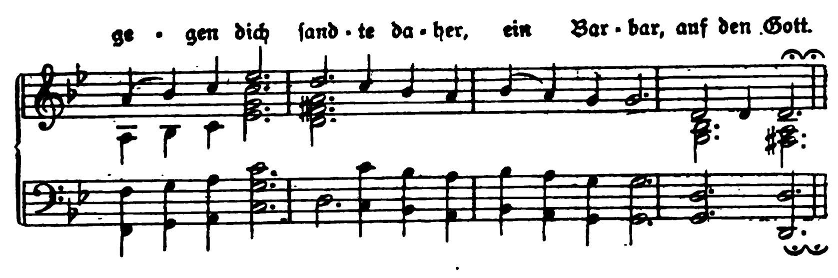

einst be·wacht, da du mit all dei·nen Ge·schos·sen hast er · legt
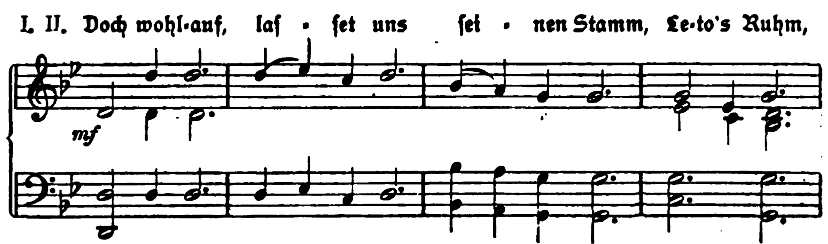

krümmenden Feinds Drachenbrut, bis das Thier, grau·ser Wuth, seuf·zer·reich
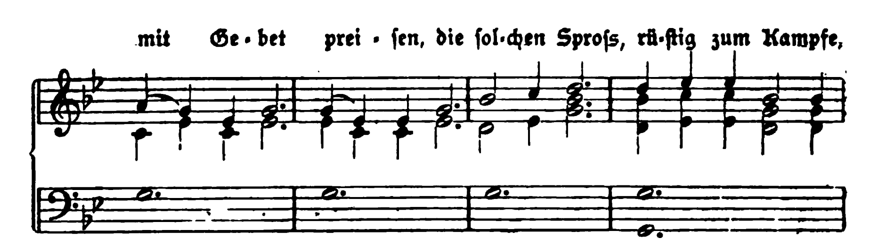

p
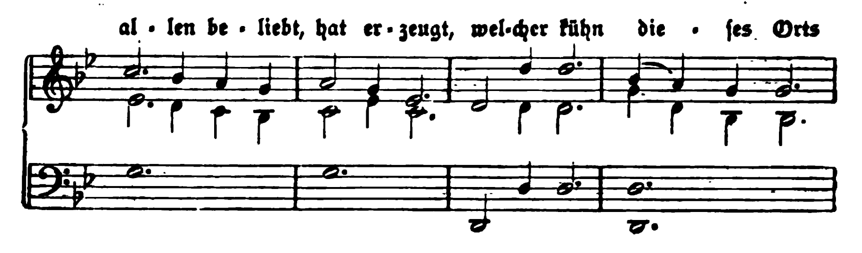

sei · nen Geist end · lich aus · ath · me · te. II. Jüngst a · ber er·
rit.
f

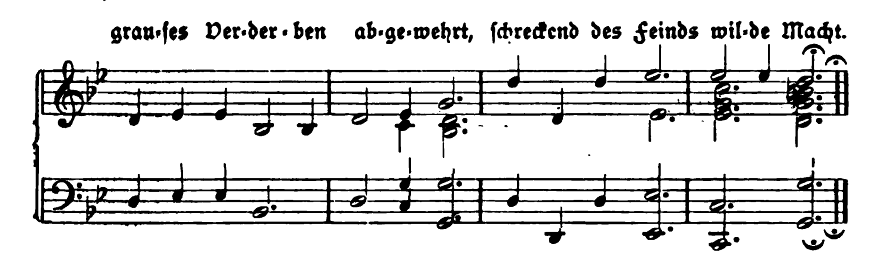

kann - te dich A - res auch, als er voll Wuth Ga - la-ter-macht
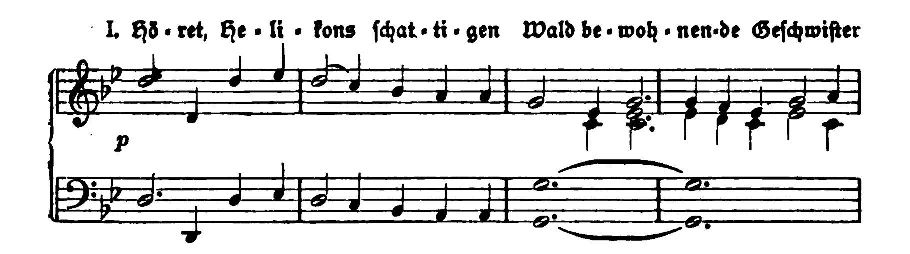

ge - gen dich sand - te da - her, ein Bar - bar, auf den Gott.
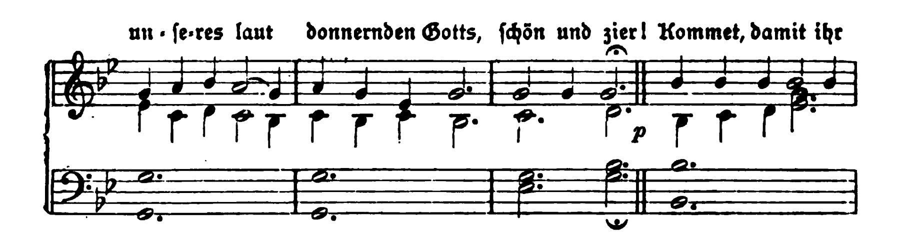

I. II. Doch wohl-auf, las - set uns sei - nen Stamm, Le-to's Ruhm,
mf
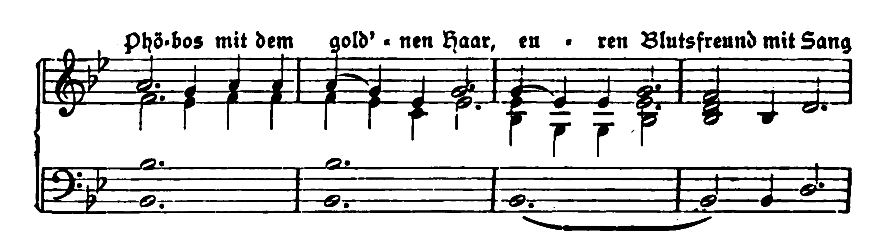

mit Ge - bet prei - sen, die sol-chen Spross, rü-stig zum Kampfe,
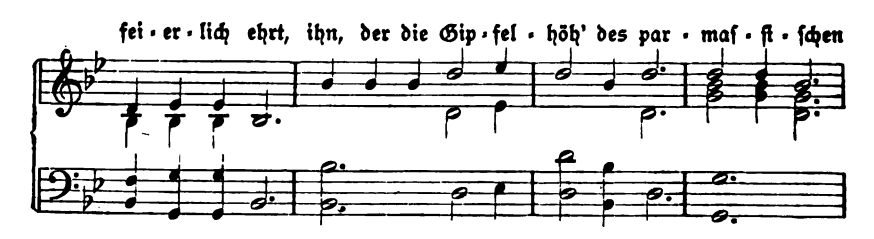

al - len be - liebt, hat er - zeugt, wel-cher kühn die - ses Orts
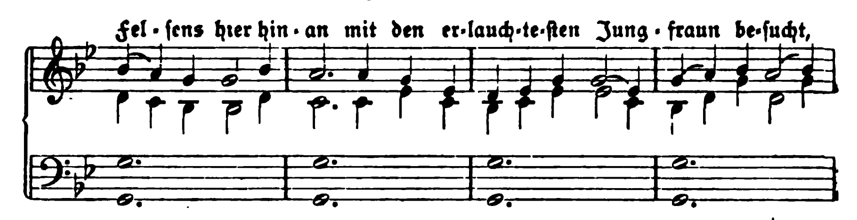

grau-ses Ver-der-ben ab-ge-wehrt, schreckend des Feinds wil-de Macht.
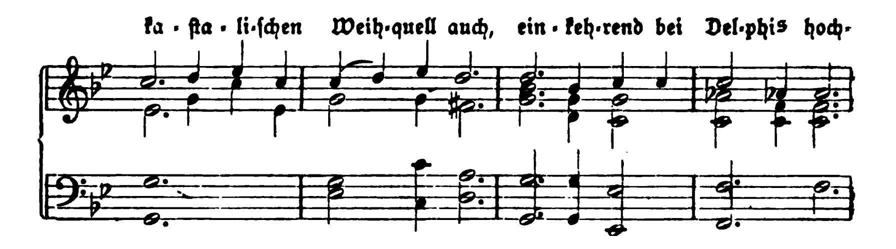

I. Hö-ret, He-li-kons schat-ti-gen Wald be-woh-nen-de Geschwister
p
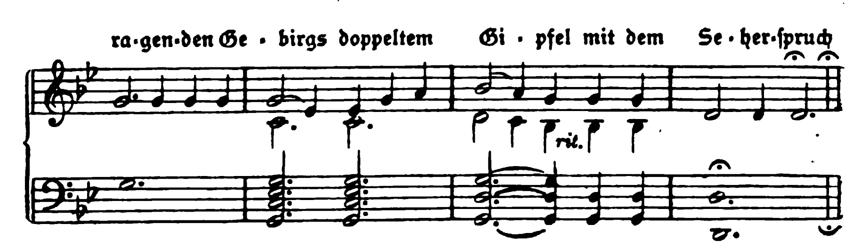

un-se-res laut donnernden Gotts, schön und zier! Kommet, damit ihr
p
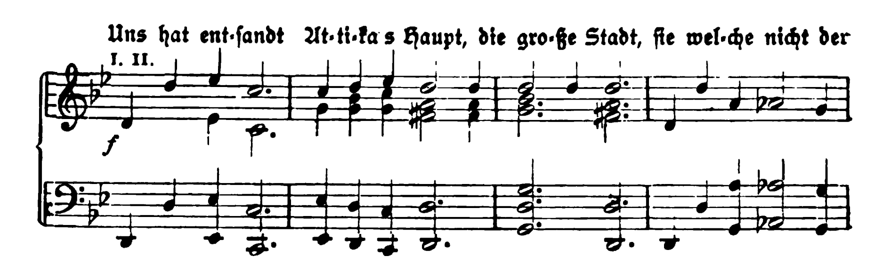

Phö-bos mit dem gold'-nen Haar, eu-ren Blutsfreund mit Sang
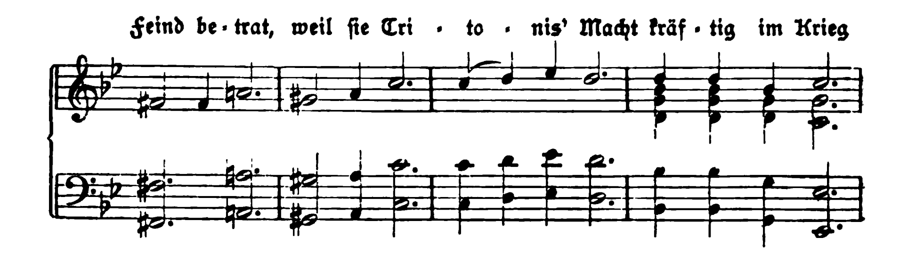

fei-er-lich ehrt, ihn, der die Gip-fel-höh' des par-nas-si-schen
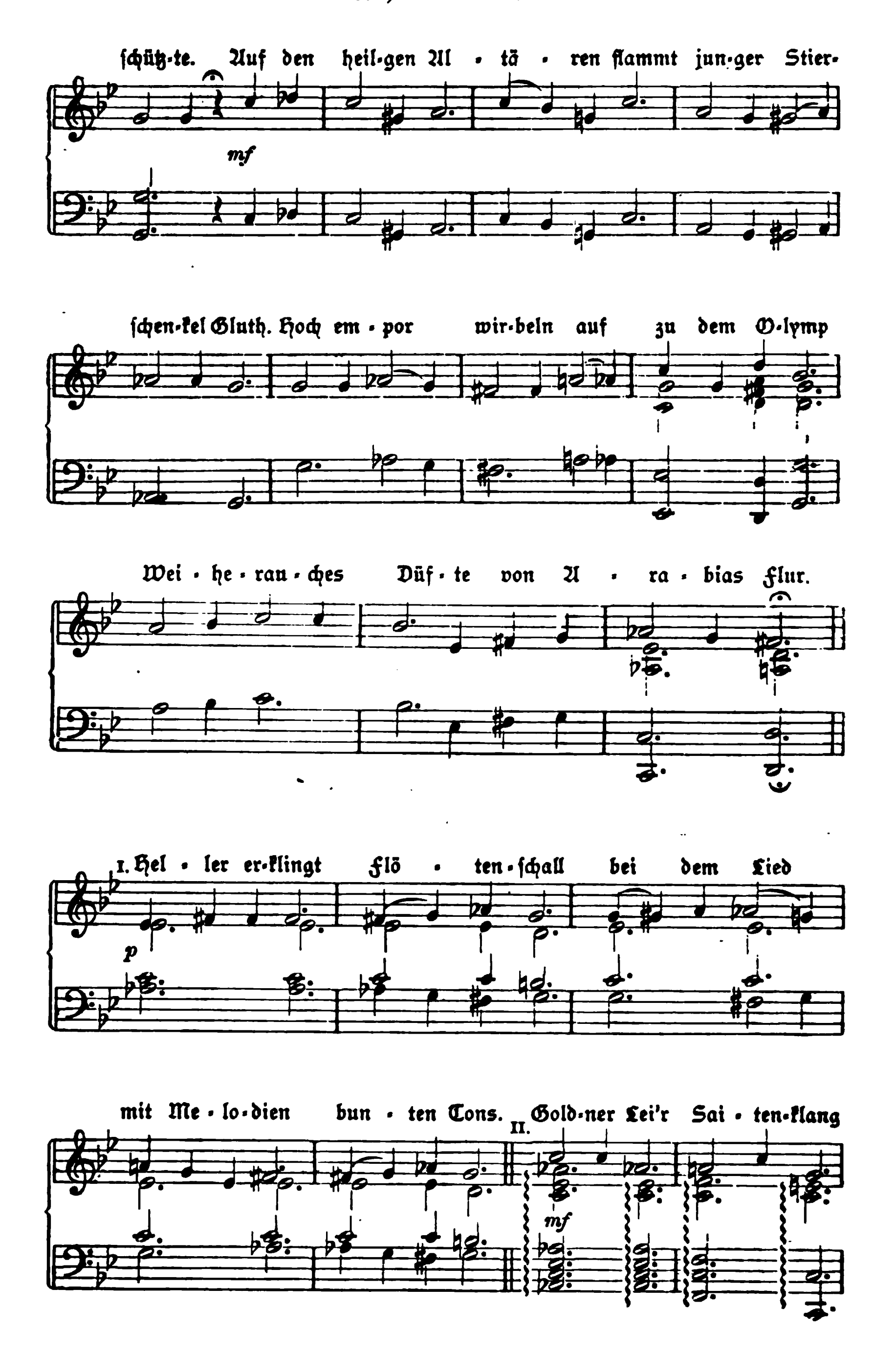

Fel - sens hier hin - an mit den er-lauch-te-sten Jung - fraun be-sucht,


ka - sta - li-schen Weih-quell auch, ein - keh-rend bei Del-phis hoch-

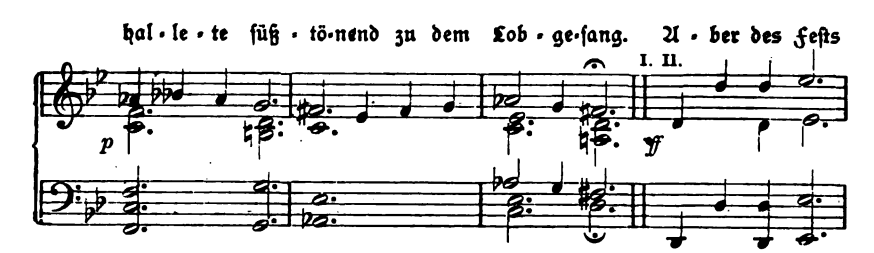

ra-gen-den Ge - birgs doppeltem Gi - pfel mit dem Se - her-spruch
rit.
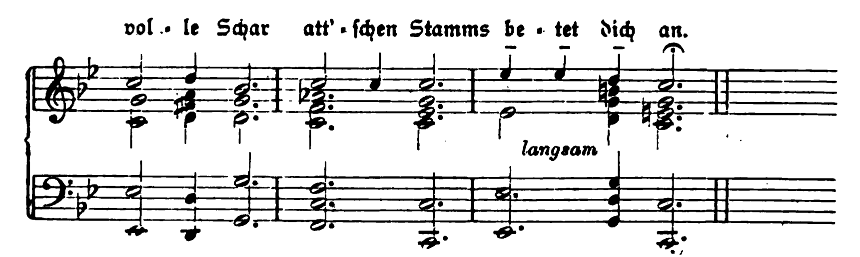

Uns hat ent-sandt At-ti-ka's Haupt, die gro-ße Stadt, sie wel-che nicht der
I. II.
f


Feind be - trat, weil sie Tri - to - nis' Macht kräf - tig im Krieg



schütz-te. Auf den heil-gen Al - tä - ren flammt jun-ger Stier-
mf
schen-kel Gluth. Hoch em - por wir-beln auf zu dem O-lymp
Wei - he - rau - ches Düf - te von A - ra - bias Flur.
I. Hel - ler er-klingt Flö - ten-schall bei dem Lied
p
mit Me - lo-dien bun - ten Tons. II. Gold-ner Lei'r Sai - ten-klang
mf
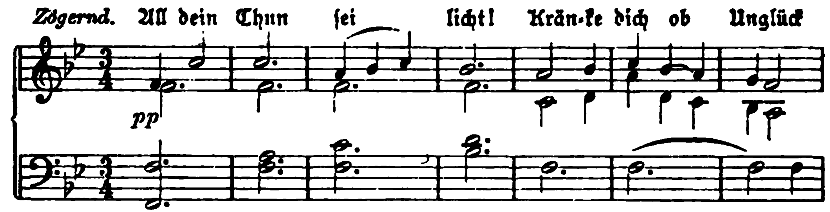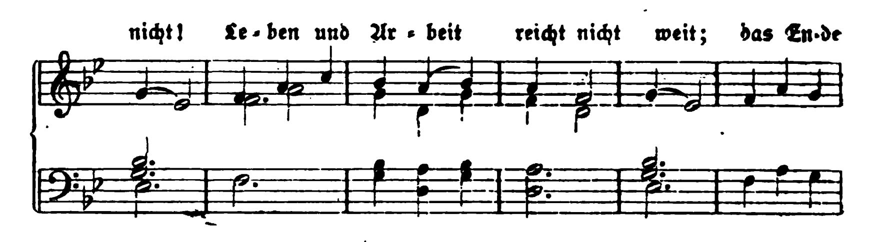




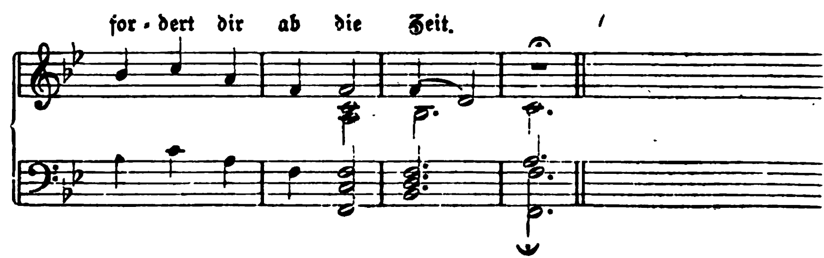
Es empfiehlt sich, diesen Hymnus von zwei Chören (I. Frauen, II. Männer) ausführen zu lassen, die sich ablösen und vereinigen, wie die römischen Ziffern andeuten.

5. In der Nähe von Tralles in Kleinasien wurde im Jahre 1883 ein Grabstein gefunden mit folgender Inschrift: „Ich bin Grabmal zugleich und Gleichnis; Seikilos stellt mich hier auf als langewährendes Zeichen ewigen Gedächtnisses. Seikilos seiner Euterpe". Darunter steht mit darüber gesetzten Notenzeichen ein vierzeiliges Liedchen, das von der philosophischen Abgeklärtheit des Dichtercomponisten Zeugnis gibt. Das gut erhaltene Document ist besonders deshalb sehr wichtig, weil es auch genaue metrische und rhythmische Zeichen enthält, nämlich die zwei Viertel und drei Viertel langen Töne unterscheidet und die betonten durch einen Punkt auszeichnet. Man will zum Schluss eine Instrumentalnote erkennen. Die Tonart würde ich als jonisch ansprechen, wenn die Schlussnote nicht Schwierigkeit machte. Wir spüren aus der Melodie ganz deutlich die verschiedenen Accorde heraus. Von einem Frauenchor zart vorgetragen, klingt sie wie der ferne Ruf der abgeschiedenen Gattin an den Gatten und erinnert so an die bekannten Grabreliefs mit Abschiedsscenen. Das Liedchen ist in die erste Kaiserzeit, in das 1. Jahrh. n. Chr. zu setzen.









Wir kommen nun zu drei Hymnen, die in Handschriften überliefert sind, und zwar in sechs verschiedenen, zwei Neapolitaner, zwei Pariser, einer Münchener und einer Florentiner, so dass wir der Überlieferung wohl sicher sind und auch die Beliebtheit der Stücke daraus ersehen. Ihr erster Herausgeber war Vicenzo Galilei (1581), der Vater des berühmten Physikers. Ihr Autor ist Mesomedes, ein Lyriker aus Kreta, Zeitgenosse Hadrians (117—138), ein Freigelassener und Freund dieses Kaisers. Er schrieb auch ein Loblied auf Antinous, den bekannten schönen Liebling des Kaisers. Dessen Nachfolger, Antoninus Pius (138—161), ein großer Sparmeister, soll dem Künstler sein Jahrgehalt geschmälert haben, nach dessen Tode errichtete er ihm aber doch ein Kenotaph. Eusebius und Hieronymus erwähnen in ihren Chroniken den berühmten Dichtercomponisten (musicus poeta), den Autor kitharodischer Nomen, d. h. Lieder mit Zitherbegleitung. Und Synesios von Kyrene, der bekannte christliche Bischof von Ptolemais (geb. 379, Bischof 410), ein Zeitgenosse der Philosophin Hypatia und selber Lyriker, citiert aus dem Hymnus auf Nemesis einige Verse und bezeugt, dass sie noch zu seiner Zeit, also in der Zeit des Stilico, Alarich und Genserich, zur Lyra gesungen wurden.

6. Der erste Hymnus, an die Muse, ist in reiner dorischer, diatonischer Tonart, in einer einfachen Strophe aus (katalektischen) Jamben und Hexametern gemischt.
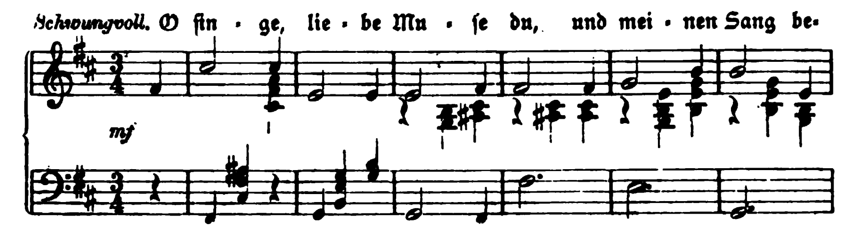
7. Der zweite Hymnus, an Helios, den Sonnengott, und Selene, die Mondgöttin, ist im selben Tongeschlecht, aus Anapästen gebildet.
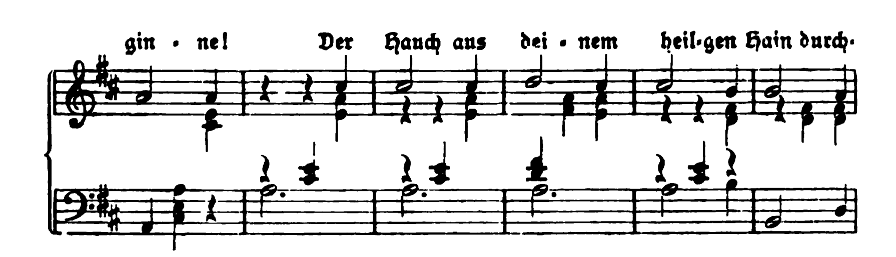
8. Der dritte Hymnus, an die Nemesis und Dike, die Rache und Gerechtigkeit, hat denselben anapästischen Rhythmus. Ich habe aber einen

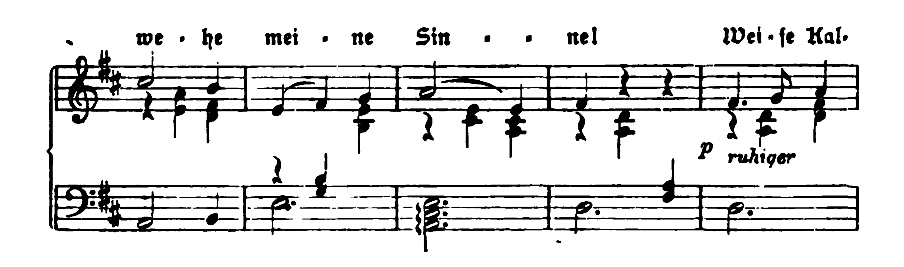
Unterschied gemacht, indem ich den ersteren kyklisch gemessen habe, im 6/8 Takt, letzteren im geraden Takt hielt; die Griechen kannten beide Arten. Die Tonart ist rein jonisch. Es ist etwas Verständiges, Klares in diesen Compositionen, vielleicht etwas Epigonenhaftes. Man denke eben an die gleichzeitige bildende Kunst, an die Antinousstatuen 2c.
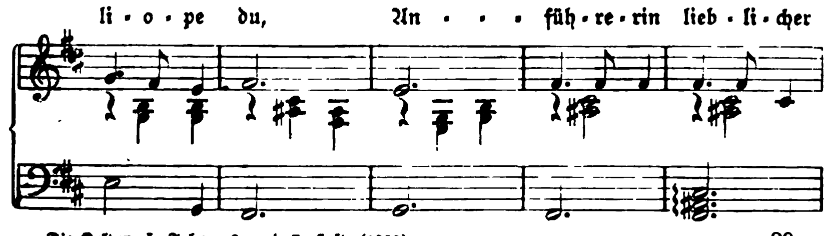
Die Hymnen des Mesomedes.
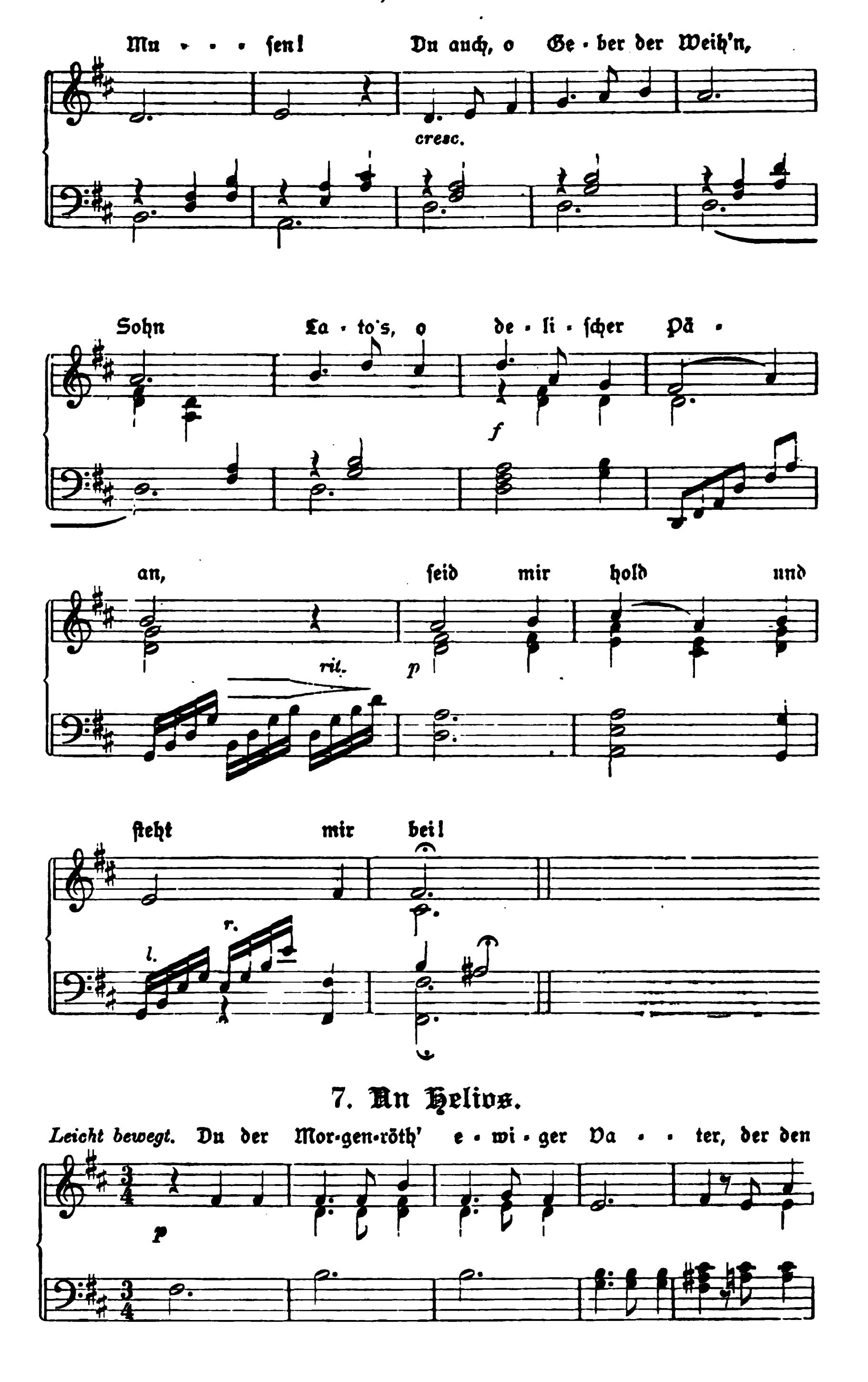
6. An die Muse.
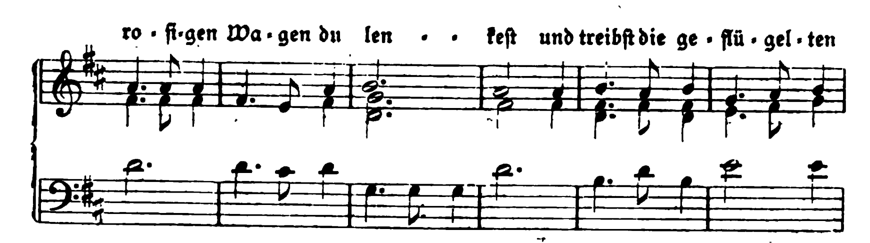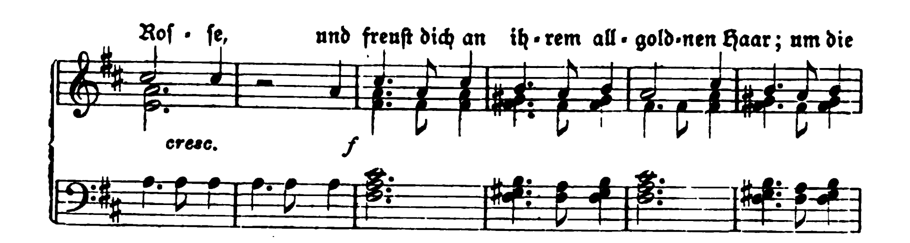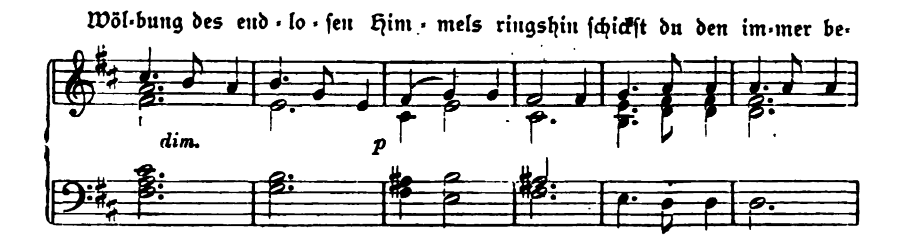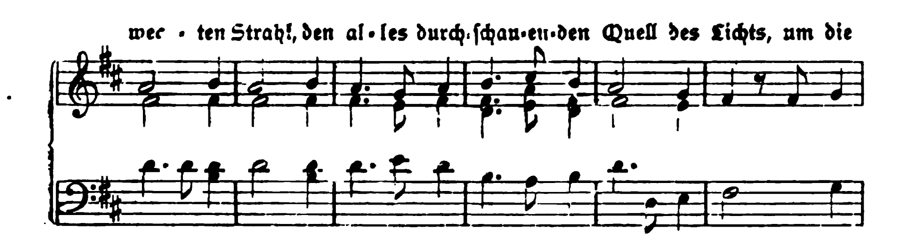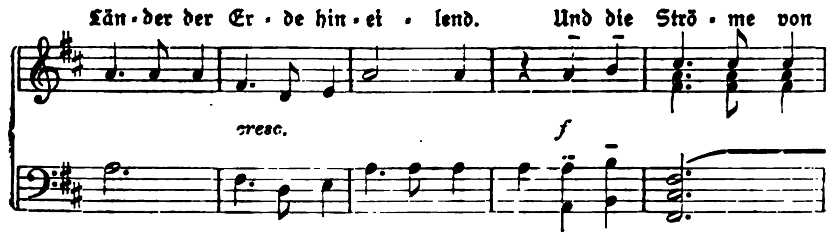









Mu - - - sen! Du auch, o Ge - ber der Weih'n,
cresc.
Sohn La - to's, o de - li - scher Pä -
f
an, seid mir hold und
rit. p
steht mir bei!
l.
r.
7. An Helios.
Leicht bewegt. Du der Mor-gen-röth' e - wi - ger Va - - ter, der den
p
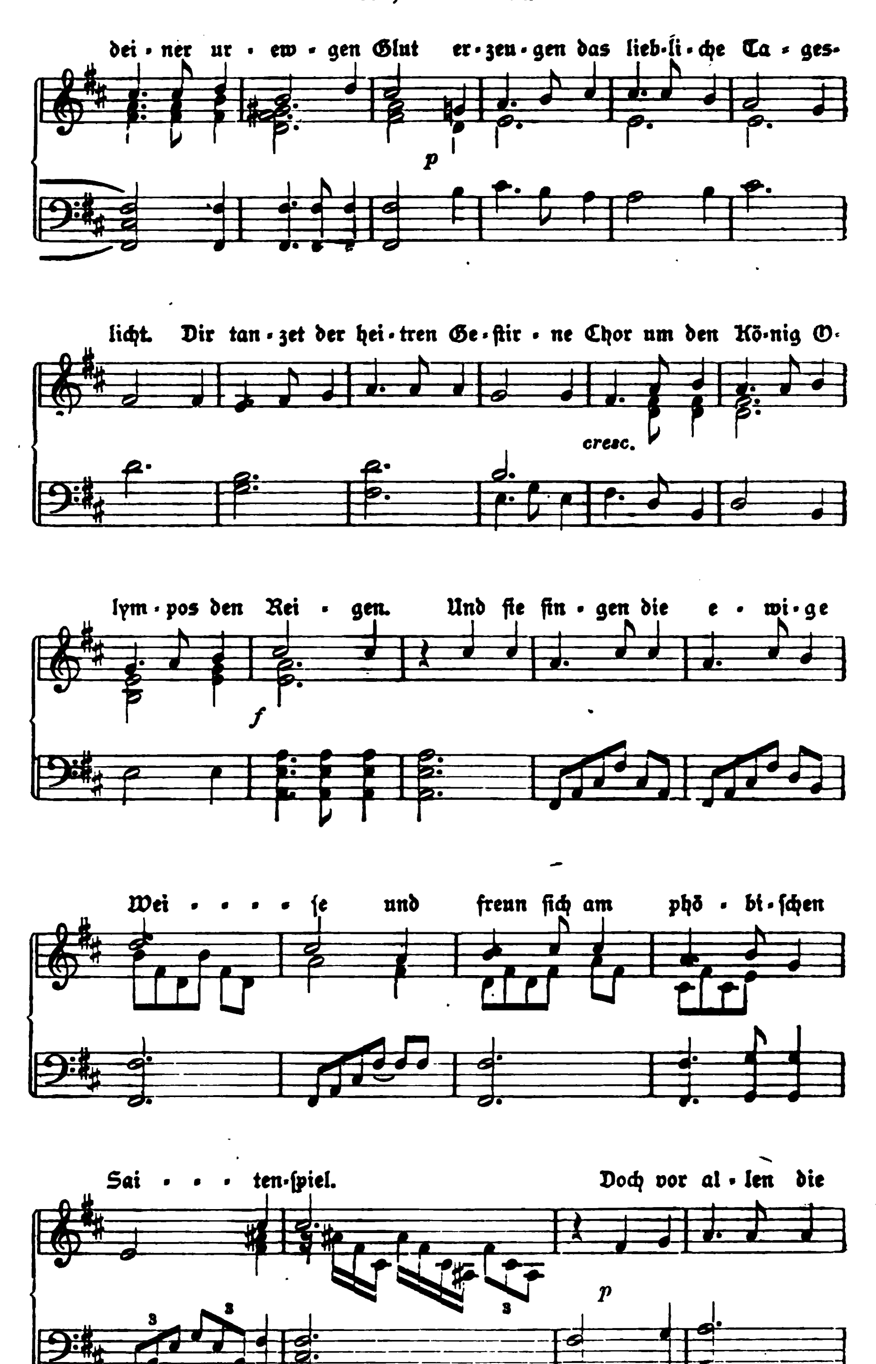

ro - si-gen Wa - gen du len - - kest und treibst die ge - flü - gel - ten
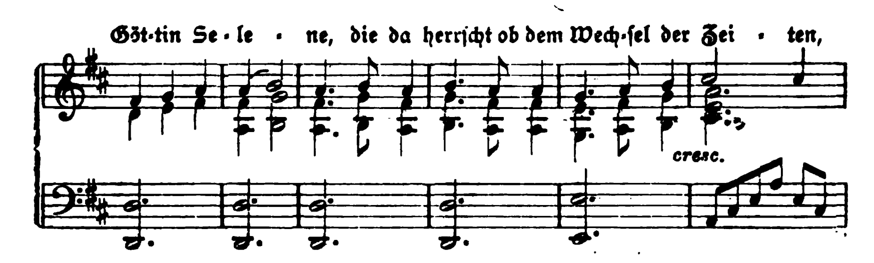

Ros - se, und freust dich an ih - rem all - gold-nen Haar; um die
cresc.
f
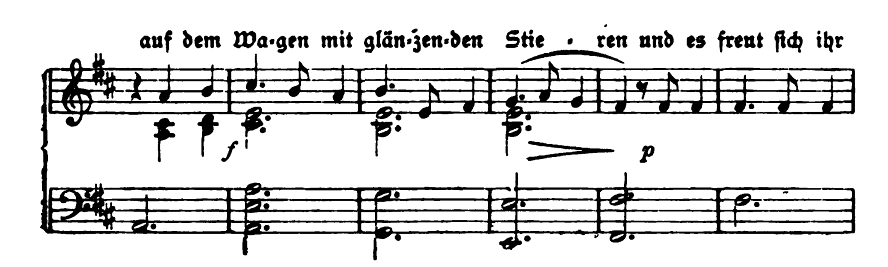

Wöl-bung des end - lo - sen Him - mels ringshin schickst du den im-mer be-
dim.
p
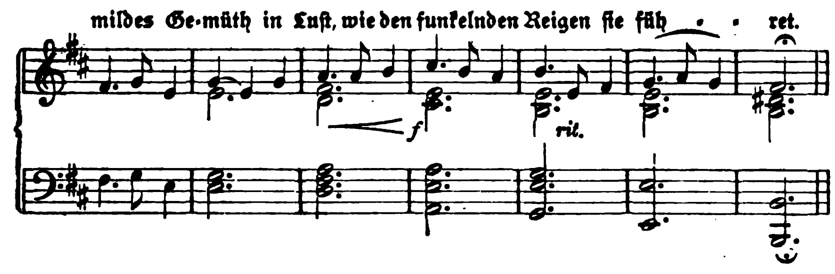

wee - ten Strahl, den al - les durch-schau-en-den Quell des Lichts, um die


Län - der der Er - de hin - ei - lend. Und die Strö - me von
cresc.
f


dei - ner ur - ew - gen Glut er - zeu - gen das lieb - li - che Ta - ges-
p
licht. Dir tan - zet der hei - tren Ge - stir - ne Chor um den Kö - nig O-
cresc.
lym - pos den Rei - gen. Und sie sin - gen die e - wi - ge
f
Wei - - - - se und freun sich am phö - bi - schen
Sai - - - ten - spiel. Doch vor al - len die
p
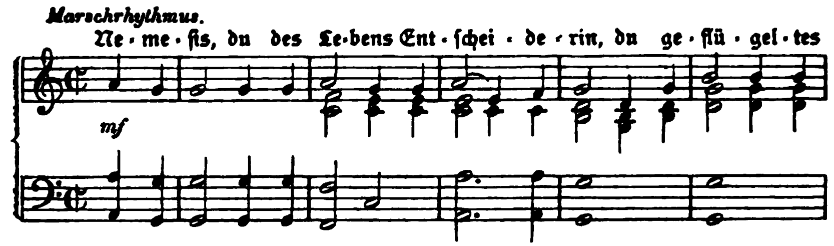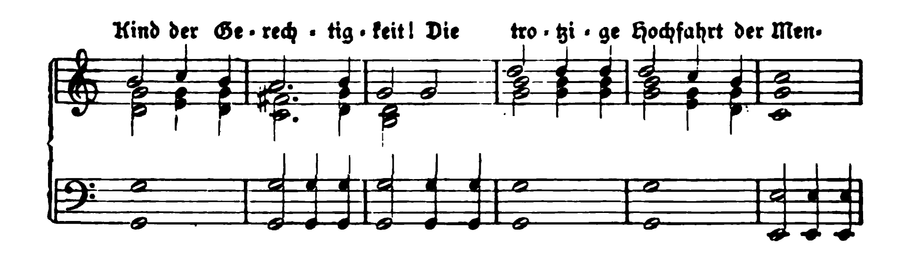




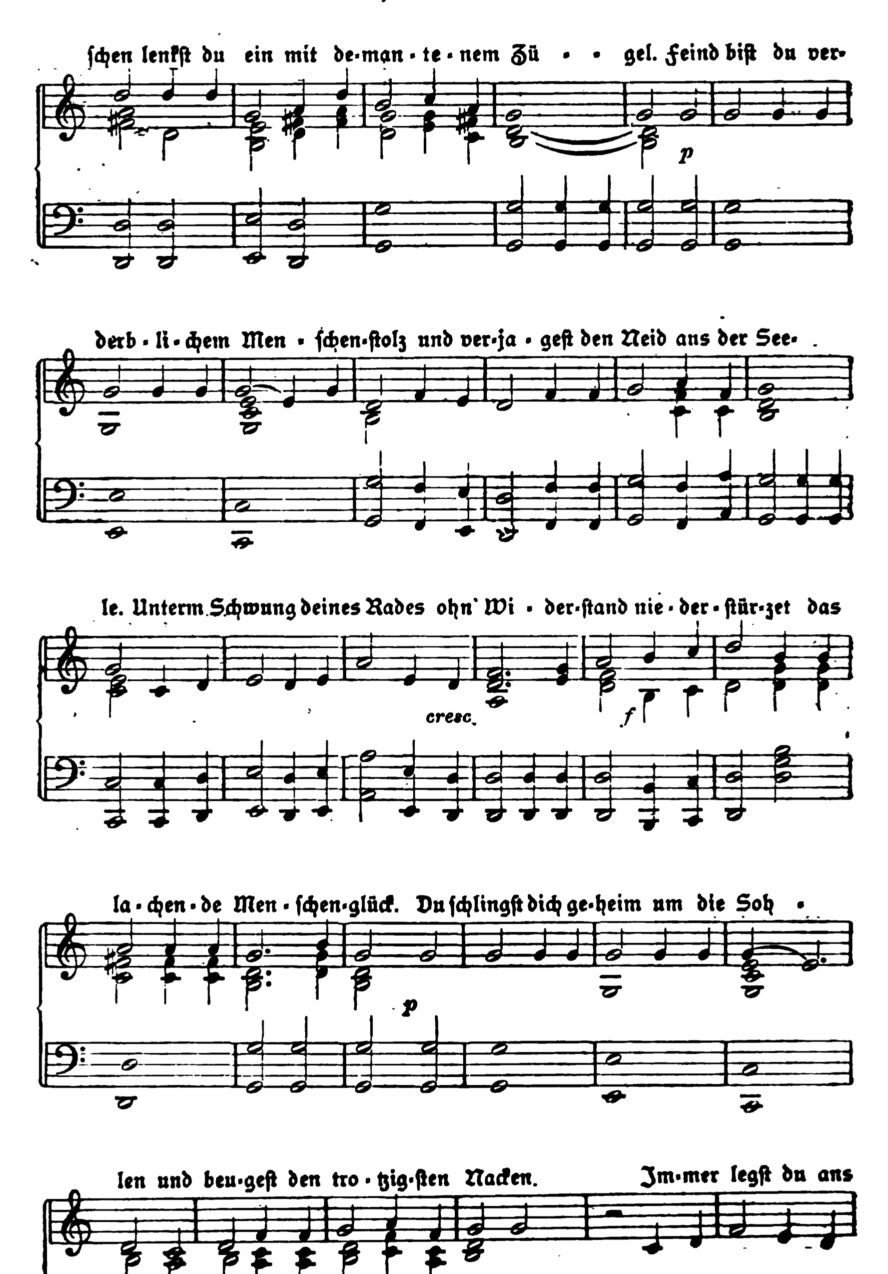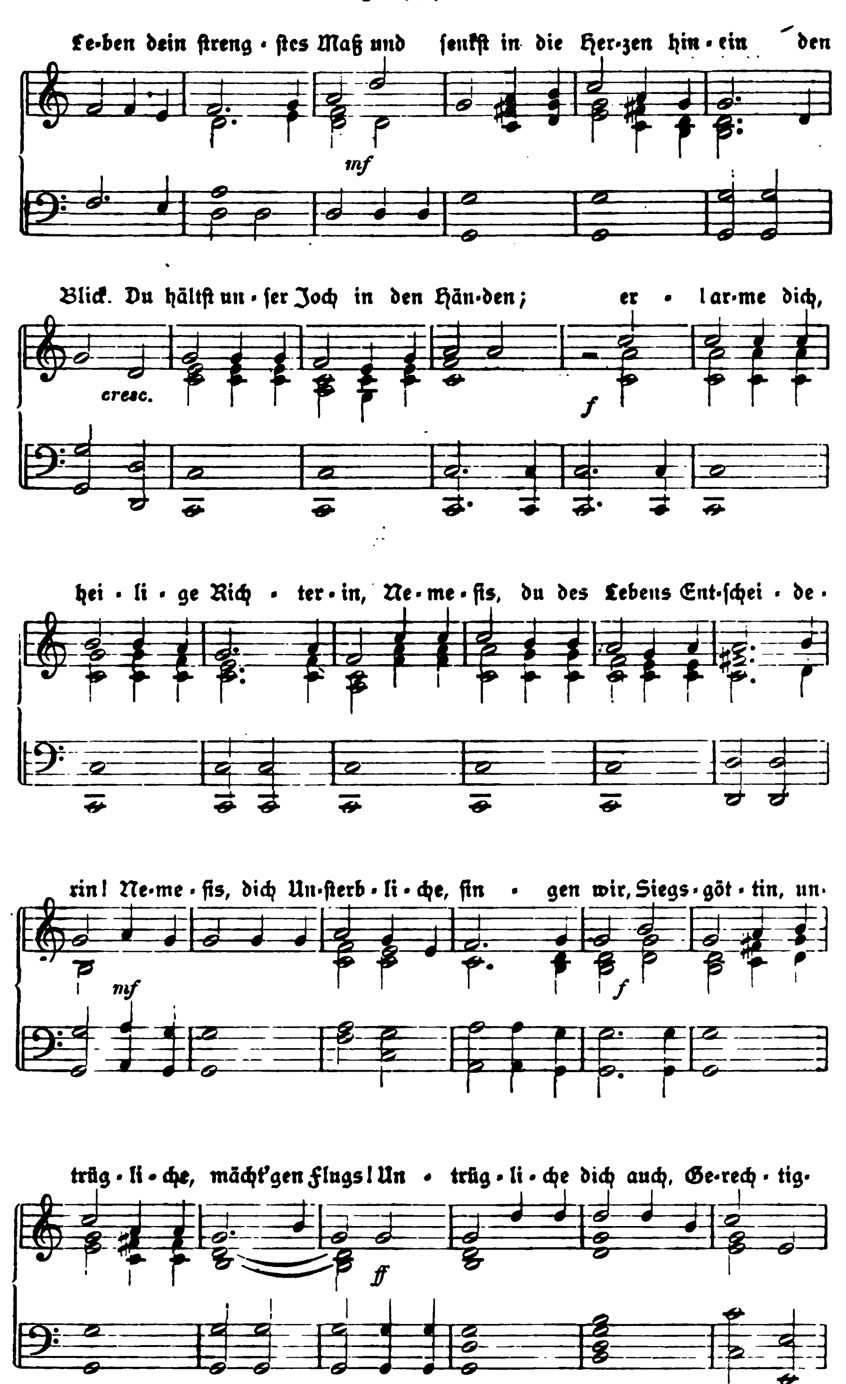


8. An Nemesis.
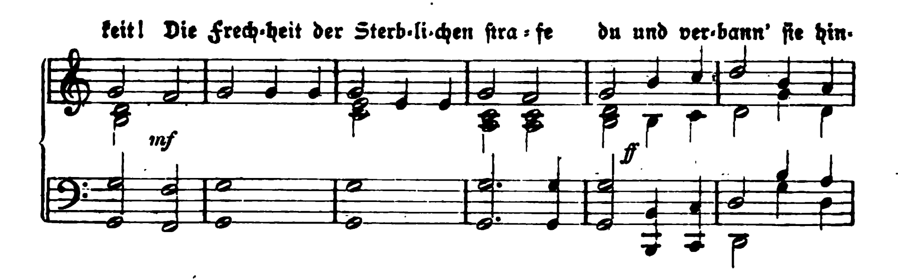
Marschrhythmus.

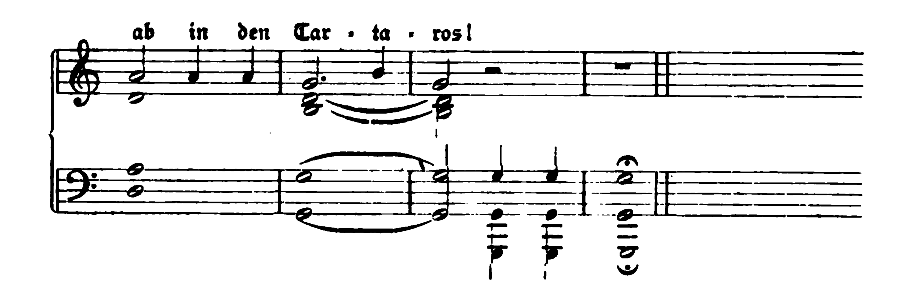





schen lenkst du ein mit de·man · te · nem Zü · · gel. Feind bist du ver·
derb · li · chem Men · schen·stolz und ver·ja · gest den Neid aus der See·
le. Unterm Schwung deines Rades ohn' Wi · der·stand nie · der · stür·zet das
cresc.
la · chen · de Men · schen·glück. Du schlingst dich ge·heim um die Soh ·
len und beu·gest den tro · tzig·sten Nacken. Im·mer legst du ans


Le-ben dein streng - stes Maß und senkst in die Her-zen hin - ein den
mf
Blick. Du hältst un - ser Joch in den Hän-den; er - lar-me dich,
cresc.
f
hei - li - ge Rich - ter - in, Ne - me - sis, du des Lebens Ent-schei - de -
rin! Ne-me - sis, dich Un-sterb - li - che, sin - gen wir, Siegs - göt - tin, un-
mf
f
trüg - li - che, mächt'gen Flugs! Un - trüg - li - che dich auch, Ge-rech - tig-
ff
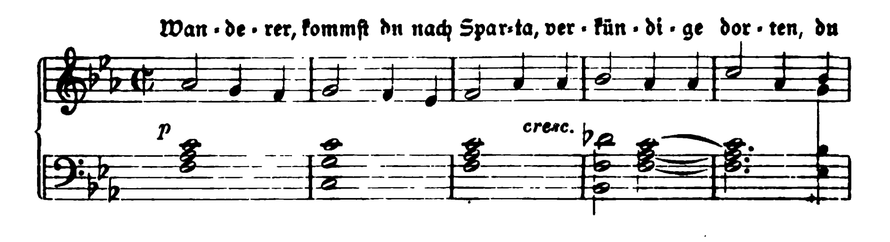




Damit also wäre alles erschöpft, was uns von antiker Musik erhalten ist. Es ist sehr wenig, wenn wir auch glücklicherweise aus allen Epochen wenigstens einen charakteristischen Lappen haben. Die archaische Musik ist durch den homerischen Hymnus, die streng classische durch Pindar, die spätclassische durch Euripides vertreten, die alexandrinische Zeit durch den Apollohymnus, die augusteische Zeit durch das Seikiloslied, die griechische Renaissance der hadrianischen und Antoninenzeit durch Mesomedes. Bei dieser Dürftigkeit, der Litteratur und bildenden Kunst gegenüber, will ich versuchen, noch eine andere Quelle unserer Kenntnis aufzufassen, so gut es geht. Ich meine die altchristliche Musik, die ja durchaus in ununterbrochener Tradition auf der Antike beruht. Wir haben gehört, wie noch im 5. Jahrhundert antike Weisen zur Leier gesungen wurden. Im selben Jahrhundert gibt sich Marcianus Capella mit der Technik der antiken Musik ab. Im 6. Jahrhundert that Boëthius dasselbe. Damals war aber die Kirchenmusik durch Ambrosius schon begründet. Die Antike gieng, von der Kirche getragen, eigentlich niemals unter. Es gibt keinen Einschnitt, der das lateinische und griechische Mittelalter von der Antike trennte. So blieb auch die Theorie der Musik dieselbe. Auch die alten classischen Strophenformen wurden gewahrt und lebendig erhalten. Auf diese Weise sind uns durch die Überlieferung der Kirche Melodien zu Hexametern, Distichen,
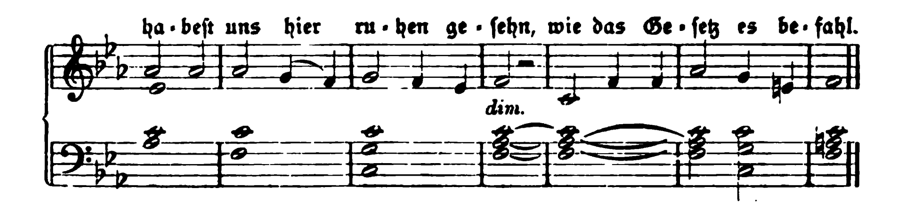
jambischen Trimetern und trochäischen Tetrametern, zu sapphischen, alcäischen und asklepiadischen Strophen erhalten. Die Weisen, die Horaz und andere schon von den Älteren entlehnten, giengen als Erbe in den Schatz der Kirche über. Sie unterlagen allerdings dem Wechsel der Zeit, manche Intervallschritte mögen sich verändert haben, die Tonart wurde schwankend, die Melodie ausgeschmückt oder umgekehrt vereinfacht, die alten Weisen differenzierten oder vermischten sich zu neuen, der rhythmische Vortrag wechselte, aber das Leben war immer das gleiche. Wir athmen hier noch antike Luft, wir sehen antikes Blut pulsieren. Jene alten Trümmer sind uns wohl unmittelbar erhalten, aber sie sind todt; in den nun folgenden Weisen lebt die Antike noch, wenn sie auch durch manche Veränderungen gegangen ist.

9. Hören wir vor allem die alterthümliche phrygische Melodie des elegischen Distichons aus den «Hymni de tempore et de Sanctis cum tonis usitatis in congregatione gallica O. S. B.» Solesmis 1885, p. 182. Ich lege ihr das bekannte Epigramm des Simonides auf die bei den Thermopylen gefallenen Helden unter.

Anhang antiker Melodien in der Überlieferung des kirchlichen Choralgesanges.
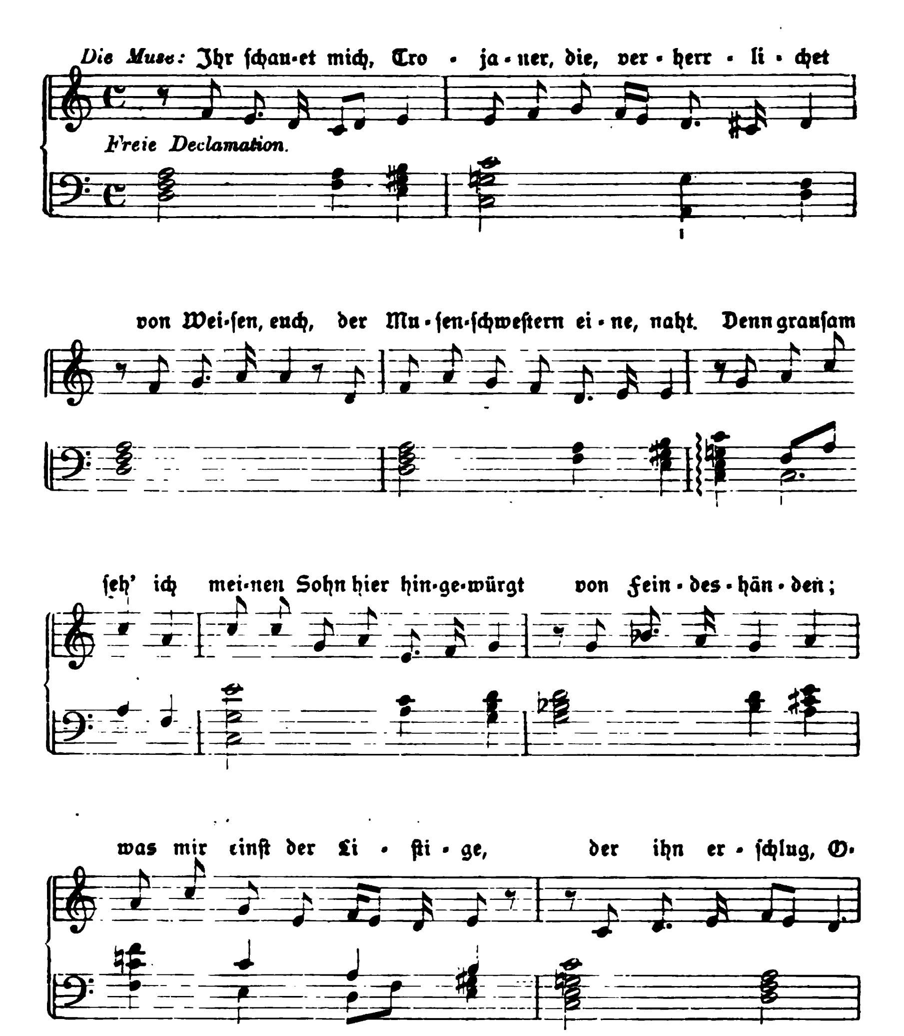
9. Elegisches Distichon.
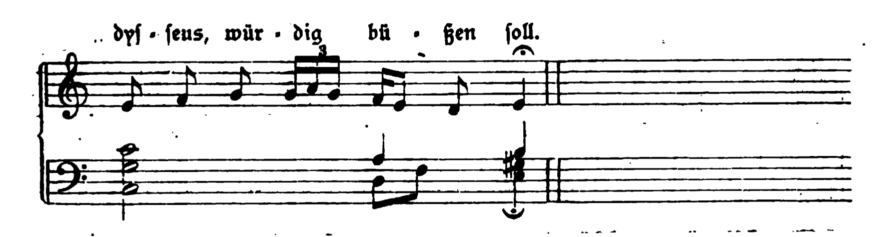




10. Von Melodien zum jambischen Trimeter, dem gewöhnlichen Vers des Dramas, habe ich vier zu vier Zeilen notiert. (Hymni, p. 86, 88, 95, 196). Ich bringe hier eine dorische zu fünf Zeilen (Hymni, p. 65) und lege ihr den Anfang der Rede der Muse aus dem Rhesos des Euripides unter. Die Muse erscheint nach der Ermordung ihres Sohnes als Dea ex machina.
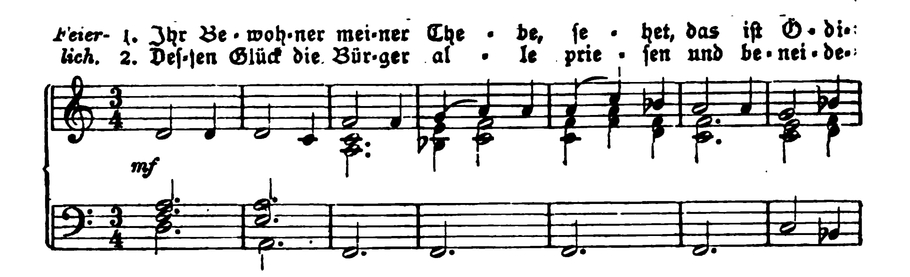
10. Jambischer Trimeter.
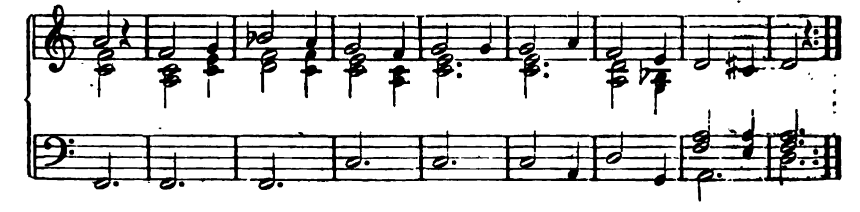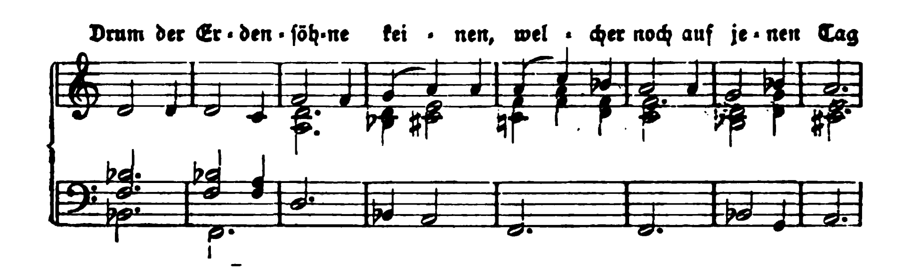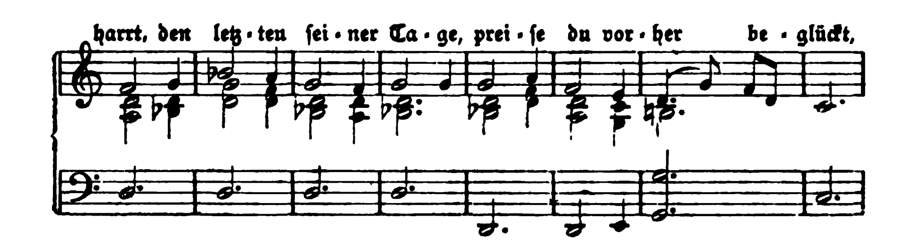




11. Der zweite Hauptvers des Dramas, der trochäische Tetrameter, ist auch zahlreich in den Choralmelodien vertreten. Ich notierte vier zweizeilige, zwei einzeilige, eine dreizeilige Melodie (Directorium chori, S. 232). Diese letztere kommt auch in einer zweizeiligen Abkürzung vor (Directorium [117]). Ich gebe beide gemischt zum erschütternden Schlusschor des „König Ödipus" von Sophokles. Man ersieht daraus, dass man auf diese Weise eine beliebig lange Stelle, ob sie nun aus einer geraden oder ungeraden Anzahl von Versen bestehe, singen kann.
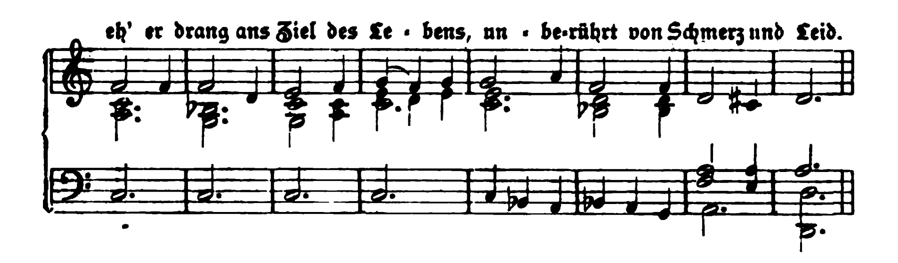
11. Trochäischer Tetrameter.





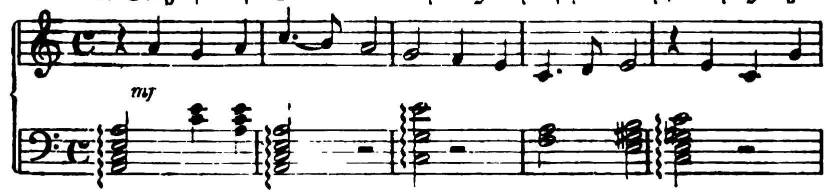


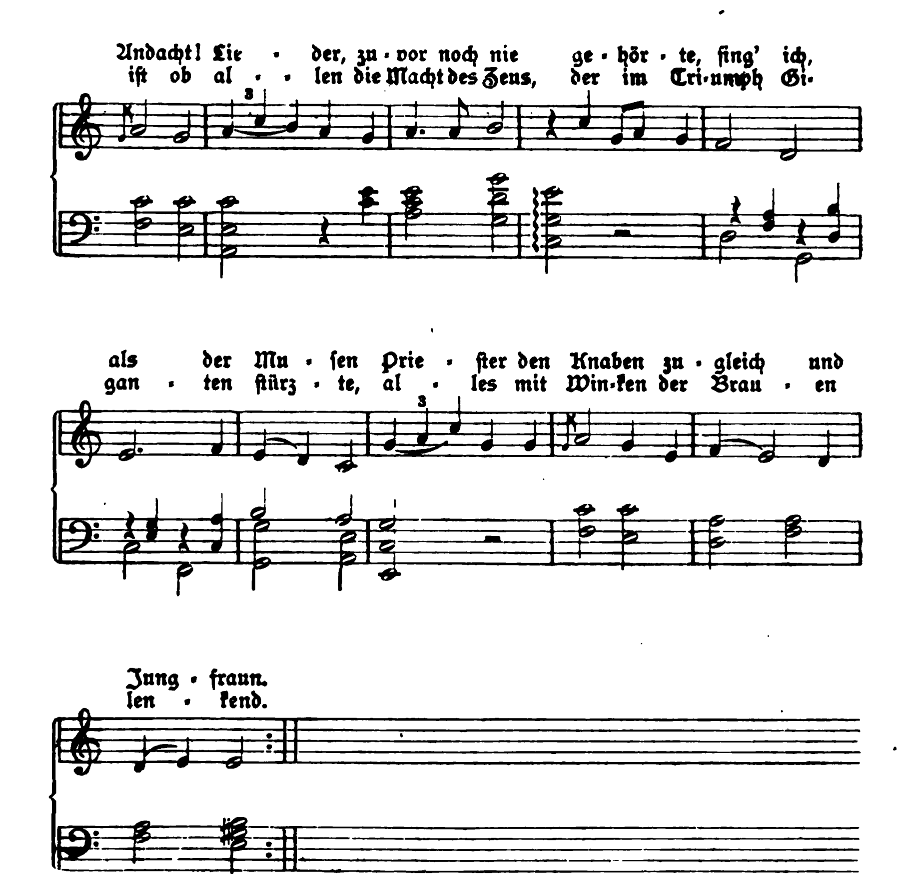




12. Ich habe nur eine einzige, aber herrliche alcäische Strophenmelodie im Schatz der Kirche gefunden (Hymni, p. 191.) Ich lege der dorischen Weise eine bekannte Ode von Horaz unter.

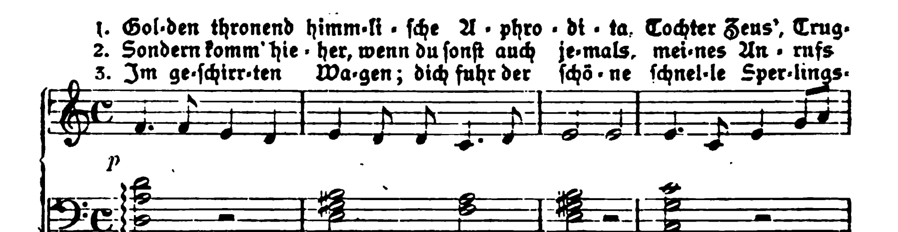
12. Alcäische Strophe.
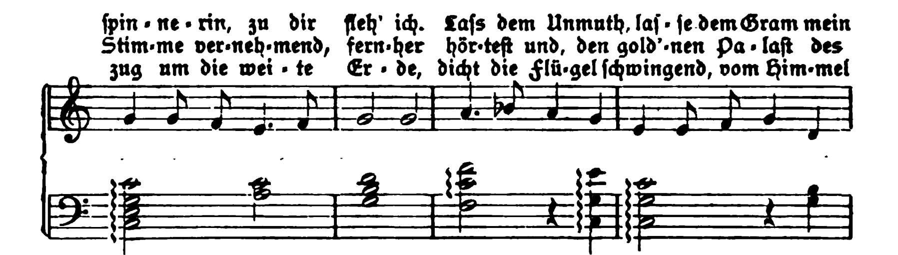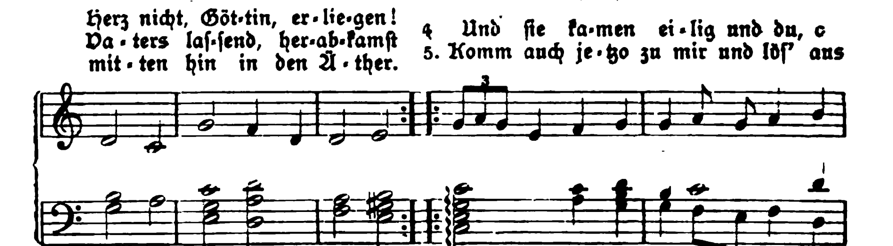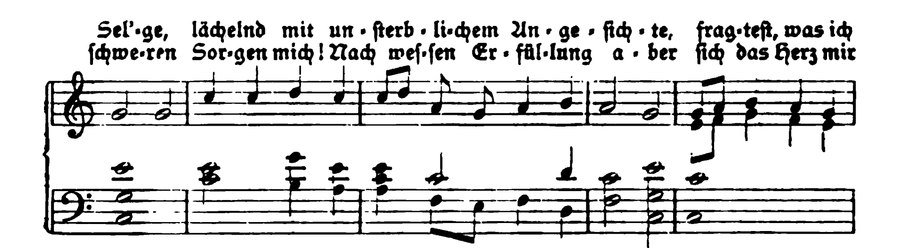




13. Melodien zu sapphischen Strophen besitzen wir in großer Menge. Ich habe deren 18 notiert in allen möglichen Tonarten, selbst eine im Septimengeschlecht (H—h, hier nach E—e transponiert mit einem b). Die kirchlichen Theoretiker schwanken in der Anerkennung dieses Geschlechts. Es wäre nach antiker Benennung Mixolydisch. Mit dieser Melodie, deren Tonart ja als Erfindung der Sappho galt, will ich eine sapphische Ode vorführen; die beiden letzten Strophen derselben Ode werden eine andere Melodie zeigen, die im anmuthigeren Jonisch geht (Hymni, p. 5 und Directorium, p. 2)
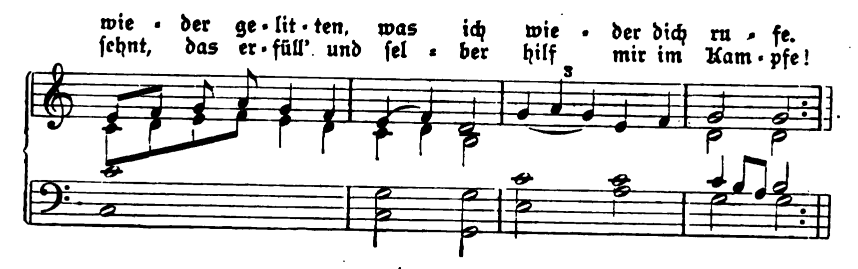
13. Sapphische Strophe.
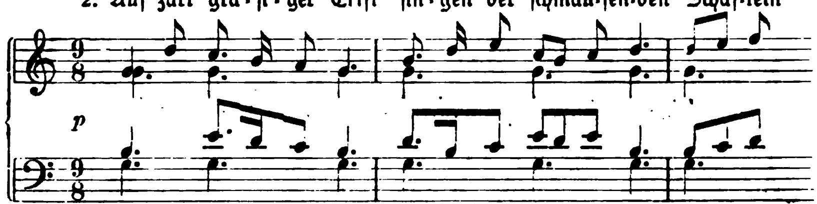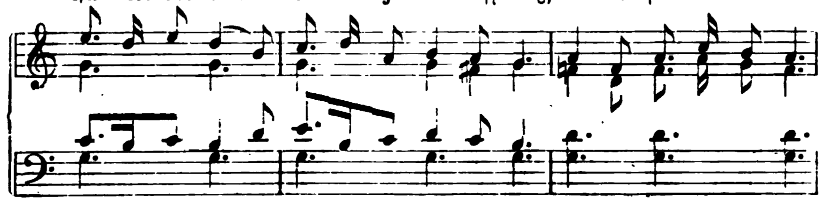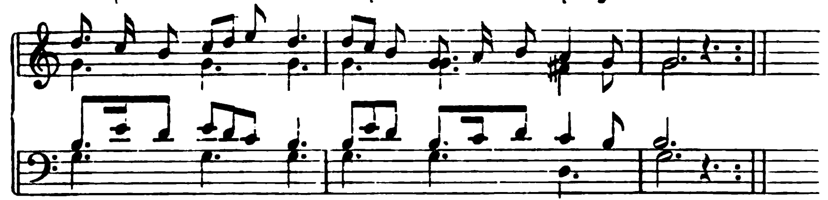










14. Es folgt nun, aus mehreren Exempeln ausgewählt, die Melodie einer asklepiadischen Strophe mit unterlegtem horazischen Text. Die Melodie macht der weicheren jonischen Tonart wegen einen nicht so alterthümlichen Eindruck, als manche ihrer Schwestern. Auch die Rhythmisierung trägt dazu bei (Directorium, p. 375. «Jam toto subitus»).

14. Asklepiadische Strophe.
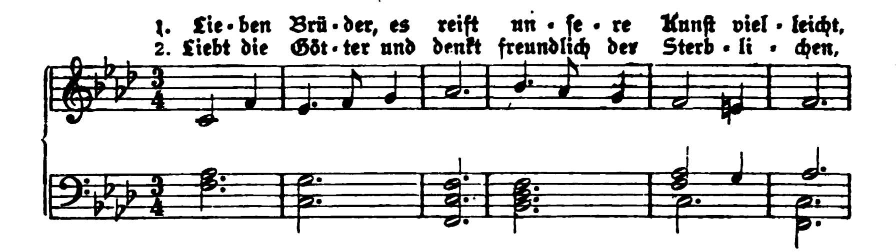


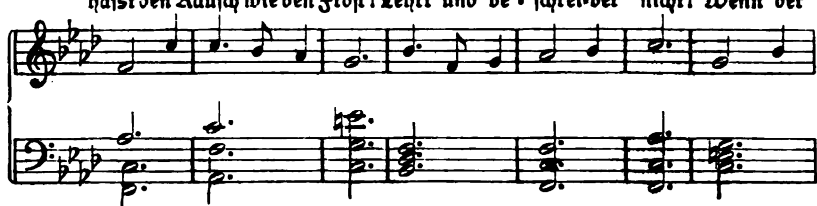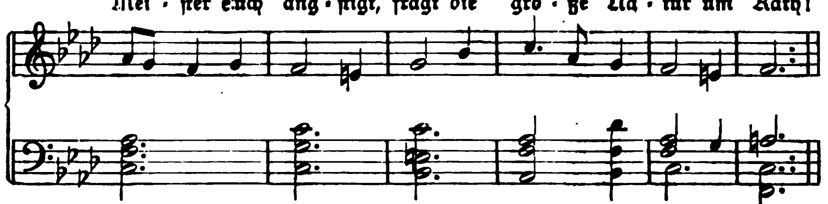




15. Zum Schlusse noch eine phrygische Melodie zu einem anderen Typus der asklepiadischen Strophenform, von der mir drei Beispiele bekannt sind (Hymni, p. 73). Da mir ein passender antiker Text mangelt, lege ich ein schönes Gedicht von Hölderlin unter, das zugleich ein ästhetisches Programm ist und vielleicht besser als viele Worte von der starren Antike zu den künstlerischen Bestrebungen unserer Zeit herüberleiten mag.

15. Andere Art der asklepiadischen Strophe.









Madonna del Sasso.

Eine
Reise-Erinnerung
von
Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

„— — — — — — — — — —
Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und formte daraus ein Herz:
Bring' das der Muttergottes,
Dann heilt sie Deinen Schmerz!“ —

Diese Strophe aus der „Wallfahrt nach Kevlaar“ fiel mir ein, als ich vor dem Altar der Madonna del' Sasso stand und gerührt die zahllosen Spenden der silbernen Herzen betrachtete, die ihn umgeben und mit stummer, aber ach! so pathetischer Sprache ihre Passionsgeschichten erzählen —.

Es mag Einer darüber denken wie er will oder kann, aber die rein menschliche Thatsache, daſs der Mensch in seinem Leide sich gern an ein groſses, starkes, erbarmendes Herz flüchtet und zum mindesten Trost von ihm erhofft, wird Niemand ableugnen oder verwerfen können, und da die Macht der Menschen eine so begrenzte und das wahre Mitleid ein so seltner Gast ist in diesem „Thal der Thränen“, so wendet das Leid sich lieber an das Herz der ewigen Güte und an das verständnisvolle Erbarmen Jener, deren Herz hier auf Erden die „sieben Schwerter des Schmerzes“ durchbohrten. Wie aber die sogenannten „Aufgeklärten“ das Herz haben können, gegen diese Zuflucht des Leides zu eifern mit Spott, Feuer und Schwert, hab' ich nie verstehen können, weil das mit der vielgerühmten und ewig citierten Humanität im directen Widerspruch steht. Denn wer auch selbst nicht glaubt, der sollte in unsrer Zeit, die allüberall ihr Evangelium der Suggestion predigt und deren psychischen Einfluſs mit Enthusiasmus preist, den Glauben doch wenigstens in diesem Lichte den leidenden Seelen zugestehen.

Doch ich wollte ja von der „Madonna del Sasso“ erzählen und dazu muſs der Leser mir nach dem Lago maggiore folgen — sagt doch der freundliche Führer durch Locarno von der Madonna: „Schöneres bietet dir ganz Oberitalien nicht“ — und man darf ihm getrost Recht geben.

Freilich, wer von Lugano kommend Locarno betritt, wird sich zunächst enttäuscht fühlen, weil dem See des letzteren Städtchens die charakteristische Umgebung des in seinem Farbenspiel so reizvollen lago ceresio mangelt. Zwar von Bergen sind ja beide Seen eingefasst, doch der glockenförmige Monte San Salvatore, der spitze Monte Brè, der kühne Monte San Giorgio und das zackige Grat der Monte Generoso-Kette prägen dem Luganer See eine so scharfe, prägnante Charakteristik auf, dass Locarno, wie gesagt, zunächst enttäuscht, weil der Mensch im Allgemeinen und der Deutsche im Besondern immer vergleichen muss. Vergleiche hinken bekanntlich aber immer, und so auch hier, denn die Umgebung von Locarno bietet viel mehr und viel Schöneres als die Lugano's und — da wären wir ja glücklich wieder beim Vergleich. Zum Glück aber ist, was ich schildern will, unvergleichlich.

Die Legende erzählt, dass in der Nacht vom 14. zum 15. August des Jahres 1480 der fromme Frà Bartolomeo von Ivrea, der als Mönch im Minoritenkloster zu Locarno lebte, im Gebet versunken zu den Bergen aufgeschaut habe. Mit einemmale erglänzte die gerade über der Stadt jäh aufragende Felszacke in blendendem Lichte, in welchem die schöne, rührende Gestalt der Muttergottes, von Engeln umgeben, sich dem verzückten Blicke des Gottesmannes zeigte. Diese Vision hinterließ in ihm einen so mächtigen Eindruck, dass der Gedanke, der Himmelskönigin auf dem schroffen Fels eine Stätte der Verehrung zu gründen, ihn nicht mehr verließ, und er fand damit Wiederhall in vielen Herzen. Zunächst trat ihm die Familie Masina, der der Fels gehörte, denselben gern ab und 1485 begann er unter vielseitiger Unterstützung darauf ein Kirchlein zu bauen, das am 15. Juli 1487 eingeweiht wurde, mit der Statue der Madonna, wie Frà Bartolomeo sie in seiner Vision erschaut. Er selbst aber verließ das Kloster und zog als Einsiedler in die Nähe des Sasso (Felsen), auf dem das Kirchlein sich erhob, um ständig zum Dienste desselben anwesend zu sein. Später zogen ihm mehrere der Brüder nach und erbauten neben der Kirche ein kleines Kloster, das im Laufe der Zeiten manchen Appendix erhielt, das Kirchlein erweiterte sich, soweit es der Raum auf dem Fels gestattete und erhielt eine Säulenfaçade und dem steilen Grat entlang wurde ein Kreuzweg angelegt, während allerlei Kapellchen an dem bequemeren Pfade im rechten Tobel entstanden, den der Besucher zu Fuß auch zumeist wählt. Wer aber nicht steigen kann oder darf, der nehme einen Wagen oder setze sich in die zu sehr bequemer Nachmittagstunde nach dem Bergdörfchen Contra abfahrende eidgenössische Post und lasse sich also bequem, aber freilich Schritt vor Schritt die steile, schmale Landstraße hinan bis zum Sasso fahren. Auf hohem Sitz hinter oder neben dem braven italienischen Postillon hat das seinen besondern

Reiz, wenn auch für ängstliche Seelen der Blick auf die Abhänge, von denen uns keine Brustwehr, kein Geländer, sondern nur sehr schütter gesetzte Prellsteine trennen, sein Bedenken haben mag. Aber wir sind nicht schwindelig, Pferde und Postillon sind absolut zuverlässig und der freie Ausblick auf das sich immer weiter ausdehnende Diorama des bergumsäumten Lago maggiore wird immer schöner, je höher wir steigen. Vor der interessanten Kapelle Trinità del Monte wenden wir dem schönen Ausblick den Rücken, in mächtiger Kehre senkt sich der Weg wieder etwas und wir halten dann an dem von Malern stets belagerten Punkte, wo auf kleinem Vorsprung eine Kapelle steht. Hier steigen wir aus und genießen zunächst den schönsten Blick auf die Madonna del Sasso, die, die Klostergebäude überragend, mit diesen aus dem Felsen gewachsen scheint und für die der blaue, von schneebedeckten Bergen eingefasste See mit dem sich bis Giubiasco ausdehnenden Thal des Ticino-Flusses einen wundervollen Hintergrund bildet.

Von der Landstraße müssen wir, um die Kirche zu erreichen, einen etwas wunderlichen Weg machen: durch ein als Ruine sehr malerisch wirkendes Thor betreten wir den steil abfallenden gepflasterten Pfad, der uns in Windungen an die Klosterpforte bringt. Wir durchschreiten einen schmalen Gang, passieren ein eisernes, über schwindelndem Abhang angebrachtes Brückchen und betreten nun das eigentliche Kloster, und da ist's gleich rechts ein Anblick, der dem Unvorbereiteten wohl einen kleinen Schreck durch die Glieder jagen kann, denn hinter einem Gitter ist da plastisch eine ungemein roh-realistische Bildgruppe zu sehen, auf die man eigentlich vorbereitet sein muss. Es ist dies eine Darstellung des hl. Abendmahles in bemalten, überlebensgroßen Thonfiguren, aber dass diese ergreifende Scene hier Andacht erweckte, kann Niemand behaupten, sogar hässlich, ja ordinär wirkt diese wie erstarrt aussehende Darstellung. Wohl findet man unter den Aposteln bei näherem Betrachten manch' charakteristischen Kopf, aber die Hauptfigur, der Heiland, ist so abstoßend aufgefasst, dass ich den bewundere, der hier beten kann. Die wappengeschmückte Widmung sagt, dass die Kapelle von «Carolus Emanuel a Roll, Eques Ord. S. Lazari et Mauritii Statthalter et Pannerherr» des Cantons Uri gestiftet wurde.

Die breite Treppe hinaufschreitend sehen wir zur Linken eine Kapelle, in der die bemalte Statue der Mater dolorosa mit dem todten Heiland im Schoß, flankiert von zwei enormen, goldhaarigen Engeln steht, daneben ist eine Darstellung der Herabkunft des heiligen Geistes, gleichfalls in lebensgroßen, bemalten Statuen, welche an realistischer Auffassung dem „Abendmahl" nichts nachgibt, denn die auf Bänken in bewegten Stellungen sitzenden Apostel jagen eher Schrecken als Zutrauen ein, und der Umstand, dass der

fingerdicke Staub auf Gesichtern und Gewändern eigentlich mühelos entfernt werden könnte, berührt peinlich das deutsche Gemüth, das den Staub nun einmal haſst. Aber die sechs Kapuzinerväter, die noch hier oben hausen, haben wahrscheinlich Anderes zu thun oder die Sache fällt ihnen nicht auf. Nun treten wir hinaus auf den Vorplatz der Kirche, deren säulengetragene, offene Vorhalle immerhin weniger gedrückt wirkt, als Sachverständige behaupten. Zur Linken an der Mauer gewahren wir in einer Nische die prächtige Marmorbüste des in der ganzen Gegend verehrten Kapuzinerpaters Luigi de Locarno, von dessen „liebevollem Lächeln, Menschenfreundlichkeit und engelgleicher Milde" die lateinische Inschrift redet. Aber eine Schande ist es, daſs die Besucher des Sasso dieses Kunstwerk mit den Inschriften ihrer Namen bekritzelt haben; selbst das Antlitz der Büste ist mit den kostbaren Autographen bedeckt, für deren Schreiber ich nur einen „Lohn" wüſste, der aber leider im Justizverfahren ganz abgeschafft ist, in der Erinnerung der ältesten Leute aber noch liebevoll unter der Ziffer „25" lebt. Schade, daſs diese Vandalen jener Belohnung ihrer Heldenthat entrückt sind!

Ich habe eine ganze Weile gebraucht, ehe ich den Ärger über die dummen Jungen beider Geschlechter hinunter gewürgt hatte, welche ihre Namen auf Stirne und Nase des mild lächelnden Pater Luigi (ob seine Büste von Vincenzo Vela's Meisterhand ist?) mit Blei und Röthel zu kritzeln nicht umhin gekonnt, — dann betrat ich die reichgeschmückte, stille, heimelige Kirche, über deren Hochaltar unter silbernem, barockem Baldachin die Madonna del Sasso thront, wie das Auge des Frà Bartolomeo da Ivrea sie in jener Sommernacht vor vier Jahrhunderten geschaut. Sie ist ein wirkliches, echtes Kunstwerk, diese Statue, die an Schönheit und Wert viele andere himmelhoch übertrifft, das süßeste Madonnenbild, das man sehen kann. Das liebreizende Jesuskindlein schmiegt sich an seine himmmlische, holdselige Mutter, die mild auf ihre Verehrer herablächelt, und daſs kindlicher Glaube die Statue mit goldgestickten Gewändern bekleidet und die Häupter von Mutter und Kind mit hohen, goldfunkelnden, edelsteinbesetzten Kronen geschmückt hat, das wirkt hier rührend und sehr anmuthig. Die Säulen des Altars und die Paneele um denselben aber sind mit zahllosen silbernen Herzen, großen und kleinen, behangen als Dank für erhörte Gebete um Fürbitte. Den gleichen Gedanken sollen die zahlreichen, die Wände der Kirche bedeckenden Votivgemälde verkörpern, die ihre leicht faſsliche Sprache reden von denen, die sich der wunderthätigen Madonna zum Danke verpflichtet fühlen. Diese Darstellungen sind meist mehr als naiv aufgefaſst und noch viel naiver ausgeführt, doch damit darf man hier nicht rechten und noch weniger lächeln sollte man darüber, denn die Meinung ist

doch die Hauptsache und die redet daraus eine eigene rührende Sprache. Der begeisterte Führer durch Locarno*) will sogar auf einem dieser Votivgemälde das Bildnis eines in neuester Zeit in die Angelegenheiten des Canton Tessin mit „energischer, vielleicht zu energischer Hand" eingreifenden Mannes erkannt haben, der sein „trotziges Haupt in schweren Vatersorgen vor dem Madonnenbilde beugt".

Kunstwerke von hohem Werte birgt aber auch die Kirche der Madonna del Sasso. Der à la Fresco gemalte, herrliche Engelchor im Hauptgewölbe und einige der Vignetten von den Pilastern stammen, wenn nicht gar von Bernardo Luini selbst, so doch sicher aus seiner epochemachenden Schule und reden von der ganzen Lieblichkeit seiner reinen und schönen Auffassung. Eine „Flucht nach Ägypten" im rechten Seitenschiff, von Bramantino's Meisterhand, zeigt dessen feine Farbenwirkung und Stimmung im schönsten Lichte, wenn auch die Gesichter unserer heutigen Idee von Schönheit nicht entsprechen wollen. Doch das schmälert den hohen Wert des Kunstwerks nicht, das in der ersten Kapelle links neben dem Eingang ein modernes Pendant hat. Es ist diese eine „Grablegung Christi" von der Hand des berühmten Florentiner Malers und Professors Antonio Ciseri († 1891), der aus dem nahen, hoch über dem See gelegenen Dörfchen Ronco sopra Ascona stammt. Von dem locarneser Kunstmäcen, Advocat Bartolomeo Rusca wurde Ciseri mit dem Gemälde für diese Kapelle beauftragt, und so ist in dem gegebenen Raum ein Meisterwerk entstanden, das zum Ergreifendsten gehört, was die religiöse Kunst geschaffen. „Der edlen Auffassung", sagt der Kunsthistoriker Professor Rehn, „kommt eine Technik zu Hilfe, welche das Höchste leistete, was zur Illusion der Wirklichkeit gehört. Es ist ein lebendes Bild, das den Zuschauer mit aller Gewalt des Mitempfindens ergreift und vor dem man in stundenlanger Betrachtung verweilen kann." Er hat Recht — dreimal hat's mich vor dieses Bild zurückgezogen und nur schwer konnte ich mich davon trennen, — die tragische Scene zieht lebendig vor dem Beschauer vorüber, man vergißt bei ihrer Betrachtung die Umgebung und übersieht die Grenze des einfachen Goldrahmens. Sieben lebensgroße Gestalten sind es, die sich um den todten Körper des Heilands gruppieren, den Nicodemus und der weißbärtige Josef von Arimathäa zu Füßen, der heilige Johannes zu Häupten in einem Leintuche zu Grabe tragen durch eine in grauer Abenddämmerung kaum mehr erkennbare, flache Landschaft, durch die nur von links noch ein letzter Tagesstrahl fällt und die stille Gruppe, in der man nur das leise Schluchzen der heiligen Büßerin Maria Magdalena zu hören

*) Locarno und seine Thäler. Von J. Hardmeyer. Zürich bei Orell-Füßli.

glaubt, mit mildem Lichte erhellt. Die Mutter des Heilands schreitet halb neben, halb hinter dem im Tode geneigten, edlen, menschlich rührenden, göttlich ehrfurchtgebietenden Dulderhaupte her, das Antlitz zum Himmel erhoben, die blassen Lippen geschlossen, die wunderbaren Augen mit einem Ausdruck von Schmerz und Ergebung emporgerichtet, den man so leicht nicht wieder vergisst, denn es bedeutet eine solche Vergeistigung, eine solch völlige Loslösung von dem Irdischen und zugleich doch ein so namenloses Weh, wie es überwältigender nicht wiedergegeben werden kann. Der Schmerzensreichen folgen die Gestalten der drei Marien von denen „die von Ägypten", die Büßerin, gebeugt das Antlitz in den Händen birgt, indes die goldenen Haarmassen darüber fallen, aber ihr Schluchzen meint man zu hören, die Erschütterung ihres Körpers dabei glaubt man zu sehen. Unbeschreiblich ist der Ausdruck, mit dem der Apostel Johannes auf die neben ihm schreitende Muttergottes schaut; ehrfürchtige Scheu und ein namenloses Mitleid spricht aus diesem Blick. Es war wahrlich ein großer Meister, der dieses Bild geschaffen, der die Macht besessen, den Ausdruck so wiederzugeben, den sein geistiges Auge geschaut!

Die Kirche verlassend betreten wir links, eh' wir hinabsteigen, die offene Loggia mit der berühmten Fernsicht, und der Ausblick, den wir von da haben, bleibt dauernd in unserer Seele haften. Man meint hier zu schweben auf dem steil abfallenden Fels hoch über der Stadt, die sich mit ihren Vororten, Villen und alten Theilen lang am See hinzieht, bis auf das gewaltige Delta, angeschwemmt von dem unschuldig aussehenden und doch so furchtbar reißenden Flüsschen der Maggia im siegreichen Kampfe der Elemente. Und vor der Stadt der blaue See, auf den die scheidende Sonne alle Farben der Palette glitzernd und gleißend hingezaubert, im Norden die schneebedeckten Berge, auf denen das Abendroth zu glühen beginnt, im Osten das wieder von Bergen begrenzte Thal des Ticino im Duft der aufsteigenden Nebel sich verlierend und rings das geheimnisvolle Werden und Ahnen des kommenden Frühlings — — ja, der warmherzige Localpatriot hat recht, wenn er sagt: „Schöneres findest du in ganz Oberitalien nicht." Die Madonna del Sasso ist eine seltene Perle und wohl mag man den frommen Frà Bartolomeo segnen, der den geschauten Himmelsglanz jener Sommernacht auf dem Felsen über Locarno so festgebannt hat, „dass er in alle Welt hinaus leuchtet."

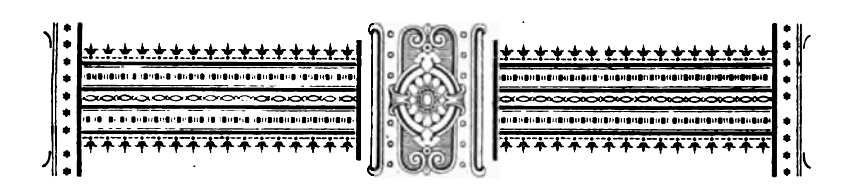
Doch die Sonne sinkt tiefer und tiefer, das Goldroth auf den Schneegipfeln wird intensiver und so ist's leider für heut zu spät noch bis Contra zu gelangen und von da hineinzuwandern in die großartige, wilde, schauerliche Felsenschlucht, die nach Mergoscia führt, in der die wilde Verzasca in

furchtbarer Tiefe schäumt und braust und tobt — — diesen herrlichen Ausflug muss man in voller Muße machen. Wir nehmen den Stationsweg hinab nach Locarno, — er zieht sich hart auf dem herabführenden Felsengrat, rechts und links von grünbestandenen Tobeln begrenzt, gepflastert und mit Stufen versehen, im Zickzack herab und mag, aufwärts im Sonnenbrand gemacht, manchen Schweißtropfen kosten. Abwärts ist's nicht so schlimm, denn jede Wendung, jeder Blick heißt uns still stehen, das bezaubernde Bild vor uns zu bewundern. Die Stationsbilder des Kreuzwegs, roth und grell in mächtige, massive Steinnischen al Fresco gemalt, haben von der Unbill der Witterung viel gelitten und sind kaum erkennbar, ebenso unten die Darstellung der Erscheinung der Madonna del Sasso in der kapellenartigen Nische, wo der Fußweg im rechten Tobel vom Kreuzweg abzweigt. Wenige Schritte weiter steht in vergitterter Kapelle eine sehr anmuthige Madonnenstatue „L' Annunziata“ und dicht daran lehnt sich das Kirchlein gleichen Namens, das die Gruft des Frà Bartolomeo birgt. Die darüber angebrachte Platte zeigt ihn selbst in Stein graviert, einfach und schlicht, wie er und sein Leben gewesen. Seitswärts steht noch eine Kapelle mit einer broncierten St. Josefs-Statue, und über dem Thorbogen, der den Eingang zu Kreuzweg und Tobelpfad bildet, stehen ernstfeierlich die Worte: «Benedictus qui venit in nomine Domini.»

Die Sonne verschwindet allmählig von den Bergspitzen, duftige, opalartige Dämmerung senkt sich über Stadt und See und von der Madonna del Sasso tönt das fünfstimmige Glockengeläut des Kirchthurmes herab wie ein Gruß aus einer andern Welt — — Abendfriede!

Noch manche, wenn auch weniger schimmernde Perle ließe sich aus Locarno herausheben — das Castell, die schöne, hochinteressante, auf altem römischen Bacchustempel erbaute Basilika San Vittore, das Castello di Ferro, viel erzählen ließe sich von den Locarno umgebenden Felsenthälern — — doch genug für heut. Die Perle, die wir geschildert, bedarf keiner Fassung, denn auch ohne diese schimmert und leuchtet sie in unsterblichem Glanze, die Madonna del Sasso.





Eine deutsch-österreichische Litteraturgeschichte.

Von Prof. Dr. P. Anselm Salzer.

Oft schon und mit Recht wurde darüber geklagt, dass in den Handbüchern für deutsche Litteraturgeschichte den Verdiensten Deutsch-Österreichs um die Entwicklung des gesammten deutschen Schriftthums nicht jene Anerkennung zutheil wird, die ihnen gebürt. Wiederholt wurde daher der Wunsch ausgesprochen, dass man endlich mit der althergebrachten Anschauung breche, als hätten die deutschen Länder Österreichs wenig Bedeutsames auf dem Gebiete der Litteratur, zumal nach der Reformation, geschaffen, und dass man den Beweis für das Gegentheil durch ein Gesammtbild der litterarischen Bestrebungen der Deutsch-Österreicher böte. Aber verschiedene Ursachen, darunter nicht zum mindesten unsere Bescheidenheit, die ja auch in anderen Dingen so oft in Bewunderung fremder Vorzüge der eigenen vergisst und verstummt, verhinderten die volle Verwirklichung jenes Wunsches. Daher kam es nur zu wenigen mehr oder minder brauchbaren Versuchen, die Entwicklung der deutschen Litteratur in Österreich darzustellen, und von diesen fassten einige wieder das Thema nur in localer oder temporaler Beschränkung. So schrieb Ed. Bauernfeld 1835 eine historische Skizze über „Die schöne Litteratur in Österreich", J. G. Toscano del Banner, ein Kaminfegermeister in Wien, begann 1849 ein Werk über die „Deutsche Nationallitteratur der österreichischen Monarchie", doch blieb dieses zwar von einem Dilettanten, aber mit großem Sammelfleiße verfasste Werk mit dem ersten, die Dichtung des Mittelalters behandelnden Bande Bruchstück. L. Scheyrer veröffentlichte 1858 „Die Schriftsteller Österreichs in Reim und Prosa auf dem Gebiete der schönen Litteratur", ein gutes Lesebuch, aber keine Litteraturgeschichte, von Emil Kuh erschien 1863 ein „Dichterbuch", Ed. Kurz schrieb 1864 „Das Wiederaufleben deutscher Dichtung in Österreich seit der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, ein bequemer Leitfaden für alle, die sich mit der neueren vaterländischen Poesie bekannt machen wollen", P. L. Guppenberger entwarf 1871 ein Bild von Ober- und Niederösterreichs litterarischer Thätigkeit seit Walthers von der Vogelweide Tod bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, A. Schlossar schrieb „Hundert

Jahre deutscher Dichtung in Steiermark" (1893), P. Kirsch und O. Stoklaska gaben 1892 ein „Deutsches Dichterbuch aus Mähren", A. Mayr 1888 ein Tiroler Dichterbuch heraus, J. Reinwald machte uns mit deutschen Dichtern Kärntens bekannt, R. Wolkan verfasste eine Geschichte der deutschen Litteratur in Böhmen bis zum Ausgang des 16. Jahrhunderts (1894), H. M. Truxa erfreute uns 1899 mit dem schönen österreichischen Kaiserjubiläums-Dichterbuche; 1896 schrieb Rich. v. Muth „Lose Skizzen" über die „Deutsche Dichtung in Österreich von den Ausklängen der Romantik bis zum Durchdringen des Realismus". Rechnen wir noch dazu die Aufsätze und Specialwerke Scherer's, Schönbach's, Minor's, Sauer's, Kummer's, Wackernell's, Heinzel's, W. Glossy's, J. V. Zingerle's u. a., ferner die Artikel in Wurzbachs biogr. Lexikon, die Aufsätze in „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild", in Teuffenbach's „Vaterländischem Ehrenbuche", in L. Eisenberg's „Das geistige Wien", im Grillparzer-Jahrbuche, dann die Abhandlungen in den Programmen der verschiedenen Lehranstalten und endlich die Österreich behandelnden Abschnitte in den Litteraturgeschichten, so dürften wir so ziemlich alles berührt haben, was über die Entwicklung der deutschen Litteratur in unserer Monarchie geschrieben wurde. Es ergibt sich aus dieser Aufzählung, dass man besonders in den letzten 30 Jahren mit großem Eifer Vorarbeiten für eine deutsch-österreichische Litteraturgeschichte schuf. Mit einer solchen überraschte uns das Jahr 1898. Damit war der lange gehegte Wunsch verwirklicht. Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler bieten in ihrem Buche*), an dessen Ausgestaltung noch viele andere bedeutende Kräfte mitarbeiteten, eine Geschichte der Thätigkeit aller deutschen Länder Österreich-Ungarns auf dem Gebiete der schönen Litteratur und zwar zunächst von der Zeit der ersten deutschen Besiedlung des Landes bis zu ihrer Vollendung unter Maria Theresia. Das Erscheinen des Werkes wurde mit Freude begrüßt und mit Recht als eine patriotische That und Abtragung einer Ehrenschuld an unser Vaterland angesehen.

Freilich könnte man über den Titel des Buches stutzig werden und sich fragen, ob die Herausgeber nicht besser gethan hätten, wenn sie ihm statt der Aufschrift „Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte" eine andere, etwa „Geschichte der deutschen Litteratur in Österreich" gegeben hätten. Gegenüber solchen Bedenken, die ja auch wirklich laut geworden sind, wollen wir an der Hand des Buches zeigen, dass man berechtigt ist, von einer deutsch-österreichischen Litteratur zu reden und dass daher auch der Titel des Werkes seine volle Berechtigung hat.

*) Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. (Wien, C. Fromme, 1899.)

Die Gründe dafür finden wir fürs erste in dem Charakter des germanischen Stammes, der seiner Hauptmasse nach das deutsche Element in Österreich und, weil scharf umgrenzt, zugleich auch die Grundlage für eine eigene Litteraturgeschichte bildet, und fürs zweite in der Eigenart der litterarischen Entwicklung, insofern ihr durch die localen, religiösen, politischen und socialen Verhältnisse bestimmte Wege vorgezeichnet wurden.

Diese beiden Momente, Eigenart des Stammes und Eigenart der Entwicklung des Geisteslebens in unseren deutschen Provinzen, gaben den litterarischen Producten derselben vielfach ein so eigenthümliches Gepräge, dass sie sich nach Inhalt und Form von den gemeindeutschen, ja selbst von denen der Stammesbrüder in Baiern abheben und daher mit Recht bis zu einem gewissen Grade eine Sonderstellung verdienen.

Um dies wenigstens in großen Zügen nachzuweisen, fragen wir zuerst: Gehören die Deutschen Österreichs einem einzigen germanischen Stamme an, der, zu einem staatlichen Ganzen geeinigt, eine hinreichende Grundlage für eine eigene Litteratur bilden konnte? Die Antwort darauf gibt uns die Besiedlung des Landes und die Entwicklung unseres Staates.

Zu Beginn des 5. Jahrhunderts, als das heutige Österreich noch von den heidnischen Slaven und Avaren bewohnt war, traten an der Donau um Passau und Regensburg die westgermanischen Bajuvaren auf. Ihr Gebiet reichte im Westen bis zum Lech, im Süden bis nach Tirol hinein und im Osten schoben sie sich nach Salzburg und Oberösterreich vor, verdrängten dabei die bisherigen Bewohner, besiedelten das gewonnene Gebiet und brachten Christenthum und Kultur in das neue Heim. So wurde zunächst Altbaiern, Salzburg, Westoberösterreich und Nordtirol besiedelt, dann, unter der Führung der baierischen Herzoge, der Karolinger und Ottonen, Kärnten, Steiermark und Krain, hierauf Niederösterreich, zum Theile auch das angrenzende Ungarn, Mähren und Böhmen durch Franken und Baiern. Als dann ein großer Theil der dem Deutschthum gewonnenen Länder an die Magyaren verloren gieng, kam es zwischen diesen und den Deutschen zu harten Kämpfen, die durch die blutige Schlacht auf dem Lechfelde (955) ihren Abschluss fanden. Die Deutschen hatten die Walstatt als Sieger verlassen, und nun begannen in den wieder gewonnenen Gebieten die Bischöfe von Regensburg, Passau, Freisingen und Salzburg ihre kulturelle Thätigkeit zu entfalten, die Länder selbst aber wurden, mit Ausnahme Baierns, durch die kluge Politik thatkräftiger und von Gott begnadeter Herrscher zu unserer Monarchie vereinigt. Ihre Ende fand die Besiedlung Österreichs durch Deutsche unter Kaiser Josef II. und zwar in Galizien und in Ungarn.

Dies ist im Wesentlichen der Gang, den das Deutschthum in den Kronländern unserer Monarchie eingeschlagen hat. Daraus ergeben sich folgende für die Beantwortung der oben gestellten Frage wichtige Punkte: Die Hauptmasse der deutschen Bevölkerung Österreichs gehört dem bajuvarischen Stamme an, dem gegenüber die Alemanen, Franken, Sachsen und Schwaben, die sich gleichfalls in verschiedenen Gebieten in größerer oder geringerer Menge festgesetzt haben, nur wenig in Betracht kommen. Von noch geringerer Bedeutung sind andere germanische Stämme, die, wie man aus dem Wortschatze erkennen kann, auf ihren Wanderzügen nur Spuren zurückgelassen haben, wie die Gothen, Rugier und Langobarden.

Ein Theil des bajuvarischen Stammes blieb in Baiern zurück. Die Bajuvaren in Österreich, in denen wir den Kern der deutschen Bevölkerung des Landes erkennen, wurden auch politisch geeinigt, dadurch von den angrenzenden Deutschen getrennt und einer eigenen staatlichen Entwicklung zugeführt.

Damit war aber auch die nothwendige Grundlage für eine eigene Kultur und Litteratur geschaffen. Der österreichisch-baierische Volksstamm bethätigte in seinen schöngeistigen Werken trotz aller Beziehungen zur gemeindeutschen Litteratur seine Eigenart ebenso, wie sie der Niederdeutsche und der Schwabe nie verleugnet hat. Und wenn wir heute noch von einem specifisch österreichischen Volkscharakter reden, ihn dem baierischen zwar verwandt erkennen, von dem der anderen Deutschen aber, zumal der Norddeutschen, unterscheiden, so mußte sich jene Eigenart umsomehr in Wort und Schrift in einer Zeit bethätigen, in der bei dem minder regen Verkehre der Länder unter einander eine Ausgleichung der Gegensätze und Anpassung von Sitten, Gewohnheiten und Lebensanschauungen viel seltener erfolgen konnte.

Fragen wir nun zweitens, ob der österreichisch-baierische Volksstamm seine Eigenart in den schönwissenschaftlichen Geisteswerken bethätigte und inwieferne äußere und innere Verhältnisse des Landes mitwirkten, sie zu seinem Eigenthume zu machen.

Am besten zeigt sich die Eigenart der Anschauungen eines Volkes in seinen Sagen, mögen diese nun religiösen Inhaltes sein oder historische Ereignisse uns überliefern oder an bestimmte Orte anknüpfen. Der Schöpfer der Sagen ist nicht ein einzelner, sondern das Volk, — ihr Inhalt, zumal jener, die uns die Heldenzeit im verklärenden Lichte zeigen, ein von ihm selbst erlebter.

Von einer alten Stammsage der Bajuvaren in Österreich erzählen uns die Chroniken des Mittelalters. Die an die Völkerwanderung anknüpfende, vielfach sich verzweigende Sage spielt sich in ihrem tragischen Abschlusse, wie

ihn das Nibelungenlied erzählt, in Österreich ab. Die hunnisch-gothische Verbindung siegt über die fränkisch-burgundische, Dietrich von Bern, in dem der bajuvarische Stamm sich sein Ideal schuf, bleibt schließlich als Sieger übrig. Die Lage Österreichs förderte die Verbreitung der langobardischen Sagen, historische Ereignisse wurden Veranlassung der Beziehungen Österreichs, insbesondere Ungarns, zur fränkischen Karlssage, sowie Böhmens und Niederösterreichs (Babenbergersagen) zu den sächsischen Sagen, riefen Kreuzzugssagen ins Leben, da die meisten Kreuzfahrer durch Österreich ihren Weg nahmen, und woben auch um Rudolf von Habsburg einen reichen Sagenkranz. Und so wirkte die sagenbildende Kraft des Volkes fort bis in die Tage, in denen die Schweden und Türken das Land bedrängten, und ruht auch zur Stunde nicht. Rechnen wir, die zahlreichen Localsagen übergehend, nur noch jene Sagen hinzu, welche die Deutschen Österreichs von ihren slavischen Nachbarn aufgenommen und mit den ihrigen verbunden haben, so ergibt das in großen Umrissen ein Bild von dem reichen und eigenartigen Sagenschatze, den die Deutschen Österreichs entweder selbständig oder durch Aneignung von anderen Stämmen, nicht zum mindesten von den Slaven, sich erworben haben.

Die Sagen gewannen ihre litterarische Fassung in den epischen Dichtungen. Wie die Freude an der nationalen Sage, so ist auch der Sinn für die volksthümliche Heldendichtung in Österreich am längsten lebendig geblieben, und eben dieser bis ins 13. Jahrhundert währenden Begeisterung verdanken wir die Abfassung des Nibelungenliedes. Die Nibelungensage erfuhr im Donauthale eine neue Localisierung und Bereicherung an Personen. Zu den letzteren gehören Pilgrim von Passau, Rüdiger von Pöchlarn, in dem Nagl in überzeugender Weise ebenso wie in dem ersteren eine historische Persönlichkeit erblickt, und der Spielmann Volker. Diese dem Geschmacke der Zeit entsprechende Erweiterung der Sage vollzog sich zu einer Zeit, in der die Ritter in den Frankreich benachbarten deutschen Gebieten das Interesse an der nationalen Sage mehr oder minder verloren hatten und nach französischen Mustern ihre Epen dichteten. — In der Steiermark wurde, wie Nagl nachweist, die ihrem Ursprunge nach bairisch-schwäbische Gudrunsage in Verse gekleidet, Tirol ist die Heimat der Dietrichsepen. In Dietrich von Bern sah der Bajuvare manchen seiner Charakterzüge dargestellt, so die urwüchsige Kraft, die Bedächtigkeit im Entschlusse und den derben Humor. Die Kämpfe mit den Ungarn und Slaven hatten die Kraft der südöstlichen Germanen gestählt, die errungenen Erfolge ihr Selbstbewusstsein sogar den Franken gegenüber erhöht. So wurde durch Dietrich von Bern ein dem fränkischen Siegfried ebenbürtiger, ihm oft sogar überlegener Held geschaffen, und dies geschah in Tirol, wo sich das Stammesbewusstsein freier äußern konnte als in den

anderen Ländern, in denen sich neben den Bajuvaren auch Franken in beträchtlicher Anzahl angesiedelt hatten.

Die Verbindung des Christenthums mit dem Nationalen zu einem einheitlichen Volkscharakter vollzog sich in Österreich in derselben Weise wie in Deutschland. Es mag daher genügen darauf hinzuweisen, dass die Benedictiner, Chorherren und Cisterzienser im 11. und 12. Jahrhunderte für unsere deutschen Provinzen ebenso die Lehrer einer höheren Bildung geworden sind wie die Benedictiner im 9. und 10. Jahrhundert für das übrige Deutschland. Und der bajuvarische Stamm hat sich als bildungsfähig erwiesen, ohne dabei seine Eigenart aufzugeben. Salzburg wurde schon im 9. Jahrhundert für den Osten des karolingischen Reiches, was Tours für den Westen desselben war. Für die geistige Kultur im Donauthale sorgte Passau, in Steiermark wurden St. Lambrecht und Vorau, in Kärnten St. Paul und Milstadt, in Niederösterreich Melk und Klosterneuburg Brennpunkte des geistigen Lebens. Im 11. und 12. Jahrhunderte übernimmt Österreich die Führerrolle in der geistlichen deutschen Poesie.

Die Ideale des Ritterthums, wie sie unter französischem Einflusse zunächst in Flamland feste Gestalt gewonnen hatten, waren auf ihrem Wege durch Deutschland auch nach Österreich gekommen und hatten hier Anklang gefunden. Doch vermochten die neuen Anschauungen nicht so tief Wurzel zu fassen, dass sie das patriarchalische Verhältnis, das sich hierzulande unter den gegebenen Verhältnissen entwickelt hatte, zu lösen und den Rittern das Interesse an der Volkssage zu nehmen imstande gewesen wären. Die adeligen Dichter machten die Mode bis zu einem gewissen Grade mit, kleideten aber auch volksthümliche Stoffe in das höfische Gewand, wählten die Namen ihrer Familienglieder zum weitaus größten Theile aus der nationalen Sage und wussten sich auch dort, wo sie unter dem Einflusse der fremden Vorbilder dichteten, ihre eigenen Wege zu bahnen und sich, mit wenigen Ausnahmen, insbesondere vor den Auswüchsen der höfischen Romane zu bewahren, wozu nicht wenig die angestammte Liebe zu den zwar derben und urwüchsigen, aber lebensvollen Helden der Volkssage beigetragen haben mag. Es war daher natürlich, dass der höfische Roman in Österreich bei aller Begeisterung, die man auch hier, besonders in Steiermark und Krain, den neuen Ritteridealen entgegenbrachte, nie recht heimisch wurde, und so kam es wohl auch, dass manche Dichter in ihre nun einmal zur Mode gewordenen höfischen Erzählungen Namen und Züge aus der Volkssage verwoben und dass man mit der dem österreichischen Volkscharakter nicht entsprechenden Manier bald ganz brach und sich lieber der Bearbeitung historischer Stoffe, der Chronikschreibung, zuwandte.

Viel mehr als die langathmigen höfischen Romane behagten dem Österreicher die kleinen Erzählungen und Schwänke, von denen die Sammlung „Der Pfaffe Amis“ später zum Muster anderer geworden ist. Wie in diesen der Humor seine volle Pflege fand, so spricht aus dem „Meier Helmbrecht“ die klare und gesunde Lebensanschauung des Österreichers, die das seinem Wesen Fremde hasst und geißelt.

Fast zu derselben Zeit, in der sich am Niederrhein die Minnepoesie nach französischem Muster entwickelte, erblühte die Lyrik auch im Osten Deutschlands und zwar zunächst in engem Anschlusse an die geistliche Dichtung und das Volkslied. So treten in den Liedern des Kürenbergers und den älteren des Dietmar von Aist die Beziehungen zum Volksliede, nämlich innere Wahrheit, innige Verbindung der äußeren Natur mit der eigenen Gefühls- und Gedankenwelt, Lebhaftigkeit und Wärme der Empfindung und Kunstlosigkeit in der Form, noch so deutlich hervor, dass sie sich nur durch die Aufnahme ritterlicher Motive von jenem abheben. Mit Reinmar von Hagenau aber kam auch die höfische Art der Lyrik nach Österreich (um 1180). An die Stelle der volksliedmäßigen Assonanz tritt nun der Reim, der Strophenbau wird nach romanischem Muster kunstvoller, das Charakteristische wird durch das Typische verdrängt, die Echtheit der Empfindung durch Heuchelei ersetzt. Alle diese Neuerungen finden wir auch noch in den älteren Liedern Walthers von der Vogelweide, des Schülers Reinmars. Ob eines der österreichischen Länder sich mit Recht als Walthers Heimat rühmen darf, ist noch nicht endgiltig entschieden, — am ehesten vielleicht Niederösterreich, — gewiss aber ist, dass er hier „singen und sagen“ lernte. Als Sänger von Gottes Gnaden machte er sich in den späteren Liedern frei von dem Conventionellen der fremdländischen Lyrik, schloss sich wieder an das Volkslied an, wie es in Österreich gepflegt wurde, entnahm ihm die oben genannten, echt poetischen Eigenthümlichkeiten, kleidete seine Motive in eine künstlerische Form und wurde so der Classiker auf dem Gebiete der Lyrik im Mittelalter und das Muster für zahlreiche Nachahmer.

Es wurde schon erwähnt, dass die höfische Poesie durch ihre Unnatur sich bald unhaltbar machte. Interessant ist dabei in der Minnepoesie die Rückkehr zur Volksthümlichkeit, wie sie sich in Österreich vollzog und zur Begründung der sogenannten höfischen Dorfpoesie führte. Ihre realistische, oft naturalistische Weise der Darstellung bildet eine Art Gegenströmung zu der nur auf Kunst und Unwahrheit beruhenden Lyrik.

Die Litteratur Österreichs im ausgehenden Mittelalter unterscheidet sich im Wesentlichen nicht von der in Deutschland. Doch darf hier der eigenartigen Poesie des Mönches von Salzburg nicht vergessen und muss

erwähnt werden, dass das geistliche Bürgerspiel am glänzendsten in Tirol aufgeführt wurde. Der eigenartige Charakter des Österreichers, seine Freude am Grotesk-Komischen, sein aus einem reichen Gemüthsleben entspringender Humor, kurz die Freude am „Spass" schuf eine eigene Art des Lustspieles, das Neidhartspiel. In der altgermanischen Feier der Frühlingssonnenwende wurzelnd, entwickelte es sich unter dem Einflusse der höfischen Dorfpoesie und dann später des bürgerlichen Volksspieles, bis es im 16. Jahrhundert durch die Annäherung an das Nürnberger Fastnachtspiel seine Eigenart verlor und gleich diesem durch groben und unflätigen Witz zu wirken suchte. Bezeichnend für den bei aller Ungeschlachtheit im Grunde doch ehrlichen Charakter der Neidhartspiele ist, wie Zeidler richtig bemerkt, der Umstand, dass an sie Hans Sachs die Reformation der Nürnberger Fastnachtspiele knüpfte.

Das sechzehnte Jahrhundert brachte die Kirchenspaltung. Auch Österreich wurde von der reformatorischen Bewegung ergriffen. Waren bis dahin die deutschen Länder unserer Monarchie trotz verschiedener eigenartiger Wege, die sie eingeschlagen hatten, dennoch im allgemeinen der Entwicklung des Geisteslebens in Deutschland gefolgt, so wurde es mit der Reformation anders. Österreichs Politik hatte sich durch die Vereinigung mit Ungarn und Böhmen verschoben, durch die von den Türken stets drohende Gefahr erhielt es im Interesse der gesammten abendländischen Kultur die Aufgabe, ein Schild Europas gegenüber dem Osten zu sein, eine Mission, der es nur durch die Verbindung mit dem Papste, also als katholische Macht, mit Erfolg gerecht werden konnte. Dies und insbesondere die persönliche tief religiöse Überzeugung der Herrscher Österreichs veranlasste die Gegenreformation und diese erzielte die Rückkehr der Länder zum katholischen Glaubensbekenntnisse. Damit aber wurde die Entwicklung der Litteratur in Österreich von der in Deutschland, die sich besonders auf dem Protestantismus aufbaute, auf lange Zeit getrennt und auf sich selbst gewiesen. Aber gerade der Humanismus, der das letzte Glied in der Kette gemeinsamen geistigen Schaffens bildete, leitete auch wieder die Verbindung des litterarischen Lebens in Österreich mit dem in Deutschland im Zeitalter Maria Theresias ein.

Anknüpfungspunkte für den aus Italien nach Deutschland verbreiteten Humanismus boten die lateinische Vagantenpoesie und die in den Klöstern stets gepflegten classischen Studien. Die clerici vagantes fanden auch in Österreich, zumal im Donauthale und in Salzburg, wo die ihrer parodistischen Richtung entsprechende Neidhartpoesie blühte, für ihre formvollendeten und sprachgewandten Lieder einen günstigen Boden. Vom 12. bis zum 14. Jahrhundert lässt sich dies urkundlich nachweisen, und noch im 16. Jahrhundert gedenkt der Vaganten Leonhard Schilling in Mondsee. Das Studium der

alten Classiker in den Klöstern fand durch die Verbrüderung derselben und den Verkehr unter einander und dann durch die Verbindung mit den Schulen der größeren Städte, wie Wien und Prag, insbesondere mit den Universitäten, stets neue Anregung.

Der Klosterhumanismus also und die Vagantenpoesie hatten den italienischen Renaissance-Humanismus vorbereitet, und es darf uns daher nicht befremden, wenn wir sehen, dass in Österreich gerade der Clerus der neuen Richtung freudig entgegenkam und ihre schönen Blüten und Früchte sich aneignete und anderen zuzumitteln suchte. In Österreich vollzog sich die Umwandlung des italienischen Humanismus in den deutschen. Der Kanzleihumanismus in Prag unter Karl IV. stand noch ganz unter italienischem Einflusse, woran auch die Bestrebungen des Kanzlers Neumarkt, eine gemeindeutsche Sprache nach lateinischen Stilmustern zu schaffen, wenig änderten. Staatsmännische und juridische Interessen bildeten auch noch das Ziel der zweiten Periode des Humanismus, in der die Reichskanzlei in Wien den Mittelpunkt bildete und Enea Silvio, der Geheimschreiber Friedrichs IV. (III.), dessen Hauptförderer war. Durch den Anschluss an den Klosterhumanismus und an die „Brüder vom gemeinsamen Leben" in Deventer wahrte Enea Silvio die Verbindung von humanistischer Bildung und christlicher Frömmigkeit und durch die Anknüpfung an die Idee der Kaiserwürde und an die Liebe des Österreichers zu seinem Lande und zur Geschichte desselben suchte er demselben auch einen festen Halt zu geben. Die damit eingeleitete Befreiung des deutschen Humanismus von den italienischen Vorbildern kam unter Maximilian I. zur Vollendung und fand in ihm ihren Mäcenas.

Der Humanismus, wie er sich unter Maximilian I. herausgebildet hatte, verfolgte nicht wie der italienische nur ästhetische, sondern auch bestimmte praktische Interessen. Diese waren die Wiedererweckung der Begeisterung für das deutsche Kaiserthum und für das Papstthum. Ein aktuelles Ziel aber wurde den neuen Bestrebungen gesetzt, als nach dem Falle von Constantinopel dem Abendlande beständig die Unterjochung durch die Türken drohte und man in der Verbindung des Kaisers und Papstes das einzige Mittel zur Rettung und in Wien das Bollwerk gegen den Erbfeind der Christenheit erblickte.

Zu den Gefahren von Seite der Türken kamen auch noch die religiösen Wirren im Innern des Landes. Die von Wien aus in alle Provinzen verbreiteten humanistischen Bestrebungen hatten auf vielen Gebieten der Kunst die schönsten Früchte gezeitigt und zu der Hoffnung berechtigt, dass durch ihren belebenden Einfluss auf die aus der Vergangenheit vorhandenen Elemente ein neues, glänzendes litterarisches Leben sich entfalten würde.

Durch die religiöse Neuerung aber wurde der ruhige und naturgemäße Gang litterarischer Entwicklung unterbrochen. Die Humanisten stellten ihr Wissen und Können in den Dienst der Reformation und Gegenreformation, Polemik und Satire charakterisieren ihre Schriften.

Mit dem Siege der Gegenreformation kam in Österreich auf allen Gebieten der Kunst die italienische Barocke zur Herrschaft. Die litterarische Verbindung mit dem protestantischen Deutschland wurde unterbrochen, dafür aber die mit dem katholischen Italien eifrig gepflegt. Die Gründe dafür lagen, wie Zeidler geistvoll und überzeugend durchführt, in der katholischen Weltanschauung Österreichs, die sich der italienischen Barocke ebenso congenial fühlte, wie das protestantische Deutschland dem französischen Classicismus. Dieser, gleichfalls in der italienischen Renaissance wurzelnd, hatte sich in einer dem mehr verstandesmäßigen Wesen der Nordfranzosen entsprechenden Weise entwickelt und konnte so zwar den Wünschen und Anschauungen der protestantischen Deutschen entsprechen, nicht aber den katholischen Süddeutschen. Diese fanden, was sie nach ihrem Wesen suchten, „die Verbindung von Kunst und Religion auf denselben Grundlagen", in der italienischen Barocke. Diese beruht formal auf der Antike, ihr Gehalt aber knüpft an die das Mittelalter bewegenden katholischen Ideen. So wurde die Barocke, die eigentlich nur eine Fortsetzung des Humanismus ist, zu einem Bindeglied zwischen dem Mittelalter und der neuen Zeit. Zugleich war sie auch für das katholische Österreich das einzige Mittel, die Kunst aus den religiösen Wirren zu retten und das Interesse des Volkes an ihren Schöpfungen wieder zu wecken. So lag, um dies an einem Beispiele darzuthun, die Zweitheilung im Drama, die Verbindung der natürlichen und übernatürlichen Welt, tief in der katholischen Weltanschauung begründet. Daher sind die Allegorie und die Symbolik, die Geistererscheinungen und Visionen, ja die ganze Wunderwelt, die uns der Dichter in Verbindung mit realen Verhältnissen oder historischen Ereignissen auf der Bühne vorführt, für den Katholiken nicht blos dichterische, auf blendende Wirkung abzielende Mittel, sondern Kunst und Religion verbinden sich ihm hier zu einer Einheit.

Durch die katholische Weltanschauung aber und deren Verkörperung in der Kunst wurde der österreichischen Dichtung ein eigenartiges Gepräge verliehen, das bei Grillparzer und Ferdinand Raimund wiederkehrt und im letzten Grunde nur auf die angegebene Weise erklärt werden kann.

In Hinsicht auf das Drama, welche Dichtungsart wie keine andere im 17. Jahrhunderte in Österreich gepflegt wurde und die am meisten geeignet ist, die eigenartige Entwicklung der Litteratur in diesem Lande zu zeigen, begegnen wir in Österreich nach der Reformation drei Strömungen: der

italienischen Oper, der Jesuitencomödie und dem Volksdrama, die in inniger Wechselbeziehung zu einander stehen.

Die italienische Oper wirkte zunächst nur für die Kreise des Hofes und Adels, nahm aber auch Elemente aus dem Volksdrama in sich auf. Das Jesuitendrama belebte wieder die alten Mysterien durch die neue Kunstform, behandelte aber auch viele andere Stoffe und wirkte durch den Pomp, den es durch Vereinigung aller Künste erzielte und der italienischen Oper entlehnte, auf Hoch und Niedrig. Die Wirkung wurde hervorgerufen trotz der lateinischen Sprache, da der Inhalt der Dramen bekannt war und durch Periochen die nothwendigen Erklärungen gegeben wurden. Der Einfluss der Jesuitendramen erstreckte sich auch auf die Volksschauspiele, die einen ähnlichen Charakter erhielten und in volksthümliche Barockdramen umgestaltet oder durch andere ersetzt wurden. Es wurden aber auch in die Akademiedramen Elemente aus den Volksschauspielen aufgenommen und dadurch eine Verbindung zwischen der Kunst- und Volksdichtung hergestellt. Durch die Aufnahme volksthümlicher, oft im Dialecte gehaltener Stücke in das Kunstdrama erhielt dieses einen eigenartigen, bodenständigen Charakter. Dies konnte aber um so leichter geschehen, als die Dichter der Barockdramen mit den österreichischen Verhältnissen wohl vertraut oder — wie besonders die Piaristen und Benedictiner, die in der Kunst der von den Jesuiten eingeschlagenen Richtung folgten, — in denselben aufgewachsen waren und daher das, was sie durch die humanistischen Studien gelernt hatten, auch in der angebornen Sprache und Art zur Darstellung zu bringen wünschten.

Dem Einflusse des Barockdramas konnten sich auch manche der nach Österreich verpflanzten Schauspiele der englischen Komödianten nicht entziehen; andere wieder wurden im Sinne der bäuerlichen Komik, die durch Einführung des Salzburger Hanswursts einen bestimmten Charakter erhalten hatte, umgeändert (Stranitzky).

Das Jesuitendrama blühte unter Ferdinand III., Leopold I. und Josef I., unter Karl VI. verlor es an Bedeutung und versandete unter Maria Theresia.

Während sich im 17. Jahrhunderte in Österreich unter dem Einflusse der Barocke eine eigenartige, im Lande, im Wesen und in der Weltanschauung des Volkes wurzelnde Dichtung entwickelte, hatte die von Frankreich abhängige Renaissancelitteratur in Deutschland zur Trennung von Volks- und Kunstpoesie geführt und letztere der Nation entfremdet. Nach Österreich kam der französische Classicismus zu Beginn des 18. Jahrhunderts und zwar zunächst dadurch, dass die in den Hofkreisen gepflegte italienische Oper, nicht zum wenigsten unter dem Einflusse des Prinzen Eugen, immer mehr den Charakter der französischen Tragödie annahm. Zur Zeit, wo der Ruhm

Gottsched's, des Hauptvertreters der deutschen Renaissancelitteratur, in Deutschland schon erloschen war, wurde der französische Classicismus in Österreich legitimiert. Er vermochte aber hier nicht allgemein zum Durchbruche zu kommen, und so blühten die Barocke und die Volksdichtung bis zum Ende des Jahrhunderts fort. Doch wurde durch den französischen Classicismus die Kluft zwischen den litterarischen Bestrebungen Österreichs und Deutschlands, die durch die Reformation und Gegenreformation entstanden war, überbrückt und dadurch wieder ein gemeinsames geistiges Schaffen angebahnt, das mit Beibehaltung altösterreichischer Eigenart in unserem Lande das Jahrhundert Grillparzers einleitete.

Mit Maria Theresia und dem Beginn einer neuen Glanzperiode deutsch-österreichischer Litteratur schließen W. Nagl und J. Zeidler den vorliegenden Hauptband ihrer Litteraturgeschichte ab. Ein Supplementband soll die folgende Blüteperiode behandeln. Aufgabe der Verfasser wird es sein, überall die Fäden aufzusuchen, durch welche die deutsch-österreichische geistige Production in dem heimatlichen Boden wurzelt und daher von jenem erst ganz verstanden und gewürdigt werden kann, der des Österreichers Stammeseigenthümlichkeit und die Eigenart seiner litterarischen Entwicklung sich stets vor Augen hält.

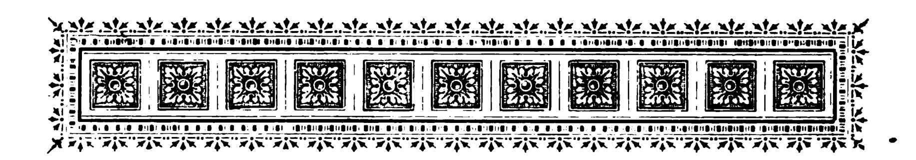


Starke Seele.

Von Karl Maria Heidt.

Augenblick, Dich kühn bezwingen,
Eh' Du hastig weiterdrängst,
Mit der Faust Dich niederringen
Wie den wilden Steppenhengst,
Scheint mir Krone alles Strebens;
Doch ist eins, das noch gebricht,
Und die Fülle meines Lebens
Füllt mir diese Wonne nicht.

Um ein hehres Ziel verzichten
Auf die Stimme schnellen Ruhms,
Preis' ich als die Pflicht der Pflichten,
Blüte reinsten Menschenthums!
Nur solch' starker Seele Demuth
Schwellt zur höchsten That die Brust,
Kennt das Glück der süßen Wehmuth
Selbstversagter Siegeslust.



„Verjüngter" Katholicismus?

Von **Ola Hansson.**

Es geht seit einiger Zeit eine gewisse Bildungsunruhe durch die Geister, darunter auch durch einige katholische. Hier und da sieht man einen Führer sich erheben, der freilich kein Döllinger zu werden verspricht, aber doch ein Weilchen in seinen hinterlassenen Schuhen zu lustwandeln sich versucht fühlt. Das Wort Altkatholicismus klingt freilich nicht mehr zeitgemäß, — alt ist ja überhaupt ein Wort, gegen das man sich in unserer Zeit so empfindlich zeigt, wie sonst nur das schöne Geschlecht es sich vergönnte. Aber der Fehler ist leicht zu redressieren; man macht aus „alt" „neu" — und eines Tages hatten wir einen Neukatholicismus.

Als ich davon zuerst vor drei Jahren in einer französischen Zeitschrift las, fragte ich mich mit einigem Staunen: Neu — Neukatholicismus, neuer Katholicismus, was ist denn das? Kann der Katholicismus alt oder neu werden, wie andere der Veränderung und Veränderlichkeit unterworfene Dinge mit flüchtigem Dasein? Das kam mir doch fragwürdig vor. Ich las dann, was mir darüber in die Hand fiel, einige bewegliche en-avant-Rufe von Berenger und einige Argumentationen schwereren Kalibers von Charbonnel; und mir wollte scheinen, dass die Herren mit großem Eifer in die Luft schossen. Oder vielleicht schossen sie auch nach einem Ziel, das mir nicht sichtbar war. Ersichtlich war mir vorläufig nur, dass sie den neuen Creator Spiritus von Amerika erwarteten. Ich bin nie ein williger Schüler der Belehrungen gewesen, die der alten Welt aus der neuen Welt kommen sollen; ich wüsste wirklich nicht, wo sie, die alles von hier mitgenommen, da drüben zu dergleichen kommen sollten. Und es schimmerte denn auch bald durch, was es mit jener geistigen Führerschaft aus Amerika und angelsächsischer Provenienz für eine Bewandtnis hatte. Mehrere der Gepriesenen waren vom Protestantismus zur Kirche übergegangen. Es war Convertiten-Katholicismus. Waren es diese Bewegungen des alten Adams im neuen Leib, die einen gewissen Zauber auf die Draußenstehenden ausübten? Genug, — man wollte wieder einen Katholicismus haben; man wollte das mystische Helldunkel, den Duft des Weihrauchs, die Schönheit des Kultus, den Zusammenhang mit sehr alten Dingen, den Zugang zu sonst unerreich-

baren Sensationen nicht länger vermissen; man wollte wieder katholisch sein, aber unter Bedingungen. Man war ein moderner Mensch; man hatte seine modernen Ansprüche. Man war ein denkender Mensch; man hatte seine geistige Freiheit. Wenn man der Kirche entgegenkam, musste die Kirche einem auch entgegenkommen. Sie hatte sich schon ganz deutlich in Amerika verjüngt. Der Geist der in Amerika herrschenden Freiheit wehte dort auch in ihr. Es war also natürlich, dass sie sich auch in Europa den zeitgemäßen Ansprüchen fügte. Man wollte wieder einen Katholicismus haben statt einer Freigeisterei oder anderer Nuancen, — aber einen Neukatholicismus.

Damals schon verbrachte ich über diesen ernst- und wohlgemeinten Abhandlungen einige amusante Stunden. Ich war ganz dankbar dafür. Unsere Zeit fängt ja nun wieder an, in unverkennbarer Weise eine humoristische Färbung zu erhalten. Und das Gute dabei ist: der Humor ist ganz absichtslos, er produciert sich ohne es zu wissen. Man bekämpft die Kirche nicht mehr, man setzt sich nicht mehr in Gegensatz zu ihr; im Gegentheil, man liebt sie, man kommt ihr entgegen, man will sogar wieder in sie hinein, — es ist nichts als ein kleiner Schacher erforderlich: ich lasse so und so viel nach, du lässt so und so viel nach, dann sind wir einig. Es ist als wenn die Eintagsfliege zum tausendjährigen Dom sagte: brich mal gefälligst deine Spitze ab, damit ich mich draussetzen kann; diese hohen Spitzen sind überhaupt veraltet, und du musst dich der Zeit anpassen, sonst gehen wir über dich hinweg.

Nach einer Weile schien es in Frankreich mit dem amerikanisch angehauchten Neukatholicismus still geworden zu sein. Die Bischöfe hatten es am gewünschten Entgegenkommen fehlen lassen, und die Neophyten waren an der Schwelle wieder umgekehrt. Das ganze war als Landesangelegenheit aufgefasst und im Sande verlaufen.

Alsbald aber fieng es an sich in Deutschland zu regen. Professor Schell belehrte uns, dass der Katholicismus sich dem Protestantismus nähern müsse, um von ihm zu lernen. Er sei in vielen Stücken veraltet und verhindere dadurch den Aufschwung einer katholischen Wissenschaft. Professor Schell war gewiss nicht veraltet, aber ich konnte auch in seinen Broschüren keinen Aufschwung entdecken. Der Creator Spiritus wehte nicht in seinen Schriften, nicht einmal jener starke Irrthum eines productiven Kopfs, von dem Barbey d' Aurevilly spricht, der voller Fruchtbarkeit ist. Dagegen fand ich ein gewisses einheitliches Bestreben hüben und drüben, das Pferd beim Schwanz aufzuzäumen. Es machte sich auch in Deutschland ein gewisses Lobpreisen des Amerikanismus bemerklich, und es schien mir wieder, dass das Ganze auf den Convertiten-Katholicismus als eine leitende Macht hinauslief.

Inzwischen unterwarfen sich dann die amerikanischen Bischöfe dem päpstlichen Breve. Und auch Professor Schell revocierte, was ihm gewiss um so leichter wurde, da, wie gesagt, sein Irrthum nicht stark war. Aber diese Regungen an und für sich sind damit noch nicht verschwunden, denn alsbald erschien Veremundus mit der Überlegenheit der protestantischen Belletristik. Ehe ich auf dies allzubekannte Gebiet eingehe, möchte ich noch einige Bemerkungen im Allgemeinen thun.

Was sich aus diesen Artikeln und Broschüren zunächst erkennen läßt, ist, dass sie auf eine Annäherung zwischen dem Protestantismus und Katholicismus ausgehen. Und zwar soll der Katholicismus sich dem Protestantismus nähern; die Kirche soll „toleranter" werden. Sie soll die Zügel schlaffer hängen lassen. Der Protestantismus hat sich ja auch bedeutend in den letzten Jahren verändert. Er sucht sich in den äußeren Formen und in einigen positiven Seiten der Kirche zu nähern. Damit ist zugleich, wie es immer geht, wenn der Protestantismus positiv werden will, die pietistische Färbung stärker hervorgetreten; er will also die Zügel straffer fassen. Jene alte, gutmüthige Form des laisser aller, die früher in den gebildeten Kreisen allgemein und eigentlich der Ausdruck der Bildung war, — ein gewisser äußerer Indifferentismus, doch voll von alten, noch warmen und wärmenden Traditionen, auch voller Verpflichtungen zu Werkthätigkeit und Güte, — ist der immer strenger werdenden Polizeiordnung gewichen und hat sich stumm verflüchtigt, jedenfalls zeitweilig. Der Protestantismus ist wieder positiv, d. h. aggressiv geworden, womit immer das Bedürfnis zusammengeht, sich in einen anderen Körper hineinzubohren. Es ist auch dadurch an Viele die Frage herangetreten, sich zu entscheiden. Auch wo es nicht zu Conversionen gekommen ist, haben sich die Sympathien für den Katholicismus gemehrt. Das alles geht nun durcheinander, anscheinend ohne deutliche Scheidung, und bringt Verwirrung, wird auch von den Fischern im Trüben ausgenutzt.

Zugleich aber geht auch seit einigen Jahrzehnten eine katholische Strömung durch die Geister. Ganze Theile, ganze Gruppen vom Protestantismus werden mitgerissen. Es ist bereits deutlich wahrzunehmen, wie der Protestantismus als solcher in den Katholicismus hineinstürzen möchte. Warum? Um in ihm aufzugehen? Oder um ihn in sich aufzusaugen? Das ist der streitige Punkt, der quervorgelagerte Balken, an dem sich der Strom bricht, um nachher in zwei getheilten Furchen weiter zu fließen. Mehr als einmal haben wir Judas seine Lippen zum Kusse vorstrecken gesehen, — das ist die eine Stromfurche. Aber auch der ganz aufrichtige Drang, aus dem Protest, aus der Negation, aus der Zersplitterung in die Einheit — eine noch unausgeschöpfte Einheit — zurückzukehren, macht sich geltend.

Doch auch da ist ein Hindernis vorhanden, das Viele abhält, den Weg bis ans Ende zu gehen. Der Protestant ist im Protest geboren, zum Protest erzogen; er betrachtet das Protestieren als einen Bestandtheil, zuweilen als den hauptsächlichsten Bestandtheil seiner Menschenwürde. Auf vielen Punkten ist ihm dieses Protestieren durch scharfkantige Hindernisse verunangenehmt. Nur auf einem Punkte ist ihm volle Freiheit gewährt: gegen die Kirche darf er protestieren, soviel er Lust hat. Nun ist es menschlich, sich da gütlich zu thun, wo man es ohne unangenehme Folgen kann. Und protestieren muss der Protestant; dazu ist er in generationenalter Auslese gehalten worden. Im letzten Grunde protestiert er um des Protestierens willen: und wenn es nichts mehr zu protestieren gibt, wird er auch dagegen protestieren. In England sind große Gruppen Katholischgesinnter dadurch abgehalten worden, vollständig zur Kirche überzugehen, und in einer unmöglichen Halbheit stehen geblieben, ob der Anstoß, den sie nahmen, nun in der Oberhoheit des Papstes oder in anderen das Wesen des Katholicismus ausdrückenden Momenten bestand. Im amerikanischen Convertiten-Katholicismus hat sich bald in diesem bald in jenem Träger der Widerspruch des eigenen Denkens gegen das eine oder andere Dogma gezeigt. Das beruht gar nicht auf dem Wesen dieser Einzelnen. Der protestantische Geist ist fast unfähig geworden, eine Sache der Religion als Totalität aufzufassen. Es ist ein Bestandtheil seines Wesens geworden, sich mit seinem ungenügenden persönlichen Denken — und wie ungenügend sind oft erst die ihm von der Natur verliehenen Werkzeuge dieses „Denkens"! — als Autorität zu constituieren. Ich bin geneigt, das meiste „Denkbedürfnis" und viele „Denkresultate" unserer Zeit — verschiedene Philosophen mit einbegriffen — als einen Ausdruck von Manie aufzufassen. Das was sie sich unter vielen Selbstquälereien und bitteren Schmerzen ausdenken, ist ganz wertlos. Es ist ein Stück Barbarenthum, mit etwas wie siegesstolzem Barbarenübermuth vorgebracht, weil ihnen der Maßstab des Vergleiches fehlt. Der Germane, im besonderen der Nordgermane, Angelsachse &c. ist ein guter Mensch, aber sehr eigensinnig und schwerfällig in den Wendungen. Diese natürliche Schwerfälligkeit hält er oft für den Ausdruck eines guten Kopfs, immer für den eines festen Charakters. Diese Irrthümer sind mir selbst aus persönlicher Erfahrung nicht ganz unbekannt. Aber nicht jedem kommen sie zum Bewusstsein.

In der Berührung mit dem Katholicismus treffen diese Gruppen auf eine überlegene Erfahrungs- und Geisteseinheit. Wäre diese ungeheure Summe von Kultur, — die einzige angesammelte Kultursumme, die es gibt, — den Gegnern nicht bewusst oder instinctiv fühlbar, woher würde denn

diese ewige und unausgesetzte Bekämpfung derselben, dieser Drang, sie zu unterdrücken oder zu zerstückeln, kommen? Seit ein paar Jahrhunderten ist der Katholicismus mit allen Mitteln und durch die widernatürlichsten Bündnisse — soll ich Beispiele anführen? — in die Defensive gezwungen worden. Seine erste und nächste Aufgabe kann daher immer nur sein: Terrain zu gewinnen. Convertieren kann nicht heißen: sich eine Freistatt oder einen Friedensort suchen oder sich mit verschiedenen Reservationen an Zweifeln und abweichenden Meinungen, die man gelegentlich wohl zur Geltung bringen möchte, in eine feste Einheit hineinbegeben. Convertieren kann, irdisch betrachtet, nur heißen, eine Kulturüberlegenheit anerkennen und mit ihr eins werden, und übersinnlich betrachtet, die Basis dieser Kulturüberlegenheit und ihre große und noch unerschöpfte Fruchtbarkeit verstehen und durch Theilnahme an ihr sie ausbreiten.

Jene einzelnen Versuche katholischerseits, sich mit dem Protestantismus zu fusionieren oder ihm etwas abzugucken, halte ich daher für schiefe Auffassungen. Eine geistige Parität kann es doch nicht geben. Quantitativ wälzt ja die protestantische Welt ungeheure Massen Gedrucktes über die katholische hin; qualitativ ist ja eine geistige Beeinflussung von drüben nach hüben und umgekehrt ein natürlicher Process, der sich von selbst vollzieht, soweit nicht das verschiedenartige Wesen von Norden und Süden ein Hindernis bildet. Das Hindernis dieser Verschiedenheit aber durch einen Kuss wegräumen zu wollen, ist eine bedenkliche Manipulation.



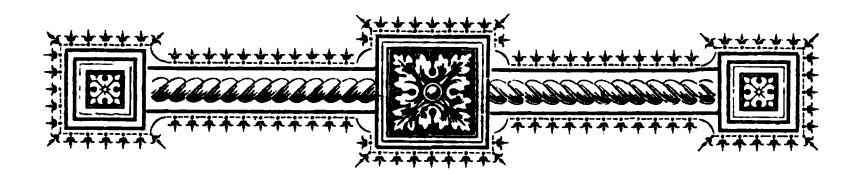
Es sind geweihet mir die Räume . . .

Von Louise Koch.

Es sind geweihet mir die Räume,
Seit du mir warst der liebste Gast.
Im Dunklen bin ich still und träume —
Nach hartem Mühen süße Rast.

Es ist dein Bild mir vor der Seele
In seiner Kraft und Herrlichkeit —
Was uns an aller Qual auch quäle:
Es ist doch tiefste Seligkeit!





Das Benedictinerstift Melk.

Eine sociale Studie.

Von Dr. Eduard Ernst Katschthaler.

Am westlichen Eingang der rebenreichen Wachau liegt auf dem 50 m hohen Gneis-Plateau, welches die Donaufurche begleitet, der schloss-artige Bau des Stiftes Melk. Gleich schön zeigt es die langgestreckte, fenster-reiche Südseite dem Reisenden, der auf der Bahn vorübereilt, die mächtige über 60 m hohe Kuppel zwischen den zwei Thürmen an der Stirnseite der Kirche und den malerischen, uralten Pulverthurm, welcher die Nordseite ab-schließt, demjenigen, der im raschen Dampfschiffe auf dem Donaustrom fährt, halb Palast und Festung, halb Kathedrale und Kloster. Nicht selten aber gesellen sich zu den Worten der Bewunderung, welche der herrliche Anblick dem Beschauer entlockt, auch Bemerkungen auf den Müßiggang und das Wohlleben der Bewohner, auf den unnützen Reichthum „der todten Hand". Und doch ergibt die eingehende Betrachtung der Geschichte des Gottes-hauses, dass solche Worte der Missgunst nur auf Oberflächlichkeit und Un-kenntnis beruhen, dass der angeblich so große Reichthum des Klosters gar nicht vorhanden, dass die Arbeit und sociale Thätigkeit der Benedictiner in diesem Kloster für Kirche, Staat und Gesellschaft nicht gering zu schätzen ist.

Das Gotteshaus Melk verehrt in den ersten sechs Markgrafen der bayrischen Ostmark aus dem Geschlechte der Babenberger seine Gründer und Wohlthäter, ebenso wie die niederösterreichischen Stifte Klosterneuburg, Heiligenkreuz, das Schottenkloster und Lilienfeld dieser erlauchten Familie ihre Gründung verdanken. Schon Markgraf Leopold I. hatte in seiner Pfalz zu Medilikka, die zur Vertheidigung des damals noch kleinen Gebietes der Ostmark zwischen Enns und Traisen sehr günstig gelegen war, ein Collegium von Chorherren für die Verrichtung des Gottesdienstes gestiftet. Ein Jahr-hundert lang mochte dies Coenobium Medlichense bestanden haben, als Markgraf Leopold II. im Jahre 1089 am Tage des hl. Benedict in die Stiftung seiner Vorfahren 12 Benedictinermönche aus dem Kloster Lambach einführte. Ihr erster Abt war Sigibold. Die eigentliche Gründungsurkunde stammt erst aus dem Jahre 1113; sie wurde vom Bischof Ulrich von

Passau ausgestellt, welcher am Feste des hl. Coloman die Einweihung des Klosters vornahm, die reichliche Beschenkung desselben durch den Markgrafen Leopold III. den Heiligen anführt und unter dem bischöflichen Bann bestätigt. Um diese Zeit verlegte Markgraf Leopold III., wahrscheinlich bald nach seiner Vermälung mit der Kaiserstochter Agnes, die noch in der Pfalz zu Melk stattfand, seinen Sitz auf den Kahlenberg, die neue Wacht über die gegen Ungarn und Böhmen allmählich bis an die March und Leitha erweiterte Ostmark, wobei er den Bestand der Babenbergerstiftung durch reiche Schenkungen aus der nun verlassenen Pfalz sicherte und die Vogtei darüber dem jeweiligen Markgrafen und Landesherrn vorbehielt. Darum wird Markgraf Leopold der Heilige als der eigentliche Gründer des Klosters Melk verehrt. So ist denn dasselbe mit den Anfängen Österreichs innig verknüpft. Die ersten fünf Markgrafen der Ostmark und sechs Frauen der Babenberger fanden hier ihre letzte Ruhestätte; ihre Gebeine ruhen seit dem Neubau des Stiftes in der Klosterkirche vereint in einem altarförmigen Sarge aus rothem Marmor.

Die wechselnden Schicksale des Stiftes während der 800 Jahre seines Bestandes fanden zunächst in lateinischer Sprache durch P. Anselm Schramb im Chronicon Mellicense (1702) eine für jene Zeit wertvolle Darstellung. In unserem Jahrhundert hat P. Ign. Keiblinger die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der Geschichte des Stiftes zu seiner Lebensaufgabe gemacht und in umfassender Weise mit der kritischen Sonde der modernen Geschichtsschreibung in einem dreibändigen Werke von fast 3000 Seiten durchgeführt.

Seit der Gründung wurde das Stift von 62 Äbten geleitet. Die Zahl der Mitglieder der alten Ordensfamilie läſst sich nur annähernd bestimmen. Nach einem Verzeichnisse, welches seit 1418, dem Jahre der österreichischen Klosterreform, freilich öfter lückenhaft, geführt wurde, gehörten dem Stifte seit der Gründung ungefähr 1000 Ordensleute an; davon sind kaum 20 Laienbrüder, deren letzter im Jahre 1686 starb. Das XV. Jahrhundert gab dem Kloster etwa 144 Professen; im XVI. Jahrhundert verminderte sich ihre Zahl wegen der traurigen religiösen und socialen Verhältnisse auf 86; im XVII. Jahrhundert steigert sich dieselbe auf 169; im XVIII. Jahrhundert auf 192; im XIX. Jahrhundert zählt man über 200 Mitglieder. Aus den ersten drei Jahrhunderten des Bestandes werden die Namen von fast 100 Priestern und 70 Conversen in den ältesten Nekrologien erwähnt (Pez, Scriptores I. 304), durchwegs, entsprechend dem Charakter der Stiftung, deutsche Namen wie Adelold, Adelram, Alphard, Arnolf, Baldwin, Dietmar, Eberwin, Elbwin, Engilmar, Egilolf, Einwig, Engilscalc, Ermanrich, Gerwic, Gerbot, Gerolt, Goczwin, Hettilo, Herbord, Hademar, Hartwig, Kaezilin, Leutold, Marqward, Meingot, Pezilin, Reginher, Raffolt, Ruedeger, Siboto,

Sundram, Pilgrim, Sigehard, Starchand, Tiemo, Walther, Wicpoto, Wernher u. a. Erst im XV. Jahrhundert treten die biblischen Namen, besonders Johann, häufiger auf; statt der Familiennamen finden wir meist die Benennung nach dem Geburtsorte, wie etwa Johann von Speier, Petrus von Rosenheim, Wolfgang von Steir; erst im XVII. Jahrhundert wurde es üblich, bei der Einkleidung dem Novizen einen Klosternamen zu geben. Früher stammten die Mitglieder aus allen Theilen von Deutschland; erst seit dem XVII. Jahrhundert überwiegen die Österreicher. Die Größe des Conventes mag in den ersten Jahrhunderten des Bestandes die Zahl 12 kaum überschritten haben. Bei Annahme der Reform im Jahre 1418 sind 14 Conventmitglieder genannt; seither aber zeigt sich ein großer Zuwachs. Bei der Compromisswahl des Abtes Leonhard (1426) sind 28, bei der des Abtes Stephan (1451) schon 34 Professen unterzeichnet. Am Ende des XVII. Jahrhunderts vermehrte sich die Zahl durch die Incorporation mehrerer Pfarren und deren Besetzung mit Ordensgeistlichen auf 49 Capitularen. Endlich wurde durch die Reformen Kaiser Joseph II. in Seelsorge und Unterricht eine Zunahme der Mitgliederzahl herbeigeführt, so dass der jetzige Stand des Conventes 84 Priester, 4 Cleriker und 4 Novizen beträgt.

* * *

Ist auch der nächste Zweck jedes Ordenslebens auf die Ordensleute selbst gerichtet, mit dem Endziele, die Mitglieder desselben zu wahren Christen nach dem Ebenbilde des göttlichen Heilandes zu erziehen und zu heiligen, so sind doch die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes verschieden. Mit dem beschaulichen Leben und dem betrachtenden Gebete muss nach der Verschiedenheit der Ordensgenossenschaft und ihrer Regel geistige und körperliche Arbeit in Verbindung treten, die auch der Gesammtheit des socialen Lebens ihren Nutzen bringt. Nach der Ordensregel des hl. Benedict tritt zur Pflege des monastischen Lebens die Pflege der Wissenschaft und des Unterrichtes nebst wirtschaftlicher Arbeit.

Wenn wir auch über das innere Klosterleben Melks in den ersten Jahrhunderten wenig erfahren, so lassen doch die zahlreichen frommen Schenkungen zum sogenannten Selgerät, die Jahrtagsstiftungen von Kaisern, Königen, Fürsten, Bischöfen, Adeligen und Laien auf das Ansehen des Klosters schließen. Zahlreich sind schon seit dem XIV. Jahrhundert die frommen Bündnisse oder Conföderationen mit anderen Klöstern, Gebetsverbrüderungen zu gemeinschaftlichem Gebete und zu gegenseitiger Zuwendung des hl. Messopfers für verstorbene Mitglieder. Als erstes Beispiel wird die Confraternität mit dem Kloster St. Michael zu Bamberg genannt, welches durch den Scholasticus Adelold die Reliquien der hl. Felicitas zur Festigung des Bündnisses an

den Abt Konrad I. (1177—1203) zu Melk übersendet. Solche Conföderationen bestanden nach einem Verzeichnisse im Jahre 1700 mit fast 70 Klöstern. Die einzige noch erhaltene Rotel aus dem Jahre 1513 trägt die Unterschriften von 136 Klöstern von Wien bis Reichenau im Bodensee und St. Egid in Nürnberg. Zahlreich sind auch die Ablassbullen, welche Päpste, zuerst Papst Innocenz IV., Cardinäle und Bischöfe für den Besuch der Stiftskirche ausstellten, besonders zur Unterstützung des im Jahre 1297 abgebrannten Klosters. Schon Papst Paschal II. hatte durch eine Bulle (1110) dasselbe unmittelbar dem päpstlichen Stuhle unterstellt, um es gegen etwaige Eingriffe des Bischofs zu sichern. Durch die päpstliche Exemtion wurde die Freiheit der Abtswahl bestimmt; die Bestätigung des neuen Abtes erfolgte unmittelbar vom Papste. Dafür wurde als Exemtionssteuer jährlich ein aureus bezahlt; zugleich aber mussten für die üblichen sechs Bestätigungsbullen und den canonischen Process beträchtliche Summen an die päpstliche Kanzlei gegeben werden. So wurden für die Confirmation des Abtes Ottokar im Jahre 1325 an die päpstliche Kammer 201½ Goldgulden, im Jahre 1419 bei der Wahl des Abtes Nicolaus 323½ Goldgulden, im Jahre 1679 vom neuen Abt Valentin 2500 Gulden abgeführt. Zum letztenmal wurden Wahltaxen an die päpstliche Curie im Jahre 1763 bei der Wahl des Abtes Urban Hauer im Betrage von 1310 Scudi oder 2751 Gulden geleistet.

Eine hervorragende Stellung nahm Melk bei der Reform der österreichischen Klöster ein, die Herzog Albrecht V. im Einvernehmen mit dem Concilium von Constanz und dem Papste Martin V. durchführen ließ. Der frühere Rector der Wiener Universität, Nicolaus von Matzen, der als Ordensbruder in Subiaco, zuletzt als Prior dieses Klosters den Ruf eines heiligmäßigen Mannes erworben hatte, wurde vom Papste und vom Herzoge mit der Visitation der Benedictinerklöster in Österreich betraut und im Jahre 1418 zum Abte des Stiftes Melk eingesetzt, nachdem der frühere Abt Johann resigniert hatte. Dort führte Abt Nikolaus mit 5 Ordensgenossen aus Subiaco die strenge Ordensregel, die sogenannten Sublacenser Statuten ein. Der kleine Convent — es waren mit den früheren Conventualen jetzt 13 Mitglieder — wurde der Ausgangs- und Mittelpunkt der Reform des Ordens für Österreich, Bayern und Schwaben. Auch das Concil zu Basel förderte die weitere Verbreitung der Melker Disciplin. In dessen Auftrage wurde der gelehrte Melker Profess Johann Schlitpacher zur Einführung der Reform in viele Klöster der neuen Melker Congregation berufen. Die Satzungen waren außerordentlich streng. Die Matutin wurde nachts 11 Uhr, die Prim früh 6 Uhr, die übrigen Horen um 8 Uhr, die Vesper um 5 Uhr gesungen; die Mönche mussten in ihrer Kleidung auf

einer Strohmatte oder Filzdecke schlafen. Der Verkehr mit der Außenwelt war ganz abgeschlossen; nur viermal im Sommer war gemeinsamer Ausgang erlaubt. Die Seelsorge war den Regularen noch ganz untersagt. Die Nahrung war dürftig; über die Hälfte des Jahres durften nur Fastenspeisen genossen werden. Körperliche Züchtigung und Kerker waren schon für leichte Vergehen festgesetzt. Durch diese strenge Ordenszucht wurde Melk damals so berühmt, dass zahlreiche Weltgeistliche und Mönche aus vielen Klöstern in Bayern, Schwaben und vom Rheine nach Melk kamen, um Aufnahme in den Convent zu finden, oder als Gäste die neuen Satzungen kennen zu lernen und in ihre Heimat zu verpflanzen. Nach gleichzeitigen Aufzeichnungen werden die Namen von 121 solcher Gäste aus 40 Klöstern genannt, wovon 7 später Äbte geworden sind. Im XVI. Jahrhundert musste auch das Kloster Melk eine schwere Krise durchmachen. Hatte schon die Kriegsnoth der Türkenkriege das Stift dem materiellen Falle nahe gebracht, so drohte die Verbreitung der lutherischen Lehre dem Kloster völligen Untergang. Unter dem Abte Placidus (1546) gab es nur 7, unter dessen Nachfolger, dem Abte Johann v. Schönburg, einem Weltpriester, Canonicus und Pfarrer der Diöcese Passau, der auf Veranlassung des Kaisers Ferdinand im Jahre 1549 Abt von Melk, 2 Jahre später Bischof von Gurk wurde, gar nur 3 Conventualen. Nicht am wenigsten das persönliche Eingreifen des Kaisers Maximilian II., der eine Instruction für die weltliche Verwaltung des Klosters erließ, den Aufwand einschränkte und sogar selbst einen Stiftshauptmann schickte, sodann die Einführung eines österreichischen Klosterrathes hat diesem Verfalle Einhalt gethan, so dass das Ansehen des Klosters sich bald wieder hob und unter dem Abte Urban Perntaz (1564—1587) acht Mönche des Klosters Melk zu Äbten anderer Klöster postuliert wurden. Sein Nachfolger Abt Kaspar (1587—1623) übte als Freund des späteren Cardinals Khlesl sogar auf die religiösen Zustände Niederösterreichs einen großen Einfluss aus und wurde Präsident des Kirchenrath-Collegiums. Unter seiner Leitung wurde Melk eine förmliche Pflanzschule von Äbten. Um dem Verfalle der Klosterzucht und des Ordenslebens entgegenzutreten, plante Abt Kaspar eine Vereinigung der österreichischen Benedictinerklöster nach dem Vorbilde der damals aufblühenden Maurinercongregation in Frankreich und veranlasste im Jahre 1618, dem Säcularjahre der albertinischen Reform, die Versammlung zahlreicher Äbte zu Melk, welcher er die sogenannten Constitutiones austriacae vorlegte. Aber erst seinem Nachfolger, dem Abte Reiner von Landau (1623—1637) gelang es auf Betreiben des Nuntius Fürsten Caraffa und trotz des Widerstandes des Bischofs von Passau eine österreichische Benedictiner-Congregation ins Leben zu rufen, welche durch den Papst Urban VIII. im Jahre 1625

bestätigt wurde. Doch gehörten derselben nur 11 Ordenshäuser an. Da aber die Vereinigung nur ganz locker und nur ascetischer Natur war, blieb sie ohne größere Bedeutung und gerieth allmählich in Vergessenheit, obwohl sie auf die damalige Gründung und das Bestehen der Benedictiner-Universität zu Salzburg gewiss nicht ohne Einfluss gewesen ist. Nichtsdestoweniger wahrte das Kloster Melk die strengste Ordensdisciplin. Eine Vorstellung der strengen Ascetik und Abtödtung mögen uns die sogenannten «opera pia quadragesimalia» geben, Gelöbnisse, welche jährlich in der Fastenzeit in feierlicher Weise in die Hand des Abtes abgelegt wurden. Sie werden noch jetzt, wie die Professzettel, im Archive aufbewahrt. Da heißt es in den meisten Gelöbniszetteln des Jahres 1720: «Sedebo humi sub coena, humi cubabo, cilicium binis diebus per hebdomadam gestabo, disciplinam 50 ictuum quotidie faciam (Geißelung), sicco me flagello per spatium medii quadrantis caedam, humi sedens manducabo, mensale servitium habebo» ꝛc. Erst das Eingreifen Kaiser Josephs II. in das innere Klosterleben, vor allem die erhöhten Pflichten der Seelsorge in zahlreichen neuen Pfarren, die Errichtung eines öffentlichen Gymnasiums machten die Änderung der alten Statuten nöthig, weshalb Abt Urban II. (1763—1785) eine neue Hausordnung vorbereitete und der „kaiserliche" Prior Ulrich Petrak eine mildere Disciplin einführte. Auch die Exemtion des Klosters, d. h. die unmittelbare Unterordnung desselben unter den päpstlichen Stuhl, wurde durch kaiserliche Verordnung vom 11. September 1782 aufgehoben und dasselbe nach dem erzwungenen Verzichte des Hochstiftes Passau auf die Diöcesanrechte in Österreich dem neu begründeten Bisthum St. Pölten untergeordnet. Eine andere Verordnung (1786) bestimmte sogar, dass die Oberaufsicht über die Temporalienverwaltung des Stiftes durch sogenannte Commendatar-Äbte geführt werde, welche von der Regierung ernannt wurden und nicht infulierte, absetzbare Staatsbeamte waren; dagegen sollten sogenannte kaiserliche Prioren, welche canonisch für je 3 Jahre zu wählen waren, die Leitung der geistlichen Angelegenheiten des Stiftes inne haben. Der einzige fremde Commendatarabt ist Joseph Christian Fengler, Piarist und Pfarrer der Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt, der aber nach einem Jahre zum Bischof von Raab befördert wurde, worauf wieder ein Stiftsmitglied Isidor Payrhuber (1787—1809), bisher Verwalter der Stiftsherrschaft zu Leesdorf, zuerst von Kaiser Joseph zum Commendatarabte ernannt und nach des Kaisers Tod zum Regularabte erwählt wurde.

Noch in den Reformstatuten des Jahres 1418 war den Regularen die Ausübung der Seelsorge untersagt. Das Kloster Melk hatte nur das Patronat über die fünf weitausgedehnten Pfarren Wullersdorf, Ravelsbach, Weikendorf, Traiskirchen und Mödling, deren Zehent in der Dedications-

urkunde (1113) dem Stifte geschenkt worden war. Sie wurden von Weltgeistlichen der Diöcese Passau pastoriert. Allmählich führte das Patronat zur Incorporation dieser Pfarren und ihrer Filialen, die in den großen Pfarrbezirken entstanden waren. Zuerst wurde Traiskirchen durch ein Privileg des Bischofs Bernhard von Passau (1311) dem Kloster einverleibt. Die Pfarren Wullersdorf, Ravelsbach und Mödling kamen durch eine Bulle des Papstes Clemens VI. im Jahre 1348, Pfarre Weikendorf durch Papst Pius II. 1463 an das Stift, wodurch es die unbeschränkte Verwendung der Pfarreinkünfte nach Abzug eines standesgemäßen Unterhaltes für den Pfarrverweser erhielt. Trotzdem wurden nur selten Stiftsgeistliche als Seelsorger angestellt, und meist beschränkte sich der Einfluss des Abtes auf die Präsentation. Jedoch wurde die Pfarre Mödling im Jahre 1475 bei Errichtung des Bisthums Wien an Kaiser Friedrich abgetreten, der es dem Domdechant zur Pfründe bestimmte; deren Tochterkirche Bertholdsdorf musste Melk schon 1330 an Herzog Albrecht II. zur Dotierung des Propstes bei St. Stefan zu Wien überlassen. Erst im XVII. Jahrhundert, namentlich durch Abt Valentin (1637—1675) wurde die regelmäßige Verwendung von Ordensgeistlichen in der Seelsorge üblich. Damals hatten sich für das religiöse Bedürfnis der vermehrten Bevölkerung aus den fünf Patronatskirchen schon zahlreiche Tochterpfarren entwickelt. Aber häufige Competenzstreitigkeiten trübten das Verhältnis zwischen Melk und Passau. Besonders bitter wurde es vom Stifte empfunden, dass sogar die Pfarre St. Stephan zu Melk vom Ordinariate Passau besetzt wurde. Nach langen Verhandlungen kam endlich im Jahre 1693 ein Vergleich zwischen Melk und Passau zustande. Nach dessen siebentem Artikel wurden 11 Pfarreien dem Stifte vollständig einverleibt, deren Seelsorge seither durch Ordensgeistliche versehen wird. Im Jahre 1770 war laut einer Vermögensfassion die Zahl auf 15 Pfarreien gestiegen, auf welchen 28 Ordensgeistliche für Seelsorge und Wirtschaft außerhalb des Stiftes verwendet wurden. Kurz darauf brachte das Reformwerk Kaiser Joseph II. eine neue Vermehrung der Seelsorgsthätigkeit. Durch ein Hofdecret über die Pfarrregulierung wurde dem Abte Urban II. die Errichtung von 13 neuen Pfarren oder Localien auf dem Gebiete der bisherigen Stiftspfarren und ihre Besetzung durch Stiftsgeistliche aufgetragen. Dazu kam im Jahre 1870 die Errichtung der Pfarre Vöslau, so dass jetzt in 29 Pfarrorten 40 Stiftspriester systemisirt sind, während die Zahl der ihrer Seelsorge anvertrauten Bewohner gegen 40.000 beträgt. Nur 4 Stiftspfarren liegen im Sprengel des Bisthums St. Pölten; alle übrigen stehen unter der Jurisdiction des Erzbischofes von Wien.

Wie in den meisten Benedictinerklöstern gab es auch in Melk schon in früher Zeit eine Klosterschule, welche den Zweck verfolgte, auf den Eintritt in das Stift vorzubereiten. Wiederholt werden in den Nekrologien des Stiftes „pueri nostrae congregationis“ genannt, wie Dietrich, Wernher, Herbord, Gerold, Marquard, Adelold u. a., die wohl als Klosterschüler gelten können. Ein Scholasticus Adelold kommt aus dem verbrüderten Kloster St. Michael in Bamberg nach Melk. Im Jahre 1308 erhalten wir über die Klosterschule die erste urkundliche Nachricht, welche erwähnt, dass der gleichnamige Sohn des Leo von Hasendorf in das Kloster aufgenommen werde, aber wegen seiner jugendlichen Jahre noch im weltlichen Kleide die Schule durch 2 Jahre besuchen dürfe und im Kloster seine Verpflegung erhalte.

Zur selben Zeit werden auch schon Volksschulmeister in mehreren Pfarrorten des Stiftes, Ravelsbach, Leobersdorf, Weikendorf erwähnt. In der Periode der Kirchenspaltung war nach einem Berichte der landesfürstlichen Commissäre vom Jahre 1575 die Klosterschule nur von armen Scholaren besucht und der Präceptor ein in der katholischen Religion gänzlich unerfahrener Mann. Deshalb soll das Stift sich um einen tauglichen Mann bewerben und sich bemühen, für seine Schule und sein Seminar fromme Knaben der Stiftsunterthanen zu erhalten, welche ungezwungen für den Orden erzogen werden. Bald scheinen diese Zustände sich gebessert zu haben, denn wiederholt sandte Kaiser Maximilian befähigte Söhne seiner Dienerschaft zur Erziehung in die Klosterschule. Ebenso beruft er, wie später Kaiser Rudolf II. und Ferdinand II., Sängerknaben der Melker „Cantorey“ in die kaiserliche Hofkapelle. Jedoch ist der Unterricht, wie aus einer Instruction des Abtes Valentin (1681) für die „Schueller Knaben im Kloster Melk“ geschlossen werden darf, wohl nur für die Sängerknaben des Stiftes und zwar „bei dem geistlichen Magistro allein in der lateinischen Sprache, bei dem weltlichen Präceptori im Schreiben und Raitten.“ Zum erstenmal werden in den Priorats-Ephemeriden zum Jahre 1692 unter Abt Gregor auch scholae humaniorum unter 2 geistlichen „Magistri Grammatices et Syntaxeos“ neben einem weltlichen Praeceptor für die Parvuli genannt. Leider fehlen Aufzeichnungen für die nächsten 10 Jahre. Erst als die glänzenden Erfolge des Prinzen Eugen dem Reiche Frieden brachten und die Entwicklung der geistigen Bildung begünstigten, bestand im Stifte Melk nachweislich eine nach dem Muster des Jesuitengymnasiums eingerichtete Lateinschule. Seit dem Jahre 1702 werden alljährlich 2 oder 3 Humanitätslehrer angegeben, welche meistens in je zweien der 5 oder 6 Classen „Principia und Parva, Grammatica und Syntaxis, Rhetorica und Poesis“ unter-

richten. Im Jahre 1737 wurde die Lateinschule von 70 Schülern besucht. Abt Berthold gibt im folgenden Jahre für das studium humanisticum kurze Vorschriften, deren 1. Punkt lautet: «Traditio humanarum scholarum in monasterio Mellicensi primario propter alumnos instituta, secundum propter iuvenes externos, qui in consortium studii gratiose admittuntur». Der regelmäßige Unterricht sollte vormittags von $^1/_2$ 8—9, nachmittags von $^1/_2$ 2—3 vertheilt werden. Schulbeginn ist am 3. November, Schulschluss um Mariä Geburt. Jährlich wurden zweimal Prüfungen durch den Prior, der zugleich praefectus studiorum ist, abgehalten. In einem Berichte des Jahres 1774 an die Regierung wird die Durchschnittszahl der Schüler auf 40 angegeben. Damals umfasste die Anstalt 5 Classen unter 5 „Humanitätslehrern". Es wurde gelehrt: lateinische Sprache und deutsche Rechtschreibung, Geschichte und Erdbeschreibung, griechische und für einige fähige Köpfe auch französische Sprache; vorzüglich wird auf Sitte und Religion gesehen. Öfters werden von den Schülern biblische Schauspiele aufgeführt, wie Jonas, der verlorene Sohn, das Singspiel Rebekka, letzteres in Gegenwart Kaiser Josephs und seiner Schwester Marie Antoinette, als sie nach Paris reiste, um dem Dauphin angetraut zu werden. Als nach der Aufhebung des Jesuitenordens die Verstaatlichung des Unterrichtes begann, zunächst durch die allgemeine Schulordnung der Kaiserin Maria Theresia, sollten auch alle Lateinschulen bei den Stiftern und Klöstern aufgehoben werden. Erst auf die bittliche Vorstellung des Abtes Urban wurde dem Stifte durch eine landesfürstliche Verordnung im Jahre 1778 die Befugnis zu einem förmlichen Gymnasium eingeräumt mit der Bedingung, dasselbe unentgeltlich zu errichten und „ohne Concurrenz des allerhöchsten Ärarii" zu erhalten. Infolgedessen wurde die Anstalt in ein Gymnasium publicum unter staatlicher Aufsicht umgewandelt. Im Schülerverzeichnis über das erste Schuljahr 1778/79 des öffentlichen Gymnasiums gehörten ad Principia 12, ad Grammaticam 10, ad Syntaxim 8, ad Rhetoricam 11, ad Poesim 6 Schüler, also 47 Lateinschüler unter 5 Humanitätslehrern. Die Einflussnahme des Staates steigert sich seit dem Regierungsantritte Kaiser Josephs, indem der Kreishauptmann von St. Pölten zum Studiendirector seines Kreises ernannt wird. Im November 1781 wird zum erstenmale das Schuljahr durch eine feierliche Ansprache des Kreishauptmannes eröffnet und seither wurden auch die zweijährlichen Prüfungen meist in dessen Gegenwart abgehalten. Daneben errichtete Abt Urban im Stifte eine „Hauptschule". Doch schon im Jahre 1787 wurde Gymnasium und Hauptschule von Kaiser Joseph in die neue Bischofsresidenz und Kreisstadt St. Pölten verlegt, im Franciscanerkloster untergebracht und dem Stifte Melk die Verpflichtung auferlegt, den Leiter und 5 Professoren zu stellen

und deren Unterhalt zu bestreiten. Erst im Gründungsjahre des Kaiserthums Österreich, als wegen des Mangels an Lehrkräften der Grundsatz zur Anwendung kam, die Gymnasien möglichst in die Hände geistlicher Corporationen zu bringen, wurde das Gymnasium von St. Pölten wieder nach Melk zurückverlegt. Seither arbeiteten sorgsame Äbte als Localdirectoren des Gymnasiums an der weiteren Entwicklung desselben. Abt Anton Reyberger (1809—1818), der als langjähriger Professor der Moraltheologie an der Universität Wien regen Sinn für Wissenschaft und Unterricht zeigte, sicherte durch seine Einrichtungen den Bestand der Anstalt. Im Jahre 1811 wurde auch die Errichtung eines Convictes im Stifte Melk „unter dem Ausdrucke des Allerhöchsten Wohlgefallens" bewilligt und mit 40 Zöglingen eröffnet. Zugleich stellte Abt Anton das Alumnat für 8 Sängerknaben, das durch Kaiser Joseph aufgehoben worden war, wieder her. Rasch zeigte sich der Erfolg dieser Maßregeln, indem schon in dem nächsten Jahre Schüler aus bürgerlichen und adeligen Kreisen, von Beamten und Officieren der neuen Erziehungsanstalt der Benedictiner anvertraut wurden. Als im Jahre 1819 durch einen neuen Lehrplan das Gymnasium auf 4 Grammatical- und 2 Humanitätsclassen erweitert wurde, in welchen 6 Classenlehrer statt der bisherigen Fachlehrer unterrichten sollten, betrug die durchschnittliche Zahl der Schüler über 100. Die nachhaltigste Änderung führte endlich der Organisationsentwurf für Gymnasien und Realschulen vom Jahre 1849 herbei durch die Vermehrung der Unterrichtsgegenstände, durch die Erweiterung auf 8 Classen, durch die Einführung der Maturitätsprüfung und endlich durch die Forderung von Fachstudien und Lehramtsprüfung für die Lehrer. Wegen des immer stärkeren Andranges von Schülern hatte Abt Wilhelm (1838—1866) einen Neubau für Gymnasium und Convict zwischen den weithin sichtbaren alten Befestigungsthürmen unternommen, der im Herbste 1848 bezogen wurde. Durch Verwendung ausgedehnter Klosterräume zu Turnsaal, Speisesaal, Studentencapelle, Küche u. a., besonders durch den kostspieligen Zubau, welchen der jetzige Abt Alexander aufführen ließ, wurde der Gymnasialtract zu einem mächtigen Viereck ausgestaltet. Dadurch konnte einerseits der Besuch des Convictes auf 130 Zöglinge erhöht werden und andererseits eine bequeme Vertheilung von Lehr- und Lehrmittelzimmern erfolgen, welche den modernen Forderungen des Unterrichtes und der Hygiene entspricht. Hatte anfänglich zur Lehrbefähigung noch die theologische Vorbildung der Stiftsmitglieder genügt, so wurden besonders unter dem Einfluss des Reichsvolksschulgesetzes die Ordenscorporationen aufgefordert, eine ausreichende Anzahl geprüfter Lehrer zu stellen; im Jahre 1870 wurde die Aufhebung jener Ordensgymnasien bestimmt, welche nicht die genügende

Zahl gesetzlich geprüfter Lehrer besitzen, so dass von 36 Ordensanstalten Österreichs nur mehr 13 übrig blieben. Die Abtei Melk führte die staatliche Befähigung aller als Lehrer wirkenden Ordensmitglieder durch, für deren Ausbildung, Erhaltung und Ergänzung das Stift schwere Opfer bringen muss. Erst in den letzten Jahren ist es gelungen, auch den Unterricht in den modernen Sprachen, wie in den bildenden Künsten, Musik und Zeichnen durch geprüfte Lehrkräfte des Stiftes ertheilen zu lassen. So wirken jetzt an der Anstalt 18 staatlich geprüfte Lehrer, welche vom k. k. Landesschulrathe nach dem üblichen Triennium den Titel eines Professors erhalten, darunter fünf Doctoren der Philosophie, während dem derzeitigen Director des Gymnasiums der Titel eines k. k. Schulrathes verliehen wurde. Die Zahl der Abiturienten in den Jahren 1850—1900 beträgt bei 560, wovon ungefähr 130 sich dem geistlichen Stande widmeten. So hat denn das Stift Melk schon durch die Erhaltung dieser Unterrichtsanstalt eine nicht geringe Kulturmission im Dienste der Kirche und des Staates erfüllt.

Neben den klösterlichen Übungen des Chorgebetes und Gottesdienstes, welche bis in das Zeitalter der Aufklärung den größten Theil der täglichen Beschäftigung des Mönches bildeten, war es besonders die Pflege der Wissenschaften, welche dem Benedictinerorden seit der Gründung zur Pflicht gemacht war. Betrachtet man die stattliche Anzahl von 1800 handschriftlichen Codices, manchmal kunstvoll geschmückt mit Initialen, die zum größten Theile durch die Hand der Mönche entstanden, so wird man auch die litterarische Thätigkeit derselben nicht gering achten dürfen. Das Scriptorium, die Schreibstube, stand in Melk in großem Ansehen. Freilich sind viele dieser Arbeiten von unserem Standpunkte, entsprechend dem Wiegenalter Österreichs, nur sehr geringfügig. An erster Stelle stehen die Melker Jahrbücher, ein Verzeichnis der wichtigsten Ereignisse jedes Jahres, welche im Jahre 1123 unter Abt Erchanfrid beginnen und bis zum Jahre 1564 gleichzeitig fortgeführt wurden. Sie gaben den Anstoß zu geschichtlichen Aufzeichnungen in Österreich und bilden trotz ihrer Einfachheit eine wertvolle Geschichtsquelle. Gleichfalls dem XII. Jahrhundert gehören an eine Vita S. Colomanni und eine kurze Chronik Österreichs. Im XIII. Jahrhundert zeichnen sich die Mönche Burkhard, Hermann und Otto als fleißige Abschreiber von Legenden, Chroniken und exegetischen Schriften aus. Aus dem XIV. Jahrhundert stammt eine Vita S. Gothalmi. Auch einige mittelhochdeutsche Sprachdenkmäler verdanken wir dem Stifte. Heinrich von Melk (um 1160) gilt mit seinem Gedichte «von des todes gehügede» als der älteste Satiriker Österreichs. Um dieselbe Zeit entstand das Melker Marienlied, welches in Strophenform das Lob der Gottesmutter singt.

Auch die Klausnerin Ava (gest. um 1127), die älteste deutsche Dichterin Österreichs, welche in einem Cyclus von Gedichten das Leben Jesu, das jüngste Gericht behandelt, hat in der Nähe von Melk gelebt. Im XV. Jahrhundert entfaltete sich in Melk, wohl nicht ohne den Einfluss des italienischen Humanismus, ein reges litterarisches Schaffen, als die Mönche aus Subiaco die Klosterreform hieher gebracht hatten, unter dem Reformabte Nicolaus von Matzen (1418—1425), dem Freunde des gelehrten Wiener Professors Nikolaus von Dunkelsbühl. Abt Leonhard besoldete einen eigenen Schönschreiber (Laurenz) im Stifte. In den Statuten waren mehrere Stunden des Tages zum Abschreiben alter Codices bestimmt. Unter den vielen Litteraten seien nur einige hervorgehoben. Leonhard Peuger verfasste kirchliche Gedichte in deutscher Sprache. Petrus von Rosenheim (gest. 1440), der mit Abt Nikolaus aus Subiaco gekommen war, später in eine Reihe von Klöstern zur Einführung der Reform geschickt wurde und als Orator und Notar beim Concil zu Basel weilte, verfasste zahlreiche Schriften, darunter eine Concordanz der Evangelien, eine metrische Bearbeitung der Ordensregel, ein Memoriale s. Scripturae, das später öfters in Druck gelegt wurde. Der schwermüthige Ascet Johann von Speier (gest. um 1455) hinterließ außer einer unglaublichen Anzahl abgeschriebener Bücher viele Abhandlungen in lateinischer und deutscher Sprache über das Ordensleben, Commentare zur hl. Schrift u. a. Zahlreiche Mönche wirkten damals als Schönschreiber, so dass der größere Theil der Handschriften aus dieser Zeit stammt. Wolfgang von Steyer (gest. 1491) bringt wertvolle Nachrichten seiner Zeit unter dem Titel «Itinerarium seu historia rerum sui temporis»; Martin von Senging (gest. um 1483) nahm als Notar Antheil am Concil zu Basel und verfasste daselbst ein weitläufiges Formularienbuch über den geistlichen Geschäftsstil. Als fruchtbarster und vielseitigster Schriftsteller muss Johann Schlitpacher erwähnt werden, meist Johann von Weilheim genannt, wo er nach dem Tode seiner Eltern erzogen wurde (gest. 1482). Nachdem er den Unterricht des Nikolaus von Dunkelsbühl genossen hatte und magister artium liberalium geworden war, nahm er im Kloster Melk das Ordenskleid. Im Jahre 1451 wurde er vom päpstlichen Legaten Nikolaus Cusa zum Visitator ernannt und besuchte über 50 Ordenshäuser, um dort die Melker Disciplin einzuführen. In mehreren Klöstern wirkte er als Prior für die Verbesserung der Ordenszucht. Daneben entfaltete er eine staunenswerte litterarische Thätigkeit. Martin Kropff (Bibl. Mell. S. 368—440) gibt über 80 Titel größerer Arbeiten an. Zumeist sind es wieder theologische Schriften, Commentare und Textglossen zum neuen Testamente, Glossen zum Psalter, Erläuterungen zur Ordensregel, ein

Memoriale totius Bibliae metricum, wobei der Inhalt eines jeden Capitels durch einen Vers memoriert wird; weiter zahlreiche Epigramme, Reden, Briefe, Visitationsberichte u. a. Einerseits der bewunderswerte Fleiß vieler Mönche, andererseits die Anfänge der Buchdruckerkunst vermehrten den Bücherschatz so sehr, dass Abt Sigmund (1504—1529) einen Büchersaal aufführen ließ. Der erste Bibliothekar Stephan Burkhardi verfasste einen wertvollen Bücherkatalog, worin er 1495 Werke anführt. Die jetzige Zahl der Incunabeln beträgt 878 Stücke, die Zahl der Handschriften beläuft sich auf 1800.

Das Jahrhundert der Kirchenspaltung machte dieser religiösen und litterarischen Blüte ein Ende; erst in der Zeit der katholischen Restauration unter Ferdinand II. entfaltete der Benedictinerorden neues Leben. Die Benedictiner-Universität in Salzburg, welche durch Erzbischof Mark Sittich im Jahre 1617 begründet worden war und durch fast 200 Jahre bestand, zeugt von dem neu erwachten wissenschaftlichen Streben im Orden. Viele von den Melker Professen erwarben sich zu Salzburg oder Wien, wohin jährlich nach einer Verordnung Kaiser Ferdinand I. einige Cleriker geschickt werden mussten, manche sogar in Rom und Bologna die akademischen Grade. Abt Gregor errichtete deshalb im Jahre 1687 ein studium philosophicum im Stifte, das auch auswärtige Schüler besuchen konnten, und führte öffentliche Disputationen ein. Einen erfolgreichen Einfluss nahmen die großartigen Leistungen der Mauriner Congregation in Frankreich auf dem Gebiete der geschichtlichen Kritik, vor allem des Benedictiners Mabillon unsterbliches Werk «De re diplomatica» (1681), welches der Geschichtsforschung neue Bahnen wies. Durch diesen Einfluss entstand im Kloster Melk eine lebhafte litterarische Thätigkeit auf dem Gebiete historischer Forschung, die durch fast ein halbes Jahrhundert andauerte, so dass man damals das Kloster Melk eine Akademie von Gelehrten nannte. Der Stiftsbibliothekar P. Anselm Schramb eröffnet die Reihe mit dem Chronicon Mellicense (1702), das er dem Kaiser Leopold widmen durfte; es ist die erste Geschichte eines Klosters, welche zahlreiche Urkunden der Darstellung einverleibt. Abt Gregor ließ damals die Acten und Urkunden des Stiftes sammeln und ein Archiv durch P. Philibert Hueber einrichten, den ersten Stiftsachivar, der in seinem — leider verschollenen — handschriftlichen Werke «Archivum Mellicense» über 2000 Urkunden abschrieb, aber nur einen kleinen Theil derselben in dem Werke «Austria ex archivis Mellicensibus illustrata» 1722 veröffentlichte. Eine weit höhere Bedeutung erlangte P. Bernhard Pez (gest. 1735), der auch seinen jüngeren Bruder Hieronymus Pez für geschichtliche Thätigkeit gewann und mit ihm vereint durch 25 Jahre an der Durchforschung und Veröffentlichung der Handschriften aus zahlreichen Klöstern arbeitete. Zu diesem Zwecke haben

die beiden gelehrten Brüder über 60 Bibliotheken der österreichischen und süddeutschen Klöster auf mehreren litterarischen Reisen durchforscht; Bernhard Pez trat mit einer großen Zahl von Gelehrten in brieflichen Verkehr und wusste gar viele Ordensgenossen für geschichtliche Thätigkeit und Mitarbeit zu gewinnen, so dass sich förmlich eine historische Schule in Melk bildete. Eine inhaltsreiche Sammlung von über 1000 Briefen, die aus Deutschland, Frankreich und Italien an ihn gerichtet wurden, gibt noch Zeugnis von seiner großartigen Schaffenskraft. Er veröffentlicht als Hauptergebnis seiner Arbeit den «Thesaurus anecdotorum novissimus» (6 Folio-Bände, 1721—1729), wie er das Werk nach dem bekannten Vorbilde der Mauriner nannte. Darin wurden zahlreiche Quellen zur Geschichte Deutschlands und zur Kirchengeschichte des Mittelalters bekannt gemacht. Ein anderes Werk desselben «Bibliotheca ascetica» (12 Bände 8°, Regensburg 1723 ff.) enthält viele ascetische Schriften des Mittelalters. Seinem Bruder Hieronymus (gest. 1762) überließ er die Bearbeitung der österreichischen Geschichtsquellen, dessen Arbeit «Scriptores rerum Austriacarum,» (Leipzig, 3 Folio-Bände 1721 ff.) für die Geschichte Österreichs von grundlegendem Werte ist. Beide Brüder durften ihr gleichzeitig erscheinendes Werk Kaiser Karl VI. widmen und dem Herrscher persönlich überreichen. Unter dem Einflusse Hieronymus Pez' schrieb der Stiftsbibliothekar Martin Kropff (gest. 1779) das sehr verdienstvolle Buch «Bibliotheca Mellicensis seu vitae et scripta Benedictinorum Mellicensium» (Wien 1747), gleichsam eine Litteraturgeschichte des Klosters Melk. — Aber seit den tief greifenden Reformen Kaiser Joseph II. wurde die Thätigkeit der Ordensbrüder fast ausschließlich auf Unterricht und Seelsorge beschränkt, besonders durch die gesteigerten Anforderungen des Staates an die Lehrthätigkeit. Die litterarische Production beschränkte sich zumeist auf die wissenschaftlichen Abhandlungen der Fachlehrer, welche seit 1851 in den Jahresberichten des Stiftsgymnasiums erscheinen. Doch erlangte eine hervorragende Stellung in der Gelehrtenwelt Ignaz Keiblinger (gest. 1869), der zahlreiche historische Arbeiten zur Geschichte Niederösterreichs verfasste und dessen Lebensarbeit, die Geschichte des Benedictinerstiftes Melk (3 Bände 1851—1869), ein Meisterwerk in Kritik, in der Verwertung aller Hilfsmittel und Quellen, in der Fülle der Nachrichten und sprachlichen Darstellung ist. Als ästhetischer Schriftsteller und Dichter gilt Michael Enk von der Burg (gest. 1843), der zahlreiche didaktische Dichtungen und ästhetische Schriften verfasste.

Kunst und Kunstgewerbe hat von jeher durch Kirche und Klöster die vielseitigste Förderung und Unterstützung gefunden, sei es durch prächtige Kirchengewänder, durch kunstvolle Kirchengeräthe, sei es durch Sammlung

von Gemälden, Bildwerken oder durch imposante Bauten, so dass manches Kloster fast als Kunstmuseum angesehen werden kann. — Von dem romanischen Bau der Melker Stiftskirche ist wohl nichts mehr erhalten. Markgraf Leopold III. hatte dieselbe erbaut und im Jahre 1113 am Feste des hl. Coloman durch Bischof Ulrich von Passau einweihen lassen. Ein furchtbares Brandunglück zerstörte im Jahre 1297 Kirche und Kloster. Abt Ulrich (1306—1324) unternahm den Bau eines neuen Gotteshauses, das aber erst ein Jahrhundert später vollendet und im Jahre 1429 eingeweiht wurde. Es war eine dreischiffige, gothische Anlage mit niedrigen Absiden und einer geräumigen Krypta unter dem Presbyterium, in Lage und Länge ähnlich der jetzigen Stiftskirche.*) Wieder beschädigte im Jahre 1683 eine Feuersbrunst Thurm, Glocken und Kirche so sehr, dass der kunstsinnige und prachtliebende Abt Berthold Dietmayr (1700 bis 1739) sich zu einem vollständigen Neubau des Klosters entschloss. Am 6. April 1702 schloss der Abt den Bauvertrag mit dem Baumeister Jacob Prandauer in St. Pölten über den Neubau von Kirche und Stift nach dessen Riss und Modell. Am 29. Juni 1702, dem Tage der Kirchenpatrone, erfolgte die feierliche Grundsteinlegung zur neuen Kirche. Der kunstreiche Meister hatte gleichzeitig auch die Leitung bei dem Bau des Chorherrenstiftes St. Florian als Nachfolger Carlo Carlone's (gest. 1708), der die Pläne dafür entworfeu und die Ausführung derselben 20 Jahre lang bis zum Tode geleitet hatte. Und sicherlich war die damalige Bauthätigkeit des Italieners nicht ohne Einfluss auf Prandauer, der nun den Bau des Stiftes Melk bis zu seinem Tode 1726 leitete. Nach dem Contracte sollte er wenigstens zwanzigmal im Jahre den Bau besuchen und gegen 30 Maurer beschäftigen, während das Material vom Kloster geliefert und die Arbeitsleute gleichfalls vom Stifte bezahlt wurden. Vom alten Bau der Kirche und des Klosters blieben nur die uralten Festungsthürme und die große Bastei des Abtes Valentin übrig, während leider alle Denkmale und Reste der früheren Kunstperioden beseitigt wurden. Dafür erstand ein prunkvoller Neubau im lustigen Barockstil. Nach 15 Jahren reger Bauthätigkeit war die mächtige Basilika mit der gewaltigen Kuppel und den beiden Frontthürmen, sowie der Rohbau der Klostergebäude 1718 soweit fertiggestellt, dass mit der inneren Ausschmückung begonnen werden konnte. Noch einmal vernichtete Feuersgewalt im Jahre 1738 die Thürme des eben vollendeten Baues und einen Theil der Stiftsgebäude, so dass erst Bertholds Nachfolger

*) Schramb bringt in der Chronik Melks den Grundriss der alten Kirche, ebenso eine Vogelansicht von Markt und Stift nach einer Aufnahme des Minoriten Pietro Angelo Sandri (Stich von Pfeffel und Engelbrecht.)

Abt Adrian den Schaden wieder gut machen konnte. Am 24. Juni 1746 wurde die Stiftskirche durch den Cardinal und Fürstbischof von Passau Josef Graf Lamberg consecriert. Eine Reihe von tüchtigen Handwerkern und Künstlern fand in dieser Bauperiode lohnende Beschäftigung, wovon nur einige erwähnt werden mögen. Johann Michael Rothmayr von Rosenbrunn übernahm die Malerei von Kirche und Kuppel im Jahre 1716 gegen eine Zahlung von 5000 fl., Hippolito Scanzoni malte nach dem Contracte im Jahre 1719 um denselben Preis die Architectur der Kirche und die allegorischen Fresken der Prälatur. Die Deckengemälde im großen Marmorsaale und in der Bibliothek stammen von Paul Troger. Der kaiserliche Hofbildhauer Lorenz Matthielli lieferte 8 Statuen aus Eggenberger Stein, der Bildhauer Peter Widering aus St. Pölten die Statuen und Holzarbeiten zum Hochaltar, die Stuccatoren Johann Pöckh und Gerhard Azenmacher schmückten Gänge und Säle, Marmorierer war Balthasar Hagenmüller. Die Marmorarbeiten für Altäre und Thürstöcke lieferte der Steinmetz Vital Dräxel aus Salzburg. In gleicher Weise wurden große Geldsummen verwendet, um kostbare Kirchengewänder und Kirchengeräthe für das Gotteshaus zu erwerben. An Stelle einer weiteren Ausführung mögen noch die Sammlungen angeführt werden, welche theils zur würdevollen Ausstattung des Gottesdienstes, theils zur Hebung von Kunstsinn und Geschmack, theils zur Förderung des Unterrichts und der Wissenschaften im Stifte vorhanden sind: Die sogenannte Paramentenkammer mit den Ornaten und Kirchengeräthen; die Gemäldesammlung des Abtes Urban Hauer im Prälatensaale, zumeist Copien aus dem XVIII. Jahrhundert, sowie Holztafelbilder mehrerer Flügelaltäre aus dem XV. Jahrhundert in der Prälatencapelle; die Sammlung „Neugebauer“, eine große Anzahl von Gemälden dieses Künstlers (gest. 1894) in dessen langjährigem Atelier; dazu kommen viele Kunstwerke und Erzeugnisse des Kunsthandwerks in der Kleinkunst, welche in Sacristei, Kirche und in den übrigen Klosterräumlichkeiten zerstreut sind; das Stiftsarchiv, worin über 2000 Originalurkunden auf Pergament, der Verwaltungsapparat und Schriften zur Hausgeschichte aufbewahrt werden, sowie das Wirtschaftsarchiv mit den Verwaltungsschriften der früheren herrschaftlichen Besitzungen von Melk und das Centralarchiv im Melkerhof zu Wien mit den Schriften der Stiftspfarren und Stiftsbesitzungen, dem Lehens- und dem Gerichtsarchive; ferner eine Münzsammlung, vorzugsweise für Thaler, Medaillen, römische Münzen und Kupfermünzen, gegen 10.000 Stücke; sodann eine kleine archäologische und prähistorische Sammlung; die Kunstkammer mit den spärlichen Resten von alten Kunstwerken, deren wertvollstes das kostbare

„Melkerkreuz“ ist, das im Auftrage des Herzogs Rudolf IV. von einem Wiener Goldschmied als Fassung einer Kreuzpartikel im Jahre 1363 verfertigt wurde; eine sehr reichhaltige naturhistorische Sammlung mit einem mineralogischen und geologischen Cabinet; die Sammlung physikalischer Instrumente; ein Zeichensaal mit zahlreichen Modellen; die Schülerbibliothek umfasst etwa 3000 Bücher zur Schülerlectüre; endlich ist als herrlichstes Denkmal geistigen und wissenschaftlichen Strebens zu nennen die Stiftsbibliothek, welche gegen 70.000 Bände enthält, zu deren Erweiterung jährlich gegen 2000 fl. verwendet werden. Wenn man bedenkt, dass alle diese Sammlungen zum größten Theil durch die Mittel des Stiftes geschaffen und durch den Fleiß der Mitglieder geordnet wurden und dass mit Sorgfalt die Erhaltung, Verwertung und Vermehrung derselben zum Nutzen für Wissenschaft und Unterricht betrieben wird, so kann man nicht in Abrede stellen, dass das Stift die idealen Güter der Wissenschaft und Kunst stets schätzte und pflegte.

Die Äbte des Gotteshauses hatten schon wegen des großen Grundbesitzes und der zahlreichen Unterthanen eine nicht geringe Beziehung zum staatlichen Leben. Häufig weilen die Äbte am Hof des Landesfürsten und werden in den Urkunden derselben als Zeugen genannt. Abt Hadmar begleitet den Herzog Leopold VI. auf dessen Kreuzzug. Abt Ortolph erscheint als Vertrauter des Königs Ottokar und führt den Titel Capellanus curiae. Als nach der Ermordung König Albrechts sich in Österreich ein gefährlicher Aufstand erhob, vertheidigte Abt Ulrich die Rechte der Habsburger, und die Klostermauern mussten damals die erste Belagerung aushalten. Herzog Friedrich der Schöne belohnte diese Treue durch mehrere Privilegien. Zugleich erfreute sich Abt Ulrich einer solchen Achtung, dass ihm in mehreren Urkunden der Titel eines geistlichen Fürsten beigelegt wurde. Abt Johann I. erscheint in vielen Urkunden Herzog Rudolf IV. als Zeuge, darunter auch in dem Stiftungsbriefe der Universität Wien. In den Streitigkeiten Kaiser Friedrich III. mit seinem Bruder Herzog Albrecht VI. spielt Abt Johann von Hausheim (1453 — 1474) als Vertreter der Stände eine hervorragende Rolle. Als zur Zeit Kaiser Maximilians zuerst ein regelmäßiges Ständecollegium entstand, erscheint der damalige Abt Sigismund Thaler auf der Prälatenbank als Primas des Prälatenstandes; alle Nachfolger haben diese einflussreiche Stellung behauptet. Unter der Regierung Kaiser Rudolf II. erhielt Abt Caspar (1587—1623) einen weitreichenden Einfluss als Präsident des für die Verwaltung, Visitation und Reformation der Ordenshäuser eingerichteten geistlichen Rathscollegiums; ebenso erwarb er sich als landesfürstlicher Commissär zur Dämpfung der Bauernunruhen, welche theils wegen der

schweren Lasten in den Türkenkriegen, theils infolge der Aufreizung der Prädicanten in Nieder- und Oberösterreich seit dem Jahre 1596 entstanden waren, durch Klugheit und Milde hohe Verdienste. Ein kaiserliches Diplom vom Jahre 1599 ertheilte ihm den Titel eines kaiserlichen Rathes, welche Auszeichnung seither den Äbten geblieben ist. Abt Gregor (1679—1700) sorgte in dem Jahre der Türkenbelagerung mit großer Umsicht für die Vertheidigung des Klosters und schreckte dadurch den Feind vom Angriffe ab, wenn auch die Güter des Stiftes in Wiens Umgebung ungeheuren Schaden erlitten. Kaiser Leopold, der in diesem Jahre zweimal im Stift weilte, lobte persönlich den Opfermuth des Abtes. Der tüchtigste Staatsmann des Stiftes ist Abt Berthold Dietmayr, den Kaiser Karl VI. öfters zu wichtigen Staatsämtern verwendete und zu seinem geheimen Rathe ernannte. Wiederholt tauchte damals der Plan auf, ihn zum Bischof eines neuen Bisthums in Melk erheben zu lassen. Nach Einführung der Ordensdecorationen sind auch die Äbte des Stiftes infolge ihrer einflussreichen Stellung wiederholt mit hohen Orden ausgezeichnet worden. Abt Marian erhielt 1835 das Ritterkreuz, sein Nachfolger Wilhelm, der sein hervorragendes Administrations- und Finanztalent in den schwierigen Fragen der Unterthänigkeitsverhältnisse und Grundentlastung bethätigte, 1849 das Comthurkreuz des Leopold-Ordens. Der jetzige Abt Alexander Karl entfaltet schon seit 25 Jahren eine unermüdliche Arbeitskraft im Dienste des Staates und der öffentlichen Wohlfahrt im Reichsrath, im niederösterreichischen Landtag und infolge kaiserlicher Ernennung auch im Herrenhaus; des Kaisers Gnade verlieh dem Abte zum 70. Geburtstag das Comthurkreuz des Kaiser Franz Joseph-Ordens mit dem Sterne und zum 25jährigen Abtsjubiläum (1900) den Orden der eisernen Krone II. Cl. Über 120 Urkunden der habsburgischen Fürsten, seit Kaiser Friedrich III., häufig in prächtiger Ausstattung mit dem an einer Goldschnur hangenden Majestätssiegel, zeigen von dem Wohlwollen der Herrscher. Hatte schon König Ottokar im Jahre 1256 die Leute des Klosters von fremdem Gerichte, Marchfutter und Mautabgaben befreit, so verlieh König Friedrich im Jahre 1448 dem Abte zu Melk auch das Landgericht über Markt und Burgfried mit Galgen- und Blutgericht. Zur Ausübung desselben setzten die Äbte juridisch gebildete Richter ein. Außerdem besaßen sie das Niedergericht in den herrschaftlichen Besitzungen über die Grundhörigen, Eigenleute und Zinsholden, gaben Polizeiordnung, Zunft- und Weinbergordnungen, Taidinge und Weisthümer. Dadurch vertraten sie auf dem Gebiete der Grundherrschaft die Rechte und Interessen des Staates. Genoss das Kloster den besonderen Schutz der Landesfürsten, so waren auch die Abgaben und Leistungen an den Staat recht bedeutend. Beispielsweise musste das Stift in den Türkenkriegen

meist 24 Reisige und ebensoviele Fußknechte stellen und sie erhalten. Dazu kamen gewaltige Kriegssteuern und nicht zurückgegebene Kriegsdarlehen. Zum erstenmale forderte König Ferdinand im Jahre 1526 die Ablieferung der Hälfte aller Kirchenschätze zur Bestreitung der Kriegskosten; die landesfürstlichen Commissäre erhielten damals 2100 Goldgulden und 462 Mark Silber, im Gesammtwerte von 9000 Pfund Wiener Pfennige. Solche Kriegssteuern wiederholten sich immer wieder in den Tagen der Gefahr, und niemals hat sich das Stift dieser Pflicht entzogen. Unter Abt Valentin betrug die Türkensteuer im Jahre 1664 über 1300 fl.; im Jahre 1683 9000, 2 Jahre später wieder 20.000 fl. Unter Kaiserin Maria Theresia war es der österreichische Erbfolgekrieg und der bairische Einfall, die dem Stifte großen Schaden brachten. Die schwersten Anforderungen aber stellten die Coalitionskriege an das Vermögen des Stiftes; im Jahre 1805 betrug der Invasionsschaden der Melker Besitzungen 151.371 fl.; im Jahre 1809 wird der Gesammtschaden durch die Einquartierung der französischen Truppen auf 290.087 fl. Wiener Währung angegeben. Außerdem musste schon im Jahre 1793 das Kirchensilber im Gewicht von 546 Mark mit einem Wert von 10.000 fl. an das Hauptmünzamt abgeliefert werden; und wieder im Jahre 1810 der größte Theil der noch vorhandenen silbernen und goldenen Kirchengeräthe; selbst Kunstwerke wurden nicht verschont. Seither haben sich mit der Abschaffung der Unterthänigkeitsverhältnisse und der Einführung einer constitutionellen Verfassung die rechtliche Stellung des Stiftes und dessen Beziehungen zum Staate vollständig geändert. Gericht und Steueramt, Volksvertretung und Selbstverwaltung der Gemeinde traten an die Stelle der früheren Grund- und Patrimonialherrschaft. Zugleich muss das Stift hohe Abgaben, die auf den zumeist landwirtschaftlichen Besitz desselben schwer drücken, zu den gemeinsamen Lasten und für die Wohlstandsarbeiten des Staates aufbringen. Heute betragen die landesfürstlichen Steuern für Grund und Boden jährlich bei 42.000 fl. die Gebäudesteuern bei 26.000 fl., die Communalsteuern und Gemeindeumlagen gegen 20.000 fl., die Cultusauslagen für die incorporierten Pfarren bei 14.000 fl., die Leistungen an Pfarrer und Capläne der incorporierten Pfarren 38.000 fl., die jährlichen Ausgaben für das Gymnasium gegen 20.000 fl.

Der Zweck der meisten Klostergründungen war von Anfang nicht nur einseitig auf das Überweltliche und Jenseitige gerichtet, sondern verfolgte auch einen materiellen Zweck. Das Kloster sollte den geschenkten, theilweise noch öden Grundbesitz bewirtschaften, colonisieren und das Volk zu geordneter Wirtschaft erziehen. Dies ist bis in die neuere Zeit ein Hauptzweig der Thätigkeit des Stiftes geblieben. Die Grundlage des Besitzes bildete die Schenkung des Markgrafen Leopold des Heiligen. Die gewidmeten

Gebiete waren noch wenig besiedelt; erst in den folgenden Jahrhunderten bilden sich darauf neue Pfarreien für die zunehmende Bevölkerung. Von der Art der Klosterwirtschaft erhalten wir durch sorgfältige Buchführung der Äbte über Besitz und Einnahmen wertvolle Aufschlüsse. Als erster veranlasste Abt Ulrich im Jahre 1314 die Anlegung eines Urbars für den gesammten Besitz, worin die Unterthanen, ihre Dienste und Gülten aufgezeichnet sind. Schon damals bestand für die Verwaltung des weit zerstreuten Besitzes nicht mehr Eigenwirtschaft, sondern der größte Theil der Güter wurde durch Grundholden, Vogtholden und freie Unterthanen bewirtschaftet; viele dieser Holden zahlten nur einen kleinen Gelddienst, meist 5 Pfennige zur Anerkennung des Burgrechts oder Vogtrechts (Jus civile). Frühzeitig wurde Ackerland, Gartenland, Gehölz, Ufer, Fischweide in Erbpacht auf mehrere Leiber gegeben; Weingärten meist zu Halbbau. Wieder andere Güter, Renten, Gülten, sogar Zehente werden zu Lehen, vielfach als erbliche Lehen für Söhne und Töchter verliehen, wofür nur die Lehenabgaben bei der Erneuerung des Lehens zu zahlen waren, während die Lehensmannen sonst den vollen Nutzgenuss hatten. Im ältesten Lehensbuche des Klosters aus dem Jahre 1412 sind schon über 200 Vasallen des Gotteshauses genannt, da oft auch freie Leute ihren Besitz vom Kloster zu Lehen nahmen, um ihn leichter gegen Gewaltthaten sichern zu können. — Außer dem Grunddienst und den Gülten waren die Zinsleute oder Zinsholden auch zur Robot, zu körperlichen Dienstleistungen verpflichtet. — Durch Tausch und Kauf, durch fromme Schenkungen zum „Selgerät" und für Jahrtage, durch neue Rodungen, durch Anlage von Weingärten vermehrte sich der Besitz bald bedeutend, so dass schon in dem genannten Dienstbuche des Abtes Ulrich über 1200 unterthänige und zinspflichtige Personen erscheinen. — Seit dem 16. Jahrhundert wurden allmählig die Naturaldienste durch meist sehr niedrige Gelddienste ersetzt, so dass die Grundholden fast zu freien Besitzern wurden. Nur der Getreide- und Weinzehent, in einigen Orten auch der Krautzehent und in sieben Orten des Marchfeldes der Blutzehent von Geflügel wurde in natura geleistet. Von den Pfarrern in den sieben ältesten Patronatspfarren des Stiftes musste zur Anerkennung des Jus patronatus ein Fisch, der sogenannte „Chlobhausen" (esox), jährlich gezinst werden, wofür später ein jährlicher Zins von 1—2 Pfund Pfennige eintrat. Als Curiosum mag erwähnt werden, dass noch im 17. Jahrhunderte vom Stifte jährlich ein „Wachtpölz und ein Paar Filzschuech oder Stüffl" an den kaiserlichen Hof zu Wien zur Anerkennung der alten Schirmvogtei des Landesfürsten gezinst wurden.

Getreide und Weinzehent blieben immer die wichtigste Einnahmsquelle des Stiftes bis zur Zehentablösung und Grundentlastung im Jahre 1848. Doch hat der Volksglaube, der dem Kloster den Beinamen „zum reisenden Metzen“ gab, auch deren Bedeutung übertrieben. Der Kirchenzehent war schon durch die Capitularien Kaiser Karls des Großen eine allgemeiue Pflicht des Volkes geworden, wofür Kirche und Kloster die Seelsorge, die Sorge für Arme, Schwache und Kranke, viele Aufgaben der Wohlthätigkeit und Hospitalität im Dienste des Volkes übernahm, so dass der Gabenborn des Volkes an die Kirche wieder in das Volk zurückgeleitet wurde. Zur Einnahme des Zehents wurden später geistliche Lesemeister zur Zeit der Ernte beordert, welche schon auf dem Felde die Theilung der Garben vornahmen, während der Zehentwein nach der Kellerbeschau in die Lesehöfe des Stiftes gebracht werden musste, wie solche in Brunn, Guntramsdorf, Mödling, Petersdorf, Pfaffstätten und Wesendorf bestanden. Um den weitläufigen Besitz und die Einkünfte aus den verschiedensten Rechtstiteln übersehen zu können, bildete sich frühzeitig unter der absolutistischen Macht des Abtes eine streng geordnete Verwaltung und eine sorgfältige Buchführung, die sich nach den verschiedenen Rechtstiteln gliederte. Zur Übersicht von Kauf, Verkauf, Tausch, Schenkungen, Vergleichen und Freiheiten dienten dem Abte die Urkunden oder Copialbücher, während die „prieff“ in einer cista unter dreifacher Sperre des Abtes, des Sacristans und eines aus dem Capitel gewählten Mönches verwahrt waren. Dann gab es Grundbücher, welche das Kloster in 15 Gemeinden als Grundherrschaft führte, weiters Dienst- und Rentenbücher, Zehent- und Robotbücher, Gewähr-, Satz- und Waisenbücher, Abhandlungsprotokolle und andere. — Die Zahl der unterthänigen Häuser wird in einem Inventar des Abtes Valentin vom Jahre 1651 auf 837 Feuerstätten angegeben. Wegen dieser großen Ausdehnung des Besitzes waren die Güter zum Zwecke der Verwaltung schon im Urbar des Abtes Ulrich in Ämter (officia) eingetheilt, deren Zahl später 15 betrug. In manchen derselben sorgte ein Wirtschafter (villicus) in einem Wirtschaftshofe (curia villi calis) für die Einhebung der Abgaben. Da dieser Besitz meist in der Umgebung des Stiftes lag, so stand er unmittelbar unter der Grundherrschaft Melk. Erst in neuester Zeit hat Abt Wilhelm Eder (1838—1866), der durch musterhafte Geldgebarung es verstand, die schweren Wunden der langjährigen Kriege zu heilen und wieder den wirtschaftlichen Wohlstand des Hauses zu begründen, wohl zumeist aus dem Ertrage der Ablösung der Unterthanenlasten einen weit ausgedehnten Besitz in Ungarn, die Herrschaften Margitta und Papfalva (Comitat Bihar) angekauft. Auch diese Güter werden in Eigenwirtschaft geführt. Außerdem kommt dazu der Eigenbesitz

in den alten Patronatspfarren, gleichsam das Salland der Karolingerzeit, der gleichfalls in Eigenbetrieb stand. Diesen besorgten anfangs weltliche Amtsleute, die auch ein eigenes Grundbuch führten. Seit dem wichtigen Tauschvertrage zwischen Melk und Passau (1693) erhielten Stiftsgeistliche die Seelsorge dieser Pfarren und die Verwaltung des Herrschaftshofes als „Hofmeister oder Verwalter". Im XVIII. Jahrhundert gab es 7 solche Herrschaften, jetzt deren 8. Für diesen zerstreuten Besitz bildete der Abt eine Centralkanzlei in Melkerhofe zu Wien unter dem „Hofmeister". An der Spitze der Grundherrschaft Melk stand seit dem XVI. Jahrhundert ein Stiftshauptmann, welcher nach einer Instruction des Abtes Caspar (1590) die Aufsicht über alle Zweige der Verwaltung zu führen hatte, über Getreide, Wein, Wildbann, Holz und Fischwasser. Er soll selbst Küche, Keller und Kasten besuchen, dass nirgends Verschwendung herrsche; er hat die Aufsicht über die Thorsperre, über Dienerschaft, sorgt für Ordnung im Spital, hat den Verkehr mit den Unterthanen, den Kauf und Verkauf, Ablösung und Schätzung der Gelddienste und Leistungen; er soll den Marktrichter in Sachen des Landgerichts unterstützen. Er ist nur dem Abte verantwortlich, welchem er das Jurament der Treue leistet. Natürlich führte diese übergroße Machtbefugnis des Stiftshauptmanns, welche vorzüglich dem persönlichen Eingreifen des Kaisers Maximilian II. zuzuschreiben ist, zu mancherlei Streitigkeiten. Namentlich hatte Abt Urban Perntaz ärgerliche Auftritte mit dem vom Kaiser aufgenöthigten Stiftshauptmanne Paul Spieß, von dem manche Verleumdungen über Aufführung und Aufwand dieses Abtes herrühren mögen.

Es kostete schwere Kämpfe, bis die Verwaltung der Temporalien, namentlich durch die Thatkraft des Priors Johann Cellensis (1624—1638), den weltlichen Officialen wieder entwunden und in die Hand der Geistlichen gelegt wurde. Die Kanzleigeschäfte führte der Grundschreiber, welcher die Grund- und Dienstbücher in Ordnung halten musste, das Inventar der Unterthanen bei Todesfällen anlegte, Gewähren und Lehensabhandlungen vornahm. Kauf und Verkauf, überhaupt alle Raittungen mussten in der Kanzlei im Beisein des Stiftshauptmannes, des Grundschreibers und Priors abgehandelt und protokolliert werden. Über Wein und Keller musste ein weltlicher Kellermeister Buch führen. Die Aufsicht über Landwirtschaft, Kasten und Zehent hatte der Kastner. Diese weltlichen Officiale wurden meist auf ein Jahr angestellt und vereidigt. Der Hauptmann erhielt nach einer Instruction des Abtes Caspar (1590) jährlich 150 fl., 20 Eimer Wein, den Herrentisch, eine Wohnung im Markte für seine Familie und andere Naturallieferungen, zugleich den vierten Pfennig bei allen Wandlungen in Todesfällen; der Grundschreiber bekam jährlich 50 fl. und den Tisch der Officiere; der Kellermeister

100 fl., 15 Eimer Wein und 15 Metzen Getreide. Erst im XVII. Jahrhundert traten dafür geistliche Officiale ein, der Praefectus culinae exterioris, der Cellerarius und Granarius; seit Abt Urban II. der Schaffer und Kellermeister.

Zur Abwicklung der Geldgeschäfte und für die Rechnungsführung entstand um dieselbe Zeit das Kammeramt des Stiftes mit einem geistlichen Kämmerer, dem auch der Stiftshauptmann oder Oberamtmann, wie er seit der Zeit des „Kaiserlichen Priors" genannt wird, und der Grundschreiber untergeordnet waren. Seit der Ablösung der Grundlasten im Jahre 1848 kamen auch diese weltlichen Ämter in Wegfall, so dass nur mehr geistliche Officiale ad nutum abbatis die Leitung der Wirtschaft, das Kammeramt, Küchen-, Keller- und Bauamt besorgen, während das „Hofmeisteramt in Wien" die Geldgebarung des gesammten Stiftsbesitzes verwaltet.

Die christliche Pflicht der Gastfreundschaft ist schon in der Ordensregel des hl. Benedict vorgeschrieben. «Hospites suscipiantur tamquam Christus» steht im prunkvollen Marmorsaal des Stiftes als Wahlspruch. Manche Klöster bauten deshalb gesonderte Hospitia, damit das Klosterleben durch die vielen Gäste nicht gehindert werde. Ein Guster (custos), jetzt Gastmeister, sorgte für dieselben. Eigene Einkünfte waren der „Gusterei" zugewiesen. Da das Kloster Melk an der Donaustraße und nahe der Hauptstadt liegt, so stellte diese Pflicht der Hospitalität oft schwere Anforderungen an dasselbe. Die ganze palastartige Anlage der Südseite des Stiftes ist fast ausschließlich ein Hospitium, der „Gasttract" noch jetzt unbewohnt und beinahe in seiner ganzen Ausdehnung für die Gäste bestimmt. Schon die prächtige Gruppe des Bildhauers Matthielli im Stiegenhause mit dem Wahlspruch Kaiser Karl VI. «Constantia et fortitudine» weist auf die wichtigste Bestimmung dieser Räumlichkeiten hin, als Absteigequartier des hohen Schutzherrn und der kaiserlichen Familie zu dienen; darum führen auch die vornehmsten Gemächer noch jetzt den Namen „Kaiserzimmer". Melk bildete die dritte Raststation für die Reisen der kaiserlichen Familie, bis die Erleichterung des Verkehres durch die Dampfkraft die Ehre, den Landesvater beherbergen zu dürfen, zu einer der schönsten Erinnerungen machte. Zahlreich sind die Fürstengeschenke für erwiesene Gastfreundschaft. Herzog Rudolf IV. ließ zum Danke das Juwel der Goldschmiedekunst, das berühmte „Melkerkreuz", die Fassung einer hl. Kreuzpartikel, anfertigen.

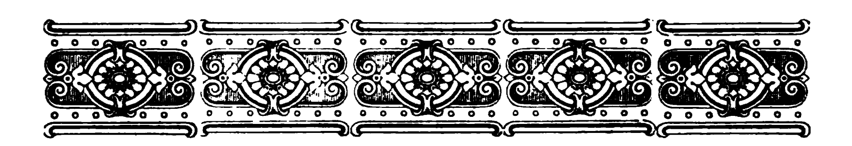
Die Kaiserinwitwe Josephs I. schenkte dem Gotteshause einen goldenen Kelch mit goldener Monstranze von hohem Kunstwerte; Kaiserin Maria Theresia prächtige Kirchengewänder. So sehr galt die Hospitalität als Pflicht, dass Bischof und Landesfürst in Zeiten der Nothlage des Klosters in förmlichen Privilegien demselben die Freiheit von der Hospitalität auf mehrere Jahre bewilligten; zuerst Herzog Rudolf im Jahre 1305 nach dem großen

Brande des Gotteshauses. Nach einer Jahresrechnung im Jahre 1790 betrug das Erfordernis für den Unterhalt der Gastfreundschaft im jährlichen Durchschnitte wenigstens 5000 fl.; in der Zeit der vielen Verkehrsmittel sind die Auslagen kaum geringer geworden. Im jährlichen Durchschnitt übernachten im Stifte über 700 Gäste.

Die ständigen Gäste jedes Klosters sind die Armen. Wenn auch das Armengesetz der neuesten Zeit die systematische Versorgung vieler Armen anbahnt, veröden die Klosterpforten nicht; das stille Wirken der klösterlichen Wohlthätigkeit ist geblieben. Neben der täglichen Unterstützung vieler Armen waren es drei jährliche „Gespende“ am Vorabend des hl. Coloman, des hl. Martin und am Gründonnerstag, bei welchen fast unglaubliche Mengen an Geld und Nahrung vertheilt wurden. Nach einer Aufzeichnung vom Jahre 1751 kamen am Vorabende von St. Coloman an Zweipfennigstücken 48 fl., an Brot 6471 Laibl zu 1 Kreuzer, an Fleisch 2338 Pfund zu 4 Kreuzer und 24 Eimer Wein zur Vertheilung; im jährlichen Durchschnitte betrugen diese Gespende 460 fl. an Wert. An solchen Vorabenden fand ein Concurs von 1000 und mehr Personen statt, deren jede mit Geld, Brot, Fleisch und einer halben Maß Wein betheilt wurde. Erst infolge der Zuschrift der Statthalterei vom Jahre 1773 wurden die Gespende eingestellt, „da viele Unwürdige sich dabei einzustellen pflegten“; dafür sollten künftig 100 Arme aus den Unterthanen des Stiftes zur Betheiligung ausgewählt werden. Und so erhalten noch jetzt am St. Colomanstag 100 Arme an Geld 80 fl., jede Person 1 Liter Wein und 1/2 Laib Brot. Ebenso ist noch das „Mandat“ am Gründonnerstag erhalten mit einer reichlichen Spende an die 12 „Apostel“; außerdem werden an diesem Tage infolge einer Stiftung an 25 Arme je 3 fl. geschenkt. Auch die sogenannte Todtenspende ist geblieben, indem nach dem Tode eines Stiftsmitgliedes durch 30 Tage das Mittag- und Abendmahl des Verstorbenen mit je 1 Liter Wein der Reihe nach an 60 Arme gegeben wird, wofür die zwei täglich Betheilten der „gregorianischen“ Messe für denselben beiwohnen müssen. Neben diesen alten Bräuchen werden aber ganz beträchtliche Summen zu verschiedenen wohlthätigen Zwecken beigesteuert, durchschnittlich im Jahre 700 fl., während die Armenkreuzer zur staatlichen Armenversorgung jährlich die Höhe von 2000 fl. erreichen. Auch die Lage der Bediensteten des Stiftes ist mit christlicher Liebe geregelt. Schon im 16. Jahrhunderte bestand für altersschwache Arbeiter des Klosters ein „Stiftsspital“, in welchem noch jetzt 10 Personen täglich das Essen aus der Stiftsküche erhalten. An Gnadengaben und Pensionen für Bedienstete und deren Familien werden jährlich bei 2000 fl. ausbezahlt. Die Entlohnung ist noch zum Theile mit Naturallieferungen verbunden. 20 Arbeiterfamilien im Dienste

des Klosters bekommen freie Wohnungen, Holz und Kartoffelfeld nebst dem Taglohn von 60 Kreuzern für den Mann mit Frühstück und Jause. — Einen sehr wichtigen Zweig der christlichen Wohlthätigkeit bildet seit dem Bestehen des öffentlichen Stiftsgymnasiums die Unterstützung der Schuljugend, wodurch gar vielen Knaben mittelloser Eltern eine bessere Erziehung und Bildung ermöglicht wird. Besonders durch den wohlthätigen, jugendfreundlichen Sinn des jetzigen Abtes Alexander Karl werden dafür sehr bedeutende Summen verwendet. Schon auf das Kindesalter erstreckt sich seine Fürsorge, indem der Abt gelegentlich des 800jährigen Stiftsjubiläums die Errichtung einer Kinderbewahranstalt vorbereitet hat. Auch für die Volksschule erhält das Stift gleichsam eine Suppenanstalt, in welcher mittags bei 40 Knaben und Mädchen eine warme Mahlzeit bekommen. Tagtäglich wird durchschnittlich 50 Studenten freier Mittagstisch gewährt. Acht musikalisch veranlagte Knaben werden ganz kostenlos als Sängerknaben unter Aufsicht eines Directors im Stiftsalumnate verpflegt und erzogen. Dazu kommen 8 Studenten, welche gegen die geringe Verpflichtung, am Musikchore mitzuwirken, freie Mittags- und Abendkost haben. Endlich werden vom hochw. Abte 3 Handstipendien im Gesammtbetrage von 108 fl., infolge einer Stiftung des Abtes Wilhelm aus dem Jahre 1838, ferner 2 ganze Freiplätze und 4 ermäßigte Plätze im Stiftsconvicte verliehen. Der Wert dieser auf die Jugend jährlich verwendeten Unterstützungen mag immerhin mit 10.000 fl. nicht zu hoch veranschlagt werden. Außerdem besteht am Stiftsgymnasium seit 1875 ein Studenten-Unterstützungsverein, welcher im vergangenen Schuljahre 1480 fl. in barem Gelde zur Vertheilung brachte und über 600 Schulbücher an arme Schüler zur Benützung überließ. Endlich ist im Jahre 1898 durch den Opfermuth der Stiftsmitglieder und vieler Gönner der studierenden Jugend zur bleibenden Erinnerung an das fünfzigjährige Regierungsjubiläum unseres Kaisers ein „Kaiser Franz Joseph-Stipendium" im Jahresbetrage von 360 Kronen mit einem Gründungscapital von 9000 Kronen gestiftet worden.

Diese Skizze über die geschichtliche, kirchliche und wissenschaftliche Vergangenheit des Stiftes Melk versuchte in schwachen Umrissen zu zeigen, wie auch das einzelne Ordenshaus, wenn es gleich scheinbar ganz abseits vom weltlichen Getriebe steht, auf gar vielen Gebieten des menschlichen Strebens, ebenso im Dienste der höchsten Ideale der Menschheit, der Religion und Wissenschaft, als im Dienste des wirtschaftlichen und socialen Lebens, seit 800 Jahren eine rege Thätigkeit entfaltete und nach Kräften mitwirkte an der christlichen Kulturarbeit, freilich nur ein schwacher Zweig am gewaltigen Lebensbaume der katholischen Kirche.



Der Weltpostverein.

(Anlässlich des Vierteljahrhundert-Jubiläums seiner Wirksamkeit: 1. Juli 1900.)

Von Leopold Katscher.

Die Leistungen und der Thätigkeitskreis der Post sind im Laufe der Zeit immer vielfältiger und umfangreicher geworden. Ihre Ausdehnung war längst eine derartige, dass der Boden für die Schaffung des „Weltpostvereines" gehörig vorbereitet erschien, als der Gedanke desselben auftauchte. Was man hinsichtlich der Kriegs- und Friedensfrage, der internationalen Schiedsgerichte und Abrüstungen, der Socialpolitik vergeblich ersehnt, ist im Gebiete des Postwesens zur Thatsache geworden: die Beseitigung der nationalen Schranken, die Verbindung fast aller Länder der Erde zu einer Gemeinschaft. Von den ungeheuren materiellen, moralischen und geistigen Vortheilen einer solchen Vereinigung ganz abgesehen, ist die vorbildliche und symptomatische Bedeutung dieses Friedenswerkes, des Weltpostvereines, nicht zu unterschätzen.

Der Gedanke zu dieser erstaunlichen Schöpfung ist von Deutschland ausgegangen und auch die meisten Vertragsentwürfe oder Bestimmungsvorschläge, die den Berathungen der Postcongresse und den Unterhandlungen zugrunde gelegen sind, haben von der deutschen Postverwaltung ihren Ausgang genommen. Der treibende Beweggrund bei Anstrebung jenes schönen Zieles war der Wunsch nach Beseitigung der verwirrenden verkehrshemmenden Mannigfaltigkeit der Einzelverträge im Allgemeinen und der Portosätze, der Transitgelder, der Portotheilungsgrundsätze 2c. im Besonderen. Waren schon die internen Tarife mancher Staaten bis zur Mitte unseres Jahrhunderts von verblüffender Unklarheit, wie erst die internationalen! Da machte sich die nackteste, aber auch kurzsichtigste Selbstsucht breit, die die einzige Richtschnur bildete bei Aufstellung der Bestimmungen über die Beschaffenheit, Bezahlung und Behandlung von Postsendungen. Mit der Entwicklung der Verkehrsmittel wurden die Postverhältnisse immer unerquicklicher und unhaltbarer. Nur der 1850 entstandene „Deutsch-österreichische Postverein" vertrat ausnahmsweise das Princip der Einfachheit der postalischen Beziehungen.

Die Umgestaltung des internationalen Postverkehrs erwies sich als immer dringender nothwendig. Dennoch scheiterten die Verhandlungen einer 1863 zu Paris abgehaltenen und von 17 Staaten beschickten „Postcommission"

insofern, als sie ohne praktische Folgen blieben. Immerhin wirkten sie befruchtend und leiteten auf die späteren Bestrebungen v. Stephan's hinüber, der den Boden dafür zunächst insofern geebnet fand, als die Gründung des Reiches die Zersplitterung der innerdeutschen Postzustände — freilich nicht ganz — aus der Welt schaffte, wodurch eine radicale Änderung der Vertragsverhältnisse Deutschlands zum Ausland unerläslich geworden war. „Aber", schreibt Inspector Jung*), „trotz des Bestrebens, hierbei der Einführung einheitlicher Vertragsgrundsätze die Wege zu bahnen, blieb unter den damaligen Verhältnissen die Nothwendigkeit des Abschlusses zahlreicher Einzelverträge bestehen. Inzwischen aber brach sich der Gedanke siegreich Bahn, an Stelle der vorhandenen Vielseitigkeit der Vertragsbeziehungen zum Ausland einen Einheitsvertrag zu setzen."

Schon 1868 hatte v. Stephan in einer Denkschrift die Gründung eines Weltpostvereines vorgeschlagen und dessen Grundlagen und wichtigste Aufgaben angedeutet. Der Norddeutsche Bund setzte sich mit mehreren Regierungen in Verbindung; allein der Ausbruch des Krieges 1870/71 ließ in den Unterhandlungen einen Stillstand eintreten, so dass der erste internationale Postcongress erst Mitte September 1874 in Bern zusammentreten konnte. Derselbe brachte den Abschluss eines „Allgemeinen Postvereinsvertrags", welcher zunächst 22 Staaten mit rund 350 Millionen Einwohnern, darunter ganz Europa, die nordamerikanische Union, sowie einen großen Theil von Asien und Afrika umfasste. Der Vertrag beschränkte sich auf die sogenannte „Briefpost" (Briefe, Karten, Drucksachen, Muster, Geschäftspapiere); erst später wurden die Paket- und Geldgeschäfte in den Kreis der internationalen Vereinbarungen gezogen.

Die Grundzüge, auf denen der am 1. Juli 1875 ins Leben getretene „Allgemeine Postverein" beruhte, waren der Hauptsache nach die folgenden: 1. Zusammenschluss aller Vereinsländer zu einem Postgebiet ohne jede politische Grenze. 2. Freiheit des Transits. 3. Festsetzung gleichmäßiger und niedriger See- und Landtransitgebüren. 4. Vereinheitlichung und Verbilligung der Portosätze. 5. Aufhebung der Theilung und Verrechnung der Porti zwischen den Staaten. 6. Planmäßige Regelung der Haftpflicht für verlorene Sendungen. 7. Errichtung einer Vereinsgeschäftsstelle in Bern („Internationales Postbureau"). Auf dieser Grundlage hat sich seither in natürlicher Fortbildung der gegenwärtige „Weltpostverein" aufgebaut, der fast die ganze Erde umspannt. Die Entwicklung war eine recht rasche; denn die Nichtmitglieder unter den Staaten konnten sich, wie Jung bemerkt, „dem gewaltigen Eindruck, den die unerwartet schnell zur Wirklichkeit gewordene Völkervereinigung in der ganzen Welt hervorrief, nicht verschließen."

*) „Der Weltpostverein und der Wiener Postcongress". Leipzig, Duncker & Humblot, 1892.

Der Beitritt neuer Mitglieder machte schon 1876 eine Conferenz des Vereines (Bern) und dann 1878 einen zweiten Postcongress (Paris) erforderlich. Auf dem letzteren trat die Erweiterung zum „Weltpostverein" ein und in postalischer Hinsicht wurden ausgezeichnete Ergebnisse erzielt. Achtzehn Länder einigten sich trotz aller Schwierigkeiten über den Austausch von Wertbriefen, sechzehn über den von Postanweisungen zu gleichmäßigen und billigen Sätzen. Die übrigen Regierungen wollten vorläufig abwarten, wie die Sache sich bewähren würde. Und sie hat sich wahrlich glänzend bewährt!

Auch in anderen Beziehungen erscheint der vom Pariser Congress angenommene, von 32 Staaten (mit 750 Millionen Einwohnern) unterschriebene Weltpostvertrag als eine Summe von Verkehrserleichterungen. In ihm sind die Principien der Einheitlichkeit und Vereinfachung zur weiteren Ausgestaltung gelangt und er kann daher als eine vortreffliche Kräftigung des v. Stephan'schen Grundgedankens („Einheitliche Regelung des Weltpostverkehrs vom Standpunkte der Verkehrsfreiheit") bezeichnet werden.

Die Regelung des internationalen Paketverkehrs kam 1878 in Paris wegen der unüberwindlichen Bedenken vieler Regierungen nicht zustande; aber schon in der 1880er Conferenz (Paris) wurde von einer Reihe von Vereinsstaaten ein Abkommen getroffen, welches auf dem dritten Congress (1885 zu Lissabon) eine Erweiterung erfuhr. Am Tajostrande vereinbarte man auch die Einführung des Postauftrags-, des Express- und des telegraphischen Postanweisungsdienstes in den gegenseitigen Verkehr der betreffenden Länder. Dort traten Bolivia und Siam, kurz darauf der Kongostaat dem Weltpostverein bei. 1888 folgten Tunis und die deutsch-ostafrikanischen Schutzgebiete, sodass nur noch China, Korea, Australien und Südafrika „Vereins-Ausland" blieben. Australien erklärte seinen Beitritt auf dem Wiener Congress, Capland und Transvaal hinkten 1893 bezw. 1895 nach, während China, Korea und der Oranje-Freistaat ihre Angliederung in Washington vollzogen, wo 1897 der fünfte Weltpostcongress tagte, dessen Beschlüsse jedoch erst Neujahr 1899 bindende Kraft erlangten, weil die nöthigen Vorbereitungen nicht früher beendigt werden konnten. Seit 1. Januar 1899 kann man auf die Frage: „Was ist das Vaterland der Post?" mit annähernder Richtigkeit frei nach Arndt antworten: „Der ganze Erdball soll es sein", denn nur die Wilden Afrikas und Australiens fehlen noch in dem Bunde, der rund 1400 Millionen Menschen umfasst.

Der vierte Weltpostcongress, der vom 20. Mai bis zum 4. Juli 1891 in der Hauptstadt Österreichs tagte, schloss einen ganz neuen „Hauptvertrag", der den inzwischen fühlbar gewordenen Bedürfnissen der Zeit entsprach, sowie eine Anzahl erweiterter Nebenabkommen. Die letzteren betrafen den

Austausch von Wertbriefen und Wertkästchen, von Postanweisungen und Postaufträgen, von Paketen und Zeitungsabonnements. Die Wiener Berathungen haben durch ihre postalischen Ergebnisse und durch den Eintritt der australischen Verwaltungen den Verein nach innen wie nach außen nahezu ausgebaut. Jung hat vollkommen Recht, die Mitgliedschaft Australiens als ein hochwichtiges Ereignis zu feiern. „Ist es doch der fünfte, der letzte Welttheil, welcher sich eingliedert in das Band postalischer Weisheit! Für Australien selbst aber bedeutet der Tag des Beitritts das Geburtsfest neuzeitlichen Verkehrs und für die schaffende Kraft im Weltverkehr den Ausgangspunkt kräftig einsetzender Entwicklung. Mit der Erleichterung der Verkehrsbedingungen unter der Ägide des Weltpostvereins wird uns Australien ein großes Stück näher gerückt werden."

Der Austausch von Postkarten mit Antwort innerhalb des Vereines war manchen geographischen Beschränkungen unterworfen. Der Wiener Congress machte diesen ein Ende, so dass jetzt sämmtliche Vertragsländer solche internationale Doppelpostkarten ausgeben müssen. Auch die Zulassung von unfrankierten Postkarten zur Beförderung wurde beschlossen und zwar ist das Strafporto dasselbe wie für unfrankierte Briefe. Dieses Abkommen spricht für die immer größere Beliebtheit dieses modernen Briefersatzes, eine Beliebtheit, die sich ziffermäßig dahin nachweisen lässt, dass zwischen 1875 und 1895 die Jahresbeförderung von Postkarten im internationalen Austausch um 583 Percent (von 310 auf 2137 Millionen) gestiegen ist.

In Wien wurden die zulässigen Maßverhältnisse der Muster-(Warenproben)-Paketchen auf ungefähr das Doppelte ausgedehnt und für Drucksachen verschiedene Erleichterungen hinsichtlich handschriftlicher Zusätze geschaffen, ein Umstand von großem Nutzen für die Handelswelt und den allgemeinen Verkehr. Hauptsächlich infolge der Billigkeit und der auch bisher schon ziemlich günstigen Versendungsbedingungen dieser wichtigen Behelfe von Handel und Industrie (Muster und Drucksachen) konnte in den 15 Jahren von 1875 bis einschließlich 1889 deren im Weltverkehr versandte Anzahl von 1570 auf 5800 Millionen, also um 271 Procent steigen.

Von den bezüglich der „recommandierten" oder „eingeschriebenen" Sendungen in Wien getroffenen Neuerungen verdient besondere Erwähnung, dass jetzt zwischen den betreffenden Ländern Einschreibbriefe mit Nachnahme (bis 500 Frcs., 400 Mk., 400 Kr.) ausgetauscht werden dürfen, wobei der Betrag dem Absender durch Postanweisung von Amtswegen eingeschickt wird, sowie dass solche Einschreibbriefe, die trotz des für recommandierte Sendungen im Weltpostverkehr herrschenden Francozwanges nicht oder ungenügend frankiert abgehen, nicht zurückgehalten werden; die Post folgt solche Briefe ohne Strafporto aus und treibt dieses beim Absender ein.

Hinsichtlich der unbestellbaren Postsachen galt früher eine Lagerzeit von sechs Monaten; in Wien wurde dieselbe für nicht überseeische Länder erfreulicherweise auf zwei Monate herabgesetzt. Bedenkt man, dass im internationalen Postverkehr jährlich rund sieben Millionen unbestellbarer Briefe vorkommen und dass die rasche Rückkunft im Interesse der Absender liegt, überdies oft den Zweck einer wirklichen Antwort erfüllt, so muss diese Neuerung als eine sehr wertvolle begrüßt werden.

Was die Wertsendungen betrifft, so sind einmal die Versicherungsgebüren erheblich ermäßigt worden, und dann wurde eine ganz neue, zwischen Brief und Paket stehende Sendungsgattung geschaffen: die „Wertkästchen“ («boîtes à valeur») behufs Verschickung von Juwelierwaren. Auch dürfen jetzt Wertbriefe und Wertkästchen mit Nachnahme (bis 500 Frcs.) belastet und „express“ versandt werden. Ferner hat der Absender das Recht, ein abgeschicktes Wertstück, und ebenso eine Postanweisung, solange sie nicht zugestellt sind, gänzlich zurückzuziehen oder einem anderen als dem ursprünglichen Adressaten zustellen zu lassen, eine neue Anerkennung des Grundsatzes, dass Postsachen, bevor sie in die Hände des Adressaten gelangt sind, als Eigenthum des Absenders zu gelten haben.

Nicht minder wichtige Änderungen hat der Wiener Congress im Postanweisungsdienst getroffen. Vor allem wurde — mit glücklicher Überwindung der Währungsschwierigkeiten — sowohl die unentgeltliche Nachsendung als auch die Expressbestellung der internationalen Postanweisungen zugelassen. Endlich wurden die Mindestgebüren auf die Hälfte herabgesetzt und dadurch die bisher verhältnismäßig kostspielige Versendung von Beträgen bis 25 Frcs. bedeutend erleichtert. Der Anweisungsverkehr wird infolgedessen zweifellos beträchtlich anwachsen; war er doch schon zwischen 1875 und 1889 um 200 Procent (von 5 auf 15 Millionen Stück) gestiegen.

Wir gelangen nun zum internationalen Paketverkehr. Auf dem Pariser Congress (1878) scheiterte der Antrag der deutschen Postverwaltung auf Zulassung und einheitliche Behandlung von Paketchen bis zu 3 Kilogramm an der Weigerung der Länder, welche damals überhaupt keine „Fahrpost“ hatten. Aber schon auf der Pariser Conferenz (1880) kam zwischen einer größeren Anzahl von Staaten ein bezüglicher Vertrag zustande, der die Größe der Pakete mit 20 Kubikdecimeter begrenzte. Da sich die Sache bewährte, traten in Lissabon und Wien andere Länder dem Abkommen bei, während dieses gleichzeitig auch nach innen ausgestaltet wurde. Jetzt erscheint der Umfang auf das Dreifache, das Gewicht von 3 auf 5 Kilogramm erhöht, ohne dass die Portosätze (50 Cent. für jedes betheiligte Land) sich geändert hätten. Weiter sind zulässig: sperrige Pakete; Nachnahme bis 500 Francs; Zurück-

ziehung bezw. Adressänderung wie bei Einschreibsendungen ꝛc.; Expressbestellung; endlich Entrichtung der Zollgebüren durch den Absender, falls derselbe es wünscht. Diese radicalen Bestimmungen ließen einen ungeheuren Aufschwung des Weltpaketverkehres erwarten, der schon von 1880 bis 1889 von 110 auf 260 Millionen und 1895 auf 330 Millionen Stück im Werte von 13 Milliarden Frcs. gestiegen war. Die Zahl der Paketvertragsländer — in Paris 17, in Lissabon 28 — stieg in Wien auf 34.

Von ganz besonderer Tragweite ist die in Wien vollzogene Reform des internationalen Postauftragswesens. Seither dürfen auch Zinscoupons, Dividendenscheine und abgelaufene Wertpapiere eingezogen werden; die Lagerzeit ist von zwei Tagen auf sieben verlängert; dem Absender steht es frei, den Auftrag für den Verweigerungsfall an eine vorher zu bezeichnende zweite Person weitergeben zu lassen; die Nachsendung innerhalb des Bestimmungslandes erfolgt kostenfrei. So erwachsen dem Absender größere Sicherheiten dem Schuldner gegenüber. Das Wiener Abkommen wurde von 18 Staaten unterschrieben, während sich dem Lissaboner bloß 10 angeschlossen hatten.

Schließlich ist noch die ganz neue Vereinbarung bezüglich der Vermittlung des gegenseitigen Zeitungsbezugs hervorzuheben, welcher auf dem Wiener Congress bereits neunzehn Länder beigetreten sind: Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Schweden, Norwegen, Bulgarien, die Schweiz, die Türkei, Egypten, Portugal sammt seinen Colonien, Brasilien, Persien, Rumänien, Luxemburg, Columbien, Liberia und Uruguay.

Mit Recht that Herr v. Stephan in der letzten Sitzung des Wiener Congresses den Ausspruch: „Der Berner Congress hat unser Werk gegründet und das Gebäude errichtet, der Pariser hat es erweitert, der Lissaboner hat es gefestigt, der Wiener hat es vollendet und gekrönt." Immerhin blieb noch mancher Bau- und Eckstein einzufügen, eine Arbeit, die dem Washingtoner Congress (Mai—Juni 1897) vorbehalten blieb und die derselbe zwar auch noch nicht vollständig, wohl aber in recht ergiebiger Weise leistete. Die wichtigsten Neuerungen, welche, aus seinen Berathungen hervorgegangen, am 1. Januar 1899 ins Leben traten, sind, kurz zusammengefasst, folgende:

1. Unfrankierte Postkarten, die bisher als Briefe taxiert wurden, sollen künftig nur mehr mit Porto im Betrage der doppelten Frankotaxe für Postkarten belegt werden. In Bezug auf die äußere Beschaffenheit der Postkarten wurde bestimmt, dass Abbildungen, die bisher nur auf der Rückseite der Karten zulässig waren, auch auf der Adressseite angebracht werden dürfen.

2. Das zulässige Höchstgewicht der Warenproben — bisher im allgemeinen 250 Gramm und nur ausnahmsweise zwischen einzelnen Ländern auf 350 Gramm erhöht — wurde allgemein auf 350 Gramm festgesetzt.

3. Der zulässige Höchstbetrag der Nachnahmebelastung auf recommandierten Briefpostsendungen wurde von 500 auf 1000 Frcs. erhöht. Das Gleiche gilt für Nachnahmen auf Briefe und Kästchen mit Wertangabe.

4. Im Postanweisungsverkehr wurde als allgemeine Regel die Erhöhung des Maximalbetrages der Postanweisungen von 500 auf 1000 Frcs. angenommen. Die Gebür, die bisher einheitlich auf 25 Centimes für je 25 Frcs. festgesetzt war, wird dahin ermäßigt, dass bei Beträgen über 100 Frcs. die Gebür von 25 Centimes für 50 Frcs. ausreichen soll. Telegraphische Postanweisungen können künftig so wie die gewöhnlichen dem Empfänger nach anderen Bestimmungsländern nachgeschickt werden.

5. Im Postpaketverkehr ist die Gewichtsgrenze von 3 auf 5 Kilo erhöht worden. Auch ermächtigte der Congress die einzelnen Länder zur Vereinbarung höherer Gewichtsgrenzen und milderte vielfach die Bestimmungen über sogenannte sperrige Pakete.

6. Hinsichtlich der internationalen Postaufträge wurde die Zulassung von Interessencoupons und gezogenen Wertpapieren zur Eincassierung als allgemeiner Grundsatz aufgestellt, während die Übernahme von Wechselprotestierungen und der gerichtlichen Eintreibung von Forderungen der beliebigen Abmachung zwischen den einzelnen Verwaltungen vorbehalten bleibt.

Dazu tritt noch eine ganze Reihe willkommener Erleichterungen des Drucksachen-Verkehres. Dagegen ist es in Washington noch nicht gelungen, einen für die Vereinfachung der Abrechnung zwischen den einzelnen Postverwaltungen bedeutungsvollen Wunsch vieler Staaten zu erfüllen: die Unentgeltlichkeit des Transitos. Doch wird diese zweifellos von dem nächsten Congress (Rom 1903) zum Beschluss erhoben werden.

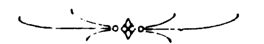
Der Größe des Vereins und der Trefflichkeit seiner Einrichtung angemessen sind die Vortheile, die er der Gesammtheit wie dem Einzelnen bietet, und die Ziffern seines Umsatzes. In dieser Beziehung mögen hier einige Daten folgen. 1895 wurden im internationalen Verkehr ausgetauscht: 8782 Millionen Briefe, 2137 Millionen Postkarten, 7925 Millionen Drucksachen, Geschäftspapiersendungen und Zeitungs-Exemplare, 152 Millionen Warenproben, 330 Millionen Pakete (Wert über 13 Milliarden Mark), 46 Millionen Wertbriefe- und Kästchen ($55^1/_3$ Milliarden Mark), 359 Millionen Postanweisungen, Postaufträge und Nachnahmen (über 18 Milliarden Mark), rund 1000 Millionen Diverse. Gesammtverkehr 1895 im Weltpostverein nahezu 21 Milliarden Stück. Die Steigerungen zwischen 1875 und 1895 betrugen bei den einzelnen Gattungen 200 bis 1000 Procent.

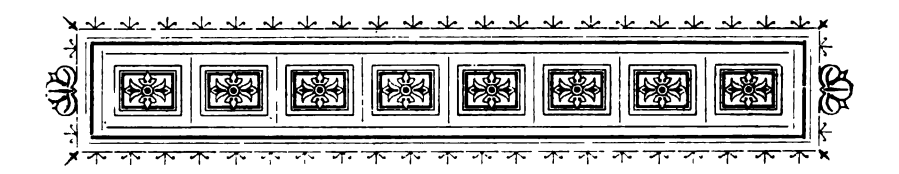
Viel höhere Ziffern erhält man natürlich, wenn man die im inländischen Postverkehr aller Vereinsländer zur Aufgabe gelangten Sendungen mit in

Betracht zieht; der Gesammtverkehr belief sich 1889 auf rund 15020 Millionen Stück (1873 erst 3300 Millionen), also täglich etwa 41 Millionen. In derselben Zeit haben die Postanstalten sich von 85.443 auf 169.795 vermehrt und der Betrag des auf den verschiedensten Sendungen declarierten Wertes hat die Jahreshöhe von 67 Milliarden Mark (über 80 Milliarden Kronen) überschritten. Zur Bewältigung einer solchen Hochflut hat sich selbstverständlich eine Vermehrung der Postverbindungen und eine gewaltige Erweiterung aller Einrichtungen nothwendig erwiesen. Hierher gehören unter Anderem die den Gipfel des bisherigen postalischen Kulturfortschrittes bezeichnenden „schwimmenden Postämter", die zwischen Deutschland (Hamburg, Bremen) und Nordamerika (New-York) verkehren. Diese an Bord der reichsdeutschen Postdampfer des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrtgesellschaft eingerichteten Bureaus bearbeiten die Post während der Fahrt, fertigen directe Kartenschlüsse auf größere Orte und die wichtigsten Bahnposten ab und bewirken dadurch eine nicht geringe Beschleunigung des Dienstes. Aus je zwei deutschen und einem amerikanischen Beamten bestehend, gilt das Schiffspostamt auf dem Wege nach New-York als eine deutsche, auf dem Wege nach Deutschland als eine amerikanische Anstalt. Das Hauptergebnis dieser echt modernen Reform ist, dass die Zustellung der Sendungen um 6 bis 24 Stunden früher erfolgt; überdies sind die Bahnposten von ihrer Überlastung befreit; auch können die Reisenden an Bord Postsachen und Telegramme aufgeben und empfangen, wobei nöthigenfalls die angelaufenen Hafenstationen mit herangezogen werden.

*

Bedenkt man die erstaunliche Entwicklung, die das Postwesen seit dem Auftreten Rowland Hills und noch mehr seit demjenigen v. Stephans erfahren hat, so drängt sich Einem mit zwingender Gewalt der Gedanke auf, dass im Schoß der Zukunft noch gar manches verborgen ist, das dieser Entwicklung einen ungeheuren Aufschwung geben wird. Hierfür bürgen die vielen kleinen Reformen, welche ohne Unterlass eingeführt werden, ferner die stetigen Fortschritte in der Ausgestaltung der Verkehrsmittel und des Thätigkeitsgebietes der Post, endlich die großen, weittragenden Neuerungen, die von vielen Seiten vorgeschlagen werden und zum Theil Aussicht auf Verwirklichung in absehbarer Zeit haben, wie z. B. das Welt-Pennyporto, mit welchem seit Neujahr 1899 durch Einführung des Pennyportos innerhalb des riesigen britischen Weltreichs schon der Anfang gemacht ist.





Wiener Kunstleben 1900.

Von Joseph Neuwirth.

Die ersten Monate des Jahres 1900 brachten in den Wiener Ausstellungen eine Fülle abwechslungsreicher und belehrender Anregungen, manche hielten das kunstinteressierte Publicum in starker Aufregung und in lebhaftem Gedankenaustausche, in welchem sich eigentlich am klarsten seine Theilnahme an den Kunstbestrebungen der Gegenwart ausspricht.

Die „Secession", der als Vertreterin der Moderne der Vortritt gewährt sei, war zunächst durch das liebenswürdige Entgegenkommen des Herrn Adolph Fischer in der Lage, an kostbaren Stücken aus der reichen Specialsammlung des Genannten einen Überblick über die Entwicklung der japanischen Kunst zu bieten, welche ja die europäische der beiden letzten Jahrzehnte in gar verschiedenartiger Weise anzuregen verstand. Da der Höhepunkt dieses Einflusses bereits überschritten zu sein scheint, war es doppelt unterrichtend, durch diese Ausstellung über Wesen und Ziele der japanischen Kunst verlässlichste Aufklärung aus eigener Anschauung zu gewinnen, Stilgefühl und Naturstudium als Kernpunkte der so anziehenden Darstellungsweise kennen zu lernen und den erlesenen Geschmack der Farbenstimmung zu bewundern. Weit mehr als die Ausstellung japanischer Kunst fand die VII. Kunstausstellung der Secession allgemeine Beachtung. Man muss derselben zunächst zugestehen, dass die Ausstellungsräume bei aller Einfachheit mit viel Geschmack ausgestattet waren; Adolph Böhm hat dabei ausgesprochenen Takt und feine Zurückhaltung bekundet und durch glückliche Wahl der Hintergrundstöne viel zur besseren Wirkung der Bilder beigetragen. Im Vordergrunde des Interesses und an dem augenfälligsten Platze der ganzen Ausstellung stand die „Philosophie" von Gustav Klimt, die zum Schmucke der Decke in der Aula der Wiener Universität bestimmt ist. Schon die ganz ungewöhnliche Lebhaftigkeit der durch dies Bild in Fluss gebrachten Discussion lehrt unbestreitbar, dass eine über das Alltägliche hinausgehende Leistung eines starken Talentes vorlag, mit der man sich ernstlich auseinandersetzen musste. Sie hat die größere Mehrheit nicht befriedigt und auch in jenen Kreisen,

für deren Festraum sie ein Schmuck werden soll, eine ausgesprochene Stellungnahme gegen die Anbringung des Bildes in der Wiener Universitätsaula veranlasst. Welche Wirkung Klimts „Philosophie" an der ihr zugedachten Stelle ausüben wird, dürfte in absehbarer Zeit wenigstens eine Probe lehren; dieselbe wird auch gewiss zur Klärung des Localwertes mancher Einzelheiten beitragen. Dass eine wirklich zwingende Gedankenverbindung gerade und nur dazu führen müsse, das Dargestellte sofort in richtiger Erkenntnis seines Wesens auf die Philosophie zu beziehen, wird sicher niemand ernstlich behaupten können, soviel Anerkennung auch gar mancher dem Meister dafür zollen wird, dass er sich nicht mit landläufigen Darstellungstypen zufrieden gab und vielleicht ganz oberflächlich abfand, sondern dass er mit hohem künstlerischen Ernste an einen neuen Lösungsversuch herantrat, in dem doch noch eine höhere Genialität und mehr künstlerische Ausgeglichenheit herrschen müsste, um jeden Widerspruch siegreich niederzuringen. Bei allem Respecte vor dem Grundsatze „Der Zeit ihre Kunst, der Kunst ihre Freiheit", auf dem allein ein gesundes, großen mit Zeitbedürfnissen im Einklange stehenden Zielen zustrebendes Kunstleben sich entwickeln kann, wird man aber die Freiheit des Urtheiles weiterer Kreise nicht in Frage stellen oder durch Proteste und Demonstrationen einzuschränken versuchen dürfen. Eine der öffentlichen Kritik gegenübergestellte Kunstleistung muss selbst eine nicht durchwegs anerkennende Kritik, wenn sie nur fachmännisch ernst und streng sachlich ist, ertragen lernen. Auch die Zeit darf ihre Freiheit beanspruchen, nicht alles, was die Kunst oder ein hervorragender Meister bietet, gutheißen zu müssen, sondern namentlich neuen Erscheinungen bei aller Anerkennung des wirklich Beachtenswerten prüfend und eventuell tadelnd gegenüberzustehen. Man kann die Bewegung der Moderne ganz außerordentlich hochschätzen und sich für manche ihrer Leistungen thatsächlich erwärmen, braucht aber nicht jede Schöpfung derselben unbedingt zu bewundern. Die Achtung vor dem Rechte der Kunst fordert zugleich die Achtung vor dem Rechte, beziehungsweise vor der Pflicht einer ernsten Kritik; eine ist der anderen wert, und keine darf auf Bevormundung der anderen abzielen. Es ist übrigens in hohem Grade erfreulich und zeigt eine ausgesprochen lebendigere Färbung des Kunstinteresses, dass eine neuartige Auffassung des Problems, ob sie nun den Kernpunkt des Wesens nach der Auffassung des Zeitalters Darwin's, Fechner's oder Nietzsche's wirklich trifft oder verfehlt, eine so weitgehende Auseinandersetzung in Kunstfragen anregen konnte, als es gerade hier geschah. Auch damit kann man einverstanden sein, dass der Kunstrath in seiner Sitzung vom 12. Mai unter Billigung der Stellungnahme des Unterrichtsministeriums in dieser Frage den Wunsch aussprach, dasselbe möge sich in dieser letzteren durch das Zutagetreten von

Gegenströmungen nicht beirren lassen. Eine weitblickende Unterrichtsverwaltung, welche die Förderung der Kunst ernst nimmt, darf nicht bloß auf das Gute der Vergangenheit blicken, sondern muss vielmehr zielbewusst das Große und Fördernswerte der Gegenwart, aus dem ein noch Größeres der Zukunft werden kann, im Auge behalten. Was wirklich gut ist, hat sie, selbst wenn es nicht sofort unbedingte Anerkennung findet, zu unterstützen, damit es nicht im Strome der Zeit untergehe, ehe es eigentlich recht an seine Oberfläche gekommen ist.

Außer Klimt's „Philosophie“ enthielt die Kunstausstellung der Secession gar manches beachtenswerte Stück. Die Landschaften Karl Moll's wirken durch Kraft und Breite, andererseits auch durch fein abgewogene Stimmung der Farbe, deren ganzen Reiz er auch seinen Interieurbildern eigen zu machen versteht. Stärker als Engelhart's „Blasel“ und „Portiersleute“ in ihrer gewiss ehrlichen Charakteristik interessierten Wilhelm List's „Themen in Weiß“, die an Bauerndarstellungen anknüpfen. Diesem Stoffkreise hat Ferdinand Andri eine Anzahl ungemein lebensvoll behandelter Motive entlehnt, die ausnahmslos Beifall finden dürften. Vorzügliches bietet Friedrich König in seinen acht Aquarellen zur Wilhelm Müller'schen Winterreise, über welchen ein Hauch stimmungsvoller Poesie liegt; er ist auch König's „Sonnenschein im Walde“ eigen. In Anton Nowak's Landschaften athmet die Farbe oft greifbare Wirklichkeit. Feine Empfindung trägt in Tichy's „Vorfrühling“ die durch den Wald im Fluge dahingleitenden Engel. Rudolph v. Alt erfreute durch mehrere Leistungen, die durchwegs seine ungeschwächte hohe Meisterschaft bekunden. Vorzügliches bot Leibl, Treffliches auch Hans Thoma und der Münchener Landschafter Karl Haider. Graf Kalckreuth's Triptychon „Unser Leben währet 70 Jahre“ ergreift bei der Schlichtheit der Darstellung durch die Macht des Gedankenausdruckes, die aus dem Leben selbst förmlich emporquillt. Ludwig v. Hofmann interessiert in der Farbenbehandlung weit mehr als der Franzose Cottet und führt manch feine Linie; seine Paradiesscenen, die allerdings nicht ganz befriedigen, lassen auch seine Beherrschung zarter Abtönung des Nackten voll erkennen. Während Ferdinand Khnopff's vornehme, fast sensitive Farbengebung fesselt, stellt uns Jan Toorop ausgesprochenen Räthseln der gewiss schwungvollen und bewegten Linienführung und einer eigenartigen Farbenverwendung gegenüber; ihre Lösung dürfte kaum einem Ausstellungsbesucher vollauf gelungen sein. Es darf wohl mit Recht die Frage aufgeworfen werden, ob die Moderne es eigentlich wagen darf, mit solch unverständlichen oder überaus schwer verständlichen Darbietungen, mögen sie auch selbst Schönes enthalten, vor ein größeres Publicum zu treten; denn dadurch schädigt sie nur aufs empfindlichste ihr

Interesse, wenn sie weiteren Kreisen das Eindringen in ihr Stoffgebiet und in ihre Darstellungsweise ausgesprochen erschwert. Ob die farbenschillernden Schöpfungen Paul Signac's in ihrer unbestreitbaren Unruhe viele befriedigten, möchte ich dahin gestellt sein lassen; sie spielen doch sehr stark auf das Gebiet coloristischer Versuche hinüber. Max Slevogt's Triptychon „Der verlorene Sohn" schlägt in der Darstellung des in Reueschmerz versunkenen, theilweise auch im Gesichtsausdrucke des heimkehrenden Sohnes, dessen Jammergestalt mehr abstößt als ergreift, einen zum Herzen gehenden Ton an. Aber man muss im Farbenschwelgen schon weit vorgeschritten sein, um in dem angeblichen Farbenrausche des Bacchanales gleichsam das Widerspiel des üppigsten Sinnenrausches zu finden. Es ist mir nicht gelungen, mich zur Auffassung jenes Ausstellungsbesuchers aufzuschwingen, den Slevogt ganz rembrandtisch anmuthete. Ich hatte 1898 Gelegenheit, die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam zu besuchen, welche eine Anzahl von Rembrandt-Schöpfungen aller Perioden in solcher Vollständigkeit wie niemals vorher oder nachher in sich vereinigte; auch kenne ich manch Rembrandt-Bild europäischer Sammlungen. Aber an Rembrandts Auffassung und virtuose Farbenbehandlung hat wenigstens mich kein einziger Zug und Strich in Slevogts Triptychon erinnert.

Unter den Sculpturwerken der Secessionsausstellung vermittelt eine Collection von Werken des Bildhauers Van der Stappen, der zur Eröffnung der Frühjahrsausstellung selbst aus Brüssel nach Wien kam, die Bekanntschaft eines tüchtigen Meisters. Auch Aug. Rodin und besonders die Schöpfungen Karl Seffner's, die lebensvollste Charakterisierung zeigen, verdienen alle Beachtung. Dagegen bleibt der David des Boleslaw Biegas aus Krakau entschieden hinter der Größe des Motives zurück. Lebendigste Bewegung zeichnet die Gruppen des Dante-Denkmales von Alfonso Canciani aus; hoch über ihnen herrscht hoheitsvoll die ernste Gestalt des in unendliche Weiten blickenden Dichters. Die große Gruppe „Die Unbesiegbaren", in welcher Theresa Feodorowna Ries vier Schiffsschlepper dargestellt hat, wird trotz des bedeutenden Gefühlsgehaltes nicht ganz befriedigt haben; der Realismus der Körperformen fällt hier ins Derbe und vereinzelt sogar ins Unschöne.

Auf dem Gebiete der Architektur tritt Friedrich Ohmann mit einer geschmackvollen Auswahl von Arbeiten, die ein hervorragendes Können und das Ausreifen desselben bekunden, als Alleinherrscher auf.

So enthält die Frühjahrsausstellung der Secession, deren Auswahl große Vorsicht erkennen läßt und im allgemeinen grobe Missgriffe zu meiden verstand, viel Lehrreiches; die fortschreitende Abklärung des wirklich Guten der neuen Richtung ist unverkennbar, wenn auch noch nicht alles Ausgestellte wirklich gut und schön ist.

Eine größere Fülle von Kunstwerken als die Secession umfasst die XXVII. Jahresausstellung im Künstlerhause, von der man gleich vorweg behaupten kann, dass weniger entschieden mehr gewesen wäre und eine höhere Genussfreude zweifellos gefördert hätte. Ein „Schlager“ von der Art wie Klimt's Philosophie hat der Künstlerhaus-Ausstellung gefehlt, obzwar sie manch Tüchtiges bot. Doch möchte ich, um Missdeutungen vorzubeugen, gleich bemerken, dass ich einen solchen nicht für jede Ausstellung als Hauptanziehungspunkt betrachte, wenn nur die Mehrzahl des Gebotenen gut ist und wirklich zur künstlerischen Läuterung des Geschmackes beitragen kann. Ob man letzteres von der Abtheilung der Engländer wird behaupten dürfen, welche dem Publicum theilweise recht Absonderliches zumuthen, mag eine offene Frage bleiben. Selbst Burne-Jones war auf dem Continente wiederholt besser vertreten: auch „Peleas und Melisande“ von Gerald Moira in London, ein gedanklich hochstehendes Werk, durch das ein leidenschaftliches Fühlen geht, wird nicht viel dankbare Betrachter gefunden haben. Am genießbarsten ist wohl Anning Bell gewesen.

Zwei geschlossene Gruppen zogen die Aufmerksamkeit der Künstlerhausbesucher in erhöhtem Grade auf sich: die in drei Sälen sich ausbreitende Luitpold-Gruppe aus München und die Worpsweder. In der ersteren übernehmen Raphael und Georg Schuster-Woldau die Führung; des ersteren „Legende“ bleibt trotz einiger Mängel eine tüchtige Leistung, des zweiten Märchendarstellungen „Menschenfresser“ und „Getreuer Eckart“ schlagen einen anheimelnden Ton an, der jedoch nicht ganz zur vollen Naivität des Stoffes heranreicht. Das „Ährenlesen“ Karl Hartmann's, die feine Stimmung in Hugo Bürgel's „Auf der Lauer“, die satte Farbe in Hermann Urban's „Nemi-See“, die hübschen Lichteffecte in Franz Hoch's „Dämmerung“, die Großzügigkeit der Landschaft in Wenzel Wirkner's „Abendsonne“ enthielten eine Menge sehr gefälliger Motive, deren Behandlung freilich vereinzelt eine gewisse conventionelle Glätte nicht ganz abzulegen vermochte. Viel Anmuth und feine Empfindung steckt in Walter Firle's „Maria und die Engel“; die letzteren überragen theilweise an künstlerischem Werte die Hauptfigur, was bei einem religiösen Bilde doppelt stört.

Unter den Worpswedern stehen Heinrich Vogeler und Fritz Mackensen besonders im Vordergrunde. Des Erstgenannten „Dämmerung“ übertrifft an Farbenwirkung den etwas trockenen und steifen „Frühling“, in den man wohl mehr hineinzulegen suchte, als der Künstler zu geben beabsichtigte; seine „Sehnsucht“ ist vortrefflich. Auch Mackensen fesselt mit seinen Landschaften „Frühlingsstimmung“ und „Frühlingssonne im Dorfe“, stellenweise noch mehr durch den „Herbstabend“. Dagegen wirken die großen Gestalten

des pflügenden Bauers und der ziehenden Mägde in seiner „Scholle“ geradezu plump, fast brutal. Solche Missgriffe befremden bei einem wirklich feinfühligen Meister, der genau wissen muss, dass schlichte Wucht der Erscheinung an dem Maßstabe der Figuren nicht in erster Linie gemessen wird. Großen Natursinn athmen die Landschaften von Karl Vinnen „März“, „Im Parke“ und „Im jungen Holze“. Auch Otto Modersohn und Hans Am Ende haben beachtenswerte Bilder ausgestellt. Hermann Urban's „Mondnacht“, die sich den Worpswedern beigesellt hat, böcklinisiert etwas.

Hohe Meisterschaft bekundet der Karlsruher Hans v. Volkmann; Franz Courtens aus Brüssel interessiert diesmal bei allen Vorzügen seiner drei Bilder („Netzeinziehen“, „Melkzeit“ und „Herbst“) gewiss weniger als der schwedische Landschafter Gustav Adolf Fjaestad aus Arvika, dessen Schneebehandlung des unter der Last fast brechenden Tannenwaldes ebenso massig wie duftig leicht ist. Es sind wohl nicht viele Maler unserer Tage der weihevoll heiligen Stille einer Winterlandschaft mit Herz, Auge und Hand so nahe getreten wie dieser Schwede.

Trotz manches ausgesprochen Schrullenhaften versteht Karl Strathmann sich eine gewisse Wirkung zu sichern, die namentlich seinen aus dem Leben aristokratischer Kreise entlehnten Darstellungen eigen ist. Sein „Herr Graf“, „Der Spaziergang“ oder „In Abwesenheit der hohen Herrschaften“ zeigen vorzügliche Beobachtung und geistreiche Wiedergabe der Wirklichkeit. Die Zeichnung der weiblichen Köpfe Strathmann's hält fein geführte Profillinien geschmackvoll fest, obzwar die Motive selbst manchmal nicht gerade anziehend sind. Noch mehr befremdet die Farbengebung besonders beim Überfalle eines Fauns durch eine Schlange. Für die richtige Beurtheilung der Kunst Gerhard Munthe's genügen die ausgestellten drei Arbeiten gar nicht. Benlliure y Gil José fesselt wie immer durch abwechslungsvolle, rauschende Farbenaccorde südländischen Naturells. Antonio de la Gandara, der bekannte Frauenmaler in Paris, fällt gegen andere sowie gegen eigene Leistungen, die mir früher zu Gesicht kamen und besonders von der Zeichnungsausstellung der Secession in Erinnerung sind, stark ab. Auch sonst sind die Franzosen nahezu unvertreten.

In recht erfreulicher Zahl und mit einer ganzen Reihe vortrefflicher Werke haben sich die österreichischen Maler eingefunden. Feine Licht- und Schattenwirkungen vereinigt Max Suppantschitsch. Achtenswerte Fortschritte zeigt Kasparides, ruhige Stimmungen Hans Ranzoni. Selbst der hochbetagte Anton Schrödl entfaltet noch jugendliche Farbenfreude. Wie zarter Hauch und Duft liegt es über den stimmungsvollen Arbeiten von Heinrich Tomec. Auch die Prager Anton Slaviček und Anton Hudeček verrathen weichen

Natursinn, der zum Schwärmerischen neigt und knapp ans Poetische streifen kann. Sehr tüchtig ist Leopold Burger's mit dem Kaiserpreise ausgezeichnetes Triptychon „Das Leid", in welchem Einheitlichkeit der einfachen Composition trefflichem Figurenbaue, edler Linienführung und ansprechender Farbenbehandlung die Hand reicht. Kasimir v. Pochwalski, Alexander Goltz und Leopold Horowitz stehen mit ihren Porträts hinter Fülöp László zurück, dessen „Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst" — der deutsche Reichskanzler — geistvolle Erfassung der ganzen Persönlichkeit erkennen läſst; weniger glücklich war er in den Bildnissen des Fürstenpaares Fürstenberg, die aber immer noch neben dem einzigen Lenbach mit Ehren bestehen.

Die Plastik weist mehrere wirklich nennenswerte Werke auf. Wie „Die Unbesiegbaren" von Theresa Feodorowna Ries in der Secession, so erscheint im Künstlerhause „Der Schnitter" von Aug. Hudler in München im Bannkreise der Auffassung Constantin Meuniers; der durchwegs in guten Linien gehaltenen Gestalt ist der Zug wahrer Monumentalität eigen. Dieselbe Meisterhand lassen drei in getöntem Gips gehaltene Büsten errathen. Nicht nur durch die Persönlichkeit der Dargestellten, sondern auch durch die Künstler selbst interessieren die Büsten der Königin Victoria von England und des Malers Arnold Böcklin, erstere von der Hand des Engländers Edward Onslow Ford, letztere von Filippo Cifariello. Ford versteht Weiblichkeit und Majestät wirkungsvollst zu vereinigen, Cifariello seinem Böcklinkopfe etwas Visionäres zu geben. Jef Lambeaux Marmorgruppe „Die Kämpfer" stöſst ab; hier geht die Anspannung der Glieder, das Schwellen der Muskeln schon theilweise über die Grenze des Zulässigen hinaus. Das Monumentale streift hart ans Brutale heran. Auch die Gipsgruppe „Gerächt" befriedigt nicht ganz. Man ist seit der Sonderausstellung Lambeaux' im letzten Winter an Besseres gewöhnt. Der Art des Brüsseler Meisters nähert sich Matthias Gasteiger's Gruppe „Hercules und Antäus". Maison's Herolde und Kaiser Otto I., die für einen ganz anderen Standpunkt berechnet sind, können eigentlich nicht nach Gebür zur Geltung kommen. Ehrliches Streben, das noch nicht aller Schwierigkeiten Herr geworden, tritt auch bei Jacob Gruber's „Verschütteten Bergknappen" zutage; es ist der Zuerkennung des Reichelpreises vollkommen würdig.

Die Architektur ist im Künstlerhause etwas reicher als in der Secession vertreten. Nächst Franz Freiherrn von Kraus und Joseph Tölk begrüßen uns Hermann Giesel und der Münchener Georg Hauberrisser sowie der rührig aufstrebende Anton Weber.

Wenn man sich beim Durchschreiten der Säle des Künstlerhauses auch nicht verhehlt, daſs manches ausgestellte Werk mehr den Genuſs behindert

als fördert und nach seiner Mittelmäßigkeit eher Ablehnung als Aufnahme verdient hätte, so wird man doch immer noch zugeben müssen, dass die Mehrzahl der Ausstellungsobjecte genug des Schönen und Erfreulichen biete, um mehrmaligen Besuch voll zu lohnen. Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Aussteller wird mit Befriedigung auch auf den materiellen Erfolg beider Ausstellungen zurückblicken, in welchen eine ganz stattliche Zahl von Verkäufen verzeichnet wurde.

Ein künstlerisches Ereignis besonderer Art war die Uhde-Ausstellung bei Miethke, welche Gelegenheit bot, in das Wesen der Malerei Uhde's an der Hand einer größeren Sammlung seiner Werke einzudringen. Sie sind nicht leicht zu genießen, stoßen durch Härte und Trockenheit der Farbe zuerst etwas ab, zeigen aber bei tieferem Versenken in ihren Inhalt und ihre Darstellungsweise ein überaus ernstes Wollen und ein weit über dem Alltäglichen stehendes Können. Für Uhde ist die Religion Herzenssache, der er sich gläubigtreu hingibt. Man darf dabei allerdings nicht mit ihm rechten, ob seine Typen der Kirchlichkeit streng entsprechen. Sie sind zunächst menschlich echt; aber bei dem Herrn selbst wird die hehrste Menschlichkeit immer durch den Zug des Göttlichen verklärt. Dieser Unterschied kommt vielleicht am trefflichsten bei „Christus und Nikodemus" zur Geltung, dessen seelenvolle Hingebung an das Wort Christi großartig dargestellt ist. Auch das für das kunsthistorische Hofmuseum angekaufte „Weib, warum weinest Du?" stimmt das Motiv menschlich liebreicher. Die „Predigt am See" überragt die „Würfler um den Rock Christi"; wie fein ist z. B. der im Kahne sitzende Fischer beobachtet, der dem Herrn den Rücken kehrt und ganz wider Willen seiner liebreichen Heilsrede lauschen muss, welcher sein Herz sich immer mehr hingibt. Große Auffassung durchdringt die „Grablegung Christi", menschliche Mildthätigkeit edelster Art die „Krankenheilung". In einzelnen Pastellzeichnungen wie „Kinder im Walde" oder „Frühlingstag" lernt man den Coloristen Uhde von einer anziehenderen Seite kennen. Das menschliche Herz mit seinem Leide wie mit seinem Frohsinn liegt vor ihm offen; eine ganze Tragödie spricht aus dem „Verlassen", Lebensfreude eines Franz Hals aus dem „Manne" und dem „Weibe mit Steinkrug". Wie köstlich ist der „Abschied vom Vaterhaus" mit der treubegleitenden Elternsorge, mit dem Hündchen, das sich vom Lieblinge des Hauses nicht trennen kann! Die in der Secession ausgestellten Uhde-Werke „Flucht nach Ägypten" und „Abschied des Tobias" finden in der Uhde-Ausstellung an Behandlung gleicher oder ähnlicher Motive ihre Ergänzung, welche zeigt, wie lange derselbe Vorwurf das Interesse des Meisters an sich fesselte und wie er allmählich ausreifte. Wo immer Uhde's Collection einem größeren Publicum zugänglich sein wird, wird sie froh will-

kommen geheißen werden und das Verständnis für eine hohe und ernste Kunst erfolgreich vertiefen helfen.

Das österreichische Museum öffnete seine Räume einer interessanten Medaillen-Ausstellung, welche die Aufmerksamkeit auf einen einst überaus blühenden Kunstzweig und seine heutigen hinter der Vergangenheit nicht zurückstehenden Leistungen hinlenkte. Die Arbeiten Tautenhayn's, Anton Scharff's und Stephan Schwartz' bestanden in höchsten Ehren neben Ponscarme, Charpentier, Chaplain, Roty, Vermon, dem Belgier Paul Dubois. Unter dem Einflusse der Franzosen entwickeln sich Peter Breithut und Tautenhayn jun., mehr Selbständigkeit bethätigen F. Pawlik und Rudolf Marschall. Auch der in London schaffende Österreicher Emil Fuchs kam in seiner Eigenart gut zur Geltung. Was derzeit die Wiener Medaillen- und Plaquettenkunst leistet, hält zum Theil den Vergleich mit dem Besten aus, zum Theil berechtigt es zu schönen Hoffnungen für die nächste Zukunft. An derselben Ausstellungsstätte bot die Gesellschaft der Kunstfreunde eine Ausstellung von Arbeiten aus Dilettantenkreisen, aus denen unendlich viel Liebe zu Kunst und Natur, die innige Hingabe an beide sprach. Sind es auch keine besonders hervorragenden Schöpfungen, so zeigten sie doch viel künstlerischen Ernst und manch erfreuliche Talentprobe, welche gewiss manchen der ehemaligen Lehrer, wie Darnaut, Hoffmann, Schulmeister, befriedigt haben mag. Außerdem muss man es principiell mit Befriedigung begrüßen, dass diese kunstfreundlichen Kreise sich mit dem, was sie können, vor die Öffentlichkeit wagen. Denn man gewinnt die Überzeugung, dass noch mehr Kunstliebe in unserem Publicum steckt, als man gewöhnlich annimmt. Aus einem gesunden, ernster Kunstübung selbst nahestehenden Dilettantismus kann sich, wenn er in richtige Bahnen gelenkt wird, auch wirkliche Kunstförderung entwickeln, die belebt und befruchtet.

Der Kunstsalon Pisko brachte außer einer Wiesinger-Florian-Ausstellung die „Ausstellung der Kunstnerforeningen", welche die nähere Bekanntschaft mit Werken dänischer Kunst vermittelte. Die „Graphische Lehr- und Versuchsanstalt" hat unter Eder's bewährter Leitung für die Weltausstellung in Paris eine Anzahl ganz vorzüglicher Arbeiten geliefert, die zweifellos auch vor einem Weltpublicum viel Beifall finden und dem Institute wie seinem unermüdlichen Vorstande zur Ehre gereichen werden. Der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" danken wir mehrere hochinteressante Publicationen. An erster Stelle sei der Stich nach Holbein's Darmstädter Madonna genannt, von Sonnenleiter begonnen, von Doris Raab vollendet. Die „Jahresmappe" berücksichtigt in vortrefflicher Auswahl die modernen Kunstbestrebungen, die auch in den letzten Heften

der „Graphischen Künste“ würdig zum Worte kommen. Der eben ausgegebene Katalog der Gemäldegalerie der k. k. Akademie der bildenden Künste, dessen zweite Auflage Jos. Dernjač und Ed. Gerisch mit viel Umsicht und großer Mühe besorgt haben, kommt einem ausgesprochenen Bedürfnisse entgegen und wird das Studium der heute noch viel zu wenig beachteten Sammlung wesentlich fördern. Frimmel's „Geschichte der Wiener Gemäldesammlungen“ schreitet dank der staunenswerten Arbeitsfrische des für seinen Stoff begeisterten Verfassers rüstig vorwärts und läßt immer mehr erkennen, wie viel noch auf diesem bisher ziemlich unbebauten Gebiete zu leisten ist.

Von größeren Vortragsunternehmungen seien die vier Vortragscyklen genannt, zu welchen die Direction des Österreichischen Museums die besten Kreise des kunstsinnigen Publicums der Residenz zu vereinigen verstand; die Berücksichtigung der modernen kunstgewerblichen Bestrebungen Deutschlands und Österreichs, mittelalterlicher und kirchlicher Kunst sowie der österreichischen Malerei im 19. Jahrhunderte brachte anziehende Abwechslung in die Sache.

Ein weit aussehendes Project, welches voraussichtlich die Kunst der Gegenwart in hohem Grade fördern wird, hat durch die Stellungnahme des Kunstrathes bereits festere Formen anzunehmen begonnen. Derselbe sprach sich in seiner Sitzung am 12. Mai für die Errichtung einer modernen Galerie aus, für deren Bau Oberbaurath Otto Wagner ein von ihm ausgearbeitetes Project vorlegte, und betraute ein Sondercomité mit der Erwägung und Einleitung der zur Verwirklichung des Planes erforderlichen Schritte. Der neuen Sammlung wurden bereits mehrere Kunstwerke gewidmet, so von der Secession, die aus ihrer graphischen Ausstellung für die Galerie mehrere Erwerbungen machte, oder von Dr. Richard Drasche Freiherrn v. Wartinberg, der die Judith mit dem Holofernesshaupte, eine Arbeit des Münchener Bildhauers Hermann Hahn, zu gleichem Zwecke spendete. Auch die Angelegenheit der Wandermuseen ist aus dem Stadium der Vorberathungen in das der ersten Vorbereitungen hinausgerückt und kann einmal wohl weiten Kreisen der Bevölkerung, die fernab von Mittelpunkten des Kunstschaffens leben, eine reiche Quelle künstlerischer Anregung werden.

Von principieller Wichtigkeit ist die Annahme zweier dem Kunstrathe vorgelegter Resolutionen. Derselbe erklärte in der eben erwähnten Sitzung die Schaffung eines im Verbande des Unterrichtsministeriums stehenden eigenen Kunstamtes mit constanter Leitung im Interesse der vaterländischen Kunst für geboten und dringlich. Diese Centralstelle hätte alle Agenden der Staatsverwaltung, welche die Kunst betreffen, in sich zu vereinigen und mit den

Behörden des a. h. Hofes, insofern dieselben mit der Kunstpflege befasst erscheinen, die wünschenswerte Fühlung zu erhalten. In der zweiten Resolution bezeichnete der Kunstrath den Mangel an Durchführung von staatlichen Monumentalbauten, die Unterbringung von Ämtern hoher Behörden in Mieth-objecten und die Durchführung öffentlicher Bauten durch Nichtkünstler als eine schwere Schädigung heimatlicher Kunst und des staatlichen Ansehens. Werden aus diesen Gedanken im Laufe der Zeit die praktischen Folgerungen gezogen, so kann sich daraus für unser einheimisches Kunstleben ein fester, in Zeiten des Werdens und Überganges doppelt nothwendiger Rückhalt und eine Fülle neuer Aufträge ergeben, an deren Ausführung unsere Künstler im edelsten Wettteifer zu immer höherer Reife und Geltendmachung ihrer Eigenart fortschreiten werden.

Die Installierung der Abtheilung für österreichische Kunst auf der Pariser Weltausstellung hat nach den meisten der vorliegenden Nachrichten viel Beifall und die reiche Anerkennung der Kritik und der zahlreichen fremdländischen Künstler gefunden; möge sie im Wettbewerbe aller Völker zu Ehren und voller Geltung bringen, was die Besten aus Österreichs Künstlerschar leisten!

Eine eben aus Paris einlangende Meldung berichtet von dem Beginne der Versteigerung der Kunstsammlung des Wiener Großindustriellen Eugen Miller von Aichholz im Kunstsalon Petit. Mit ihr verliert die Kaiserstadt an der Donau eine Privatsammlung von weithin reichendem Rufe, die mit viel Geschmack angelegt war und manch kostbares Stück besaß, wofür auch die am ersten Versteigerungstage erzielten Preise sprechen. Denn eine Büste des Dichters Pietro Aretino von Antonio Pollajuolo brachte es auf 87.000 Frcs., eine zehn Zoll hohe Adamsstatuette auf 21.000 Frcs. Auf dem Wiener Platze selbst war der Kunstkauf bei Versteigerung mehrerer Privatsammlungen, darunter auch jener Franz v. Jauners, ein lebhafter. Eine Auction, bei welcher die Zahl der Besucher zur Kauflust in nahezu umgekehrtem Verhältnisse stand, lenkte die Aufmerksamkeit vorübergehend wieder auf Diefenbach.

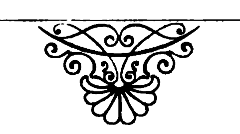
Dem Antiquitätenschwindel will ein vom Abg. Erb im Abgeordnetenhause überreichter Antrag zu Leibe gehn. Es wäre gewiss ebenso im Interesse der Künstler wie des Kunstgewerbestandes, einen entsprechenden Schutz zu schaffen und, wo immer es angeht, mit aller Strenge jedem unlauteren Gebaren Einhalt zu thun.

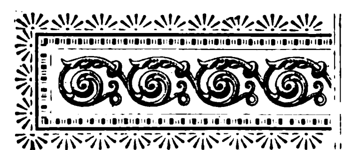
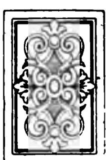
Dieser erste Versuch eines nun auf das Hauptsächlichste sich beschränkenden Berichtes soll nicht schließen, ohne Nic. Dumba's zu gedenken, eines Mannes dem die Förderung der österreichischen Kunst unendlich viel zu danken hat. Sein unerwartet rascher Tod nahm unserer Künstlerschaft einen auch persönlich

liebenswürdigen Auftraggeber, dem ganzen Wiener Kunstleben einen feinsinnigen Gönner, der stets den Blick aufs Große gerichtet hielt und für wahre und hohe Kunst nicht nur ein offenes Auge und Herz, sondern — was oft mehr bedeutete — eine offene Hand hatte. Die Lücke, die sein Heimgang gelassen, wird noch lange schmerzlich empfunden werden.

Dass die 100. Wiederkehr des Geburtstages Führich's nahezu sang- und klanglos ins Land gehen konnte und eigentlich wohl auf die von der Leo-Gesellschaft veranstaltete Feier beschränkt blieb, gibt deshalb zu denken, weil unsere Zeit geradezu eine ausgesprochene Vorliebe für die Begehung solcher Gedenktage bekundet. Hat sie bereits so weit vergessen, was die Kunst dem deutschböhmischen Meister schuldet, oder ist ihr das Verständnis für das Wesen seiner Schöpfungen verloren gegangen? Nimmt sie auch für sich das Recht in Anspruch, ihre eigene Kunst zu haben und zu heben, so darf sie doch nicht von dem Standpunkte aus, dass nur der Lebende Anspruch auf Beachtung habe, alle Pietät gegen führende Meister der Vergangenheit, besonders wenn sie an Ort und Stelle selbst viel auch heute noch Beachtenswertes schufen, in einer Art modernen Götzendienstes rücksichtslos beiseite schieben. Es kann eine andere Generation kommen, die den Aposteln der Moderne gleichfalls die Gefolgschaft kündigen und die Berechtigung des Anspruches auf weitere Beachtung versagen wird.

So hat es in den ersten Monaten des Jahres 1900, wie die eben gebotene Übersicht lehrt, nicht an einer Fülle erfreulicher Kunstanregungen auf dem so aufnahmsfreudigen Wiener Boden gefehlt. Gar manches ließ erkennen, dass die vom Geiste der Gegenwart getragenen Bestrebungen bereits manche Willkürlichkeiten und Auswüchse abgelegt haben und in ihrer Abklärung fortgeschritten sind; neben ihnen weiß das wirklich gute Alte, dem es nur auf das allzeit Giltige wahrer Kunst ankommt, sich immer noch mit Erfolg zu behaupten. Hoffentlich führt ein die beiderseitigen, berechtigten Ansprüche berücksichtigender Mittelweg wieder zur Einigung der derzeit noch auseinanderstrebenden Kräfte, die das gleiche Ziel der Kunst nur mit verschiedenen Mitteln zu erreichen suchen.




Die kleine Fanny.

Eine Cousinengeschichte von **Laura Marholm.**

I.

Manchmal kommt sie mir noch in's Gedächtnis — wenn mich etwas sehr, sehr weit zurückerinnert, an jene ersten unbewussten Jugendzeiten, für die man noch nicht alt genug ist, damit sie einem wieder ganz gesellig und vertraut werden, wie eine alltägliche Begleitung, in der man sich eingewöhnt hat zu leben; und für die man auch nicht mehr jung genug ist, um noch damit verbunden und eins zu sein, unabgeschieden und ungespalten. Man vergisst nie gründlicher als in dem Alter, wo alle Lebenskräfte sich auf das Jetzt concentrieren und wo man am intensivsten im Augenblick lebt, — und doch nicht intensiv lebt, denn man ist einfach zu sehr auf den Moment beschränkt. Und man kann nichts dafür, es ist keine freie Wahl; man möchte es viel lieber anders haben. Aber die Außenwelt und die Umstände, an denen man so unschuldig ist und über die man so wenig Macht hat wie ein neugeborenes Kind, haben einen gefasst und man muss seinen Dienst thun, ob man auch manchmal so müde ist, dass man zu sich selbst sagt: nun kann ich nicht mehr! Es gibt kein Stillstehen, man *muss* können. Es gibt kein Ausruhen, es gibt kein Sichsammeln im Zurückschauen.

Aber manchmal taucht, während das Triebrad schnurrt, etwas auf, das einen taub macht gegen seinen Lärm, das alles um einen herum wegwischt und auslöscht und einen weit *dahin* zurückversetzt, wo man sich so sehnte, herauszukommen aus dem Stillstand, wie jetzt aus dem schnurrenden Triebrad.

Was dieses etwas ist, das wie ein Schwamm über die ganze Tafel der Gegenwart fährt? Es kann allerlei sein, — ein Laut, ein Klang, ein Gesicht, das auf der Straße an einem vorüberstreicht und eine Ähnlichkeit wachruft, eine Erinnerung auslöst, eine Person lebendig macht, die wir längst vergessen glaubten. Aber die sind doch nicht die starken, wesentlich auf das Gedächtnis wirkenden Eindrücke, wenigstens nicht für mich. Wo die Wirkung ganz intensiv, ganz spontan und so unmittelbar einschneidend ist, dass sie wie eine Vision wirkt, da kommt sie durch den Geruch. Die Nuance eines Duftes kann mich um zwanzig und mehr Jahre in ein ganz bestimmtes Milieu zurückversetzen, an ganz bestimmte Vorgänge und Ereignisse erinnern, von denen ich längst jede Ahnung verloren. Der Geruch löst sich aus — und das Bild ist da.

Ich begreife nicht, wie man einen Menschen lieben kann, der einem nicht angenehm riecht. Es ist keineswegs genug, dass er einem nicht unangenehm riecht, — der indifferente Geruch steht schon auf einer bedenklichen Grenze, — Gleichgiltigkeit

kann leicht zur Aversion werden. Nein, er muſs einem einfach angenehm riechen, so daſs man seine Atmosphäre nicht entbehren möchte, wie man einen Wohlgeruch nicht gern entschwinden läſst. Um auf das Moralgebiet überzugehen und gleich einen nützlichen Wink an diese allgemeine Betrachtung zu knüpfen: wenn die jungen Männer und Mädchen, die sich heiraten wollen, einmal lieber ihrer Nase als ihren Augen vertrauen und Acht darauf geben möchten, was dies gewöhnlich nur auf seine Form geschätzte Organ ihnen zuflüstert, — es würde viel weniger miſsglückte Ehen, miſsrathene Kinder und verzankte Eheleute geben, als man gegenwärtig in allen Ständen, Classen, Racen und Confessionen findet.

Es war wohl ein Duft, der sie mir wieder in's Gedächtnis zurückrief. Vielleicht der Duft von verbranntem Tannenreisig und verkohlenden Tannenzapfen, in den, wenn das Harz zu schmelzen anfängt, jene unbeschreibliche Nuance hineinkommt, die mich dann sofort an frisch über verkohlendem Tannenreisig geräucherte „Brätlinge" erinnert, gegen die nach meinem Dafürhalten Kieler Sprotten gar nichts sind. Denn Kieler Sprotten kriegt man nur kalt, in Holzkästchen, und die habe ich als Kind nie gegessen, weil ich sie gar nicht kannte, aber Brätlinge, die holte ich mir warm, mit Schlangenkraut zugedeckt und mit grobem Salz bestreut, aus den Räucherhütten bei den Bauern. Wenn aus den kleinen, schwarzen, mit grünem Moos bedeckten Hüttchen am Fichtenwald hinter der weiſsen Düne der Rauch aufstieg, bläulich und wundervoll duftend, dann wuſste ich, es war Zeit, und wanderte auf ihn zu. Und dabei wanderte sie vielleicht zum ersten Mal neben mir — die kleine Fanny.

Neulich roch ich diesen Duft von brennenden Tannenreisern in einer Straſse, durch die ich gieng, in den von den weiſsen Dünen des Riga'schen Busen ziemlich weit abgelegenen Stadt München. Da tauchte sie vor mir auf, die viele Jahre lang vergessene kleine Fanny.

Und da fiel es mir ein und fiel es mir aufs Herz, als ob ich das jetzt eben erst gehört und gar nicht früher gewuſst hätte, daſs sie todt ist, die kleine Fanny.

Sie war eine entfernte Verwandte, wenn man das so nennen kann, — denn es war keine Blutsverwandschaft, nur eine angeheiratete, durch den Schwager von einer Tante. Und man hat eigentlich schon genug zu thun, wenn man nur Ordnung und Überblick über seine Blutsverwandtschaft halten will, wobei man sich noch nicht einmal nach der Spindelseite zu verflüchtigen braucht, es ist einfach genug, wenn man sich an den Vaternamen hält und da, bei erwachendem Interesse für die Genealogie, den Verzweigungen nachspürt. So etwas fällt einem in der Jugend gar nicht ein, da beeilt man sich nur, alles zu vergessen, was die guten Eltern, Tanten und Onkeln einem erzählt und unter sich besprochen haben. Aber wie gesagt: hier ein Duft und dort ein Gesicht und da eine Zeitungsnotiz und es sammelt sich alles so nach und nach wieder im Gedächtnis. Eine Person mit gesunden Instincten hält natürlich zuerst darauf, ihren eigenen Namen zu Ansehen zu bringen, ehe sie sich nach dem Ansehen ihrer Verwandten umschaut und es controlliert. So war ich von meinem ersten Versuch mit dem Namen Marholm an, den ich mir selbst zugelegt, da mein Vater seinen Familiennamen nicht an meine jugendlichen Schreibereien riskieren wollte, darauf bedacht, diesen Namen mit Ehren und einigem Ansehen zu führen. Es ist nun zweiundzwanzig Jahre her, daſs ich ihn zuerst annahm; ich glaube, ich habe ihn mit Ehren und nicht ganz ohne Ansehen geführt. Aber eines Tages tritt dann endlich auch der Umstand ein, der einen an den halbvergessenen

Vatersnamen erinnert — und sei dieser Umstand auch nur der Geruch eines getheerten Taues.

Es kann aber auch eine Zeitungsnotiz sein. So eine Notiz an und für sich ist auch noch nichts; über wieviel hundert Zeitungsnotizen lesen wir nicht hinweg, selbst wenn sie uns ganz interessante Aufschlüsse geben könnten oder uns selbst direct oder indirect berühren. Der Leitungsdraht in unser Bewusstsein tritt eben nicht in Function. Aber man riecht dabei zufällig irgend etwas, was die Erinnerung auslöst — und gleich functioniert die Leitung.

Man hat herkömmlicher Weise immer zumeist die Blinden bedauert, deren Zahl doch verhältnismäßig recht klein ist. Wie viel zahlreicher sind aber die Menschen, die nicht riechen können, oder die nur ungenügend riechen können. Sie sind in vielen Fällen noch viel hilfloser. Sie sehen, sie hören, sie fühlen, — aber sie riechen nicht, — was für Sinnestäuschungen, was für verhängnisvolle Irrthümer kann das für die anderen Organe und die ganze Basis, auf die ein Mensch sein Leben aufbaut, nicht nach sich ziehen! Eine inwendig verstopfte oder verkümmerte Nase, — das ist einfach und nicht bloß unter den Thieren — das Fatum.

Die Familie, von der ich abstamme, hat keine schöngeformten Nasen. Der Familienname ist Mohr und der Familientypus ist auch gemildert mohrenhaft, was die Vermuthung aufkommen läßt, dass vor Jahrhunderten einmal ein Mohr der Gründer des Geschlechtes gewesen. Meines Vaters Vater war Apotheker in Nykjöbing auf Falster und vererbte den Familientypus in gerader Linie auf mich. Meiner Mutter Vater war ein Bergmannssohn aus Clausthal am Harz namens Andreas Röder und in meiner Kindheit wurde in Familien- und Bekanntenkreisen viel von den „Röder'schen Nasen" gesprochen, weil sie so difficil gegen unangenehme Gerüche waren und eine besondere Fähigkeit besaßen, auch die schwächsten Nuancen übler Gerüche und die zartesten entschwindenden Unlustdüfte aufzuspüren und genau nach Entstehung, Beschaffenheit und etwaiger Zusammensetzung zu classificieren. Diese unangenehm scharforganisierten Röder'schen Nasen waren gar nicht beliebt und das hatte wieder zur Folge, dass sich dieser Sinn noch verschärfte, so dass ich mir das Erinnerungsbild meiner Mutter nicht leicht ohne gerümpfte Nase vergegenwärtigen kann. In ihrem Alter nahm doch dieser Sinn ab, was auch auf ihren Umgang eine nachtheilige Wirkung hatte, so dass sich Leute bei ihr einschlichen, denen sie früher gleich ihren unerfreulichen „Seelenduft" angemerkt hätte. Vielleicht lebte sie noch, wenn sie bis in ihr Alter ungeschwächt scharf hätte riechen können.

So gieng ich eines Tags daher in der Binnenstadt München und roch durch irgend eine Thüröffnung den seltenen Duft eines getheerten Taus. Und im selben Moment stand mir eine Scene aus meiner Kindheit vor Augen, wo ich als kleines Mädel mit den Masern zu Bett lag, während ein großer, schwerer, breiter Mann mit einem gutmüthigen Mohrengesichte neben meinem Vater vor meinem Bett stand und sich mit ihm in einer fremden Sprache unterhielt.

Das war der Mohr aus Bergen.

Der Mohr aus Bergen war Reepschläger, d. h. er machte Stricke, Taue, Bindfaden und dergleichen, womit man Schiffe auftakelt und woran lebensmüde oder in eine unangenehme Lage gerathene Menschen sich aufhängen können. Er war den weiten Seeweg von der Handelsstadt Bergen zur Handelsstadt Riga gereist, um

meinen Vater zu besuchen, der sein leiblicher Vetter war. Sein Bruder war der große Mohr von Bergen, der Chef des Handelshauses Mohr in Bergen, und dessen Sohn hat nun in den letzten Jahren zu wiederholten Malen die Ehre und Auszeichnung gehabt, den Besuch des deutschen Kaisers bei dessen Nordlandsfahrten zu empfangen und ihn als deutscher Consul in seinem Hause zu bewirten.

Solche Verwandte zu haben, wenn man sich selbst einen ganz angesehenen und ziemlich weit verbreiteten Namen erworben hat, das ist doch eigentlich gar keine Kleinigkeit.

Die Mohr's waren Generationen lang Apotheker oder Kaufleute. Der erste Mohr im Norden, Stammvater der Apothekerlinie, von der mein Vater stammt, der als jüngerer Sohn freilich nicht Apotheker, sondern Schiffscapitain wurde, kam vor mehr als hundert Jahren vom Rhein als Apotheker nach Nykjöbing in Dänemark und das Geschlecht verzweigte sich dann in das dänische, das noch in Kopenhagen floriert, und das so hoch ausgezeichnete norwegische in Bergen. Mein Vater und ein Bruder, der auch ein Handelshaus gründete, wanderten nach Riga aus. Und siehe, eines Tages erzählte mir Msg. Baumgarten, der das doch wissen muss, am Rhein blühe noch heute die Familie Mohr und am Marktplatz in Coblenz sei noch heute ein Mohr der Inhaber der Apotheke und das ganze Geschlecht sei katholisch.

Da begriff ich, warum mir die Conversion so leicht gefallen war. Es war einfach die Rückkehr zu einer alten Gewöhnung. Alle Mohren waren von altersher katholisch gewesen und erst der nach Norden ausgewanderte Zweig hatte das aus Opportunitätsgründen abgelegt.

Und die Röders, — das Bergmannsgeschlecht aus dem Clausthal? Die Clausthaler Bergleute sollen einmal aus Oberdeutschland eingewandert sein. Über sie bin ich sehr schlecht unterrichtet. Aber soviel ist sicher — als mein Großvater im Sterben lag, ließ meine Mutter in der kleinen katholischen Kirche in Riga, die eigentlich nur aus einer polnischen Gemeinde bestand, eine Messe lesen. Eine sonderbare Handlung in dem streng protestantisch-indifferenten Riga. Waren am Ende sogar die „Röder'schen" Nasen von Haus aus katholisch?

Das Messe-lesen-lassen kam doch nur dies eine Mal vor. Die Frage, ob die „Röder'schen Nasen" ursprünglich katholisch waren, bleibt daher eine offene, ganz sicher aber ist es, dass sie in nicht unbedeutendem Grade kritische Nasen waren. Diese angeborene Gabe der Kritik übten sie zuvörderst in ihrer nächsten Umgebung und zwar in der genauen Abwägung der verwandtschaftlichen Grade und Würdigkeiten. Die beiden Junggesellen Mohr, deren einen meine Mutter heiratete, bedeuteten in ihren Augen nicht viel, denn es waren keine Rigenser, oder „Rijenser", wie man auf gut rigisch in einem leichten Anklang an den preußischen Dialect sagte. Diesen Anklang muss man doch nicht so auffassen, als ob man damals das Preußenthum liebte. Im Gegentheil, man kannte es nur als Äpfelhändler, als Wirte und Mädchen in den „Häusern an der Wiese" und in anderen discreten und auf schreiende Zungenfertigkeit angewiesenen Existenzen. „Er ist ein Preiß'" war ein bedenkliches Wort, — nach dem Kriege von 1870 änderte sich ja das mit vielem anderen.

Wirklich angenehm dufteten für die „Röder'schen Nasen" nur die alten und eingeborenen Familien, zu denen man doch zu seinem stillen Leidwesen nicht gehörte. Freilich war man auch nicht erste Generation; der Vater bereits war jung einge-

wandert. Dagegen wäre es wünschenswert gewesen, daſs er es zu einer höheren Lebensstellung denn zum Schornsteinfegermeister gebracht hätte, wenn er auch nach der damaligen Zunftordnung dabei der erste der Stadt war. Auch verheiratet hatte man sich nicht so, wie es der eigenen Würde und einer geborenen „Rijenserin“ entsprechend war; mein Vater war bloß ein „Ausländer“ und meine Tante mütterlicherseits kränkte sich immer darüber, daſs ihr Gatte nur eine Destillation für Liqueure und Getränke hatte, denn damals und in Riga konnte man dafür noch nicht wie der selige Gilka Commerzienrath werden.

II.

In dem Hause dieser Tante erschien zuweilen ein kleines Mädchen von großer Schönheit unter einer großen Schar von Geschwistern, von denen ein paar schwachsinnig und die übrigen normales Mittelmaß waren. Den „Röder'schen Nasen“ roch die ganze Familie nicht recht gut, denn sie war sowohl eingewandert wie angeheiratet, wenn sie auch nicht weiter als aus Kronstadt gekommen war. Aber das war es eben — Kronstadt war nicht mehr „unser Land“, es hatte gar keinen Sinn, von dorther nach Riga zu kommen. Es fehlte für die „einjeborenen Rijenser“ einfach die ratio sufficiens für diese Handlungsweise.

Das kleine schöne Mädchen hatte einen großen eleganten Vater, über dessen „Seelenduft“ die Röder'schen Nasen nicht recht in's Reine kommen konnten. Da es ausschließlich die weiblichen Nasen der Familie waren, die für ihren feinen Geruchssinn berühmt und wegen ihres kritischen Unterscheidungsvermögens gefürchtet waren, so blieben sie, jedenfalls in der jüngeren und leichtsinnigeren Linie, von dem „vortheilhaften Äußeren“ des kinderreichen Vaters nicht unbestochen, und eine kleine Curmacherei entspann sich, die nur wieder dieser Kinderreichthum durch unangenehme Nebendüfte beeinträchtigte. Die Gattin des eleganten Vaters kam dabei als ein kleines allzufleißiges Huhn gar nicht in Betracht. Aber bald hatten die feinen schwesterlichen Nasen es heraus, daſs der schöne Kindervater „auf unsicheren Füßen stand“. Daraus schlossen sie, worin ihnen auch die Erfahrung recht gab, daſs er mit Cautionen und anderen Unvorsichtigkeiten seinen destillierenden Bruder in seine eigene fragwürdige Existenz verwickeln könne, und aus dieser richtigen Voraussicht löste sich als factisches und „psychologisch interessantes“ Resultat (wie man in belesenen Riga'schen Kaffeekränzchen sagte) eine ausgesprochene und unüberwindliche Abneigung gegen seine Kinderschar aus.

Als ich mit dem kleinen schönen Mädchen zum ersten Mal „Freundin“ wurde, war es „am Strande“. Dort lebte alles, was Röder hieß, und zahlreich war es nicht, mit Ehemännern und Nachkommenschaft jeden Sommer einträchtig in demselben Strandhause, dessen Veranda an der Außenseite eine Laube von blühenden Hortensien bildete. Die kleine Fanny wurde von ihrem Vater hingebracht und dortgelassen. Sie bot mir gleich aus einer großen Düte mit Himbeerbonbons zu naschen an, die schon fast leer und in ihrer Tasche gut durchgewärmt worden war. Ich half ihr dafür am Abend auf zwei zusammengeschobenen Lehnstühlen, die mit Kissen und Unterpfühl aufgepolstert waren, zu Bette gehen, und es war keine Kleinigkeit, sich da hineinzulegen, oben die Stühle auseinanderzuschieben und zwischen ihnen durchzufallen. Bettstellen gab es nicht viele draußen; man schlief auf Rahmen, die auf Holzpflöcken ruhten, auf zusammengeschobenen Stühlen, im Sophakasten, auf dem abgehobenen Sophapolster u. s. w. Es war doch wunderschön, denn man war auf dem Lande!

Das Haus lag — in einer langen Reihe mit anderen Häusern — im schmalen Waldstreifen, den die Düne hinten und die Aa vorn begrenzten. Die Küche lag — ein kleines hölzernes Häuschen — ein gut Stück vom Wohnhause entfernt und ein Bretterſteg führte, an einigen Flieder- und Vogelbeerbäumen vorüber, dorthin. Da konnte man dann schön hin und her laufen und helfen, wenn es regnete, die dampfenden Speisen in möglichster Geschwindigkeit auf die Veranda, wo gegessen wurde, zu befördern. Und gegessen wurde gründlich und häufig, — an den Sonn- und Festtagen that man eigentlich gar nichts anderes als essen. Hinter der Küche fieng schon gleich der Dünensand an, und war man auf die Höhe der Düne durch den tiefen Sand gewatet, so lag vor einem das Meer, unendlich und hellblau, ohne andere Grenzen als die Horizontlinie, an der, kaum unterscheidbar, die Segel der Schiffe dahinzogen, die nach der Bolderaa hineinwollten, dem Vorhafen von Riga. Da standen die kleine Fanny und ich und überlegten, ob das Schiff meines Vaters auch mit darunter war, wenn er heimerwartet wurde. Und dazu war die Luft voll von dem schweren harzigen Duft der in der Sonnenglut schwitzenden Tannen und dem scharfen feuchten Geruch des braunen ausgespülten Seetangs, und wir liefen hinunter und suchten Muscheln an der feuchten Wassergrenze, bis wir von dem leuchtenden Blau des Meeres und dem weißlichen Glanz des heißen Himmels und dem gelben Glühen des Dünensandes, der wie Wüstensand leuchtete, müde und schläfrig wurden und über die Anhöhe wieder zurückwateten, hinunter zur Küche und über den Bretterſteg an den rothen Vogelbeeren vorbei zum Hause rannten, dass die Hühner kreischend aus dem Wege stoben, und erst wieder „auspusteten", als der lange ruhige blaue Streifen der Aa vor uns lag.

Auf dieser Seite roch es ganz anders. Wie duftete der Boden so stark von Haidekraut und „Strickbeeren" — wie man auf baltisch die Preißelbeeren nannte — dass man schon am frühen Morgen bei geschlossenen Fenstern von diesem wundervollen Duft ebenso geweckt wurde wie von den gelben Ringen und Flecken, die die Sonne auf den weißen Fenstervorhang malte und die in uns mit diesem Duft zu einem ganz besonderen Gefühl des Behagens zusammenschmolzen. Über diesen duftenden Boden die rothen, reifen Strickbeeren zum sofortigen Verspeisen abzupfend, wanderten wir beide dann zur Au, nachdem uns der Kaffeeduft aus der Küche davon überzeugt hatte, dass es nun bald fünf Uhr wäre und die Dampfboote aus der Stadt, mit den heimkehrenden Familienvätern und solchen, die es werden wollten, vorüberkommen würden. An dem hohen, abschüssigen, Tannen- und Fichten-bestandenen Ufer der Au hatte jedes Haus seine eigene Bank, von wo dann und wann eine Verlobte dem Dampfboot hoffnungsvoll zuwinkte, denn an sehr hellen Tagen ließen sich die Passagiere auf demselben erkennen, obgleich der Strom breit war und die Kielfurche sich in der Mitte befand. Gefühlsausbrüche mit wehenden Taschentüchern wurden aber doch weder an Bräuten noch an Kindern gern gesehen, — Gefühle kamen überhaupt unter den „Rijensern" nicht leicht anders als gezwungen und mit einem Anflug von Unwahrscheinlichkeit zum Ausdruck.

Hatte dann das Dampfboot angelegt, — erst die „Communication", dann die „Undine", mit der nur die feinen Leute fuhren, dann der „Vorwärts", der die Markthändler nach Mitau weiterführte, — dann standen wir noch und sahen zu, wie die von den Rädern aufgewühlten Wellen erst heftig und riffartig, dann zahmer und schwächer am Ufer ausrollten, und warteten unterdessen, ob der Onkel auftauchen würde. Wir Kinder waren angehalten, ihm dann glückselig entgegenzulaufen, unsere

Händchen hinzuhalten und ihm alles Gepäck gewaltsam wegzuzerren, — lauter Zärtlichkeitsbezeugungen, in denen die kleine sanfte Fanny es viel weiter gebracht hatte als ich, — die wir aber beide gleich wenig liebten und die uns in dem gutmüthigen Onkel lebenslang eine Person sehen ließen, der man soviel wie möglich aus dem Wege gieng. Während wir so warteten, schauten wir dann über die Au hinüber nach dem grünen Holm, auf den das Licht der Abendsonne herabzusinken anfieng, so dass die Wiesen hellgrün aufleuchteten und die niedrigen Bauernhütten sich scharf zeichneten. Ledige Pferde trabten wiehernd da umher und die rothen und fleckigen Kühe grasten beschaulich.

Hinter dem Holm gieng ein Seitenarm der Au herum, dessen Wasser man zuweilen aufblinken sah, und hinter dem Wasser zeichnete sich zackig und schwarz die Horizontlinie mächtiger Wälder, über denen an besonders heißen Sommern eine Rauchwolke lagerte, die abends roth leuchtete — und das bedeutete Waldbrand.

Kam der Onkel nicht, dann giengen die kleine Fanny und ich sehr viel munterer wieder nach Hause zurück und tranken unsern „Strandkaffee" d. h. havarierter Kaffee, der zum Verbrauch am Strande eingekauft wurde, aus hohen schmalen Strandtassen, die sich nicht für die Stadt qualificierten und darum immer draußen gelassen wurden, aßen Franzbröte und Wasserkringel mit Butter dazu und freuten uns still, dass alles so schön war.

Solange die kleine Fanny da war, die als Gast nichts zu thun hatte, brauchte ich weder im Zimmer zu sitzen und an dem ewigen baumwollenen Strumpf zu stricken, dessen feine Nadeln von meinen vor Ungeduld schwitzenden Fingern rostig wurden, noch holte mich meine Mutter in ihr Refugium in der Dachstube hinauf, „damit ich bei ihr bliebe," was mir so herzbrechend schwer wurde, denn sie sperrte sich dort oft ganze Tage lang bei dem schönsten Wetter ein, „um allein zu sein", und nähte dann an Unterröcken oder sonstigen Kleidungsstücken mit solcher Gründlichkeit, dass es später beim Ummachen gar nicht aufzutrennen war „Ordnung" und „Gründlichkeit" sollte ich bei solchen Séancen auch lernen und wenn ich dazu kein entgegenkommendes Gesicht machte, während draußen die Vögel sangen, dann war ich kein „gutes Kind."

Die kleine Fanny verstand es viel besser als ich, mit Onkeln, Tanten und sogar mit meiner Mutter fertig zu werden. Sie sah alle mit ihren großen, schwermüthigen braunen Augen freundlich und bescheiden an, kam allen einschmeichelnd entgegen, hatte keine Launen, keine Wünsche, zeigte keine Eigenthümlichkeiten und machte keine Ansprüche. Als das schönste Kind unter ihren vielen Geschwistern war sie von der Wiege ab verhätschelt worden, sie war der erklärte Liebling ihres eleganten Vaters und der schöne Mann zeigte sich gern mit der schönen kleinen Tochter, die selbstverständlich dazu auch immer die schönsten Kleider unter ihren vielen Geschwistern erhielt. Alle Gäste, welche zu Besuch kamen wollten sie auf den Schoß nehmen und die kleine Fanny saß auf allen Knien, immer gleich artig, immer gleich bescheiden wie ein kleiner leichter Vogel mit feinen Knöchelchen und dünnen Flügelchen und immer zugleich mit jener unbeschreiblichen graziösen und selbstzufriedenen Würde, die einige Gattungen kleiner Mädchen und kleiner Vögel von Anfang an zu haben pflegen.

Die kleine Fanny und ich geriethen einander nie in die Haare. Ich hatte wohl ein ganz ausgeprägtes Gefühl davon, dass sie langweilig sei, aber das hatte ich leider Gottes so ziemlich Allen meiner Umgebung gegenüber. Am besten gieng

das noch zu Hause. In der Schule wurde es schon ärger. Lehrerinnen und Mitschülerinnen wurden mir nach kurzen psychologischen Studien ganz schrecklich langweilig und noch langweiliger wurden mir die Kreise, in die ich später nach meinen ersten litterarischen Versuchen die Ehre hatte zu kommen. Das nüchterne, trockene, selbstzufriedene Colonistentemperament gieng weder mit dem Erbtheil des Mohrenbluts noch der Röderschen Nasen zusammen. Aber diese kleine Fanny war so sanft, dass ihre Langweiligkeit eigentlich noch eine Charme mehr war. Wir sprachen fast nie zusammen, denn wir hatten gar nichts mit einander zu sprechen, und auf meine gelegentlichen Einfälle und Beobachtungen erwiderte die kleine Fanny gewöhnlich nichts. Da sie aber auch ihren Beobachtungssinn hatte, so merkte sie, dass etwas nicht war, wie es sein sollte. Und eines Tages, während wir unter den Föhren im Dünensand nach Glockenblumen suchten, schlug sie mir vor, wir sollten in einer erfundenen Sprache mit einander sprechen und große Damen dabei spielen. Und sie fieng gleich an, mit aufgeblähten Geberden, die sie einigen Schauspielerinnen abgeguckt hatte, mit denen meine Tanten auf den Strandspaziergängen Complimente ausgetauscht, ausländisch zu reden. Sie schnarrte und gurgelte dabei in unverständlichen Lauten, gestikulierte und spazierte und führte sich überhaupt mit großem Geschick ganz „ausländisch" auf. „Ausländisch" aber war alles, was nicht streng „wie bei uns" war. Denn die Rigenser und Rigenserinnen kannten und anerkannten nur e i n e Sprache und Aussprache, die ihrige, und hatten ein sehr scharfes Ohr für jede Abweichung. Im Nachbarhaus wohnten Russen, und mit Mascha und Cola durften wir manchmal spielen, wenn auch von beiden Seiten die Zurückhaltung zu groß war, als dass ein Umgang hätte entstehen können. Aber wenn wir vom Spielen heimkamen mit einem russischen Accent in unserer Sprache, so wurde das ebenso strenge gerügt wie Anläufe, „ausländisch" zu sprechen.

Morgens wurde i n der See gebadet, abends wurde a n der See spazieren gegangen. Die „reiche Tante", wie sie genannt wurde, — obgleich ihr Gatte, der Onkel, noch lange kein Gilka-Onkel war und die Stadt Riga später, um es auch darin Berlin gleichzuthun, einen ganz anderen „Gilka" als Zierde erhielt, der es zwar nicht zum Commerzienrath aber doch zum Consul brachte, — also die reiche Tante nahm die kleine Fanny und meine Wenigkeit dann gerne mit. Die kleine Fanny aus Gutmüthigkeit und weil ein so hübsches Kind jede kinderlose Frau kleidet, — mich, weil ich eben „unser Kind" war, das Kind der gesammten Familie Röder, die, zum Theil wegen Unverheiratetheit und zum Theil wegen Kinderlosigkeit, alle fünf Geschwister zusammen nur m i c h hatten.

Ich war darum in gewissem Sinne auch nicht weniger verhätschelt als die kleine Fanny. Die „reiche Tante" putzte mich nach besten Kräften, lehrte mich Verschen und das Einmaleins, sowie ein „nettes und einnehmendes Wesen", wogegen — ich meine das letztere — ich doch bedeutend meine Borsten sträubte; und ein „nettes und einnehmendes Wesen" nach dem Grundsatz der obligeanten Tante: „man muss gegen A l l e freundlich sein", ist vielleicht auch am heutigen Tage noch nicht gerade meine „Force". Weiter lehrte die Tante uns beide in der See baden ohne zu schreien und davonzulaufen und nach dem Bade uns im weißen Sande einzugraben und da hübsch still zu liegen, so dass wir gar nichts anderes zu betrachten hatten als ihre goldenen Armbänder, mit denen sie immer badete und mit denen zusammen sie ihre wohlgebauten Glieder dann auch im Sande vergrub. Hatten wir und sie uns nach einem gründlichen Sand- und Sonnenbade dann endlich angekleidet, so aßen wir

Schnitten von mitgebrachtem „Süßsauerbrot" mit Butter und frischgeräucherten „Strömlingen", die ganz was anders Feines sind als „Kieler Bücklinge", und giengen in dem meist sich um Mittag erhebenden leichten Wind mit bloßen Füßen neben ihr im Sande spazieren. Zu Hause angekommen, stand der Mittagstisch gedeckt und nach dem Mittagsessen — während der brütenden Schwüle zwischen 1 und 3 Uhr — verschwand die Tante in ihrem Schlafzimmer und auch die übrigen Hausbewohner versanken in Schlummer.

In dieser Zeit, wo sich Niemand um uns kümmerte, entschwand auch die kleine Fanny mir gewöhnlich. Ich hatte dann keine Zeit für sie. Ich verspürte nach so vielen körperlichen Genüssen dann das Bedürfnis nach geistiger Nahrung und machte mich über die Leihbibliotheklectüre der Tante her. Jenen Zeiten verdanke ich meine erste Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur: ich las oder — falls die Stunden der Einsamkeit dazu nicht reichten — naschte so nach und nach „Die Ritter vom Geist", deren Schwulst ich langweilig fand, den „Zauberer von Rom", der mich schon mehr interessierte, und „Die Söhne Pestalozzi's", deren Caspar Hauser'sches Thema ich noch heute begrüble; den „Ewigen Juden" hinderte mich meine Mutter näher kennen zu lernen, die einmal früher ausgeschlafen hatte als gewöhnlich und dies Thema besonders gefährlich zu finden schien. Den „Faust" aber hatte sie auf Wunsch meines Vaters zwischen alten türkischen Pfeifen, geräucherten halben Lämmern und gewesenen Seemannsstiefeln in der kellerhaft kalten „Handkammer" in einer Kiste eingeschlossen, wo ich nur ganz zufällig über ihn kam und beschloss, die hauptsächlichsten Partien, wie Stücke vom Prolog und von der Scene im Himmel rc. gleich auswendig zu lernen, — auch aus dem zweiten Theil eignete ich mir so Mehreres an, — um ein für alle Mal im ungestörten Besitz des Wesentlichen zu sein. So weckend hatten die „Verschen", die die Tante mich zu allen Geburts- und Namenstagen der Familie einlernen und „auffagen" ließ, auf meinen poetischen Sinn gewirkt.

Die kleine Fanny war vielleicht wirklich ein artigeres Kind als ich, — sie hatte schwer lesen gelernt und las niemals aus eigenem Antriebe. Später, als junges Mädchen, wenn ihr „Über Land und Meer" oder „Die Gartenlaube", die beide die hauptsächlichste periodische Lectüre der Rigenserinnen bildeten, in die Hände kamen, vertiefte sie sich gewöhnlich so gründlich in die erste Toilettenbeschreibung, dass sie gar keine Zeit und auch kein Interesse fand, sich mit den sonstigen Schicksalen der Heldinnen zu beschäftigen. Und das war kein Zeichen von mangelnder Gewecktheit, sondern der Ausdruck angeborener Begabung. Die kleine Fanny war von der Natur auserfehen, nicht nur eine Schönheit, sondern eine Kleider- und Putzmacherin ersten Ranges zu werden. Hätte jemand sie auf diesem Punkte wirklich verstanden und gefördert, sie lebte sicher heute noch.

Verständnis und Förderung waren nun aber nicht gerade das, was man bei den „Rijensern" von allen Hecken hätte pflücken können. Dazu hielt man viel zu sehr auf die „Standeswürde".

Am Abend setzte sich auch die jüngste und unverheiratete Tante in Bewegung. Zum Sonnenuntergang giengen die „guten Familien" hinunter an den Strand, setzten sich vor die aus vier Bretterwänden und einem Dache zusammengezimmerten Badehütten auf die Bank und sahen zu, wie die Sonne untergieng. Es gab da auch Badehütten, die bloß aus zusammengeflochtenem Stroh — einfache Strohgarben, zwischen die Stöcke als Querhölzer gesteckt waren — bestanden und vom Winde leicht

umgeblasen wurden. Sie gehörten den Juden, die in Dubbeln Erlaubnis hatten zu wohnen, in Majorenhof und den anderen Strandorten aber nicht. Da wir uns gerade auf der Grenze zwischen Duppeln und Majorenhof befanden, so hatten wir noch den Anblick dieser lächerlichen gelben Hütten, von denen nach jedem Sturm einige umgeweht und bei meist damit verbundenem Austreten der See andere weggeschwemmt waren.

Die jüngste Tante nahm uns gerne mit, da sie es für eine unverheiratete Dame passend fand, Kinder bei sich zu haben. Es schickte sich nicht, allein umzugehen, und Kinder waren, wenn man ausgieng, um sich den Hof machen zu lassen, bedeutend angenehmere Ehrenwachen als Erwachsene.

Ich war immer ganz glücklich, wenn ich die Sonne untergehen sehen konnte. Ich konnte mich nicht sattsehen an der tiefen dunklen Gluth des gewaltigen rothen Balles. Das bedeutete heiße Tage und dann waren die Abende drückend schwül. Aber noch schöner war es, wenn sie untergieng als ein einziger gelbleuchtender Strahlenkranz, der sich über den ganzen Horizont und bis weit in die Föhrenwälder an den Dünenabhängen ausbreitete. War sie untergegangen, so schwammen an der Horizontlinie leuchtende gelbe und rosenrothe langgestreckte Wolkenschiffe herauf und die zogen zu glänzenden weißen Inseln, und da wusste ich, was Goethe gemeint hatte mit den seligen Inseln und mein kleines Herz schwoll vor Sehnsucht, wegzukommen, dahin zu gehen, wo die Sonne untergieng und die leuchtenden Bote zu den glänzend weißen Friedensinseln schifften. Denn dies Land, wo ich wanderte, diesen Boden und diese Wälder und dies Meer und diese Dünen liebte ich sehr, — aber die Menschen, die vor diesen Hütten saßen und gleichgiltig die Sonne untergehen sahen, und die „guten Familien", die hier mit so strengem Rangbewusstsein spazieren giengen, dass meine Tante ganz aufgeblasen wurde, wenn einer der Söhne aus den „alten" Familien in Abwesenheit seiner Schwestern ihr durch ein Hutziehen zu verstehen gab, dass sie seit dem „Börsenball" seinem Gedächtnis nicht entschwunden sei, — diese Menschen, an die konnte ich mich nicht gewöhnen.

Manchmal ärgerte sich meine Tante darüber und nannte mich einen „unausstehlichen Balg", während die kleine Fanny gelobt wurde als ein „nettes und freundliches Kind". Aber auch das Lob ihrer Schönheit und Freundlichkeit brachte die kleine Fanny nicht aus dem Gleichgewicht. Sie gieng mit ihrem unerschütterlichen stillen Selbstbewusstsein durch alle Lebensklippen und trübte nie ein Wässerchen.

Begegnete der Tante ein Herr, auf dessen „Auszeichnungen" sie Wert legte, so blieb sie stehen, um sich von ihm „auszeichnen" zu lassen und den Neid ihrer vorübergehenden Ballfreundinnen zu erregen. Sich von einem Herrn eine Strecke begleiten zu lassen, schickte sich nicht, — es that es auch nicht leicht einer, denn er hätte damit „ernste Absichten" vor einer großen Aufpassermenge declariert, die einzulösen gewesen wären; und sich verloben, that Keiner, ohne dass „etwas zu erwarten war", jedenfalls Keiner aus den „guten Familien".

Konnte die Tante uns so auf eine Viertelstunde entbehren, so liefen wir zu den Boten und sahen zu, wie die Fischer sie zum Nachtfischen von der Düne in's Wasser schoben. Da waren Männer, Weiber und Kinder dabei thätig, die Männer in bis über die Knie aufgekrempten Hosen und bloßen Beinen, die Frauen in gleichfalls bis über die Knie aufgebundenen Röcken und die Kinder mit den flachsweißen Haaren und den hellblauen Augen natürlich ebenso. Das waren keine „deutschen Leute" und darum kümmerte sich Niemand um sie und sie verhielten sich auch so

still und unsichtbar, daſs ich mich, wenn sie abends, um in See zu gehen, bei ihren Boten auftauchten, immer fragte: wo wohnen sie denn? Ja, wo sie wohnten, das wuſste Keiner. Ihre Häuser und Küchen vermietheten sie für den Sommer an die Rigenser und danach sah man von ihnen nichts weiter als ihre Kinder, die nach gutem Fischfang — oft fiengen sie gar nichts, da sie in ihren gebrechlichen Boten nur Küstenfischerei betreiben konnten — von Haus zu Haus liefen, ohne Schuhe und Mützen, und die frischen oder geräucherten Strömlinge, Brätlinge oder Butten, bandweise an Bast gereiht, zum Kaufe ausboten. Da bekam man für einige Kopeken die herrlichsten Fische, und alle Hausfrauen hielten darauf, daſs ordentlich gehandelt, d. h. der Preis nach Kräften heruntergedrückt wurde. Hatten sie alles verkauft, so verschwanden sie wieder mit ihren leeren Körben und nur ganz zufällig konnte man bei weiteren Spaziergängen aus einer Dünenschlucht ein Räuchlein aufsteigen sehen, und wenn man ihm nachgieng, eine Hütte entdecken, in der so eine Fischerfamilie, wenn es hoch kam mit einem Schwein als Hausthier, residierte. Sie redeten Niemand an und Niemand redete sie an. Sie konnten auch kein Deutsch, denn die Deutschen verstanden alle genügend lettisch, das sie schon als Kinder nach dem Beispiel der Eltern mit den Dienstboten sprachen, damit die Letten kein Deutsch zu lernen brauchten.

Wenn dann die Sonne untergegangen war, der Himmel sich aus flammendem Roth in Violett und endlich in zartes Grün und bleiches Gelb verfärbt hatte und die Bote in der Ferne auf dem eisengrauen Meer verschwunden waren, das eine kleine Abendbrise zackig riffte, dann giengen wir heim, alle Drei schweigsam, denn mit dem Abend sank die sehnsuchtsvolle Schwermuth herab und breitete sich still über die fahlen Dünen und den dunkelnden Wald.

III.

Nach diesem Sommer sah ich die kleine Fanny jahrelang nicht mehr und als ich sie wiedersah, war sie ein erwachsenes kleines Fräulein mit schöngestecktem Haar und langen hellbraunen Locken am Rücken hinunter.

Sie saß am Clavier und spielte mit ihren kleinen Händen eine einfache Melodie und sang mit ihrer kleinen, etwas zitternden, schüchternen Stimme dazu:

„Wie die Blümlein draußen zittern
In der Abendlüfte Wehen —
Und du willst mir's Herz verbittern
Und du willst schon wieder gehen."

Sie sang es so klagend und mit so brechendem Stimmchen, daſs mir, die ich nun auch ein erwachsenes Mädchen war, ganz weh dabei um's Herz wurde. Niemand hatte sie singen gelehrt, und wo sie das Clavierspielen her hatte, wuſste man auch nicht recht, denn seit Jahren war sie nur so geduldet worden und sie hatte sich selbst mit Drücken und Schicken so gut erzogen wie sie konnte.

Ihr eleganter Vater hatte Bankerott gemacht, ihre Mutter war gestorben und der Vater hatte die Stadt verlassen, ohne sich um seine Kinderschar zu kümmern. Einige Jahre später erfuhr man, daſs er sich im Innern Ruſslands niedergelassen und wieder so weit emporgearbeitet hatte, um zum zweitenmale, diesmal eine Jugendliebe, heiraten zu können. Da er aber entschieden erklärte, keines seiner Kinder zu sich nehmen zu können, weil er nicht vermögend genug sei, sie zu ernähren, was man ihm auch insoferne glauben muſste, als keine Kinder zweiter Ehe es widerlegten, so blieb seine Nachkommenschaft eben, wo sie war

Wo aber all' diese Kinder unterdessen hingekommen waren, das wusste er zum Theile selbst nicht genau. Der älteste erwachsene Sohn war in die Gegend nach Finnland hin ganz verschollen und verschwunden. Einige meinten, er sei todt, andere meinten, das sei doch mehr „im moralischen Sinne" zu verstehen. Darüber waren alle einig, daß man sich, Gott sei Dank, nicht mehr um ihn zu kümmern brauchte. Der zweite Sohn, ein ausgelernter „Handlungscommis", wurde, wie das Gerücht gieng, eines Tages obdachlos aufgegriffen und per Etappe nach Riga zurückbefördert, wo er in der Familie keine Hilfe fand. Irgendwer muss ihm doch geholfen haben, denn später wurde er in Tula Theilhaber an einem großen Geschäft. Jetzt hätte er sich in Riga und in der Verwandtschaft schon wieder zeigen dürfen, sofern er nicht Erbschaftsansprüche zur Sprache bringen wollte. Er tauchte aber in der Stadt mit den angenehmen Erfahrungen nicht wieder auf. Die Brüder Nummer drei und vier kamen zum Onkel mit dem Destillaturgeschäft ins Haus; der eine war alt genug um gleich in die Lehre als Destillateur treten zu können, der andere wurde der Tante tägliches Kreuz und vergalt ihr ihr Himmeln und Seufzen über ihn durch allerlei wohlberechnete Chicanen. Er war nicht milden Sinnes wie seine kleine Schwester Fanny, und die harten Erfahrungen seiner „herumgestoßenen" Kindheit hatten sein Gemüth misstrauisch und unversöhnlich gemacht. Endlich kam auch er aus dem Hause und gelangte nach Moskau, wo es ihm bedeutend besser gieng. Das war aber eine ganz allgemeine Erfahrung: wer in Riga, wie man sich ausdrückte, „schon ganz unter die Füße gekommen war", der konnte es „in Russland" leicht dazu bringen „im Fett" zu sitzen. Deswegen betrachtete man ihn aber doch als einen von einer Höhe Herabgesunkenen, der nicht mehr „zur Verwandtschaft" gerechnet wurde.

Mit den Töchtern gieng es nicht besser. Zwei Cousinen vom Onkel Destillateur, die im „Stift" Versorgung gefunden, liefen bei allen Bekannten herum, um sie unterzubringen. Selbst konnten sie in ihrer einzigen Stube nur das jüngste Mädchen zu sich nehmen, was auch in der Stiftsordnung „für Witwen zweiter Gilde" nur eben geduldet wurde. Auf irgendwelche Weise stöberten sie ein altes Fräulein aus altem baltischen Adel auf, das in Estland lebte, pietistisch fromm und von niemand näher gekannt war, und das sich erbot, mit einem der Mädchen abzuziehen. Es wurde, wie meine Mutter sagte, wie ein Ferkel weggegeben. Die adelige Dame, die so aufopfernd war, dass sie noch auf ihre alten Tage als Vorsteherin eines Diaconissenhauses eintrat, hielt aber darauf, „ihr liebes Kind" alle zwei Jahre auf einige Wochen der Familie in seiner Waisenmädchentracht zuzuschicken. Das liebe Kind ließ sich dann bedienen, wie es gewöhnt worden, und sprach schnarrend, was in Riga, wo man das platte R hatte — dasselbe wie in Oberschweden und wahrscheinlich eine Reliquie aus der Schwedenzeit —, sehr erkältend wirkte. Nach vollendeter Erziehung fühlte sich dieses Mädchen in den Verhältnissen, in die es zurückgeschickt wurde, deplaciert und starb früh.

Die älteste, schwachsinnige Tochter nahm eine kinderreiche, entfernt verwandte Familie der angeheirateten Linie auf, „weil bei so viel Essern ein Mund mehr nichts verschlägt". Der kleinen Fanny gieng es bei der nunmehr völlig durchgeführten Kindervertheilung ebenso, nur mit dem Unterschied, dass sie in ein Haus von lauter Töchtern und beschränkten Einnahmen kam. Es war vorauszusehen, dass dort ihres Bleibens nicht länger sein würde, als bis die Töchter erwachsen waren, denn die kleine Fanny hielt, was sie versprochen und entwickelte sich zu einer gefährlichen Schönheitsconcurrentin. Überall wurde sie mit den Pflegeschwestern

zusammen eingeladen — ganz einfach, weil sie ein Schmuck- und Schaustück auf der Gesellschaft war, und wo getanzt wurde, versicherten sich „die besten jungen Leute“ zunächst ihrer. Die Pflegeschwestern waren von kühlem und ziemlich gutmüthigem Temperament, aber das gieng denn doch zu weit. Auch die Pflegemutter sah das ein; die jungen Leute wurden einfach distrahiert und ihre Töchter konnten dabei unverheiratet bleiben. Es „verschossen“ sich ja alle gleich in die kleine Fanny; bis jetzt waren es nur die jungen Windbeutel, aber eines Tages könnte das auch einem „soliden“ Freier einfallen.

So redete die Pflegemutter ein Jahr nach der Confirmation der kleinen Fanny doch ein vertrauliches Wort mit ihrer und meiner gemeinsamen Tante, wobei sie ihr zart zu verstehen gab, dass sie doch verwandtschaftliche Pflichten gegen diese liebliche Nichte ihres Mannes hätte, nachdem die Knaben aus dem Haus gekommen. Die Folge davon war, dass die kleine Fanny sich eines Sonntags einfand und den kleinen musikalischen Vortrag mit den „zitternden Blümlein“ schüchtern zum besten gab. Die Tante that, als höre sie gar nicht, dass gesungen würde, und ich fieng aus gerührtem Herzen an bei meiner Mutter zu bitten, ein gutes Wort für die kleine Fanny einzulegen, damit die Tante sie behielte. Meine Mutter bemerkte mir scherzend, dass ich bei „dem Gepieps“ nicht gleich zu heulen brauche, aber die kleine Fanny schlief an diesem Abend schon bei der Tante auf dem grünen Sopha unter dem eingerahmten Gobelin in der Speisestube.

Mitgebracht hatte sie nichts als einen Strohhut, mit einem violetten Gazeschleier besteckt, und ein paar von ihrer Pflegemutter abgelegte Glacéhandschuhe, die sie mit großer Fertigkeit für ihre kleinen schmalen Händchen aus der bisherigen Tatzenform herausgeschneidert hatte. Dieser Hut und diese Handschuhe interessierten mich aber. Sie zeigten mir ganz neue Möglichkeiten. Man konnte sich, aus der Nähe besehen, gar keinen ärgeren Plunder denken, aus der Ferne aber wirkte es decorativ. Auch die Art, wie sie ihr Haar aufsteckte, bewunderte ich sehr und nahm mir ein Beispiel daran. Die Tante gab ihr gleich eins von ihren gewesenen Kleidern, „da man sich ja schämen musste, sie so herumlaufen zu lassen“, und die kleine Fanny verkroch sich in das Schlafzimmer, setzte sich auf die eiserne Geldkiste des Onkels, die dort angeschraubt stand, trennte auf, schnitt auf dem Waschtischdeckel zu und erschien nach ein paar Tagen würdig und allerliebst in einem Kleid, das eine theure Schneiderin auch nicht besser hätte herrichten können.

Diese Talente erweckten auch die meinigen, die bisher ganz ohne Pflege geblieben waren. Im Clavierspielen und Singen konnte ich es ihr freilich nicht gleich thun, aber in der Kleidermacherei zeigte sich bei mir auch eine gar nicht zu verachtende Begabung und nun halfen wir einander gegenseitig zuschneiden, anprobieren und umändern, so dass wir bald nicht nur unsere eigene Wäsche, Kleidung &c. herrichteten, ja sogar unsere Schuhe bezogen, wenn wir zum Tanz einmal in weißen, statt in schwarzen Schuhen erscheinen wollten, sondern wir steuerten auch meine Mutter und die gemeinsame Tante mit neuen und umgeänderten Kleidern aus. Das ließen sich beide gern gefallen, denn sie machten dabei bedeutende Ersparnisse. Freilich wurde an unseren Leistungen bedeutend strengere Kritik geübt als an denen einer gelernten Schneiderin. Die fragte gar nicht darnach, wie man es haben wollte, sondern sagte einfach „so trägt man es jetzt“ und „man muss still schweigen“, wie meine Tante resigniert bemerkte, „denn so eine Person trägt einen in anderen Häusern herum“

Vor uns brauchte man sich nicht zu genieren, denn wir „gehörten zum Hause" und musſten zehnmal austrennen und herrichten, bis irgend ein Fältchen weggebracht oder der richtige Geschmack getroffen war.

In dieser Zeit starb der Onkel und es kam die große Aufgabe, Trauer anzuschaffen. Hüte, Hauben, Kleider waren nöthig; wir beide übernahmen alles. Die kleine Fanny mit ihrem Geschmack, ihrem Geschick und ihrer Findigkeit, jedes Läppchen und jedes Besätzchen auszunutzen, gab an. Wir giengen zusammen in die Buden und machten Einkäufe, was ich erst von ihr lernte; denn sie hatte eine besondere Gabe die billigsten Sachen von dem gefälligsten Aussehen herauszufinden. Die Tanten genierten sich, billig zu kaufen: „was würden die Leute dazu sagen", meine Mutter kaufte überhaupt nicht ein, das musſten ihre Schwestern für sie besorgen. Die kleine Fanny rief in aller Bescheidenheit und Geschmeidigkeit eine Revolution in der Familienauffassung hervor; wo ihre weiche Natur nicht durchdrang, da half meine größere Entschiedenheit. Während die Leiche in einem Hain von Bäumen, Blumen und zwischen vielarmigen Bronceleuchtern mit brennenden Kerzen aufgebahrt lag im „dunklen Zimmer", empfieng die Tante weinend die vielen Condolenzvisiten und fühlte sich dann doch wieder getröstet, wenn die kleine Fanny ihr den kleidsamsten Fall einer Schleierhaube aufprobierte und sie überzeugte, dass schwarze Federblumen auf einem Krapphut sie doch „zu gut" kleideten.

So gieng das eine Weile sehr schön, bis wir nach und nach zu fühlen anfiengen, dass wir doch auch junge Mädchen waren, von denen man zwar gern entgegennahm, was sie leisten konnten, für die man aber gar nichts that. Das Strandhaus war seit dem Tode des Onkels und der Verheiratung der jüngsten Tante aufgegeben; wir durften nun in unserer ersten Jugend Sommer für Sommer in der heißen, engen Stadt bleiben. Bekamen wir von Bekannten einmal eine Einladung, sie auf dem Lande zu besuchen, so hieß es: „lass es sein, man muss es ihnen sonst erwidern". Das Wohlleben im Hause des Onkels hatte seit seinem Tode aufgehört, eine ängstliche und über die Grenzen des Nothwendigen gehende Knauserei war eingetreten. Die Tante schien sich vollständig unter den Anstrengungen erschöpft zu haben, ihre jüngste Schwester unter die Haube zu bringen. Fast fünfzehn Jahre hatte dies Bemühen gedauert, viele Bälle und Gesellschaften waren gegeben und noch viel mehrere besucht worden und der Erfolg hatte sich auch in wiederholten Verlobungen gezeigt; aber nach denselben scheiterte alles immer wieder an der Frage der Mitgift. Der eine Bräutigam wollte ein Geschäft eingerichtet haben, der andere brauchte ein größeres „Darlehen", um Schulden zu bezahlen, der dritte konnte seiner Verbindungen wegen nicht anders als auf großem Fuße leben und brauchte dazu eine Frau mit eigenem Vermögen. Vergebens wurde der peinliche Moment einer solchen Aussprache durch die auserlesenste Verpflegung und eine vollständige Mastfütterung des geliebten „Zukünftigen" möglichst hinausgeschoben. Er ließ sich das ja einige Monate lang gern gefallen, aber der gefürchtete Augenblick, wo das materielle Interesse über die „Rechte des Herzens" siegen musste, kam doch unerbittlich. Die poetischen Tanten meinten nur jedesmal: dieser wird nicht so sein! aber jeder war immer genau wie der vorige und erst der kleinen Fanny und mir blieb es vorbehalten, dies Räthsel zu lösen.

Endlich aber war die liebe Schwester doch, wenn auch unter einem leichten Nasenrümpfen der Tante, angebracht und letztere setzte sich nun auf immer zur Ruhe. Uns beide auch anzubringen, das drang nicht mehr in den Bereich ihres Gesichts-

kreises. Die jüngste Tante hatte gar nichts gekannt, als „auffallend hübsch und elegant“ sein, weder singen noch Clavierspielen, noch kochen, noch Kleider- und Putzmachen interessierte sie, darum musste sie unbedingt verheiratet werden. Wir konnten uns „selbst versorgen“ und „hatten Geschick zu allem“; es war also selbstverständlich, dass wir zuhause blieben und fleißig waren. Die kleine Fanny war doch nur „ein fremdes Kind“ und meine Eltern fürchteten immer, nicht genug „für ihr Alter zurückzulegen.“

In dieser Noth und Öde bekam ich den Einfall, ein Buch zu schreiben und die kleine Fanny verlegte sich aufs Kochen. Mit dem Geschick, das ihr eigen war, brachte sie es darin zur Meisterschaft. Sie konnte eine schmackhafte Suppe auf zwei Bratwürste kochen und diese nachher noch als zweiten Gang servieren. Hier ließ mich meine Begabung im Stich. Ich werde beim Kochen jedesmal nervös und ängstlich, dagegen schrieb ich während eines heißen Sommers in der Stadt ein Drama in Jamben: „Patkul“, dessen Aufführung zwar die russische Censur verbot, das aber ein paar Wochen vor Weihnachten als Buch erschien und bis Neujahr in der ganzen Auflage vergriffen war. In dem Jahre war das junge unbekannte Mädchen eine locale Berühmtheit geworden. Diese Suppe hatte ich ganz ohne Ängstlichkeit und Nervosität gekocht.

IV.

Nun waren die kleine Fanny und ich nicht mehr so unzertrennlich wie früher, denn ich wurde eine „jesuchte“ Person, die man in die „jebildeten“ Kreise zog, um sich von ihr „anrejen“ zu lassen. Auch meine materielle Lage verbesserte sich etwas, da ich aus dem, was ich schrieb, nun wenigstens „einije eijene Einnahmen“ hatte. Freilich verdarb ich bald wieder meine „jünstigen Chancen“, da ich mich nicht „jenüjend jefüjig“ zeigte. Das ganze „jebildete Riga“, die alten Patrizierfamilien an der Spitze, war nämlich nach dem Kriege von 1870 enthusiastisch preußisch, d. h. reichsdeutsch geworden. Da diese Familien sämmtliche ergiebige und einflussreiche Stellen in der Regierung und Verwaltung unter sich vertheilten und Niemand anders als durch „Hineinheiraten“ in diesen heiligen Ring gelangte, so beherrschten sie absolut die „öffentliche Meinung“, die in der baltischen Presse zum Ausdruck gelangen durfte und waren die alleinigen Träger der in den Ostseeprovinzen gangbaren „geistigen Werte“. Zur selben Zeit aber, wo ich mit dem „Patkul“ anfieng, mein Glück zu machen, begann die Einführung einer Reihe neuer Gesetze durch die russische Regierung, wodurch auch den bei Seite gesetzten Russen und vollständig übersehenen Letten Antheil an der Verwaltung gegeben wurde. Das erweckte einen bedeutenden Widerstand unter den regierenden Familien und erhöhte die Hoffnungen auf Bismarck. Ich sah diese gefährliche Stimmung, deren Unterströmung ich freilich viel, viel später erst verstehen lernte, sich ausbreiten und fühlte sehr deutlich, was bei ein wenig klarem Blick auch gar nicht schwer war, dass das Ende von diesem Liede eine rücksichtslose und bis in's Einzelne durchgeführte Russificierung werden müsse. Andererseits hatte ich selbst unter der Härte, die allen Classen dieser dünnen Colonistenschicht eigen war, zu lange und mehr unbewusst als bewusst gelitten, was dieses Leiden noch vertiefte. Es gab mir jene unwillkürlichen Sympathien für die eigentlichen Eigenthümer dieser Natur und dieses Bodens, die ich liebte, wie jene ihn liebten, deren unbarmherzige Behandlung durch die herrschende Kaste ich in einzelnen Scenen erlebt hatte, die mir beständig gegenwärtig blieben. Ich fieng also in den besten Absichten

in einem neugegründeten Blatt, das die „Nordische Rundschau“ hieß, Vernunft zu reden an. Ein Entgegenkommen der herrschenden Balten gegen die Russen und Letten erschien mir als die einzig mögliche Rettung des deutschen Wesens in den Ostseeprovinzen. Ich that das in bescheidenen und vorsichtigen Worten und in wohlmeinenden Andeutungen, dass das „geistig überlegene Baltenthum“ nun auch seine Fähigkeit zur geistigen Führung in einer geschickten und der unausweichbaren Lage Rechnung tragenden Politik zeigen möge. Über die politische Lage aber hatten nun eben das „geistig führende Baltenthum“ und ich ganz verschiedene Auffassungen.

Im Nu hatte ich alle Sympathien verscherzt, fühlte mich vollständig isoliert, begriff nicht, wie das zugieng, und bekam nun „meine Heimat“ so „dick“, dass ich mich auf und davon machte. Mein Mohrenblut zog mich zunächst nach Dänemark; es hat mich später noch weiter südwärts gezogen, zur ursprünglichen Heimat des Geschlechts.

Dass ich unversöhnlichen Groll hinter mir ließ, sah ich in meinem Leichtsinn nicht ein. Das herrschende Baltenthum fühlte sich jedesmal — und mit gutem Grund — in seinem Lebensnerv verletzt, sobald es unter einem seiner „Angehörigen“ eine Auflehnung gegen sich selbst wahrnahm. Wie es selbst eine Art Geheimverband bildete, hatte es genügend geheime Kanäle, um dem ungehorsamen, entwischten Mitglied auf den Fersen zu bleiben und ihm gelegentlich den Weg zu verstellen. Dass es daheim, auch in seiner Familie rechtlos geworden, verstand sich von selbst.

Die kleine Fanny blieb im Land und nährte sich redlich. Auch für sie waren nach den leeren und traurigen Jahren der ersten Jugend Veränderungen eingetreten, die sie sich zum Theil, ebenso wie ich, selbst zu verdanken hatte. Das sanfte und gefügige kleine Wesen hatte nämlich nach und nach die Kunst der Selbstvertheidigung gelernt

In den Ostseeprovinzen huldigte man auch in den Familien, und zwar ganz instinctiv, dem Grundsatz: Hammer oder Ambofs. Es war dies auch eine Form der natürlichen Auslese und der Selbsterhaltung. Die harten und anspruchsvollen Charaktere, die man aus Erfahrung für die „tüchtigsten“ hielt, — eine selbstverständliche Anschauung in einer Schicht, für die es sich beständig darum handelte, sich zu behaupten und sich durchzusetzen, — nahmen den weicheren und sanfteren einfach den Platz weg. In jeder Familie gab es dienende Wesen, denen alles aufgehalst wurde, was die anderen keine Lust hatten zu thun, und diese unterwürfigen Geschöpfe wurden gewöhnlich ganz fanatisch, wenn man ihre Unterdrücker angriff. Kritik war überhaupt verpönt, in jeder Form, zu jedem Zweck, aus jedem Anlass — einfach a priori.

In den Familien that man viel für einander nach außen; am meisten aber doch, wenn es einen Flecken zuzudecken galt. Man verlangte aber auch viel von einander nach innen. Und dies waren einfach Kraftproben. Die rücksichtslosere und einseitigere Natur dehnt sich eben auf Kosten der milderen und nuancierteren aus; dies war das Verhältnis von den Eltern zu den Kindern, von den Geschwistern untereinander und so weiter durch alle übrigen Beziehungen. Hierzu kamen noch alle die Abstufungen der aus über- und untergeordneten Stellungen hervorgehenden Abhängigkeiten. Die Vorstellung, dass dies das natürliche, von Gott gewollte und den Menschen wohlgefällige Verhältnis sei, war so eingewurzelt, dass sich dagegen auflehnen schon hieß, sich in einen Conflict mit der baltischen bürgerlichen Ordnung bringen. Das Leibeigenschaftsverhältnis einer anderen Rasse zu den „deutschen

Herrn“, die harte Zucht des Zunftwesens und die Geschlechterherrschaft hatten aber zusammen diesen Vorstellungskreis hervorgerufen und so gut und fest eingepflanzt, dass er bei dem spröden und trockenen baltischen Naturell sich kaum wird umformen lassen.

So handelte es sich in jedem Fall und bei jedem Einzelnen darum, wer Hammer oder Amboss sein solle. Die erste Probe auf dies Exempel vollzog sich in der Familie. Ich entgieng der definitiven Entscheidung dadurch, dass ich das Land verließ, die kleine Fanny aber schöpfte doch aus meiner kleinen baltischen Campagne den Muth, sich, wenn auch nur ein klein, klein bischen als Hammer zunächst gegen die Tante-Nährmutter zu versuchen.

„Sie warf also die Nase auf“, wie man in Riga sagt, gab schnippische Antworten, machte mürrische Gesichter und ertrotzte sich damit eine gewisse Aufmerksamkeit. Die Tanten fiengen an, in ihr eine Persönlichkeit zu entdecken, die sich doch wirklich „in vieler Hinsicht nützlich zu machen verstand“ und daher hin und wieder Anspruch „auf ein Vergnügen“ haben konnte.

Auch die andere Tante entdeckte etwas in ihr. Sie war nach einigen Jahren stiller Ehefreuden zu ihren früheren Neigungen zurückgekehrt und verspürte das Bedürfnis, sich auf Bällen und öffentlichen Veranstaltungen wiedersehen und bewundern zu lassen. Eine jüngere Folie war dabei nicht nur kleidsam, sondern in vieler Hinsicht vortheilhaft — zwischen Courmachen und Heiraten, das wusste die Tante aus eigener Erfahrung, war eine gähnende Kluft befestigt. Die kleine Fanny würde von den erfahrenen Herrn, die den älteren und solideren Vorzügen von Tisch und Person zu huldigen wussten, doch nur spielend abgefertigt werden.

So traten denn die kleine Fanny und ich fast gleichgiltig an die Öffentlichkeit, ich in der Litteratur, sie auf Bällen, Maskeraden, Schützenfesten und dergleichen.

Sie erregte Aufsehen und wurde sehr viel „betanzt“. Ihre besonders in Ballkleidung auffallende Schönheit wirkte in die weiteste Entfernung und zog die bewundernde Männerjugend an sich, wie ein Zuckerringel die Fliegen. Weiter ereignete sich nichts. Die Nuancen der Erotik kannte man nicht in Riga und sich ohne reelle Aussichten verlieben, das fiel keinem baltischen jungen Mann ein. Unter reellen Aussichten verstand man dreierlei:

1. In eine Familie hineinheiraten, durch die man „vorwärts kommen konnte“ — das gab's bei der vater- und onkellosen kleinen Fanny nicht.

2. Zu einem guten und reichlichen Familientisch Zutritt finden, der immer für einen gedeckt stand — das hatte die verwitwete Tante keine Lust zu bieten und die verheiratete bot es ohnehin und ohne alle Umwege über die jüngere Schönheit; und

3. Für die Bedürfnisse des Herzens eine verständnisvolle Seele ohne compromittierende Folgen zu finden und dabei konnte ein junges Mädchen überhaupt gar nicht in Betracht kommen.

Die kleine Fanny verrieth in diesen Jahren eine gewisse Entzündlichkeit, die doch beständig dieselbe Form annahm: sie glaubte sich nach jedem Ball ganz nahe der Verlobung.

Die Tanten belächelten das geringschätzig; sie gaben sich gar nicht solchen Täuschungen hin. So lange die kleine Fanny noch nicht einmal einen glühenden Jüngling fand, der sie durchaus nach Hause begleiten wollte, war auf gar nichts zu

hoffen. Und das gute Ding hatte ja gar nicht jene Eigenschaften, die junge Leute zu solchen Risicos verleiten, aus denen schon manche Ehe hervorgegangen.

Dieses beständige Auf und Ab von Hoffnung und Enttäuschung brachte natürlich eine gewisse Depression in der kleinen Fanny hervor, sowohl geistig wie seelisch. Ihre Sanftmuth und Lieblichkeit litt darunter und auch ihr guter Humor. Sie besaß von Natur eine seltene und sehr exacte Gabe der Beobachtung und Nachahmung. Sie hatte den sicheren Blick des Zeichners und zeichnete auch — fast ohne Anleitung — sehr richtig und hübsch, nur etwas süßlich. Diese Süßlichkeit verweichlichte ihre Menschenbeobachtung indes nicht. Ihre Fähigkeit, in Stimme und Geberden die lächerlichen Seiten und komischen Situationen ihr nahestehender Personen wiedergeben zu können, war sehr groß. War sie in dieser Ecke, so konnte sie unglaublich amüsant sein. Und es war keine Médisance dabei, es war die reine Freude an der komisch wirkenden Linie.

Nun sollte man meinen, so ein Mädchen, amüsant, schön, friedfertig, eine ausgezeichnete Köchin, eine vorzügliche Kleider- und Putzmacherin, sparsam, mit Wenigem zufrieden, sollte auch ohne Vermögen Freier an allen zehn Fingern haben. Sie selbst war ja ein Capital in einem Lande, wo jede junge Frau gleich zwei Dienstboten beanspruchte und alles fertig kauft oder aus dem Hause zum Machen gab. Und doch wurde sie ein älteres Mädchen, ohne dass ein einziger Freier sich meldete.

Was fehlte denn? Es fehlte einfach die ältere Freundin, die ihre Aufgabe darin erblickt, junge Mädchen unter die Haube zu bringen, um später in ihrem Hause ein beständiger, verhätschelter Gast zu sein. Es fehlte die gewandte Vermittlerin, die alle Vorzüge ins rechte Licht vor dem rechten Mann zu setzen weiß, ein eigenes kleines Gedächtnisconto über Angebot und Nachfrage hält, die weiß, wo beides zu finden ist und Gelegenheit gibt, dass es sich findet.

Da — eines Tages — war die kleine Fanny verlobt. Sie kam vom Strande, wo die beiden Tanten nun wieder wohnten, aber in einem anderen Hause und in einer anderen Gegend, als Braut zurück. Ein hohler Zahn war der Heiratsvermittler gewesen. Sie hatte ihn sich plombieren lassen und der jugendliche Zahnarzt war in leidenschaftlichen Wallungen seitdem nicht mehr von dem Restaurantgarten und der Strandpromenade gewichen, wo sie mit den Tanten täglich zu sehen war. Eines Tages nahm er seinen Vater — einen bekannten Arzt — mit und erschien bei den Tanten, beide in weißer Hemdbrust und Cravatte, schwarzem Gehrock und Cylinder.

Als die Tanten drinnen die beiden sich in diesem feierlichen Aufzug nähern sahen, lächelten sie einander anzüglich an. Dann winkte die Ältere der kleinen Fanny und zeigte ihr stumm die beiden Erwartungsvollen. Die kleine Fanny lächelte halb geschmeichelt, halb fad. Die ältere Tante rief schon ungeduldig nach ihrer „guten" Haube, weil man „fremde Menschen" nicht so lange warten lassen könne. Im Vorbeigehen sagte sie dann aufmunternd: „Das hat sie von ihrem dummen Entgegenkommen, die Gans. Jetzt kann man noch das Judengeschlepp ins Haus bekommen."

Der präsumtiven Braut traten die Thränen in die Augen. „Wissen Sie, Tantchen", sagte sie zu der Jüngeren, „ich sag' einfach nein! Ich möcht' doch lieber nicht."

Die Jüngere überschaute sich gerade mit einem prüfenden Blick im Spiegel: „Albernes Ding," sagte sie, „möchtest du lieber alte Jungfer werden, hast du vielleicht noch Zeit zu warten?"

Unten erklärte der Papa Doctor inzwischen im Namen seines schüchternen Sohnes der Tante die Plötzlichkeit und Unbezwingbarkeit dieser Neigung sowie die leidenschaftliche Natur seines Sohnes. Er entwickelte eine außerordentliche Beredsamkeit, verbunden mit einer ritterlichen Alt-Herrengalanterie gegen die Tante, was alles auch seine Wirkung nicht verfehlte. Nach einem halbstündigen Austausch von Complimenten, unterbrochen von Darlegungen der Erwerbsfähigkeit und Umworbenheit seines Sohnes, stand endlich die Tante auf, um „das Kind" zu holen, das dann selbst antworten könne. Sie selber sage weder ja noch nein.

Oben in der Erkerstube erklärte dann die Tante: „Dem Vater kann man den Juden gar nicht ansehen."

Die kleine Fanny gieng dann hinunter und man ließ sie mit dem Bewerber allein. Was er zu ihr gesagt hatte, konnte sie sich später nicht erinnern. Nur so viel wusste sie, dass er sie beständig „beschworen" habe, nicht Nein zu sagen. Und da sie überhaupt von Natur nachgiebig war und sich auch nie besondere Gedanken darüber gemacht hatte, worin das Heiraten bestand, und endlich von der Zukunft nichts zu erwarten hatte, so sagte sie denn auch nicht nein!

So war sie denn verlobt und das war eine sehr peinliche Geschichte. Sie konnte sich nur mit gemischten Gefühlen neben ihm auf der Straße zeigen, — die Besuche, die sie in seiner Familie machen musste, wo sie zum erstenmal in ihrem Leben in ein jüdisches Haus kam, lösten gar keine schwägerlichen und schwiegertöchterlichen Gefühle in ihr aus. Am schlimmsten aber waren die Abende, wo sie beide zusammen unter der Ampel im Beisein der Tante, im kleinen Seitenzimmer saßen und sich „an einander zu gewöhnen suchten".

Da überraschte sie einst der Verlobte mit dem Vorwurf, sie sei zu kalt. Er hätte erwartet mehr Liebe zu finden. Das kränkte die kleine Fanny. Sie hatte sich doch tapfer gehalten und „keine Abneigung merken lassen".

Sie meinte sich damit ganz geziemend ausgedrückt zu haben. Sittsamkeit war doch eine Zier. Aber das erotische Blut des Verlobten wallte über. Abneigung — wo er glühende Neigung erwartet hatte. Er empfand ihre lauen Gefühle als eine persönliche Herabsetzung und er fieng an, seine eigenen herauszustreichen.

Die kleine Fanny wurde störrisch. Sie war sich sehr genau bewusst, dass diese Verlobung eigentlich eine ungeheuere Herablassung war, für die sie auf Händen getragen zu werden verdiente. In ihr regten sich Empfindungen, die das Gegentheil von Zuneigung waren, — der Widerwillen des Herzens machte sich bemerklich. Eines Tages war es ihr ganz klar, dass er ihr „zuwider" sei. Und sie theilte mir das mit, da sie bei mir am ehesten Gehör zu finden hoffte.

Ich rieth ihr natürlich, wenn es so stände, ihn gleich laufen zu lassen und erklärte nebenbei, ich verstände überhaupt nicht, was dies Alles bezwecke.

Die kleine Fanny, zufrieden einen Stützpunkt gefunden zu haben, trat nun muthiger auf und bediente sich dabei mit der Gedächtnistreue, die ihr eigenthümlich war, wahrscheinlich meiner Worte.

Dies fiel gerade in die Zeit, wo ich mich zur Abreise nach Dänemark anschickte. Voller Widerwillen gegen alles, was mich umgab, und innerlich von Allem abgelöst, nahm ich nicht mehr viel Theil an diesen Vorgängen, die ich nur als ein entfremdendes Element mehr empfand. Dass mich zunächst der Zorn von Vater und Sohn traf, kümmerte mich auch nicht viel.

Inzwischen aber mehrte sich der Unfriede zwischen den Verlobten. Es bemächtigte sich ihrer eine gereizte Stimmung, die von beiden Seiten als der geeignete Zeitpunkt betrachtet wurde, die Vermögensfrage zu erörtern. Alsbald zeigte sich, dass die Hoffnungen des Verlobten bedeutend über das Maß der zugestandenen Mitgift hinausgiengen. Die Tante erinnerte sich nun des Tons, der ihr gegen die Hausierer die „am Strande" mit dem Sack auf dem Rücken von Haus zu Haus zogen, geläufig gewesen, und verfiel im Eifer gelegentlich darauf, ihn auch dem künftigen Schwiegersohn gegenüber anzuschlagen. Solchermaßen auf ein bekanntes Terrain versetzt, erkannte und definierte auch die kleine Fanny alsbald die wirkliche Natur ihrer Gefühle

In ein paar Wochen war Alles vorüber und die Tanten und die kleine Fanny sahen sich an und fragten einander: „Was war das? Träumten wir oder wachten wir?" und sie zogen einen Strich unter die Sache.

V.

Hiernach sah ich die kleine Fanny nur noch ein einziges Mal. Und da war sie verändert, wie Alles verändert war. Ihr sanftes und liebliches Wesen war noch dasselbe, auf dem Toilettenwege hatte sie sich bedeutend entwickelt und verstand nun von der Tante zu erlangen, was sie haben wollte, wodurch freilich das gute Einvernehmen zwischen ihnen nicht erhöht wurde. Sogar „im Auslande" war sie gewesen, was sonst nur in den „ersten Familien" aus „Bildungsrücksichten" erforderlich war. Und dabei war sie gar nicht bloß nur nach Berlin, oder an den Rhein, oder in's Erzgebirge gekommen, wie der Mittelstand baltischer Reisender, sondern sie hatte sogar an der Riviera g e w o h n t und war durch französische Complimente von alten Marquis ausgezeichnet worden. Und mehr als das, eine adelige Dame aus einem der als besonders exclusiv bekannten Geschlechter hatte sie zusammen mit ihrer eigenen Nichte als Gesellschafterin dahin mitgenommen, obgleich gerade diese Seite an der kleinen Fanny unausgebildet und auch von ihr selbst völlig unentdeckt geblieben war. Sogar französisch vorlesen — was man sich doch nicht so im Handumdrehen aneignet — hatte sie noch in aller Eile gelernt, ehe die neue Beschützerin, in deren Hause die Tante das Parterre bewohnte, sie mitnahm. Sie hatte auch etwas von diesem Aufenthalt mitgebracht, was sie früher noch nicht verstanden, — die Kunst, Orangenliqueur herzustellen.

Bei dem einzigen Besuch, den ich in meiner Heimat ablegte, nachdem ich Ola Hansson's Frau geworden, und wobei ich ihn und unsern kleinen Sohn mit meinen Eltern und den heimischen Penaten bekannt machte, traf ich auch einige Male mit der kleinen Fanny zusammen. Die alte Intimität war fort, sie war überhaupt in jeder Beziehung und bei allen Familiengliedern so seltsam verschwunden, als läge eine unsichtbare Hand über allen. An der kleinen Fanny war das noch am wenigsten wahrzunehmen, sie deutete nur eben leicht in ihrem Benehmen an, was alle anderen — besonders die „jebildeten Kreise" — sich beeiferten an den Tag zu legen: dass man mich vergessen hatte. Das war nun eben in jener Zeit, wo Ola Hansson's und mein Name in allen Blättern und Zeitschriften zu finden waren und seine Bücher

überall commentiert wurden, nicht ganz ungezwungen durchzuführen, da die Balten vom reichsdeutschen Geschmack äußerst abhängig sind, und jeder Taschenspieler und Clavierkünstler in die ersten Familien eingeladen wurde, sobald er nur in Berlin Beachtung gefunden, was uns gerade in ausgiebigem Maße zu theil geworden war. Wir begrübelten dies Phänomen nicht und reisten nach einem kurzen Strandaufenthalt über Schonen, meines Mannes Heimat, nach Berlin zurück, wo wir anderthalb Jahre lang in Friedrichshagen wohnten, ehe wir zu sechsjährigem Aufenthalt nach Schliersee in Oberbaiern übersiedelten.

Es fiel mir damals auf, wie schweigsam die kleine Fanny geworden war und wie müde sie aussah. Sie war nun auch nicht mehr jung und ich verstand diese Müdigkeit, die ich selbst gekannt. Sie war ausgenutzt worden und hatte nichts dafür erhalten und ihre zahlreichen praktischen Fähigkeiten und Geschicklichkeiten, die genug gewesen wären, fünf, sechs anderen Mädchen eine Existenz zu gründen, hatten ihr nichts geholfen und es für sie zu nichts gebracht. Auch der Instinct des Weibes in ihr, der so lange ein ungewöhnliches Phlegma bewahrt, hatte sich wohl endlich geregt und bei seinem ersten Erwachen wahrgenommen, dass es schon Nachmittag geworden war. Ihre Hände waren mütterlich, den ersten Säugling, der als Kind ihres verheirateten Bruders in ihre Hände kam, hatte sie von seinen ersten Stunden an gewiegt und gefüttert, gewaschen und gewartet, als sei das eine ganz gewohnte Beschäftigung für sie. Und das Kind war gediehen und sie selbst war gediehen bei dieser ungewohnten Beschäftigung. Und nun war es spät geworden und sie hatte kein eigenes Kind und auch diese Gabe war zwecklos.

So schrieb ich ihr denn eines Tages, ob sie nicht zu uns kommen und bei uns in Friedrichshagen bleiben wolle, wo es ganz gesellig zugieng und ich für den Haushalt und den Kleinen doch nicht allein zu sorgen vermochte. Es war schon alles verabredet, als ich die Nachricht erhielt, sie könne nicht kommen; den Grund erfuhr ich nicht.

Nicht lange darauf aber kam ihre Verlobungskarte. Sie war nun doch verlobt und bald darauf verheiratet.

Und sie schien gut verheiratet zu sein. Sie hatte einen Mann gefunden, der von seiner Frau alle die Vorzüge verlangte, die sie hatte und dafür keinen Anstoß daran nahm, dass er viel jünger war als sie. Auch die Familie des jungen Gatten, die sie vor der Hochzeit in der Hauptstadt besuchte, wo der Vater eine hohe Stellung wenn ich nicht irre im Schulwesen, einnahm, war zufrieden.

Und alles war ganz einfach gegangen. Die gute Freundin hatte sich endlich gefunden, eine jener Frauen, die leben und leben lassen und die, nachdem sie erst ihre Jugend genossen, nun auch ihre reiferen Jahre weiter genießen und auch noch ihr Alter genießen werden. Als eine angenehme Beschäftigung und aus unerloschenem Interesse für solche Angelegenheiten hielt die Gute eine laufende Tabelle über Angebot und Nachfrage in ihrem Kopf und entdeckte dabei gelegentlich, dass die kleine Fanny und ihr junger Pensionär für einander geschaffen seien. Sie zusammen zu bringen, war eine Kleinigkeit. Ihn hatte sie schon als Pensionär für die Strandzeit, die kleine Fanny brauchte sie nur dazu einzuladen.

Als dann der Herbst kam und der Einzug bevorstand, fand sich die Schwermuth der Trennung auch gleich ein. Sie saßen unter einer Tanne und der junge Mann war melancholisch und schob etwas im Munde hin und her, was sich nicht recht zu Worten formen ließ, aber doch den Schmerz der Trennung und die Wärme seiner Gefühle und wohl auch die Reellität seiner Absichten ausdrücken sollte.

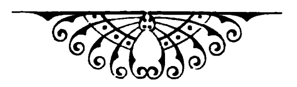
Die kleine Fanny, der manchmal früher schon in kritischen Augenblicken eine prägnante Sprache in aller Naivität zu Gebot gestanden hatte, fragte einfach bei diesem auffälligen Benehmen: „Haben Sie mich denn wirklich ein bischen lieb?" Und das erlösende Wort war gesprochen und wurde durch den Segen der mütterlichen Freundin unverzüglich besiegelt.

Soviel ich aus der Ferne erfuhr, folgte nun eine Zeit voller Zufriedenheit für meine kleine Cousine. Sie freute sich an ihrer kleinen hübschen Wohnung, an ihren neuen Möbeln, an ihrem neuen Titel, an ihrer Unabhängigkeit und an den guten Gerichten, die sie für sich kochte. Sie freute sich, von ihm herumgeführt zu werden und abends in dem und jenem Vereine zu erscheinen, — kurz sie freute sich an allem, woran junge Mädchen sich zu freuen pflegen, wenn sie Frauen geworden sind. Die Männer meinen in der Regel, dass sie sich noch an einigem anderen freuen, z. B. an ihnen, — das ist aber oft eine kleine Selbstüberschätzung.

Diese Freude dauerte nun für die kleine Fanny ein paar Jahre. Die junge Frau wurde krank; so wurde ein Arzt consultiert und es gibt Ärzte, die eine Vorliebe für Operationen haben.

Die kleine Fanny fürchtete sich nicht. Sie gieng mit gutem Muthe in die Klinik und die Operation war alsbald geschehen und, wie es zu heißen pflegt, überaus glücklich verlaufen. Nach einigen Tagen aber stellte sich eine Darmverschlingung ein und die Kranke war zu schwach, als dass eine neue Operation hätte vorgenommen werden können. Was ich über dies Krankenlager hörte, war so traurig, dass ich es lieber nicht erzähle. Meine Mutter hat es mir berichtet, als ich zum letztenmal mit ihr zusammen war, am Meerufer in Rydschäen auf der Insel Möen erzählte sie es mir. Auch sie starb nicht lange darnach, plötzlich und unvermuthet.

Ich weiß nicht, woran sie gestorben. Es war keine der jetzt so häufigen Krankheiten, wie Darmverschlingung, Lungenentzündung, Herzschlag u. dgl. Sie und die kleine Fanny hatten einander, nachdem ich fort war, sehr lieb gehabt. Ich war ersetzt worden und von einer guten kleinen Seele, die Niemandem etwas Böses that und keinem etwas Böses nachsagte. Und wenn ich nun an sie zurückdenke, dann fällt es mir als etwas, was sich fast nur mit ihr zutrug, auf, dass auch nicht der Schatten einer Verstimmung, kein hartes Wort und kein bitterer Gedanke in den langen Jahren, wo wir zusammen waren, von ihr geweckt wurden oder in ihr nachklangen. Sie war so sanft und friedfertig, dass mit ihr nicht in Frieden leben — keinen Frieden halten können, hieß.





Rundschau.

Über einen neuen Purpurcodex der Evangelien, den die Bibliothèque nationale in Paris erworben hat, berichtet Professor von Dobschütz (Jena) folgendes: Im «Journal des savants» vom Mai 1900 gibt H. Omont Kunde von einer hochinteressanten Neuerwerbung der Bibliothèque nationale zu Paris, 43 Blätter, die ein französischer Officier in Sinope am Pontus erwarb. Sie enthalten, ganz in Gold (nicht, wie meist, Silber und Gold) auf Purpur geschrieben etwa ein Drittel des Matthäus-Evangeliums in schönen Charakteren des sechsten Jahrhunderts und, was das Bemerkenswerteste ist, mit 5 Miniaturen ganz im Stile der Wiener Genesis und des Codex Rossanensis. Wie in letzterem sind die einzelnen Scenen (Enthauptung des Täufers, wunderbare Speisung, Heilung der beiden Blinden, Verfluchung des Feigenbaumes gibt Omont in Reproduction) beiderseits abgeschlossen durch die Figur eines Propheten mit Schriftrolle. Die Farben sollen prächtig erhalten sein. Sehr eigenthümlich ist die von Omont für Matthäus reconstruierte Anlage des Manuskripts: regelmäßig wechseln Lagen von 5 und 7 Doppelblättern. Immer deutlicher tritt so die Gruppe der byzantinischen Prunkhandschriften als eine geschlossene, in Ausführung wie Text auf eine Schreibschule zurückgehende, uns vor Augen Mit gespanntem Interesse erwarten wir die Publication des ganzen Textes. L. C.

* * *

Die Flateyhandschrift in Kopenhagen. — Schweden und Dänemark besitzen drei der wichtigsten Handschriften aus germanischer Vorzeit. Das älteste dieser Denkmäler ist der bekannte Codex argenteus in Upsala, der seinen Namen dem silbernen Einband und den zumeist silbernen Buchstaben auf purpurfarbenem Pergamen verdankt. Von den ursprünglichen 330 Blättern sind 143 verloren gegangen. — In Kopenhagen bewahrt die Universitätsbibliothek den aus 45 Quartblättern bestehenden Codex regius, der die letzten Reste der älteren, im neunten Jahrhundert auf Island entstandenen Edda enthält. — Gleichfalls in Kopenhagen — u. zw. in der königlichen Bibliothek — befindet sich eine weniger bekannte, aber ebenfalls außerordentlich interessante Handschrift, der Codex Flateyensis, über den Franz Stock in einem Artikel über die erste Entdeckung Amerikas im Aprilheft der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" einige wertvolle Mittheilungen macht. Die Handschrift enthält die Angaben der ersten Entdeckung des westlichen Continents durch Angehörige des germanischen Volksstammes im Jahre 1000. Als die Veranstalter der Weltausstellung in Chicago die Bitte um Überlassung der Handschrift nach Kopenhagen richteten, wurde zum sichern Hin- und Rücktransport zwischen Kopenhagen und New-York ein amerikanisches Kriegsschiff zur Verfügung gestellt; in einem von Soldaten bewachten Extrazug sollte die Kostbarkeit nach Chicago überführt werden und ein besonders befestigtes, von Militärposten Tag und Nacht bewachtes Gebäude sollte jede Sicherheit gewähren. Dennoch schlug man in Kopenhagen die Bitte ab. — Isländischen (katholischen) Priestern verdankt man die Erhaltung dieses Schatzes; die beiden islän-

dischen Bischöfe Jón Thórdson und Magnus Thórallson zeichneten im 14. Jahrhundert eine Sammlung von Sagas und Gesängen in isländischer Sprache auf, die uns in der Flateyjar-bók (bok = Handschrift, Flateyjar = altnordischer Genitiv von Flatey; Flatey = Flat-ey = flache Insel, westlich von Island) erhalten blieb. Die Handschrift ist auf Pergament geschrieben und besteht aus zwei dicken Foliobänden, die zusammen 448 Seiten zu je 2 Spalten aufweisen. Die Länge einer Bildseite beträgt etwa 14 und die Breite 10 dänische Zoll. Der Inhalt besteht zum größten Theil aus norwegischen Königs- und Volkssagen, eingeschalteten Volksgesängen, Annalen und Schilderungen von Begebenheiten innerhalb und außerhalb Norwegens. Vor allem aber ist die Erzählung von den Grönländern darin aufgenommen, in der die Entdeckung des westlichen Erdtheils durch die Grönländer bezw. Isländer berichtet wird.

Die Handschrift ist 1380 vollendet gewesen, doch sind ihr einzelne Gesänge und geschichtliche Mittheilungen bis 1394 später noch eingeheftet worden. Als eines der ausführlichsten Sammelwerke enthält der Codex Abschriften älterer, größtentheils verloren gegangener Handschriften, denen die Abschreiber noch allerlei persönliche und andere Bemerkungen hinzugefügt haben. Das angewandte Alphabet ist das der altgothischen Mönchsschrift. Die Handschrift befand sich im Besitze eines Bauern der Flatey, als der dänisch-norwegische König Friedrich III. den isländischen Bischof Sveinson 1662 beauftragte, alle noch vorhandenen altnordischen Handschriften zu sammeln. Der isländische Geschichtschreiber Torfason (Torfäus) überbrachte die Handschrift gleichzeitig mit dem Codex regius Friedrichs III. als Geschenk nach Kopenhagen, nachdem sie der Bischof mit großer Mühe von dem Bauer Finson erlangt hatte. Die Erzählung der Entdeckung Amerikas im Jahre 1000 durch Leifr, den Sohn Eriks des Roten, der Grönland entdeckt hatte, sowie die ferneren Verkehrsbeziehungen Islands zu dem westlichen Continent werden in der Handschrift ausführlich erzählt und sind von Franz Stock zum erstenmale ins Deutsche übersetzt worden.

* * *

Der „Kunstwart" veröffentlicht häufig unter dem Sammelschlagwort „Wie's gemacht wird" Proben aus dem Betriebe unserer Litteratur- und Kunst-Reclame, die häufig ganz ergötzlich an die Geschichte vom Frosch erinnern, der sich bis zum Zerplatzen aufblähte, oder von dem Gänschen, von dem es in der Fabel heißt: es reckte sich und streckte sich und wurde doch kein Schwan. — Ist ein solches Betreiben meisthin einfach lächerlich, so erregt es ein peinliches Gefühl, wenn sich mit dieser undelicaten Großmannssucht das nicht gut zu verhüllende Geschäftsinteresse verbindet, welches dem Nächsten den Bissen in den Mund hinein neidet und womöglich die ganze künstlich emporgetriebene Saat für sich allein einheimsen möchte. Ein Beispiel dafür ist Frau Elisabeth Förster, die sich, seit der Name ihres unglücklichen Bruders, des Philosophen Nietzsche, in Aller Mund ist, Förster-Nietzsche schreibt. Man wird es ja nur schön und lobenswert finden, wenn die Schwester für den im Irrenhaus verblödenden Bruder in die Schanze tritt und das unruhig flackernde Feuerlein seines Nachruhms hütet und nährt. Wäre es ihr nur darum zu thun, so müsste sie mit Freuden Alles begrüßen, was den Namen Nietzsche weiter hinaus verbreitet. Nun haben wiederholt Leute, welche Briefe Nietzsche's besaßen, diese Briefe — ob aus Pietät oder des Honorars wegen, ist nebensächlich — in Feuilletons und Zeitschrift-Aufsätzen zum Abdruck gebracht. Das empfand jedoch Frau Förster-Nietzsche als einen Eingriff in ihre Rechte (?) und sie versendet an die Zeitschriften eine „Er-

klärung", dass sie „von jetzt an jede Veröffentlichung von Briefen Nietzsche's, ie ohne Erlaubnis des Autors oder seiner gesetzlichen Vertreter-erfolgt, als unbefugt ansehen und gerichtlich verfolgen werde". Die Begründung dieses strengen Vorgehens gibt gleich der nächste Satz: „Eine Gesammtausgabe der Briefe Friedrich Nietzsche's bereite ich vor: das Erscheinen des ersten Bandes ist für den Herbst 1900 vorgesehen" — hinc illae lacrimae! Und besonders der letzte Theil dieser Erklärung mit seiner buchhändlerischen Voranzeige erinnert stark an die gewissen Inserate, in denen schmerzerfüllte Witwen die Traueranzeige vom Tode ihres Mannes mit der Mittheilung verbinden, dass die von ihnen fortgeführten Geschäfte auch in Zukunft Schneider- &c. Artikel prima Qualität liefern werden, und um geneigte Kundschaft bitten. s.

* * *

Die St. Petersburger Zeitung gibt als musikgeschichtliche Erinnerung aus ihrem Jahrgang 1800 die folgende alte Mittheilung aus Wien vom 5. März wieder, die ein kultur- und insbesonders musikgeschichtliches Interesse besitzt: „Wien, vom 5. März. Da am 9. d. M. das Geburtsfest des Erzherzogs Palatinus von Ungarn einfällt, so hat dessen Gemahlin den Capellmeister Haydn nach Ofen berufen, um an diesem Tage das große Oratorium, die Schöpfung, aufzuführen. Man weiß kein musikalisches Stück, das jemals so viel Glück in der Welt gemacht hätte, als diese Schöpfung. Sie hat ihrem Verfasser schon über 15.000 Gulden eingebracht: und da er solche jetzt auf Pränumeration herausgibt, so sind schon 1570 Exemplare, jedes zu 3 Ducaten, bei ihm bestellt und bezahlt worden".

* * *

Im Mai d. J. fand in Paris die Versteigerung der Bibliothek Guyot de Villeneuve's, des verstorbenen Präsidenten der Gesellschaft der französischen Bibliophilen statt. Am ersten Tage wurden für 100 der Theologie angehörende Nummern 75.907 Frcs. erzielt. Ein Exemplar von Bossuet's „Geschichte der Veränderungen der protestantischen Kirchen" — die Pariser Originalausgabe von 1689, drei Bände in rothem Maroquinband, das mit vielen handschriftlichen Zusätzen des Verfassers versehene Handexemplar Bossuet's, das Guyot seinerzeit um 15.000 Frcs. gekauft hatte, — erzielte 19.020 Frcs. Desselben Verfassers „Leichenrede auf den Prinzen Ludwig von Bourbon, Prinzen von Condé" musste sich mit 2720 Frcs. begnügen. Eine lateinisch geschriebene „Geschichte der heiligen Jungfrau" von Jean Boniface, Paris 1604, grüner Maroquinband mit dem Wappen Heinrichs IV., dem es, ebenso wie dem Cardinal Fesch, gehört hatte, erzielte 4900 Frcs., — die „Widerlegung der Hauptirrthümer der Quietisten", Paris 1695, Duodezband in rothem Maroquin mit dem Wappen der Frau von Maintenon, 1720 Frcs. Mehrere «livres d'heures», Gebetbücher, erreichten bemerkenswerte Preise, namentlich die «Horae ad usum pariesiensem», gedruckt im Jahre 1491 von Philippe Pigouchet, 3450 Frcs., und ein anderes Gebetbuch, Octavband ohne Datum, die Kalender von 1488 bis 1508 enthaltend, 2800 Frcs. Ein medicinisches Werk von Paul Jove, Basel 1535, ergab 1995 Frcs. Dieses Buch gehörte dem bekannten Büchersammler Grolier, dann dem Herzog de la Vallière und zuletzt dem Grafen Libri, bei dessen Auction in London im Jahre 1859 es mit 34 Pfd. Sterling bezahlt wurde. Graf Libri Carucci della Sommaio, besser bekannt unter dem Namen Libri, war, wie der „New York Herald" erzählt, ein ausgezeichneter Mathematiker und Mitglied des Instituts, der unter der Regierung Ludwig Philipps zum Inspector der Bibliotheken Frankreichs ernannt

wurde. Er missbrauchte sein Amt, um aus den öffentlichen Sammlungen kostbare Manuscripte und seltene Bücher zu stehlen. Er wurde im Jahre 1852 deswegen in contumaciam verurtheilt, denn er hatte sich nach England geflüchtet, in welches Land auch die meisten der von ihm geraubten Bücher übersiedelten. Graf Libri, der die Bücherliebhaberei freilich übertrieb, hat aber doch das Verdienst, dass er den Geschmack an alten Büchern, der sich seit dem vorigen Jahrhundert fast verloren hatte, wieder in die Höhe gebracht hat.

Der zweite Tag der Versteigerung, an dem es sich hauptsächlich um Medicin und Jurisprudenz handelte, brachte ein Gesammtergebnis von 62.848 Frcs., der dritte Tag ein solches von 113.635 Frcs., davon eine 1555 bei Jan de Tournes in Lyon gedruckte französische Übersetzung der Kyrupädie Xenophon's in herrlichem, gelbem, liliengeschmücktem Maroquinband mit dem Wappen und Namenszug Katharina's von Medici, einem der schönsten Einbände, den die Renaissance hervorgebracht, allein 13.000 Frcs. eintrug. Am vierten Tage standen besonders Handschriften zum Verkauf. In erster Linie erregte das Aufsehen der Kenner und Liebhaber ein handschriftliches Gebetbuch in Kleinfolio-Format, das am Ausgange des 14. Jahrhunderts für Jean Le Maingre, Herrn von Boucicaut, Marschall von Frankreich, und seine Gemahlin, Antoinette von Turenne, ausgeführt wurde. Diese Handschrift wurde später von Heinrich IV. der Marquise von Verneuil, Henriette de Balzac d'Entraigues, geschenkt; eine eigenhändige Notiz des Königs auf einem der Blätter verzeichnet die Geburt einer Tochter der Marquise. Die Miniaturen dieses Buches werden zu den schönsten gezählt, die unter der Regierung Karls VI. vollendet wurden, und sind sowohl vom künstlerischen als vom geschichtlichen Standpunkt bemerkenswert, da die meisten der dargestellten Figuren Porträts hervorragender Personen sind, wie der Herzoge von Orléans, von Berry und von Burgund, Oheime König Karls VI. &c. Das Buch war auch im Besitz der Diana von Poitiers und des Herrn La Reynie, Polizeilieutenant unter Ludwig XIV. Guyot hatte es 1887 von einem englischen Amateur um 30.000 Frcs. gekauft; bei der Versteigerung erstand es Frau Edouard André um 68.500 Frcs. Dieselbe Dame erstand für 18.000 Frcs. ein anderes handschriftliches Gebetbuch, «Heures de Savoie», kleines Quartformat, das im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts ausgeführt wurde und eine große Anzahl von Miniaturen und verzierten Initialen enthält, in denen sich viermal wiederholt das Porträt der Prinzessin Johanna von Savoyen, Tochter des Grafen Eduard von Savoyen und der Blanca von Burgund, befindet, für die die Handschrift augenscheinlich von französischen Künstlern hergestellt wurde. G. de Villeneuve glaubte, dass die Zeichnungen von Jehan Pucelle, Anciau von Sens und Jacquet Maci herrührten, die in jedem Ornament und in jeder Miniatur wahre Meisterwerke von Geschmack und Ausführung schufen. Noch zu erwähnen ist «Preces Christae», ein im Jahre 1652 von Jarry ausgeführtes Manuscript, mit prächtigem alten Einband von Le Gascon, das zu 12.500 Frcs. einen Käufer fand.

Im ganzen brachten die sechs denkwürdigen Auctionstage die Summe von 708.115 Frcs. Herr Guyot de Villeneuve wusste die Bücher seiner Bibliothek offenbar gut zu wählen, denn alle bedeutenden Sachen erzielten bei weitem mehr, als er dafür angelegt hatte, und man glaubt allgemein, dass der Verkauf mindestens das Doppelte des Ankaufspreises ergab. Die zweite Hälfte der Villeneuve'schen Bibliothek soll im nächsten Jahre versteigert werden.

* * *

Zur Lex Heinze. — Ein Frankfurter Blatt hatte in auffallendem Druck die Frage gestellt, wann auf Grund der lex Heinze die Bibel confisciert werden würde. Wegen dieser Frage war Anklage erhoben worden, weil der Staatsanwalt darin eine öffentliche Beschimpfung der christlichen Kirche erblickte. Die Strafkammer des Frankfurter Landesgerichts lehnte aber die Eröffnung des Hauptverfahrens ab und begründete ihren Beschluss wie folgt: Es sei nicht zweifelhaft, dass Angriffe auf die Bibel zugleich als Angriffe auf die christliche Kirche erscheinen könnten, aber nur dann, wenn die Bibel in ihrer dogmatischen Bedeutung für den christlichen Lehrbegriff gemeint und getroffen werden solle. Die incriminierte Frage wolle nun offenbar lediglich darauf hinweisen, dass die Bibel zahlreiche anstößige Stellen enthalte, die für sich allein betrachtet als unzüchtig oder doch wenigstens als das Schamgefühl gröblich verletzend angesehen werden könnten, so dass man um ihrer willen die ganze Bibel als wider die lex Heinze — deren Zustandekommen vorausgesetzt — verstoßend anzusehen habe. Die aufgeworfene Frage wolle also nur zeigen, wie weit der Kreis derjenigen Schriften sei, die durch die lex Heinze verpönt werden würden, wie ihr selbst Werke unterfallen würden, die, wie die Bibel, bislang nur als die Quelle reinsten geistigen und ethischen Genusses angesehen wurden. Von irgend einem Angriff auf die Bibel in ihrer Bedeutung für die christliche Dogmatik könne keine Rede sein; schon deshalb sei ein Vergehen gegen § 166 des Strafgesetzbuchs nicht gegeben. In Betracht kommen könnte noch, ob etwa ein „grober Unfug“ vorliege. Auch dies sei zu verneinen. Die Bestimmungen der „lex Heinze“ seien so vielfach in Zeitungen und Zeitschriften aller Art erörtert worden, das Publicum habe sich so viel mit der genannten Gesetzesvorlage beschäftigt, es seien namentlich von Witzblättern classische Werke der Wissenschaft und Kunst so häufig in ihrer Collision mit der lex Heinze vorgeführt worden, dass jene Frage unmöglich eine Belästigung und Beunruhigung des Publicums hätte hervorrufen können, um so weniger, als schon vorher die Frage der Anwendung der „lex Heinze“ auf die Bibel in öffentlichen Blättern erörtert worden sei.

* * *

Ein sehr interessanter Artikel über „Das Theater in China“ aus der Feder Maurice Courant's ist in der Mai-Nummer der Revue de Paris enthalten. Die dortigen Theaterverhältnisse, die Art der dargestellten Stücke, die Inscenierung, das Verhältnis der Schauspieler untereinander und zum Publicum werden ausführlich beschrieben. Der Confucianismus verpönt das Theater und die Schauspieler als unmoralisch; nichtsdestoweniger erfreuen sich die Theater eines regen Besuches von Litteraten und Mandarinen und selbst den Göttern zu Ehren werden an großen Festtagen, am Tage des Namenspatrones u. s. w. Schauspieler gemietet und privat Stücke aufgeführt. Die Darsteller sind meist Sclaven; die weiblichen Rollen werden von jungen Männern im Alter von 10—30 Jahren gegeben. Außer Tischen und Sesseln, welche je nach der Handlung des Stückes auch aufgethürmt als Mauer oder Wall dienen müssen, führen die Schauspieler keinerlei Requisiten mit sich. Das Drama selbst ist nichts als eine Serie meist gut erfundener Scenen, vielfach zerstückt durch lyrische und moralische Declamationen und nur sehr schwach durch Monologe zusammengehalten; an dramatischen Ideen fehlt es nicht, aber dieselben zu einem wirklichen Drama zu verbinden, ist die dramatische Dichtkunst in China derzeit noch nicht imstande.

Für die Redaction verantwortlich: Dr Hans Bohatta.
Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung. — Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.

WIEN, 1. JULI 1900.



SERIE II. Nr. 3.

MITTHEILUNGEN

AN DIE

MITGLIEDER DER LEO-GESELLSCHAFT

Erscheint in zwangloser Folge stets als Beilage zur Zeitschrift „Die Kultur".

HERAUSGEGEBEN VON DER ÖSTERR. LEO-GESELLSCHAFT.

Wird den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft unentgeltlich zugesendet.

I. Die Generalversammlung der Leo-Gesellschaft für das Jahr 1900

findet in Marburg (Steiermark) am 23. und 24. Juli l. J. statt, und es werden hiemit die Mitglieder der Leo-Gesellschaft zur zahlreichen Theilnahme an derselben eingeladen.

Tagesordnung:

Montag, 23. Juli: $^1/_2$8 Uhr abends Begrüßung der Theilnehmer der Generalversammlung im Hotel „Erzherzog Johann."

Dienstag, 24. Juli: $^1/_2$8 Uhr früh Pontificalmesse im Dom.

$^3/_4$9 Uhr früh: Sitzung der philosophisch-theologischen Section im fb. Priesterhause.

1. Vortrag mit Debatte: Die wissenschaftlich theologische Arbeit in Österreich und ihre Zukunft; Vortrag von Dr. F. M. Schindler.
2. Anträge und Anregungen.

$^1/_2$11 Uhr: Sitzung der historischen Section im fb. Priesterhause.

1. Vortrag: Geschichte Marburgs, Vortrag von Dr. Josef Pajek.
2. Bericht über die Arbeiten der Leo-Gesellschaft am vaticanischen Archive von Dr. H. Pogatscher.
3. Anträge und Anregungen.

$^3/_4$12 Uhr: Geschlossene Sitzung der Leo-Gesellschaft im fb. Priesterhause.

1. Geschäftsbericht.
2. Anträge und Anregungen betreffend die Thätigkeit der Leo-Gesellschaft.

1 Uhr: Tisch.

3 Uhr: Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Marburg.

5 Uhr: Öffentliche feierliche Sitzung in der Burg Marburg.
1. Eröffnung durch den Präsidenten der Leo-Gesellschaft.
2. Ansprache Sr. fb. Gnaden Dr. M. Napotnik.
3. Berichte des Präsidiums der Leo-Gesellschaft und des Tiroler Zweigvereines über die Thätigkeit der Leo-Gesellschaft.
4. Vortrag von Dr. Aug. Rösler: „Die kulturgeschichtliche Bedeutung von Zacharias Werners Entwicklungsgang."
5. Schlusswort des Vicepräsidenten der Leo-Gesellschaft.

7 Uhr: Gemeinsames Abendmahl im Hotel „Erzherzog Johann."

Vormerkungen für entsprechende Bequartierung werden entgegengenommen von Canonicus Dr. Johann Križanič in Marburg.

II. Sitzung des Directoriums der Leo-Gesellschaft.

In der Sitzung am 11. Mai 1900 wurden:

1. in die Leo-Gesellschaft aufgenommen: 2 lebenslängliche Mitglieder, 100 Mitglieder und 2 Theilnehmer mit Jahresbeiträgen.

2. Es wurde mitgetheilt, dass an Spenden der Leo-Gesellschaft zugewendet wurden: von Sr. Excellenz Freih. v. Helfert K 26.25; von Herrn Graf Franz v. Kuefstein K 35; von Herrn Druckereibesitzer Georg Büxenstein in Berlin ein großes Ölgemälde von Ugolini in schönem Barockrahmen, darstellend Leo XIII. Die wertvolle Bibliothek der Wiener Familie v. Hoffinger, vornehmlich aus dem Nachlasse des am 7. April 1879 verstorbenen k. k. Sectionsrathes Dr. jur. und phil. Joh. Bapt. Ritter von Hoffinger mit ca. 5000 Bänden wurde übernommen und provisorisch aufgestellt. Den Spendern wurde ebenso wie Frl. Frida Liste in Wien für die Überlassung der Locale zur Abhaltuug der Damenvorträge der Leo-Gesellschaft der Dank ausgesprochen. — Die neuen Publicationen der Leo-Gesellschaft wurden vorgelegt.

3. Es wurde beschlossen: Der „Neuen Wiener Volksbühne" die Costüme der Leo-Gesellschaft zur Aufbewahrung und Benützung zu überlassen; das Manuscript des Stift Vorauer Bibliothekars Theodorich Lampel enthaltend den Incunabelnkatalog der Bibliothek des Stiftes Vorau mit Unterstützung des Stiftes im Jahre 1901 zu veröffentlichen; den von Professor Dr. Ehrhard vorgelegten Entwurf betreffend die durch Herrn Dr. H. Pogatscher am vatikanischen Archive mit Mai 1900 zu beginnenden Arbeiten mit einigen Zusätzen zu genehmigen. Der vom Generalsecretär vorgelegte Entwurf des Programmes für die am 23. und 24. Juli l. J. in Marburg (Steiermark) abzuhaltende Generalversammlung wurde gutgeheißen.

III. Sitzungen der Sectionen.

1. Philosophisch-theologische Section.

In der Sitzung am 25. Mai l. J. erstattete Univ.-Professor Dr. H. Swoboda eingehenden Bericht über den Congress christlicher Archäologen zu Rom (April 1900).

Generalsecretär Professor Dr. F. Schindler legte sodann die in die Section einschlägige Publication der Leo-Gesellschaft „Fohringer C., das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Diöcese St. Pölten" vor und berichtete über den

Stand der übrigen laufenden Publicationen. Auf den Vorschlag desselben wurde als Vortragsthema für die Sitzung der theologischen Section gelegentlich der Generalversammlung bestimmt: „Die wissenschaftlich theologische Arbeit in Österreich und ihre Zukunft.

2. Section für Social- und Rechtswissenschaften.

In der Sitznng am 29. März 1900 referierte Herr Dr. Eugen Schwiedland, Handelskammersecretär und Privatdocent in Wien, über den Lehrlingsschutz in Neuseeland, speciell über das dortige Gesetz vom 21. October 1899 betreffend die Verwendung unbezahlter Mädchen und Knaben in Fabriken und Werkstätten. Dasselbe bestimmt im wesentlichen, dass Knaben und Mädchen unter 18 Jahren, die unter irgend einem Titel zu einer Arbeit in einer Fabrik oder Werkstätte verwendet werden, zu einer Lohnforderung von mindestens 4 Schillingen per Woche für Mädchen und für Knaben von 5 Schillingen berechtigt sind, welche unter Strafe längstens alle 14 Tage auszuzahlen sind. Zum Schutze dieser Lohnforderungen kann jeder Gewerbeinspector im Namen der Bezugsberechtigten gerichtliche Schritte unternehmen. Unter Strafe bis zu 10 Pfund Sterling ist den Arbeitgebern in Fabriken und Werkstätten die Annahme von Prämienzahlungen für die Verwendung von solchen Knaben und Mädchen verboten, sei es, dass die Prämien von den in Beschäftigung genommenen Knaben und Mädchen selbst oder für sie von anderen Personen geleistet werden. Der Fabriksinspector ist befugt, in jedem Falle einer derartigen Prämienzahlung oder irgend welcher von Unternehmern gemachten Lohnabzüge im civilrechtlichen Wege den Prämienbetrag bezw. Lohnabzug für die betreffenden Knaben und Mädchen vom Arbeitgeber zurückzufordern.

Die Debatte beschäftigte sich mit den Arbeits- und Rechtsverhältnissen jugendlicher Personen in den modernen Industrieländern überhaupt, für deren Regelung Referent einzelne Vorschläge machte und eingehend begründete.

3. Section für Litteratur und Kunst.

In der Sitzung am 28. Mai 1900 wurden:

1. bezüglich der Herstellung einer kritischen Gesammtausgabe der Werke Abrahams a. S. Clara die Herren Professor Zeidler und Dr. Nagl aufgefordert, ein Referat über den Umfang und Inhalt der Ausgabe auszuarbeiten.

2. Zur Generalversammlung in Marburg wurden Redner für die öffentliche Sitzung in Vorschlag gebracht.

3. Es wurde beschlossen, das Comité für die Kunstausstellung zu ersuchen, demnächst über den Stand der Vorarbeiten Bericht zu erstatten.

4. Kais. Rath Dr. Truxa schlägt vor, die Leo-Gesellschaft möge Ansichtskarten herausgeben (Wappen der Leo-Gesellschaft, Porträts etc.); er wird beauftragt, ein Programm auszuarbeiten und vorzulegen.

IV. Veranstaltungen der Leo-Gesellschaft.

An den Montagsabenden der Leo-Gesellschaft wurden Vorträge gehalten von:

Univ.-Professor Dr. A. Ehrhard über: „Entstehung der theologischen Wissenschaft.“

Oberhofkaplan Dr. K. Schnabel über: „Palästina und Syrien, mit Vorführung älterer und neuster Illustrationen.“

Univ.-Professor Dr. F. Schindler über: „Die ethische Bewegung der Gegenwart“

Dr. J. Mantuani über: 1. „Kunstfälschungen“; 2. „Die Behandlung und Kritik historischer Quellen, welche sich auf Kunstgegenstände beziehen.“

V. Stand der Publicationen der Leo-Gesellschaft.

I. Es wurden veröffentlicht:

1. Band VI. der „Quellen und Forschungen“: Dr. V. Lumtzer und Dr. J. Melich: Deutsche Ortsnamen und Lehnwörter des ungarischen Sprachschatzes. (X und 311 S. Preis K 7.60).

2. C. Fohringer: Das sociale Wirken der katholischen Kirche in der Diöcese St. Pölten. (421 S. Preis K 7.—).

3. Allgemeine Bücherei, Neue Folge, Verlag Josef Roth in Wien und Stuttgart (Preis per Heft 24 h): 1. Rob. Hamerling: Eutychia oder Die Wege zur Glückseligkeit; 2. Selma Lagerlöf: Astrid. Aus dem Schwedischen.

4. Vorträge und Abhandlungen (13). Dr. H. Misera: Die historische und wirtschaftliche Bedeutung der Gemeinde. (32 S. Preis 60 h).

5. Allgemeines Litteraturblatt, red. von Dr. F. Schnürer (1900. N 1—10).

6. „Die Kultur“, red. von Dr. F. Schnürer und Dr. H. Bohatta (1900. Heft 1—6).

7. Die katholische Kirche in Wort und Bild. (Prachtwerk. II. Band. Heft 16—26).

8. Mit Unterstützung der Leo-Gesellschaft: Dr. Freih. v. Bischoffshausen, Alexander VIII. und der Wiener Hof.

II. Im Druck sind:

1. Apologetische Studien (4). Dr. Ph. Kneib: Die Unsterblichkeit der Seele, bewiesen aus dem höheren Erkennen.

2. Dr. Schmalzl: Commentar zu Isaias.

VI. Neue Subscription auf die „Quellen und Forschungen.“

Die Leo-Gesellschaft gibt in zwanglosen Bänden im Verlage der Wagnerschen Buchhandlung in Innsbrnck unter der Leitung der Universitätsprofessoren Dr. J. Hirn und Dr. J. E. Wackernell „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Kultur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer“ heraus und es sind seit 1895 folgende Bände erschienen:

I.: Dr. J. E. Wackernell: Altdeutsche Passionsspiele aus Tirol. (1897. Graz, Styria. 8°. CCCXIV. und 550 S. Preis K 16.—).

II.: Dr. Otto Grillnberger, O. C.: Die ältesten Todtenbücher des Cistercienserstiftes Wilhering in Österreich ob der Enns. (1896. VIII. und 280 S. Ebd. Preis K 6.40).

III.: Dr. Adolf Hauffen, Docent an der deutschen Universität in Prag: Die deutsche Sprachinsel Gotschee. Mit 4 Abbild. und einer Sprachkarte. (1895. Ebd. XVI. und 466 S. Preis K 10.—).

IV.: Christian Schneller: Trientinische Urbare aus dem 13. Jahrhundert. Mit einer Urkunde aus Judicaten von 1244—1247. (Innsbruck, Wagner, 1898. 283 S. Preis K 6.—).

V.: Josef Hirn: Der Kanzler Bienner und sein Process. (Ebd. 1898. XX. und 533. S. Preis K 9.—).

VI.: V. Lumtzer und J. Melich: Deutsche Lehnwörter des ungarischen Sprachschatzes. (X. und 311 S. Preis K 7.60).

Die Herausgabe dieser hochbedeutsamen „Quellen und Forschungen“ wurde der Leo-Gesellchaft durch eine bei der Innsbrucker Generalversammlung 1893 eingeleitete Subscription auf die ganze Sammlung mit Gewährung des $^2/_3$ Preises der einzelnen Bände für die Subscribenten ermöglicht. Seither sind von den 100 Subscribenten viele mit Tod abgegangen oder haben ihren Rücktritt von der Subscription angemeldet. Um die so entstandenen Lücken zu ergänzen, wird hiemit eine neue Subscription auf die Quellen und Forschungen mit derselben Begünstigumg eröffnet und werden die darauf reflectierenden Mitglieder der Leo-Gesellschaft gebeten, dies durch eine Postkarte an die Leo-Gesellschaft, Wien, I. Annagasse 9 anzumelden. Die Zusendung der einzelnen Bände an die Subscribenten erfolgt unmittelbar nach dem Erscheinen derselben.

VII. Internationaler Congress katholischer Gelehrten und Freunde der Wissenschaft zu München, 24.—28. September 1900.

Bisher haben sich von den Mitgliedern der Leo-Gesellschaft zur Betheiligung am Congresse erst 37, zur Theilnahme durch wissenschaftliche Arbeiten 8 bei der Kanzlei der Leo-Gesellschaft angemeldet. (Mitgliedbeitrag 5 K). Da lebhaftest zu wünschen ist, dass die Betheiligung der katholischen österreichischen Gelehrten und Freunde der Wissenschaft an diesem Congresse eine möglichst zahlreiche und intensive werde, so ergeht hiemit nochmals die freundliche und dringende Aufforderung zur Antheilnahme am Congresse und zur Vorbereitung wissenschaftlicher Arbeiten für denselben. Anmeldungen zur Theilnahme überhaupt wie insbesondere von wissenschaftlichen Arbeiten nimmt entgegen die Kanzlei der Leo-Gesellschaft Wien, I. Annagasse 9.

VIII. Neue Förderer, Mitglieder und Theilnehmer der Leo-Gesellschaft.

Als Förderer:

Kuefstein, Graf Karl, k. u. k. Gesandter u. bev. Minister, GR., Bern 400 K.

Lebenslängliche Mitglieder:

Mathoy, Dr. Robert, k. k. Notar, Wien 200 K.
Mattoni Heinrich, Edler v., Gutsbesitzer, Wien 200 K.

Mitglieder und Theilnehmer mit Jahresbeiträgen:

Schloss Allentsteig (N.-Ö.): Pereira, Baronin Dora 10 K.
Altenburg (N.-Ö): Hobza Willibald, O. S. B., Novizenmeister 10 K.
Aussee (Steiermark): Muhr Georg, Cooperator 10 K.
Bierbaum im Lesachthal (Kärnten): Huber Joh. 10 K.
Bozen (Tirol): Sajovits Robert, stud. jur.
Budweis (Böhmen): Placek, Dr. Franz, k. k. Professor 10 K. — Schmidt, Dr. Valentin, O. Cist. 10 K.
Schloss Ebelsberg (O.-Ö.): Kast Michael, Freih. v., k. u. k. Geh. Rath 10 K.
Feistritz (Steiermark): Prosenn Alexander, Pfarrer 10 K.
Freising (Baiern): Hoffmann Richard, Diakon 10 K. — Kammerloher Sebastian, Diakon 10 K. — Krottenthaler Stefan, Diakon 10 K. — Niedermaier Josef, Diakon 10 K.
Graz: Ackerl Joh., st theol. — Edelsbrunner Medard, st. theol. 10 K. — Karner Franz, st. theol. — Leseverein der Theologen 10 K. — Plater, Graf Johann 10 K. — Reinhofer Jos, st. theol. — Schweighofer Franz, st. theol.
Gries (Tirol): Schunter Joh, Weltpriester 10 K.
Gross-Poppen (N.-Ö.): Plesser Alois, Pfarrer 10 K.
Höritz (Böhmen): Panhölzl Philibert, Pfarrer 10 K.
Hofkirchen (O.-Ö.): Spalt Friedrich, reg. Chorherr und Pfarrer 10 K.
Innsbruck: Albert Franz, st. theol. — Baldauf Gebhard, stud. theol. — Bukuwky, Graf Michael 10 K. — Cremer Wilhelm, st. theol. — Christianell Franz, st. theol. — Dinzinger Franz, st. theol. — Eggerer Marian, st. theol. — Ehrlich Lambert, st. theol. — Elizan Franz, st. theol. — Ellering Theodor, st. theol. — Ferschich Joh., st. theol. — Gabler Bruno, st. theol. — Groll Alois, st. theol. — Goldstein Franz, st. theol. — Howorka Stefan, st. theol. — Kaderžawek Julius, st. theol. — Kern Mathias, st. theol. — Lau Ludwig, st. theol. — Lenard Leopold, st. theol. — Lindemmann Karl, st. theol. — Magyarász Franz, st. theol. — Matter Erhard, st. theol. — Mayer Hermann, st. theol. — Meer Wilhelm, v., st. theol. — Pfammatter Emil, st. theol. — Posch Julius, st. theol. — Reichart Otto, st. theol. — Riedhammer Franz, st. theol. — Rub Karl, st. theol. — Revermann Theodor, st. theol. — Sauer Eugen, st. theol, — Stähli Rudolf, st. theol. — Schönbrod Paul, st. theol. — Strunk Wilhelm, st. theol. — Timmen Leonhard, st. theol. — Weinzierl Wichmann, st. theol.
Kastelruth (Tirol): Stenizer Gottfried, v., k. k. Bezirksrichter 10 K.
Landskron (Böhmen): Brix Adolf, k. k. Professor 10 K.
Leitmeritz (Böhmen): Böhm Josef, Domcapitular 10 K.
Lemberg: Pilat, Dr. Thaddäus, k. k. Hofrath und Univ.-Professor 10 K.
Liebenau bei Graz: Buxbaum Franz, k. u. k. Hauptmann und Lehrer a. d. k. u. k. Inf.-Kad.-Schule 10 K. — Parall Jaroslav, k. u. k. Art.-Oblt. und Lehrer a. d. k. k. Inf.-Kad.-Schule 10 K.
Linz: Bauernberger Hermann, Professor am Petrinum 10 K.
Mährisch-Neustadt (Mähren): Fischer Josef, k. k. Professor 10 K. — Serulka Wenzel, Dechant 10 K. — Stöckl Isidor, Cooperator 10 K.

Maria-Kulm (Böhmen): Kohl Rudolf, Kreuzherrnordenspriester 10 K.
Melk (N.-Ö.): Piringer Leo, Stiftscapitular 10 K. — Schachinger, Dr. Rudolf, Professor und Stiftsbibliothekar 10 K.
Meran (Tirol): Mages, Freifrau, geb. Mutter 10 K. — Menghin A. 10 K.
München: Öttingen-Spielberg, Fürstin zu 10 K.
Nagy-Lévard (Ungarn): Wenckheim, Graf Stefan 10 K.
Nals (Tirol): Thaller Anton, Cooperator 10 K.
Neukirchen (O.-Ö.): Wöckinger Joh., Pfarrer 10 K.
Olmütz: Ludwig Hermann, Communalforstmeister 10 K.
Prag: Picha Auritius, fürsterzb. Ceremoniär 10 K.
Pressburg: Schwarzenberg-Löwenstein, Prinzessin Anna 10 K.
Regensburg (Bayern): Sachs, Dr. Josef, Professor d. Theologie 10 K.
Rom: Kirsch, Dr. Peter Anton 10 K.
St. Florian (O.-Ö.): Polz Amandus, Stiftscapitular 10 K.
St. Gallenkirch (Vorarlberg): Schennach, Dr. Wilh., prakt. Arzt 10 K.
St. Margareth b. Prag: Schramm Romuald, O. S. B 10 K.
St. Marien (O.-Ö.): Piberhofer Joh., reg. Chorherr 10 K.
St. Pölten (N.-Ö.): Fuchs Josef, Weltpriester 10 K. — Müllner Dr. Michael, k. k. Hofrath und Kreisgerichtspräsident 10 K.
St. Veit am Vogau (Steiermark): Daum, Dr. Alois, Dechant 10 K.
Schlägl (O.-Ö.); Kinzinger Florian, Stiftscapitular 10 K. — Voraberger H. J., Subprior 10 K.
Schönlinde (Böhmen): Hendrich Franz, Fachschuldirector 10 K.
Seekirchen (Salzburg): Hutzinger Simeon, Stiftscapitular 10 K.
Smichov b. Prag: Benedictinerinnenabtei St. Gabriel 10 K.
Tisens (Tirol): Rabensteiner Nicodemus, Pfarrer 10 K.
Trient: Toggenburg, Graf Friedrich 20 K.
Troppau (O.-Schles.): Fink Maximilian, Deutschordenspriester 10 K. — Klein Norbert, Stadtcaplan 10 K.
Wels (O.-Ö.): Fuchs Franz, Kaufmann 10 K.
Wien: Beck v. Managetta Franz, k. k. Sectionsrath 10 K. — Brzezowsky Rudolf, Buchdruckereibesitzer 10 K. — Czernin-Schönburg, Gräfin 10 K. — Fischer-Colbrie Anna, Fräulein 10 K. — Fuss Josef, Cooperator 10 K. — Frank Juliana, Frau 10 K. — Grünwald Josef, Pfarrer 10 K. — Hurter v., k. k. F.-M.-L. i. R. 10 K. — Janeček Franz, Erzieher 10 K. — Krasser Jos. M., st. tech. Orel Anton, st. jur. — Orel Bertha, Frau, k. u. k. O.-St.-Arzt-Gattin 10 K. — Petritsch Felix, cand. ing. — Schneider v. Limhofen Franz, Rechnungsassistent 4 K. — Szivo Clotilde, Fräulein 4 K. — Tschebulz Julie, Frau 10 K.
Wiener-Neustadt (N.-Ö.): Landeslehrerseminar 10 K. — Luksch Anton, Propst 10 K. — Nimmrichter Joh., Kurat 10 K.
Würzburg (Bayern): Hergenröther, Dr. Franz, Domcapitular 10 K.
Wullersdorf (N.-Ö.): Wiesinger Bruno, Cooperator 10 K.
Zöptau (Mähren): Boess Josef, Pfarrer 10 K.

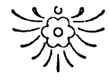
Gestorben sind: Ehrenmitglied Hofrath Professor Dr. Friedrich Maassen, Innsbruck. — Cardinalfürsterzbischof Dr Johann Haller, Salzburg. —

Prior Bruno Kyrle, Kremsmünster. — Bischof Ignaz Lobos, Tarnow. — Erzbischof Dr. Severin R. v. Morawski, Lemberg. — Pfarrer Alois Tinkhauser, Vintl. — Professor Dr. Josef Schindler, Leitmeritz. — Bischof Dr. Joh. Glavina, Triest. — Propst Bernhard Appel, Reichersberg. — Pfarrer Josef Fritz, Hermagor. — Oberinspector Clemens Magniet, Prag.

IX. Zur Beachtung.

Noch rückständige Jahresbeiträge der Mitglieder der Leo-Gesellschaft für 1900 (Mitgliedbeitrag 10 K) wollen recht bald an die Kanzlei der Leo-Gesellschaft, Wien, I., Annagasse 9 eingesandt werden; ebenso rückständige Abonnementsbeträge für das „Allgemeine Litteraturblatt" (10 K).

Die Einziehung bis dahin nicht beglichener Jahresbeiträge durch Postauftrag wird kurz nach Erscheinen dieser Mittheilungen beginnen.



Verantwortlicher Redacteur Dr. Hans Bohatta. — Verlag der Leo-Gesellschaft in Wien.
Buchdruckerei Ambr. Opitz, Wien.



Andreas Hofer und Hormayr.

Von J. Hirn.

In einem von angesehener geschichtswissenschaftlicher Seite stammenden Vortrag oder Aufsatz neueren Datums über Andreas Hofer wird betont, wie sehr sich in Tirol über die Wertschätzung und Beurtheilung des ersten Nationalhelden des Landes geradezu wunderliche Wandlungen vollzogen haben. Einst, so heißt es da, einstimmig bereit, das Bild des Märtyrers der Freiheit neben den Schutzpatronen des Landes aufzustellen, hat das Tirolervolk heute nur noch wenig Enthusiasten aufzuweisen, welche ihn als einen zweiten David feiern. Wandlungen sind wohl zuzugeben; nur sind sie niemals in so extremer Stärke zu beobachten gewesen, wie es die angeführten Worte anzudeuten scheinen. Von einer Einstimmigkeit, Hofer mit dem Lorbeer und Heiligenschein zu umgeben, kann für die frühere Zeit ebensowenig gesprochen werden wie von einem fast gänzlichen Fehlen enthusiasmierter Verehrung für den vaterländischen Helden in unseren Tagen. Die Festlichkeiten, welche die alte Hauptstadt Tirols und das ihr benachbarte Passeierthal im vergangenen Herbste feierten, zeigen, dass der Name Hofer auch heute noch einen Klang hat, der weit hinausdringt über die Grenzen seiner engern Heimat. Umgekehrt aber blieb Hofers Andenken schon bei seinen Zeitgenossen nicht immer ohne Angriffe. Und wenn da von einer Zeit gesprochen wird (wie Steub es thut), wo man mehr den Sandwirt hervorhebt, der von Schulden sich nicht mehr anders zu helfen wusste, als indem er eine Rebellion machte, der, fromm und einfältig, nicht bedachte, was er that, der nie einem Rufe hätte folgen sollen, dem er nicht gewachsen war, so wird man darin zum Theil wenigstens einen Niederschlag zu erblicken haben jener abträglichen Äußerungen, mit denen vorzüglich einer von Hofer's Zeitgenossen, Joseph Freiherr v. Hormayr, das Andenken des Sandwirtes zu beflecken meinte, in Wirklichkeit freilich nur sein eigenes Andenken befleckt hat.

Hormayr begnügte sich nicht mit der ihm zugewiesenen Rolle, im Jahre Neun die Bewegung in Tirol zu organisieren und die vielfachen und schwierigen Geschäfte eines bestellten Intendanten zu besorgen, sondern er besorgte auch

selbst die officielle Berichterstattung über jene Ereignisse und drängte sich daneben als den eigentlichen Geschichtschreiber derselben dem großen Publicum auf. Gewiss brachte er dazu mancherlei wertvolle Qualificationen mit: ein ungemein ausgebreitetes Wissen, eine seltene journalistische Gewandtheit, ein gewaltiges, wenn auch nicht immer verläßliches Gedächtnis und für einen großen Theil des Erzählten auch den wichtigen Behelf, dass er es selbst mit erlebte. Freilich ist dieser letztere Umstand für eine wahrhaft objective, wahrheitsgetreue Geschichtsdarstellung von vorn herein nicht immer von Vortheil. Wer zeitgenössische Geschichte schreibt, handelt von Zuständen und Vorgängen, wo er selbst mitten innen stand. Liebe und Hass, Zu- und Abneigung führen allzu leicht seine Feder. Das gute Wissen als solches wird nur allzu oft verdunkelt vom persönlichen Gefühl. Das ist die Schattenseite beim zeitgenössischen Berichterstatter. Aber daraus ist ihm noch kein schwerer Vorwurf zu machen. Schlimmer wird es erst, wenn man einen solchen zeitgenössischen Erzähler auf absichtlichen Verdrehungen ertappt, wenn man sieht, wie er mit Berechnung die Dinge verschiebt und verzerrt; und noch schlimmer, wenn man findet, dass dies Alles geschieht, um in unberechtigter Weise sein eigenes Ich auf Kosten der historischen Treue und der Pietät gegen andere auf den Leuchter zu setzen.

Hormayr hätte es wahrlich nicht nöthig gehabt, nach solchen Mitteln zu greifen, um sein Andenken in der vaterländischen Geschichte sicher zu stellen. Jeder, der die Geschichte des Jahres Neun verfolgt, erkennt alsbald den Eifer und die Umthunlichkeit des Intendanten, seine Geschicklichkeit im politisch-administrativen Dienste. Was Hormayr in den Mai- und Juni-Tagen des Jahres Neun, da durch die entfesselte Volksbewegung die Bande der Ordnung sich bedenklich im Lande lockerten, für die gesicherte Verwaltung in Tirol gethan hat, das wird ihm stets unvergessen bleiben. — Aber mit so bürgerlich bescheidenem Erfolg war der eitle Mann nicht zufrieden. Wer von jenen, die neben und mit ihm am großen Werke des Jahres Neun operierten, seinen Nimbus etwas zu verdunkeln drohte, der musste auf künstlichem, auf moralisch wie historisch höchst zweifelhaftem Wege gedrückt werden. Wer aber war, dies vorausgesetzt, mehr in Gefahr, von dieser Methode Hormayr's betroffen zu werden als derjenige, der vom Vertrauen und von der freien Wahl des Volkes zum Leiter der großen Bewegung erhoben worden war, als Andreas Hofer?

Für eine solche Verkleinerung brachte Hormayr eine seltene Scrupellosigkeit des Charakters mit sich. Man wird es ihm ja noch nicht als schweres Vergehen anrechnen, dass er seinen Dienstherrn tauschte, indem er später aus österreichischem, merkwürdig genug, in bairischen Dienst übertrat. Aber

anwidernd ist dann der Anblick, wenn man sieht, wie derselbe Mann, der bisher wie ein wahrer reichshistoriographischer Officiosus in unzähligen Schriften die Partei seines angestammten Landesfürsten vertreten hat, in augenblicklicher Frontveränderung zum Verfasser der giftigsten Pamphlete gegen sein Vaterland und sein Kaiserhaus wird. Es ist manchmal ebenso empörend wie erheiternd zu sehen, wie Hormayr bei einer späteren Auflage eines Werkes keine andere Änderung im Texte vorzunehmen weiß, als österreichisch gefärbte Stellen einfach durch möglichst beleidigende antiösterreichische zu ersetzen. Als Geschichtschreiber zwar hat Hormayr schon ziemlich frühzeitig an Credit einzubüßen begonnen, aber seine gewandte Feder sicherte ihm noch zeitlebens ein großes Publicum, und eben deshalb sind seine geschichtlichen Darstellungen auf geraume Zeit hinaus doch nicht ohne Wirkung geblieben.

Kaum hatte Hormayr die Befreiung aus einer durch ein bösartiges Polizeisystem über ihn verhängten Haft erlangt, so gieng er an die Geschichtschreibung des Tiroler Krieges von anno Neun: so entstand auch sein Buch „Andreas Hofer“. Dass er seinem Buch (es erschien 1817, 1845 in zweiter Auflage in zwei Bänden) den Titel des Sandwirtes gab, erscheint wie eine unbewusste Huldigung vor dem von ihm doch so geschmähten Genius des Führers des Tiroler Volkes. Denn nach dem, was das Buch zum großen Theil bietet, hätte es eigentlich „Hormayr“ betitelt werden sollen. Hormayr's Name erscheint auch nicht als Verfasser auf dem Titelblatte. Dies wurde natürlich deshalb unterlassen, weil Hormayr meinte, auf diese Art um so mehr seine eigene Verherrlichung vor dem nicht eingeweihten Leser betreiben zu können. Freilich, wüsste man es nicht sonst, der ganze Inhalt des Werkes weist mit zweifelloser Deutlichkeit auf Hormayr als den Verfasser.

Das Werk führt sich sehr umständlich ein. Es beginnt mit einer förmlichen Landesgeschichte seit den ältesten Zeiten. Der seit der Auswanderung von Gift und Galle gegen Österreich erfüllte Geist des Verfassers macht sich dabei, also speciell in der zweiten Auflage, oft genug in aufdringlicher Weise bemerkbar, echt Hormayr'sche Übertreibungen begegnen darin nicht selten. Da lesen wir z. B.: „Meinhard von Tirol starb nach seinem ihm gleich gesinnten, jedoch die Wege der Gewalt weit besser verhüllenden Freunde Rudolf von Habsburg“. Oder: „Auch im deutschen Zweige der Habsburger brachen die düstern Geisteswirren der Ahnfrau, der arragonesischen Johanna, das spanische Blut, die jesuitische Lehre und eine angeborne Beschränktheit mit wenig Ausnahmen hervor.“ — Ganz deutlich lässt Hormayr an einer Stelle durchblicken, dass der bairische Erbprinz Ferdinand Joseph, der voraussichtliche Erbe des spanischen Reiches, eines gewaltsamen Todes gestorben sei und dass dabei Österreich den Giftmischer gemacht habe. — Auf welche

selbst die officielle Berichterstattung über jene Ereignisse und drängte sich daneben als den eigentlichen Geschichtschreiber derselben dem großen Publicum auf. Gewiss brachte er dazu mancherlei wertvolle Qualificationen mit: ein ungemein ausgebreitetes Wissen, eine seltene journalistische Gewandtheit, ein gewaltiges, wenn auch nicht immer verlässliches Gedächtnis und für einen großen Theil des Erzählten auch den wichtigen Behelf, dass er es selbst mit erlebte. Freilich ist dieser letztere Umstand für eine wahrhaft objective, wahrheitsgetreue Geschichtsdarstellung von vorn herein nicht immer von Vortheil. Wer zeitgenössische Geschichte schreibt, handelt von Zuständen und Vorgängen, wo er selbst mitten innen stand. Liebe und Hass, Zu- und Abneigung führen allzu leicht seine Feder. Das gute Wissen als solches wird nur allzu oft verdunkelt vom persönlichen Gefühl. Das ist die Schattenseite beim zeitgenössischen Berichterstatter. Aber daraus ist ihm noch kein schwerer Vorwurf zu machen. Schlimmer wird es erst, wenn man einen solchen zeitgenössischen Erzähler auf absichtlichen Verdrehungen ertappt, wenn man sieht, wie er mit Berechnung die Dinge verschiebt und verzerrt; und noch schlimmer, wenn man findet, dass dies Alles geschieht, um in unberechtigter Weise sein eigenes Ich auf Kosten der historischen Treue und der Pietät gegen andere auf den Leuchter zu setzen.

Hormayr hätte es wahrlich nicht nöthig gehabt, nach solchen Mitteln zu greifen, um sein Andenken in der vaterländischen Geschichte sicher zu stellen. Jeder, der die Geschichte des Jahres Neun verfolgt, erkennt alsbald den Eifer und die Umthunlichkeit des Intendanten, seine Geschicklichkeit im politisch-administrativen Dienste. Was Hormayr in den Mai- und Juni-Tagen des Jahres Neun, da durch die entfesselte Volksbewegung die Bande der Ordnung sich bedenklich im Lande lockerten, für die gesicherte Verwaltung in Tirol gethan hat, das wird ihm stets unvergessen bleiben. — Aber mit so bürgerlich bescheidenem Erfolg war der eitle Mann nicht zufrieden. Wer von jenen, die neben und mit ihm am großen Werke des Jahres Neun operierten, seinen Nimbus etwas zu verdunkeln drohte, der musste auf künstlichem, auf moralisch wie historisch höchst zweifelhaftem Wege gedrückt werden. Wer aber war, dies vorausgesetzt, mehr in Gefahr, von dieser Methode Hormayr's betroffen zu werden als derjenige, der vom Vertrauen und von der freien Wahl des Volkes zum Leiter der großen Bewegung erhoben worden war, als Andreas Hofer?

Für eine solche Verkleinerung brachte Hormayr eine seltene Scrupellosigkeit des Charakters mit sich. Man wird es ihm ja noch nicht als schweres Vergehen anrechnen, dass er seinen Dienstherrn tauschte, indem er später aus österreichischem, merkwürdig genug, in bairischen Dienst übertrat. Aber

anwidernd ist dann der Anblick, wenn man sieht, wie derselbe Mann, der bisher wie ein wahrer reichshistoriographischer Officiosus in unzähligen Schriften die Partei seines angestammten Landesfürsten vertreten hat, in augenblicklicher Frontveränderung zum Verfasser der giftigsten Pamphlete gegen sein Vaterland und sein Kaiserhaus wird. Es ist manchmal ebenso empörend wie erheiternd zu sehen, wie Hormayr bei einer späteren Auflage eines Werkes keine andere Änderung im Texte vorzunehmen weiß, als österreichisch gefärbte Stellen einfach durch möglichst beleidigende antiösterreichische zu ersetzen. Als Geschichtschreiber zwar hat Hormayr schon ziemlich frühzeitig an Credit einzubüßen begonnen, aber seine gewandte Feder sicherte ihm noch zeitlebens ein großes Publicum, und eben deshalb sind seine geschichtlichen Darstellungen auf geraume Zeit hinaus doch nicht ohne Wirkung geblieben.

Kaum hatte Hormayr die Befreiung aus einer durch ein bösartiges Polizeisystem über ihn verhängten Haft erlangt, so gieng er an die Geschichtschreibung des Tiroler Krieges von anno Neun: so entstand auch sein Buch „Andreas Hofer". Dass er seinem Buch (es erschien 1817, 1845 in zweiter Auflage in zwei Bänden) den Titel des Sandwirtes gab, erscheint wie eine unbewusste Huldigung vor dem von ihm doch so geschmähten Genius des Führers des Tiroler Volkes. Denn nach dem, was das Buch zum großen Theil bietet, hätte es eigentlich „Hormayr" betitelt werden sollen. Hormayr's Name erscheint auch nicht als Verfasser auf dem Titelblatte. Dies wurde natürlich deshalb unterlassen, weil Hormayr meinte, auf diese Art um so mehr seine eigene Verherrlichung vor dem nicht eingeweihten Leser betreiben zu können. Freilich, wüsste man es nicht sonst, der ganze Inhalt des Werkes weist mit zweifelloser Deutlichkeit auf Hormayr als den Verfasser.

Das Werk führt sich sehr umständlich ein. Es beginnt mit einer förmlichen Landesgeschichte seit den ältesten Zeiten. Der seit der Auswanderung von Gift und Galle gegen Österreich erfüllte Geist des Verfassers macht sich dabei, also speciell in der zweiten Auflage, oft genug in aufdringlicher Weise bemerkbar, echt Hormayr'sche Übertreibungen begegnen darin nicht selten. Da lesen wir z. B.: „Meinhard von Tirol starb nach seinem ihm gleich gesinnten, jedoch die Wege der Gewalt weit besser verhüllenden Freunde Rudolf von Habsburg". Oder: „Auch im deutschen Zweige der Habsburger brachen die düstern Geisteswirren der Ahnfrau, der arragonesischen Johanna, das spanische Blut, die jesuitische Lehre und eine angeborne Beschränktheit mit wenig Ausnahmen hervor." — Ganz deutlich lässt Hormayr an einer Stelle durchblicken, dass der bairische Erbprinz Ferdinand Joseph, der voraussichtliche Erbe des spanischen Reiches, eines gewaltsamen Todes gestorben sei und dass dabei Österreich den Giftmischer gemacht habe. — Auf welche

Weise Hormayr seinen Witz entfaltet, mag sein Satz beleuchten: „Unter den italienischen Fürstinnen in Tirol wuchs der von den heutigen Conservativen viel posaunte historische Boden sich gar oft zum hysterischen heraus." — Solche Liebenswürdigkeiten hindern Hormayr nicht, gleichzeitig in Privatbriefen zu versichern, er sei in Wort und That, Druck und Schrift der wärmste Patriot für Österreich gewesen. Ein echt Hormayr'sches Fabulieren ist es, wenn er den Kanzler Bienner den Plan entwickeln lässt, Nordosttirol an Baiern abzutreten, um dafür Elsass im dreißigjährigen Kriege zu retten. Die Schaudergeschichte von der Vergiftung des Erzherzogs Sigmund Franz durch welsche Höflinge, die allerdings damals noch überall erzählt wurde, reproduciert auch Hormayr. — Kaum weniger deutlich markiert der Geschichtschreiber seine kirchliche Gesinnung. Nur wenig verhüllt ist sein Bedauern darüber, dass die Schmalkaldner ihren Schertlin nicht in Tirol einmarschieren ließen, und nach einer dem Trientner Concil gewidmeten freundlichen Stelle erwähnt er, dass Luther starb, „der Mann des bürgerlichen Friedens und in Wahrheit ein deutscher Mann". Von der eifrig katholischen Grazer Linie der Habsburger bemerkt er, es habe in ihr ein mohamedanischer Katholicismus prädominiert. Phantasievoll lässt er Karl V. in finsterer Sturmnacht vor den Schmalkaldnern von Innsbruck wegfliehen, wobei mehrere spanische und belgische Edelleute seines Gefolges am Lueg und am Brenner in Abgründe gestürzt seien. Daneben findet sich in einer langgestreckten Anmerkung die Geschichte der Dynastie Hormayr.

Hormayr ist vom Scheitel bis zur Sohle Josephiner. Als solcher hatte er gegen die josephinische und bairische Kirchenpolizei wenig einzuwenden. Von Josephs Reformen sagt er: „In kirchlichen Gegenständen wurde vielfach mit bestem Grunde, hie und da aber ohne Noth und unklug geneuert; ein Experiment, das 20 Jahre später durch die Hofstetten und Consorten (die bairischen Beamten) potenziert erneuert, der bairischen Regierung theuer zu stehen kam, die übrigens dem Lande manche unverständig geschmähte, hintennach aber schmerzlich vermisste Wohlthat erwies; den Klöstern bangte mit Recht für ihre Fortdauer, der Weltgeistlichkeit vor den Fortschritten des Geistes in Baiern, vor dem vermeintlichen Illuminatismus, mit dem ein nicht minder tolles Spiel getrieben wurde als heute mit Liberalismus, Demagogismus und Communismus, meist nur Tarnkappen, um die Missgriffe und Erpressungen der Administrateurs zu verschleiern". — Gleichwohl bekennt auch Hormayr: „Nichts machte die neue Ordnung der Dinge (unter Baiern) unter der Classe, die über Ruhe und Unruhe in Tirol und über die Widerstandskraft und Heftigkeit allein entscheidet, unter dem Landvolk, verhasster, nichts zog mehr zu Österreich hin und veranlasste geheime Ver-

ständnisse und rachedürstende Anschläge als die Neuerungen in Kirchensachen — meist durch die rein individuelle Petulanz der Vollstreckung". Man sieht es dem Verfasser ordentlich an, dass ihn innerlich nicht das System, höchstens, wie er sich ausdrückt, die Petulanz, etwas irritierte. Im Unterschiede dazu fand er freilich ganz andere Worte, da es ihm galt, die Erhebung gegen die bairische Herrschaft zu schüren. In seinen Aufrufen appelliert er „an den guten Geist der Väter, die für Glaube und Verfassung willig Gut und Blut aufgesetzt haben". Da perorierte er mit der Miene des kircheneifrigen Mannes: „Der Tiroler hat knirschend hingesehen auf die mit einem Federzug der uralten Existenz beraubten Abteien und Klöster, auf das gestohlene und verschleppte Kirchengut, auf die vertriebenen Bischöfe und Priester, auf die gesperrten und entheiligten Kirchen, auf die absichtlich an Juden verkauften Kelche. Nun ist sie da, die Stunde der Rache; nun ist es an Euch, ihr Diener der Kirche, als die ersten hervorzutreten, um die Schmach des Hauses des Herrn zu rächen und auf den Kanzeln, im Beichtstuhl, am Altar Donnerworte zu reden. Legt die Hand auf's Herz; ist es nicht eine heilige Sache, für die wir Euch aufrufen, die Sache des Glaubens?" — Und wie sehr Hormayr, wie wir früher hörten, sich abträglich äußert über die Furcht vor den Illuminaten, so hat er in einem seiner Berichte an das österreichische Staatsministerium folgende Stelle eingeflochten: „Es ist gewiss, dass in Baiern und in den letzten 3 Jahren (1806—1809) auch in Tirol eine doppelte, eine öffentliche und eine geheime Regierung bestand, wovon die zweite die erste nicht selten auf das Sonderbarste compromittierte und entschieden in den Händen der Illuminaten war. Der Rang im Orden, nicht der Rang im Dienste entschied. Subalterne waren die Tyrannen nicht nur des Volkes, sondern ihrer eigenen Chefs".

Solche Duplicität begegnet bei Hormayr auch anderwärts. Zu Beginn der Tiroler Erhebung berichtet er unter anderm über die bairischen Beamten nach Wien. Als Capo derselben bezeichnet er mit Recht Mieg. Er schreibt darüber: „Mieg, eines der Häupter der pfälzisch-zweibrückischen Clique, die zum großen Ärger der alten gediegenen Baiern ausschließend und despotisch den Ton in München angibt, ein überaus kaltblütiger und schadenfroher Mann, erwies sich schon früher als der wüthendste Feind Österreichs und äußerst gefährlicher Kundschafter, welcher nur nach Tirol gesendet wurde, weil man den Grafen Arco (den Gouverneur) für zu loyal hielt, die Ketten dieses Landes zu schmieden. Er war das Bindemittel aller schlechten Menschen, aller jener, die da parvenieren und deshalb alles Bestehende niederreißen wollen. Ohne persönlich gereizt zu sein, fand er eine Seelenlabung darin, Leute unglücklich zu machen und die persönlichen Convenienzen der Beamten

zu zerreißen". Und nun höre man, was Hormayr später über denselben Mann sagt: „Mieg gehört zu den ersten Zierden seines Standes. Das Ableben Mieg's wurde mit Recht nicht bloß als ein bairischer, sondern als ein deutscher Nationalverlust beklagt. Mieg's Hass gegen Österreich war nur — patriotische Liebe. Der Tiroler Starrsinn, ihr Aberglaube, ihr Glaube an eine Macht, welche sie in Proklamationen" (die aber meist Hormayr verfasst hat) „ihren Schild und ihr Herz gepriesen, erschien ihm wie eine Empörung gegen den gesunden Menschenverstand, gegen den Zeitgeist, gegen die neue Weltordnung".

Vielleicht in der am meisten drastischen Weise zeigt sich Hormayr's Zweiseelennatur, wenn man seine aus gleicher Zeit stammenden Expektorationen über religiöse Gegenstände vergleicht. Er, der Lobredner der josephinischen Kirchenverordnungen, hat dutzend Male kein sehnlicheres Verlangen, als dass es ihm nochmals in seinem Leben vergönnt sei, in der Klosterkirche zu Stams am St. Johann-Altare zu ministrieren und als „unwürdigster Conversbruder" im „teuren schwarz und weißen Habit" bei den Cisterciensern von Stams beerdigt zu werden, denen er auch nebst frommen Stiftungen sein Herz zur Beisetzung vermachte. Als das Jahr 48 stürmische Auftritte gegen einige Klöster in Innsbruck brachte, meint Hormayr in einem Briefe gegen den Abt von Stams, Tirol habe sich in diesem Jahre wieder mit Ruhm bedeckt, „den Ligorianer- und Jesuitenfleck abgerechnet"; und 14 Tage später spricht er gegenüber einem anderen, Gerhard Maldoner, die Hoffnung aus, nun werde in Tirol das „jesuitisch-ligorianische Ungeziefer für immer ausgepaukt sein". Hofer's Zuversicht auf Gottes-Vorsehung ist dem Freiherrn ein Gegenstand des Spottes, während er selbst mit andachtsvoller Miene berichtet (freilich nur in privaten Briefen), dass er den heil. Johann von Nepomuk als seinen besonderen Schutzpatron verehre, der ihm oft augenscheinlich wunderbar beigestanden sei.

Eigentlich frei von Widersprüchen erweist sich Hormayr nur in einem Thema, da nämlich, wo es gilt, sein eigenes Ich in helles Licht zu setzen. Hormayr — er meldet auch getreulich, wie er an einem Tage mit Erzherzog Johann geboren wurde — erzählt von sich (natürlich in der dritten Person), dass er bereits als 19jähriger Hauptmann bei der Tiroler Landesvertheidigung im Jahre 1801 durch seine militärischen Meldungen das Augenmerk des Commandanten Chasteller auf sich lenkte, so dass dieser ihn sogleich mit einer auszeichnenden Mission an Erzherzog Johann betraute, und von diesem Augenblick an, so erzählte er, sei er, Hormayr, dem scharfen Gedächtnis des Prinzen unvergessen gewesen. Dieser Satz erinnert unwillkürlich an eine Stelle in den Aufzeichnungen des Erzherzogs Johann, wo er von Hormayr sagt, derselbe

habe es stets verstanden, sich nicht zu vergessen. — Von seiner Beliebtheit weiß er große Dinge zu erzählen. „Hormayr's Name hatte einen alten guten Klang. Sein Freisinn, sein Stolz auf das Land und dessen altes Recht waren sehr bekannt; er war der verschiedensten Dialecte, des Zillerthaler wie des Lechthaler, so mächtig, dass die Landleute nicht wenig erstaunten, diese Töne aus der Krawatte zu hören. In populärer Beredtsamkeit und Improvisade glänzte er zunehmend, wie er im Fluss der Rede mehr und mehr ins Feuer kam. Seine Vergötterung der Bauern, seine Geringschätzung des Adels, dem er doch selbst angehörte, und der altmodischen Beamten war ihm keine Komödie, sondern barer Ernst. Die auch den Alten so geläufigen Schmeichelkünste wussten wenige gewandter zu handhaben. Ihm verliehen Landeskenntnis, Liebe zum Lande, feurige Jugendkraft, Beredsamkeit und eiserne Gesundheit mehr Popularität als irgend ein Angehöriger des Adels oder der Beamtenkaste auf das Volk geübt hätte. Als sich Hormayr 1827" (es ist dies alles seine eigene wörtliche Erzählung) „dem bairischen Minister Montgelas vorstellte, sagte derselbe zu ihm: ‚Sie 1808 nicht um jeden Preis für Baiern gewonnen zu haben, war ein großer Fehler von mir'". Hormayr sorgte auch dafür, dass die Bauern wussten, dass er der Geschichtsschreiber Tirols sei. In einer Proclamation zu Brixen am 13. April 1809 sagt er: „Ich habe die Thaten der Väter, unsere Freiheiten und Rechte, ich habe die Geschichte des theuren Vaterlandes geschrieben; ich will mir auch einen Platz in derselben verdienen".

Wenn man sich so von Hormayr vorerzählen läßt, so war er ein Mann der seltensten und zuverlässigsten geistigen Fernsicht. Er war, wie er versichert, beauftragt, jenen betrübenden achten Artikel des Pressburger Friedens zu redigieren, in dem die Abtretung Tirols durch Österreich ausgesprochen war. Hormayr stilisierte: „Das Land wird abgetreten auf dieselbe Weise, unter denselben Titeln, Rechten und Prärogativen, wie sie der deutsche und österreichische Kaiser besessen hatte, und nicht anders (et non autrement)". Von einem Minister befragt, warum er dieses «et non autrement» hinzusetze, habe Hormayr geantwortet: „Beim nächsten Kriegsausbruch müssen uns die Fremden diese drei Wörtchen theuer bezahlen". Hormayr wollte also vorausgesehen haben, dass Baiern bis zum nächsten Kriege dem Lande Tirol seine Verfassung genommen und damit eine Handhabe geboten haben werde, um es der formellen Friedensverletzung anzuklagen, was dann Hormayr 1809 allerdings umständlich und wortreich gethan hat. Oder noch ein Beispiel. Hormayr schildert, wie er nach der zweiten Maischlacht am Berg Isel dem Tedeum in der Innsbrucker Hofkirche beiwohnte. Gerade vor dem Gottesdienst sei ihm die Nachricht überbracht worden, dass Eugen Beauharnais sich mit Napoleon bei

Kaiser-Ebersdorf vereinigt habe, und da sei während des ganzen Tedeums Hormayr nur von dem einen Gedanken erfüllt gewesen: viele edle Thaten werden noch geschehen, aber der Krieg und Tirol ist bereits verloren.

Dass ein Mann von diesem Schlage keinen Widerspruch verträgt, wird man glauben. Gegenüber einem Tadel über eine seiner Maßregeln hat er das Wort Talbot's: Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens. Wer da wagte, verkleinernd oder etwa gar lästernd an der Majestät Hormayr's sich zu vergreifen, der ward mit geschmackvollen Donnerworten wie „phäakisches Naderertbum" u. dgl. von Hormayr in sein elendes Nichts zurückgestoßen. Nicht zufrieden mit dem anerkennenden Urtheil Anderer über seine Verwaltungsthätigkeit in Tirol hat Hormayr mit vollen Backen sein eigenes Lob darüber der Welt verkündet.. In Anspielung darauf, dass er durch Ausnützung der Haller Saline und der Unterinnthaler Montanschätze sich zu den nothwendigsten Bedürfnissen der Landesvertheidigung und Landesverwaltung Geld verschaffte, rühmt er von sich, wie er es verstanden, aus Stein und Messing Brot zu machen. Und ein andermal schreibt er: „Es kann wohl nicht leicht einen sprechenderen Beweis dafür geben, dass selbst der vielfach Alles besser wissende gemeine Mann die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit der organischen Verfügungen Hormayr's über die Eintheilung und Verwendung der bewaffneten Masse anerkannte, als dass Hofer dieselben, zwar ohne sie zu nennen, wörtlich erneuerte."

Wie wortreich der Intendant sonst immer ist, wenn er irgend eine seiner Actionen erzählt, in einem Punkt ist er sehr wortkarg: über seinen Abzug nämlich aus Tirol beim Bekanntwerden des Znaimer Waffenstillstandes, nach welchem das österreichische Militär und mit ihm auch manche Landesvertheidiger das Land verließen — unter ihnen auch Hormayr. Über die Wiener, welche beim Herannahen der Franzosen geflohen waren, hatte sich Hormayr lustig gemacht: „Die eifrigsten Franzosenfresser", so schreibt er, „darunter auch Gentz, haben das Hasenpanier ergriffen und sich in der redlichsten Eile auf und davon gemacht". Er selbst hatte bald nach seiner Ankunft in Tirol vor allem Volke erklärt: „Ich schwöre, Tirol nicht anders als todt verlassen zu wollen". Dass er dann doch, und zwar auch mit redlicher Eile, davon gegangen, kann man aus seinem Mund nur ganz nebenbei erfahren mit der gleichsam entschuldigenden Randbemerkung, Hofer habe sich damals ja auch in der Kellerlahn im hintersten Passeier verborgen, und was der Monat August bringen würde (Tirols glorreiche Erhebung gegen Lefebre), das habe Niemand voraussehen können.

Zur Würdigung von Hormayr's Darstellung, die er Hofer widmet, ist es nicht ohne Interesse, zu verfolgen, wie Hormayr jener gedenkt, die er

seiner Sympathien würdigt. Da ist in erster Linie Marquis Chasteller. Dass dieser Mann, Dank seiner Mittelmäßigkeit, auf dem tirolischen Boden, wo ihm wiederholt schöne Aufgaben gestellt waren, sich keine Lorbeeren holte, darüber sind heute die Acten wohl geschlossen. Hormayr sagt von diesem Officier, er sei zum Obercommandanten in Tirol ausersehen worden wegen seiner Landeskenntnis und Popularität; wiederholt hebt er von ihm hervor, der Marquis sei hochfürstlich lothringischen Stammes gewesen und habe Tirol wahrhaft geliebt. Er preist ihn als einen Ritter ohne Furcht und Tadel, wobei er allerdings hinzufügen muss, dass seine Heldenzeit um 1808 schon verstrichen war. Auch widmet er ihm die pikante Stelle: er habe toll den Dienst der Aphrodite übertrieben und seine erotischen Tours de Force verdienten ein eigenes Buch mit schönen Handzeichnungen nach Marcantonio. Aber dann erhebt er sich wieder zum Hymnus: „Rache, Eifersucht, Eigennutz, Neid lagen fern von diesem edlen französisch-ritterlichen Herzen, das bei allbekannter Bravour und bei einer umgestürzten Bibliothek von Gelehrsamkeit nicht ohne einen Hautgout von ein wenig Rodomontade existieren konnte." Das von Chasteller verschuldete Unglück von Wörgl schreibt Hormayr auf Rechnung falscher Kundschaftsnachrichten, falschen Muthes und falschen Edelsinnes. Dass Chasteller bei der Nachricht über seine durch Napoleon erfolgte Ächtung gänzlich verzagt und kopflos wurde, kann Hormayr nicht in Abrede stellen, er wundert sich nur darüber, da doch Chasteller's tollkühne Todesverachtung sprichwörtlich gewesen sei. — Merklicher Zuneigung von Seite Hormayr's erfreut sich Speckbacher. Und gewiss ist eine freundliche Behandlung von Seite des geschichtschreibenden Intendanten dem wackeren Haudegen herzlich zu gönnen. Aber der schlaue Speckbacher scheint seinen Mann auch gekannt und darnach behandelt zu haben. Als einmal Hormayr seinem Freunde Speckbacher Vorwürfe machte, dass er sich so tollkühne Streiche gegen den bairischen Commandanten in Kufstein erlaube, war Speckbacher gleich mit dem Compliment zur Hand „ja dieser Hauptmann ist halt kein Hormayr". Diese Artigkeit quittiert Hormayr in seinem Buche mit der übrigens nicht unrichtigen Bemerkung, Speckbacher sei die am meisten poetische Gestalt in der gewaltigen Tragödie Tirols gewesen, mit unerschöpflicher Körperkraft und den scharfen Sinnen einer primitiven Natur verschwenderisch ausgestattet, eine durch und durch shakespearische Figur. Man sieht, Hormayr verstand es, seine Lieblinge in günstige Beleuchtung zu rücken. Wie es umgekehrt jenen ergieng, die nicht das Glück hatten, zu seinen Freunden zu zählen, ließe sich durch viele Belegstellen nachweisen. Es kann wohl ein Beispiel genügen. Zu jenen, die Hormayr's Freundschaft nicht genossen, gehörte der in den neunziger Jahren nach Tirol gesandte Civilgouverneur

Graf Lehrbach, ein Mann, dessen Wirken in Tirol die unbefangene Geschichtschreibung als ein verdienstvolles zu rühmen hat. „Das Tiroler Civilgubernement", sagt Hormayr, „hatte einiges Leben oder vielmehr etwas mehr Gepolter und Charlatanismus dadurch erhalten, dass Graf Lehrbach zum Hofcommissär ernannt wurde, allerdings starker Brandwein in das Gubernialspülicht und in die Waidmannsdorf'sche Wassersuppe". (Waidmannsdorf war Lehrbach's Vorgänger in Tirol.) „Lehrbach wurde in Tirol verehrt wie der Hagel und Unwetter machende oder besänftigende hässliche Götze fremder wilder Zonen. Der Kopf war oben chinesisch, unten afrikanisch, die Farbe zigeunerisch, ein treuer biographischer Abriss. Die Locken wie zwei Kinderkanönchen und das dünne correcte Zöpfchen wie ein Blitzableiter himmelwärts trachtend; Gang und Bewegung eine beständige Hopsanglaise, damit an diesem Menschen doch etwas aufwärts- und vorwärtsstrebe; wenig Kenntnisse, die Form eckicht und stachlicht und selbst in der Freundschaft unangenehm. Er war innerlich zaghaft, trotzig nach außen, dasjenige herauspustend, was ein anderer im tiefsten Busen verschlossen hätte, ein durch die roheste Compromittierung sich selbst der trefflichsten Werkzeuge beraubender Egoist ohne Moral, ohne einen einzigen ihm eigenthümlichen Gedanken. Sollte Lehrbach des Lebens recht froh werden, so musste er täglich ein Wehe bereiten, ein Unglück einfädeln oder mit einem Gewaltstreich losdonnern können". Nur in Kürze sei berührt, in welch leichtfertiger Weise Hormayr den von ihm gehassten Donai zum Verräther an Hofer gestempelt hat.

Nun ist es aber Zeit zu fragen, wie sich der Sandwirt in der Hormayr'schen Überlieferung gestaltet und was die Kritik hiezu zu sagen hat. Die beiden Männer traten sich zum ersten Mal näher im Jänner 1809, da Hofer mit zwei Vertrauensmännern in Wien weilte und unter den Auspizien des Erzherzogs Johann die Besprechungen pflog über Tirols Erhebung bei Beginn des neuen Krieges gegen Napoleon. Bei nächtlichen Zusammenkünften im Amtslocal Hormayr's in den Räumen des Staatsarchivs der kaiserlichen Burg wurden die Grundzüge vereinbart. Nach Hofers Abreise von Wien begegneten sie sich erst wieder am 17. April in Meran, wohin Hormayr nach dem Einmarsch der Österreicher in Tirol an diesem Tage kam. Im Angesicht des jubelnden Volkes begrüßten sich beide mit Umarmung und Kuss. Nach der Schlacht am Berg Isel am 29. Mai trafen sich beide Männer mehrfach, da sie nun mit- und nebeneinder die weitern Defensionsanstalten für das Land in Angriff nahmen. In die übrigen Administrationsgeschäfte Hormayr's hat sich Hofer nicht eingemischt. Innerlich zum Intendanten hingezogen hat sich der Sandwirt nie gefühlt. Das letzte Mal sahen

sie sich im Pusterthal Ende Juli, da Hormayr mit dem österreichischen Militär das Land verließ, während Hofer nach anfänglichem Schwanken in die Heimat zurückeilte, um wenig Tage später jene neue Erhebung zu leiten, welche zur glänzendsten Waffenthat der Bauern am Berg Isel am 13. August führte. Wohl war Hormayr nicht mehr Thatzeuge seit seinem Abzug aus Tirol, aber er hatte gewiss lange genug mit Hofer verkehrt, um ein zutreffendes Urtheil über ihn schöpfen zu können, vorausgesetzt wenn er wollte.

Am liebsten stellt Hormayr den Sandwirt als einen Mann dar, den eigentlich erst er auf das Piedestal gestellt habe. Wohl erwähnt er, dass Hofer schon 1790 (mit 23 Jahren) auf dem großen Landtag in Innsbruck weilte und dass er in den neunziger Jahren als Hauptmann an die Landesgrenze gerückt sei, aber hier ohne besondere Auszeichnung gedient habe. Indem er das Äußere Hofers beschreibt, versichert er: „Hofer's merkwürdigster Bestandtheil, der ihm ein ganz besonderes Ansehen verlieh und an der großen Rolle, die er gespielt hat, mehr Antheil hatte als seine höchst mittelmäßigen Talente, war sein langer, schöner, schwarzer Bart.“ Hofer's Mittelmäßigkeit und persönliche Unbedeutendheit zieht sich nun aber wie ein rother Faden durch alle Aufzeichnungen, welche Hormayr dem Jahre Neun gewidmet hat. Hofer, so sagt der Intendant, hatte keine Ideen, dagegen hatten Speckbacher, Sieberer, Wintersteller, ja selbst der Pater Rothbart nicht selten überraschend kühne Angriffsideen. „Hofer war rein phlegmatischen Temperaments, von großer Liebe zur Ruhe und Gemächlichkeit, nur in Feuer zu setzen, wenn es altem Recht und religiösen Gegenständen galt. Er war nichts weniger als ein ausgezeichneter, hervorragender Naturmensch, ein Freund gutmüthigen Scherzes, langsam im Auffassen, beschränkt auch in gewöhnlichen Kenntnissen, weder klar noch einig in seinen Ansichten, im Handeln langsam und unentschlossen, nicht ausharrend und nicht verlässlich, jeder Einstreuung und jeder noch so plumpen Schmeichelei zugänglich, schwindelnd ob seinem unerwarteten und durch keine große Eigenschaft verdienten Glück. Für Heuchelei hatte er durchaus keinen Sinn. An persönlichem Muth fehlte es ihm nicht, aber 1809 war er nie im Feuer. In den entscheidenden Treffen am Berg Isel am 29. Mai und 13. August war er eine Stunde zurück im Wirtshaus zur Schupfen oder am unteren Schönberg hinter einem großen Tisch in einer Flaschenbatterie rothen Weins, von wo er (betrunken war er nie, da er ungemein viel vertragen konnte) seine halbverständlichen Orakelsprüche hersagte. Er wusste zu Marsch und Angriff nicht einmal jene Dispositionen zu machen, welche der schlichte Menschenverstand des Gebirgsbewohners treffen kann. Statt dessen führte er als die ihm eigenthümliche Waffengattung immer in der einen Hand den Rosenkranz, in der andern die Flasche.“

Schon in dieser Charakteristik, von welcher Niemand behaupten wird, dass in ihr Liebe den Griffel geführt, begegnen wir zahlreichen Elementen, welche zur Kritik herausfordern. Wohl sind vereinzelte Züge in diesem Bilde zutreffend. Was man gewöhnlich Talent zu nennen pflegt, war Hofer nicht. Langsamkeit und eine gewisse Unentschlossenheit theilte er mit so vielen seiner Heimat- und Standesgenossen. Dass er aber z. B. Schmeichlern zugänglich gewesen, dafür lässt sich kein Beleg beibringen, und dass ihn auf der Höhe seines Glücks ein Schwindelgeist erfasst hätte, ist einfach Unwahrheit. Nicht mit schmeichelnden Höflingen umgab er sich in der Innsbrucker Hofburg und als er nach dem schönsten Augustsiege in Innsbruck einzog, rief er der acclamierenden Menge zu: „Bst, bst, jetzt beten und nit schreien, i nit, ös a nit, sondern der da droben!" — Oder nehmen wir seine Anrede an die zujubelnden Innsbrucker, von Hormayr selbst überliefert: „Nu so grüeß enk halt Gott, meine lieben Sprugger, weil ös mi durchaus zum Obercommandanten habts gwöllt haben, so bin i halt da. Es sein mit mir no viel andre da, dö koane Sprugger sein. Alle dö meine Waffenbrüder sein wöllen, dö müeßen für Gott, Kaiser und Vatterland als tapfere, brave und rödle Tiroler streiten. Dö dös nit tuen wöllen, sollen nur liaber glei hoamziehen. Meine Waffenbrüeder sollen mi nit verlassen, i wear enk a nit verlassen, so wahr i Andre Hofer hoaßen thue. Nu gsagt hab i enks, gsöchn habts mi, so bhüeht enk halt Gott!" — Da ist denn doch von Schwindelgeist keine Spur. Mitten in seinen besten Tagen, da er in der Hofburg residiert, Ende August, erklärt Hofer seinem Freunde Major Margreiter in Rattenberg: „Brueder, wann du noch 2 oder 3 wißtest guete Männer, lass sie mit dir heraufkommen; wann nie kein Ordnung wird, so geh i nach Haus." — Hofer kannte seine für die politische Administration nicht zureichende Erfahrung und Kenntnis ganz gut. Er überließ daher diese Seite der Regierung meist Kundigeren. Seine Approbationen in dieser Richtung klingen sehr zurückhaltend, so z. B.: „Andre Hofer, Obercommandant in Tirol hat nicht entgögen; wenn einer oder andre was entgögen hab, ist zu äußern." — Hofer war es vor Allem zu thun um Ordnung im Lande, um eine Ordnung, bei welcher das Rechtsgefühl des billig denkenden Mannes nicht verletzt werde. Hormayr selbst hebt einmal hervor, dass Hofer's erstes Mandat bei strenger Strafe die Zurückgabe der während der Kriegsunruhen geraubten Sachen auftrug. Wenn aber Hormayr, wie eben erwähnt, an anderer Stelle mit deutlicher Absicht betont, es gebe keinen sprechenderen Beweis für die Zweckmäßigkeit und Trefflichkeit der von Hormayr getroffenen Verfügungen als den, dass Hofer diese Hormayr'schen Verfügungen einfach wiederholte, so lässt diese Thatsache ebenso leicht die Deutung zu: es zeuge für den gesunden

Hausverstand Hofer's, dass er das, was sich unter Hormayr bewährt hatte, in sein Regime herübernahm. Freilich hat Hofer dabei noch ein anderes Vergehen begangen, er hat bei Erneuerung dieser Verfügungen nicht ausdrücklich gesagt, dass sie schon einmal von Hormayr herausgegeben worden seien.

Eine unwahre Legende drohte Hormayr in die Welt zu setzen mit der Behauptung, Hofer sei 1809 nie im Feuer gewesen, sondern habe sich stets weislich im Hintergrunde gehalten. Thatsache ist, dass Hofer in der Mai-Schlacht am Berg Isel in den vordersten Reihen kämpfte. Ja an einer Stelle seines Werkes über Hofer passiert es Hormayr selbst, dass er von Hofer als Combattanten im Centrum der Tiroler spricht. Ob es übrigens Aufgabe des Oberstcommandierenden sei, immer voran in der Front sich zu zeigen, ist eine Frage, die nicht schwer zu beantworten ist. Nicht Hofer pflegte sich in solchen Gefahren nach rückwärts zu concentrieren. Aber von Hormayr weiß man, dass er, als es im Mai in Tirol gefährlich wurde, sich, versehen mit einem Passe, in die Nähe der Schweizer Grenze begab, von wo er dann freilich beim ersten Sieg der Tiroler wieder auf dem Plane erschien.

Bei der Betonung von Hofer's Zurückbleiben während der Schlacht wird in leicht erkennbarer Tendenz von Hormayr beigefügt, der Sandwirt habe sich da stets in einem Wirtshaus aufgehalten, bei einer Batterie rothen Weins, — offenbar um neben dem Rosenkranz die Flasche zum Symbol Hofer's zu machen. Wohl muss Hormayr selbst gestehen, dass Hofer nie betrunken gewesen; aber um auch diese Thatsache etwas abzuschwächen, setzt er bei, Hofer habe ungeheure Quantitäten vertragen können. Zur Abschätzung dieser gewaltigen Quantitäten genügt es, darauf zu verweisen, dass Hofer's Zehrung in der Hofburg für Mittag- und Abendtisch 45 Kreuzer betrug. Allerdings wird der kräftige Sandwirt mehr vertragen haben als der ihn bekritelnde Hormayr, obgleich der letztere damals, wie er von sich rühmt, in der Fülle der Jugendkraft strotzte. In Bozen wenigstens musste eine Abend-ovation für den Intendanten unterbleiben, weil er durch den Genuss zu vieler Spirituosen bei einem vorangegangenen Bankett dafür unempfänglich geworden war. — Was das absprechende Urtheil über Hofer's Strategie anlangt, so ist für's Erste zu bemerken, dass es ganz unmöglich ist, festzustellen, welchen Antheil Hofer oder ein anderer seiner Leute an den strategischen Dispositionen des bäuerlichen Hauptquartiers hatte, und für's Zweite, dass die jüngsten Untersuchungen von militärischen Fachmännern über dieses Thema ein Urtheil zu Tage fördern, welches der bäuerlich tirolischen Commandantschaft durchaus nicht zur Unehre gereicht.

Aber neben dem Mann mit der Flasche hat Hormayr den Sandwirt auch zum Mann mit dem Rosenkranz gemacht. Jene innige Religiosität, die den tiefgläubigen Sandwirt erfüllte, war dem aufgeklärt thuenden Josephiner unfassbar, nicht ein Gegenstand zustimmender oder bewundernder Anerkennung, sondern leichtfertiger Bewitzelung. Gerade in diesem Punkt ist der Contrast zwischen Hofer und Hormayr greifbar. Hormayr macht sich lustig, wie er sich ausdrückt, über den Pakt, den Hofer mit dem himmlischen Vater geschlossen habe, da er zu Gott das Gelöbnis gethan, die christliche Religion nach Kräften wieder in Aufnahme zu bringen, wenn Gott sein Unternehmen wider die Feinde des Landes segnen würde. Demgegenüber vergegenwärtigen wir uns Hofer's grundehrliches, kindliches Vertrauen, wie es sich in seinen eigenen Worten ausspricht. Am 28. Mai ruft Hofer die Oberinnthaler auf zur Theilnahme am Iselkampfe: „Liebe Brüder Oberinnthaler, für Gott, den Kaiser und das theure Vaterland. Morgen in der Früh ist der lötzte Angriff, wir wöllen die Boarn mit Hilf der göttlichen Muetter fangen oder derschlagen und haben uns zum liebsten Herzen Jesu verlobt. Kombt uns zu Hilf; wollt ihr aber gscheidter sein als die göttliche Fürsichtigkeit, so werden wirs ohne enk auch richten." — Oder ein anderer charakteristischer Zug Hofers. Während eines feierlichen Tedeums hatte Speckbacher zum Ärger Hofers manch eine Bemerkung dem Intendanten in's Ohr geraunt. Nach dem Gottesdienste nimmt der Sandwirt seinen weniger ehrerbietigen Collegen zur Seite und hält ihm eine Strafpredigt: „Ein braver Tiroler bist du, Seppl, das muss wahr sein, aber wann du a bisl a besserer Christ warst, schaden könnt's dir mein Seel nix." — Hofer ist der Typus frommer Gläubigkeit, Hormayr der Rationalist, dem Religion im Grunde doch nur eine Sache opportunistischer Brauchbarkeit ist, um die Massen zu erregen und in autoritätrespectierender Unterwürfigkeit zu erhalten.

Hormayr lässt sich keine Gelegenheit entgehen, um Hofer's persönliche Unbedeutendheit hervorzuheben. Es handelt sich ihm zu zeigen, dass Hofer nur durch ihn, Hormayr, groß geworden, sein Werkzeug gewesen sei. Die bäuerlichen Anführer, so behauptet er, hätten vom Sandwirt nichts weniger als eine hohe, vielmehr häufig eine komische Idee gehabt. Irgend einen Beleg hiefür beizubringen, während Hormayr sonst mit einer Menge Einzelheiten aufwartet, hat er unterlassen. Gern malt er sich als den rastlos thätigen, übermenschlich angestrengten Mann gegenüber Hofer als einer indolenten arbeitsscheuen Erscheinung. So sagt er selbst in seinem Buche wörtlich: „Mit Hormayr, der beinahe keinen Schlaf hatte, auch bei Nacht dictierte und expedierte und wie der wilde Jäger Alles durcheinander trieb, sich in

einem Quartier zu finden, war für Hofer immer ein wahrer Jammer." — Nun der Jammer mag für Hofer nicht so groß gewesen sein, da er sich nachweislich in Hormayr's Geschäfte nie viel eingemischt hat. Unwillkürlich aber fühlt man sich da zur Constatierung der Thatsache genöthigt, dass in den Momenten der größten Bedrängnis, wo Hofer mit den Seinen sich voranstellte, das eine Mal (im Mai) Hormayr sich an die Schweizer Grenze zog und krank wurde und das andere Mal (Ende Juli) aus dem Lande verschwand.

„Bei einer so ungeheuren Last", so schreibt der Intendant, „war die Nothwendigkeit um so unausweichlicher, auf dem Haupt eines der verschiedenen Anführer im Bauernrock soviele Auszeichnungen, Rückerinnerungen und Mittel zu häufen, dass seine Popularität vorwiegend, dass derselbe als Werkzeug oder Vermittler bald aufzurufen, bald zu besänftigen, bald zu trennen, bald zu vereinigen gleich geeignet sei, wie es die Umstände erheischen und wie man es ihm vorschreiben würde." „Für solche gewaltige Krisen", versichert Hormayr, „durfte das Volk schlechterdings nicht in den Händen eines Enragé, eines hochgebildeten Ehrgeizigen sein, um so schlimmer, je mehr Scharfblick und Schnellkraft und selbständige Zuversicht er besessen hätte. Gegen den schwachen, langsamen, kindlichen Hofer durfte man sicher sein, extreme Schritte entweder ganz zu vermeiden oder doch die Zeit zu gewinnen, ihnen zuvorzukommen, durch ihn auch die Gesinnungen der übrigen Häupter zu erforschen und, wenn nöthig, deren Wünsche zu lähmen und zu vereiteln. Darum erkor Hormayr den Sandwirt, darum suchte er aus ihm täglich mehr einen furchtbaren Popanz für den Feind, einen Götzen für seine Landsleute zu bilden, darum vergrößerte er ihn planmäßig immer mehr, so dass endlich der gute Mann zu schwindeln, dass er endlich selbst anfieng, sich für etwas Außerordentliches zu halten, steif und fest an die Göttlichkeit seiner Sendung zu glauben, alle Anfragen durch ein paar unverständliche Worte voll tiefen mystischen Sinnes, die seine Insufficienz trefflich verbargen, ja vielmehr noch adelten, zu beantworten. Die Summe des Bösen ist wahrlich nicht gering, die durch diese Wahl Hofer's abgewendet wurde. Es war ein glücklicher Griff, eine so tüchtige Last Ballast wie Hofer in ein von so vielen Leidenschaften befrachtetes, wild hin und her geschleudertes und oft dem Umschlagen und Zerschellen so nahes Schiff zu laden." — Also Hormayr. — Und in den gleichen Wortbildern sich ergehend schreibt er an einen vertrauten Freund im Juli 1809: „Den Sandwirt Hofer behalte ich stets dicht an mir nebst einigen Batterien vom besten rothen Wein und Hofmann'schen Tropfen, die er jüngst an meinem Bette fand und seither in sich hineinschlingt wie ein Schwamm. Ein von so vielen Leiden-

schaften und Kräften bewegtes Schiff im Sturm möchte der Teufel vor dem Umschlagen hüten. Da ist es nöthig, schrecklich viel Ballast einzuladen, und das glaube ich erreicht zu haben, indem ich Alles aufbot, den möglichsten Nimbus zu verbreiten um Hofer, dessen Ehrlichkeit, Frömmigkeit, Geistesbeschränktheit und Körperträgheit ihn unübertrefflich qualificieren für den Platz, den er ausfüllen soll. Ich wäre in Verzweiflung, einen unruhigen talentvollen Ehrgeizigen an des Sandwirt's Stelle zu wissen. Sogar Eisenstecken, Hofers rechte Hand, obgleich ganz meine Kreatur und durch mich ihm beigegeben, gibt mir täglich genug zu schaffen. War doch auch für die Portugiesen ein hölzerner Generalissimus s. Antonius von Padua von großem Nutzen."

In den hier gegebenen Worten haben wir wohl eine besondere Kraftleistung des ruhmredigen und in seiner ganzen Charakterrichtung zweideutigen Herrn von Hormayr vor uns. Hofer also wäre darnach nur sein Werkzeug gewesen und dazu nur erhoben wegen seiner in jeder Beziehung unbedeutenden Persönlichkeit. Bei der Durchsichtigkeit der Hormayr'schen Absichten ist es eigentlich zu verwundern, dass so etwas jemals Eindruck machen konnte. Und wenn man das Gerede Hormayr's schon für bare Münze nahm, so ist weiter zu verwundern, warum man dann nicht Hormayr an die Stelle Hofer's setzte und ihm als dem großen Mann des Jahres Neun die Verehrung zollte, die er verdiente. Aber nicht nur die Absicht des Verkleinerns ist leicht erkennbar, sondern auch das Haltlose seiner Deductionen. Denn wenn Hofer dieser willenslose Ballast, diese Null war, wie kam es dann, so muss sich jeder fragen, dass Hofer gerade in dem Zeitpunkt am größten und heldenhaftesten dasteht, wo er der Führung Hormayr's vollständig entbehrt? Hormayr stellt die Frage anders. „Man muss sich fragen", so schreibt er, „wie denn dieser an Fassungskraft und Scharfblick mittelmäßige, an Charakter (selbst von der heroisch christlichen Seite betrachtet) nur negativ entschiedene Mann zu einem solchen Ruf in der Welt, zu solchem Vertrauen bei seinen Landsleuten gekommen ist." In der Beantwortung dieser Frage weist Hormayr zwar darauf hin, dass Hofer die besondere Gunst des Erzherzogs Johann genoss und schon am 11. April 1809 auf dem Sterzinger Moos eine starke feindliche Abtheilung zur Ergebung zwang, und dass dies Umstände waren, die seine Popularität förderten. Ich möchte aber weder das eine noch das andere als sehr maßgebend bezeichnen. Wollte man jedoch diesen Thatsachen auch die einschneidendste Wirksamkeit zusprechen, so müsste da Hormayr jedenfalls ganz aus dem Spiele bleiben. Denn Hofer's freundliche Beziehungen zu Erzherzog Johann waren älter als die Bekanntschaft zwischen Hormayr und Hofer und die Capitulation auf dem Sterzinger Moos vollzog sich

vollständig ohne Hormayr, welcher stundenweit von dieser Affaire entfernt war. Aber vielleicht hat Hormayr später die Stufenleiter gehalten, auf welcher der Sandwirt emporstieg? Hormayr behauptet wenigstens wörtlich, die stufenweise Steigerung von Hofer's Wichtigkeit sei unstreitig das Werk der fortgesetzten Bemühungen Hormayr's gewesen, der gerade Hofer für das den äußeren Umständen angemessenste Werkzeug gehalten habe. Aber es geht auch mit diesem Werkzeug im Sinne Hormayr's nicht zusammen. Das eine ist, wie gesagt, allerdings richtig, dass Hofer die Landesadministration gern und so lang wie möglich an Hormayr überließ als denjenigen, der die Sache verstand, und dass Hofer dies that, gereicht ihm nur zur Ehre. Dass er damit nicht zum Werkzeug herabsank, braucht für den Verständigen keines weitern Beweises. Allein neben solchem beamtlichen Wirken gab es ein Gebiet, wo Hofer seinem Schmäher ohnehin weit voraus war und wo er ihn auch gar nicht in die Nähe kommen ließ. Das war der aufrufende, zusammenhaltende, im richtigen Augenblick zur That anspornende Einfluss auf das Volk, das nur einem von seinesgleichen, einem Mann folgen wollte, der gewissermaßen die Verkörperung jener Eigenschaften war, die sich in den vielen Tausenden fanden, die ihm als seine Landsleute folgten. Ein einziger Laufzettel Hofer's war mehr wert als ein Dutzend feuriger Proclamationen des declamierenden und rodomontierenden Hormayr. Am 20. Mai nach der unglücklichen Schlacht bei Wörgl durchfliegt Hofer's Aufruf das Land: „In Eil muss ich euch berichten, dass ihr gleich die Anstalt trefft und mir eilends die ganze Mannschaft über den Jaufen nach Sterzing nachschicken möchtet; auch seid ihr so gut, den übrigen Gerichten sogleich zu berichten, dass das Volk mir geschwind nacheilt und das ohne Verzug, indem das Militär alles retiriert; auch haben wir vernommen, dass die Baiern Alles verbrennen (Schwatz), sie verschonen kein Kind. Euer Freund acht trauernder Andre Hofer". — So ähnlich, mitunter noch kürzer lauten seine Aufrufe, mitunter gerichtet an „alle guten schießbaren Leute". Am 2. August z. B. geht nach Oberinnthal folgender Laufzettel: „Die Gemeinde in ganz Oberinnthal hat wiederum die Waffen zu ergreifen und Alles, was möglich ist, soll geschehen, denn unser theuerstes Vaterland ist Alles wert, denn die Unterinnthaler sind alle auf, da schon zwei Deputierte zu mir kommen, folglich werden auch da keine Streitigkeiten werden". Nicht anders lauten seine Einzelbefehle wie jener an Johann Mösl von Mais, genannt Stallele: „Besonders lieber Stallele! Indem die Vintschgauer wahrhaft schlecht sind und alle zum Teufel laufen und wir also wegen der Vintschgauer zu schwach sein könnten, so wirst du dringend ersucht, gleich 6 oder 7 Compagnien hieher zu verordnen aber nur geschwind, es geht sonst Alles gut, pur wegen den Vintschgauern, damit sie uns nit alleweil

rechts und links auf den Buckel kommen, lieber Stallele mach' nur, dass sie Tag und Nacht gehen." Oder jene kategorische Aufforderung, deren Original das Stift Stams aufbewahrt: „Pöster Freund, ich habe vernommen, dass du 2 gewöhr hast und wollst keins hergöben; es steht dir zur Wahl, guetwillig hergöben oder dich in Arrest nehmen".

Mit solch urkräftiger und urwüchsiger Volksthümlichkeit konnte keine Intendantschaft concurrieren. Aber noch mehr! Hofer hat das Hinübergreifen Hormayr's in seine selbsteigne Sphäre abgelehnt, sich gleichsam vom Einfluss des hochgelehrten Freiherrn emancipiert. Als Hofer zur Maischlacht am Iselberg seine Scharen zusammenrief und sammelte, weilte Hormayr an der westlichen Landesgrenze (sprungbereit, wie manche glauben), that aber doch noch immer so, als wäre er auch mit von der Partie, und wollte auch als solcher behandelt sein. Er sandte seinen Boten zu Hofer ins Hauptquartier und wollte von ihm eingeweiht werden in die wichtigsten Pläne der nächsten Tage. Da aber war es aus mit dem gefügigen Werkzeug. Der Sandwirt fertigt den Frager ab mit der Meldung an Hormayr: „Der Sandwirt sitzt beim Freund Etschmann in der Schupfen, füttert seinen Fuchsen, schneidet Brot ab und trinkt auf Hormayr's Gesundheit." Hormayr ist natürlich darob höchlich beleidigt und meint, Hofer habe nur so geheimnisvoll gethan, weil er nichts Gescheidteres wusste, denn Hormayr, der Geist, der ihn aufgeblasen hatte, war hinweg und der Schlauch fiel wieder in sich selbst zusammen. Diese Episode bei Freund Etschmann enthält die meisten Elemente, aus denen der gekränkte Intendant die früher citierten Schmähungen gegen den Sandwirt construiert hat. In der launigen Antwort des Sandwirtes, welcher dem davongegangenen Intendanten offenbar nichts mittheilen will, liest der pikierte Hormayr träges Phlegma, Unwissenheit, Planlosigkeit, orakelhafte Großsprecherei. Hormayr ist dem als einfältig geschmähten Hofer classisch aufgesessen. — Hofer hielt sich auch nicht allzu oft an der Seite Hormayr's; ja man kann sich, wenn man sieht, wie Hofer mit Vorliebe Südtirol zum Aufenthalt wählt, während Hormayr im Norden des Landes weilt, kaum des Eindruckes erwehren, dass hier eine gewisse Absichtlichkeit des Sandwirtes mit im Spiele war.

Gar wenig von einem Werkzeug sieht man bei Hofer gelegentlich seiner letzten Zusammenkunft mit Hormayr in Lienz, wo Hormayr dem Sandwirt so beweglich zuredet, er möge, da Österreich bereits den Waffenstillstand geschlossen, dem Lande den Rücken kehren und sich retten, der Kaiser werde ihn mit einem Landgut in Österreich beschenken. Verschiedene Bauernhauptleute folgten solchen Vorstellungen des Intendanten, so auch Eisenstecken, des Sandwirts Adjutant, und Sieberer. Aber nach kurzer Überlegung ist Hofer

entschlossen, in der Heimat auszuharren. Und wie er auch den tapfersten der Seinen, Speckbacher, davonziehen sieht, überkommt ihn tiefer Schmerz und er ruft ihm zu: „Seppl, sie führen dich in die Schand!“ Und Seppl ist umgekehrt. So sieht der Mann aus, den Hormayr mit einem hölzernen Heiligenbild, einem wertlosen Schiffsballast zu vergleichen geruht hat.

All dem gegenüber wird es nicht gering anzuschlagen sein, wenn Hormayr seine Meinung über Hofer's Landesregierung schließlich in die Worte züsammenfaſst: „Österreich über Alles, das war und blieb treulich sein Feldgeschrei und nirgends zeigten sich bedeutende Zuckungen einer eigentlichen Volksregierung.“

Die betrachtende Zusammenstellung der beiden Persönlichkeiten Hofer und Hormayr kann ein doppeltes Interesse befriedigen: ein, wenn ich so sagen darf, quellengeschichtliches und ein allgemein historisches. Man sieht, wie trüb die Quelle der Hormayr'schen Überlieferung über den Sandwirt ist, getrübt durch stets sich geltend machende selbstische Motive und durch das Fehlen jeglicher congenialer Beziehungen zwischen den beiden Männern. Hart im engen Raume der tirolischen Volkserhebung trafen sich diese zwei so grundverschiedenen Individualitäten: Hormayr der Mann von Routine und Verstand, frühreif und von seltener litterarischer Productivität (mit 13 Jahren gab er sein erstes Buch über die Grafen von Meran heraus), voll weltmännischen Wesens, universell gebildet, aber nie verläſslich in seinem Urtheile, schwankend in seinem Charakter, so recht ein Fingerzeig dafür, daſs auch das ausgebreitetste Wissen allein nicht völlige Bürgschaft bieten kann für eine wahre, den ganzen innern Menschen umfassende Bildung und Veredlung, — auf der andern Seite der Sandwirt in seiner altväterlichen Einfachheit, nicht von hoher Bildung, auch nicht einmal von hervorragenden Anlagen, nicht schlau und weitschauend berechnend, unkundig aller diplomatisierenden Weltpraktiken, aber der Mann mit einem Herzen von Gold und trotz mancher in erregten Momenten hervortretender Schwankungen ein Charakter von Stahl. So manchmal glaubt man aus Hormayr's Porträt als Schriftsteller einen Heine'schen Zug entgegengrinsen zu sehen. Überläufer in gewissem Sinne waren sie ja auch beide, Hormayr und Heine, und Wahrheit sowie felsenfeste, opferfähige Überzeugung waren Dinge, die ihnen beiden ziemlich gleich fremd blieben.

Dem Intendanten gegenüber steht Hofer, der einfach schlichte Sohn seiner Berge, der Mann der Treue. Dieses Attribut verklärt sein ganzes Wesen und läſst auch seine im letzten Stadium des Kampfes zum Vorschein gelangenden Schwächen weit zurücktreten. Treu bis zum Tode, so steht und

stirbt der Sandwirt auf den Wällen von Mantua. Und diese Treue, wurzelnd in einer gesunden Volksnatur, gestärkt durch kindlich frommen Gottesglauben, zeugte Thaten, welche weit über die Felsengrenzen des kleinen Landes hinaus und trotz blutigen Unterliegens von Bedeutung waren, von Bedeutung auch für das ganze deutsche Volk. Als der Kaiser 1809 seinen Aufruf an das deutsche Volk richtete zu gemeinsamer Waffenarbeit, um das corsische Joch abzuschütteln, war es fast einzig Hofer und sein Volk, die unter allen damals außer den österreichischen Grenzpfählen wohnenden Deutschen dem Rufe folgten. Aber für kommende Jahre zündete das Beispiel, aus Hofer's Blut sproßte der Same zur Befreiung Deutschlands. Was da Hofer für seine Nation gethan, that er aus Treue zu seinem Kaiser. Diese Treue und nur sie ist die Wurzel seines Heldenthums.

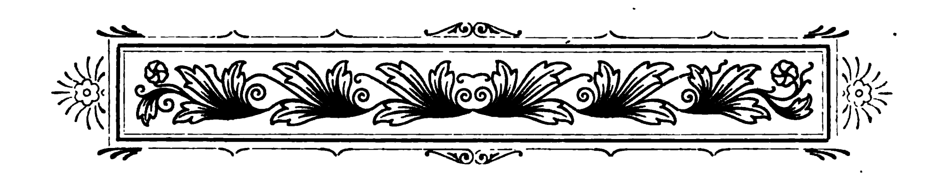


Die Gottsucher.

Von M. Herbert.

Sie haben Dich, o Herr gesucht
In Abgrundtiefen und im Schnee
Des ew'gen Zweifels, selbst im Krieg
Und namenlosen Menschenweh.
In der Vernichtung Schreckenspein,
In ungeheurer Rache Schmach,
Im grauenhaften Massentod
Und in des Geiers Flügelschlag.
Sie haben lächelnd Dich gesehn
Zur Frühlingszeit im Blütenduft,
Im Rosenhag zur Sommerszeit,
Mit Sonnenfrieden in der Luft.
In Deines Sohnes Wort und Tod
Schlugst Du an ihre harte Brust,
Doch ihre Thaten haben nichts
Von Deiner ew'gen Lieb' gewusst.
Wie sie zu Anfang Dich gesucht,
So suchen sie noch heute Dich
In Abgrundtiefen und im Schnee
Des ew'gen Zweifels, selbst im Krieg.





Maria Lanzendorf.

Von Dr. Richard v. Kralik.

Unserer Kultur fehlt nichts so sehr als ein conservativerer Zug, mehr Pietät für die Traditionen unseres Volkes. Es ist eine schülerhafte Vorstellung, die jeder mit den Flegeljahren abstreifen sollte, als ob die Welt erst mit unserer Generation begonnen hätte. Das ist der Standpunkt der geschichtlosen Völker, der Barbarei, des Knotenthums. Es ist die Anschauung des Baccalaureus im Faust (II, 2): „Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf." — „Erfahrungswesen! Schaum und Dust! — Gesteht, was man von je gewusst, es ist durchaus nicht wissenswürdig." Darauf gilt nur die Antwort:

„Original, fahr' hin in deiner Pracht!
Wie würde dich die Einsicht kränken:
Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht? —
Doch sind wir auch mit diesem nicht gefährdet,
In wenig Jahren wird es anders sein:
Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet,
Es gibt zuletzt doch noch 'nen Wein."

Wir haben das an der „Moderne" erlebt, die mit Realismus und Naturalismus anhebend schließlich immer mehr classicistisch, wiedergeburtlich, retrospectiv wird, allerdings in einer Weise, die für eine lebendige Kultur nicht immer gedeihlich ist. Denn nur jenes Alte soll erhalten werden, das als bleibend, als lebendig, als unser Eigen zum Bewusstsein kommt. Nicht als Alterthümer, sondern als Neuerthümer sollen wir das Überlieferte schätzen. Ich habe deshalb nicht die Absicht, wie vielleicht manche fürchten, mir einen Zopf wachsen zu lassen. Im Gegentheil, wenn jener rein archäologische Zug anhalten sollte, wird es vielleicht nothwendig sein, das Gleichgewicht der Kultur nach der andern Seite zu suchen.

Worauf es eigentlich ankommt, das ist uns wenig geläufig. Die Antike und das Mittelalter hat es gewusst. Selbst die Italiener und Engländer sind uns im Erhalten des wirklich Erhaltenswerten überlegen.

Wie ich es meine, will ich an einem Beispiel zeigen. In der Nähe von Wien befindet sich der Wallfahrtsort Maria Lanzendorf. Auf der Außenseite der Kapelle, über welche die große Wallfahrtskirche gebaut ist, sind folgende „Denkgeschichten von dem Altertumb diser Capellen, welche allhier aus dem schober hervorgegraben worden von Leopold Khunring Herrn von Liechtenstein anno 1145“ aufgemalt.

1. Bild. „Als Lucas der Evangelist aus Dalmatien durch Teitschland nacher Italien und von dannen wider zurück in Macedonien reisete hat er alhier auf diser Heyd auf disen Platz dem Markmänischen Volk und denen ersten wenigen Christen allda das Evangelium geprediget beiläufig anno Christi 70 oder 71 oder 77.“

2. Bild. „Marcus Aurelius remischer Kaiser schlaget auf diser Heid die Markmäner, auf welche blitz und donner, auf die Remer aber in ausserster Trockne ein sanfter Regen fiehle, so ein christliche Legion unter denen Remern von Gott erbetten, welcher Legion nachmalens hier ein bethäuslein zu erbauen erlaubet worden a. c. 174.“

3. Bild. „Arthurus Cronprintz aus Britanien erbauet denen christlichen Soldaten wegen ires wolverhalten auf diser Heyd zu ehren des h. Lucas ein Kirchlein, weilen er allda einen markstein gefunden, auf welchen zu lesen: Allhier auf diesem platz predigt S. Lucas denen Christen das Evangelium. die Jahrszeit war nicht mehr zu lesen, der Stein aber gefunden a. c. 508.“

4. Bild. „Erntrudis, eine fürstin aus franken hat in disem Kirchlein vor einen Muttergottesbild zum erstenmal in Österreich den englischen Gruss nach dem Schluss des Ephesinischen Concilii mit beisetzung: H. Maria Mutter Gottes bit für uns arme Sünder, offentlich denen mägdlen die sie mit Kräntzen gezieret vorgebettet. anno Christi 539.“

5. Bild. „Carolus Magnus schlaget auf diser Hayd die hunen und lasset dises Kürchlein, so die hunen verwiestet, widerum erbauen. setzet demnach mit eigner hand hinein die allzeit mit sich gefürte bildnuss der schmerzhaften Mutter Gottes allda bestendig zu verehren anno chr. 791.“

6. Bild. „Leopoldus virtuosus, Herzog von Österreich hate in der belagerung der stat Ptolomaidis in Sirien durch anrufung Maria auf diser heyd das glück, sein pänier zum ersten auf den wall zu stecken opferte demnach der schmerzhaften Mutter Gottes alhier sein blutiges kleid, schwert und lanzen a. cr. 1191.“

7. Bild. „Lucas Kilian Rausch, hauptman über 500 pfeilschitzen unter Leopoldo Virtuoso herzogen von Österreich wohnhaft zu brün bei Enzerstorf stiftete nach seiner zurückkunft von Ptolomaide eine gesellschaft

S. Sebastiani, welche jährlich eine procession zu der schmerzhaften Mutter Gottes auf diser heyd sollte vollziehen, die er auch selbsten begleitete a. chr. 1193."

„Jacob Michl pinxit anno 1746."

Als ich zum erstenmal diese Inschriften las, da dachte ich mir: Warum gehen wir deutsche Dichter nach Athen, nach Kolonos, nach Eleusis, nach Aulis oder Tauris? Haben wir nicht hier dasselbe und mehr! Hier ist Rhodos, moderner Dichter, hier springe! Das sind keine Alterthümer! Das ist für jeden, der am Schmerzenfreitag oder sonst die Wallfahrt hinaus macht, lebendige Gegenwart, wirksame Actualität, das ist tieferer Socialismus, höhere Politik als all das, was hinter dem Biertisch oder in Versammlungen über Sprachenfragen, Parteiprogrammen rc. verhandelt wird. Diese legendare, in einem höheren als dem wissenschaftlichen Sinne lebendige Vergangenheit, wenn sie auch nicht documentarisch zu erweisen wäre, ist der Adel des Volks, ist die Hoffnung der Zukunft, ist die Erhebung der Gegenwart. Homer, Sophokles, Vergil, Calderon hatten keine edleren Vorwürfe. Und von solchen unerschöpflichen geistigen Schätzen, aus denen das Volk seit Jahrhunderten und Jahrtausenden, Jahr für Jahr, Tag für Tag neue Kraft schöpft, wie die Natur aus Sonne und Regen, ist unsere Zeit, unser Land, Gott sei Dank, noch voll. Wir, die sogenannten Gebildeten, schätzen diese Reichthümer nur nicht, einfach weil wir sie zu wenig kennen. Diese Unwissenheit zu überbrücken, die Bildung des Volks und der Herrischen wieder in eine höhere Einheit zu verschmelzen, wie das vor dem Zeitalter der Revolution der Fall war, das mit der Glaubensspaltung begann, mit der französischen Revolution hoffentlich seinen höchsten Trumpf ausgespielt hat, das sollte unser Hauptbestreben sein. Angeregt durch jene naiven Legenden ist vor einigen Jahren ein Drama „Kaiser Marcus Aurelius in Wien" entstanden (Allgemeine Bücherei der Leo-Gesellschaft Nr. 7). Wir wollen auch heute in schwerer Zeit ein kleines Kränzlein an dem Altare der schmerzenreichen Muttergottes niederlegen:

In Gottes Namen wallen wir,
Maria, Königin, zu Dir,
Die dort im Himmel ist und hier;

Wo Lucas der Evangelist
Den Markmannen erschienen ist
Und predigte den heil'gen Christ;

Wo Kaiser Marc Aurelius
Sah Gottes Hand im Donnerguss,
Dem Christenhäuflein zum Genuss;

Wo Erntrud, Fürstin Frankenlands,
Zum erstenmal sprach voll und ganz
Den Engelsgruß im Rosenkranz;

Wo Karls des Großen starke Hand
Die Hunnen schlug; zum Siegespfand
Ließ er Dein Bild in diesem Land;

Wo Leopold, der Held im Streit,
Nach heil'gem Sieg Dir hat geweiht
Sein blutig Schwert und Lanz' und Kleid;

Wohin die Kreuzespilgerschar,
Die übers Meer gekommen war,
Gelobt zu wallen immerdar:

So wallen wir auch dieses Jahr
Und bitten Dich, Dein Land bewahr,
Und gib uns Sieg in Kriegsgefahr!

Wo König Artus, Englands Held,
Zuerst das Kirchlein aufgestellt
Auf dieser Heid' im schönen Feld;



Aphorismen.

Von M. Herbert.

Die Wohlthat, die Du einem anderen vorhältst, ist auf ewige Zeiten vernichtet.

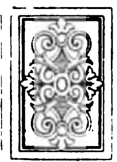
Die größten Schmeichler haben oft gar keinen Blick für das wahrhaft Gute im Menschen.

Großmuth kennt keine Reue.

Es gibt gute, eitle Menschen, die mit dem Golde der Liebe für die Falschmünzerei der Schmeichler danken.

Vom guten Wort zur guten That führt oft keine Brücke.




Die alten Gottesbeweise bei modernen Forschern.

Von Prof. Dr. Jos. Mausbach.

Ein erhöhtes oder wiedererwachendes Interesse für das Religiöse ist heutzutage in den Kreisen nicht bloß der Philosophen, sondern auch der Naturforscher bemerkbar. Die nackte Leugnung des Transscendenten, des geistigen Weltgrundes, wird nur mehr von gewissen Veteranen des Materialismus mit derselben Zuversicht wie vor dreißig Jahren vorgetragen. Der Pantheismus bildet zwar, hier in stolzer, kulturfreudiger Haltung, dort in dunkler, pessimistischer Färbung, ein weitverbreitetes Element des heutigen Geisteslebens; aber als feste wissenschaftliche Überzeugung, als geschlossenes System im Sinne Spinozas oder Hegels dürfte auch er nicht häufig sein. Jener Denkerstolz, der kühne Bauten metaphysischer Lehren aufrichtete, ist einer intellectuellen Selbstbescheidnng und Verzagtheit gewichen, die nur als das andere Extrem bezeichnet werden kann; der neokantische Kriticismus in Deutschland, der Positivismus in Frankreich, der „Agnosticismus“ in England, sie stimmen darin überein, dass wir mit unserer Vernunft auf die höchsten Fragen keine bessere Antwort wissen als: „Wir sind nicht competent.“ Diese Wandlung von einem mit größter Sicherheit auftretenden Atheismus bis zum Geständnis der Incompetenz des Denkens, vor allem der Beschränktheit der naturwissenschaftlichen Methode, zeigen recht deutlich die Schriften des mit Darwin befreundeten Naturforschers G. J. Romanes († 1894), in dessen Geistesleben ein jüngst übersetztes Schriftchen des Canonikus Ch. Gore einen interessanten Einblick gestattet.*)

In einer 1878 veröffentlichten Studie „Eine unbefangene Prüfung des Theismus“ kritisiert Romanes die hergebrachten Gottesbeweise und kommt zu dem Ergebnisse, dass „der Fortschritt der Naturwissenschaften die Hypothese vom Wirken eines Geistes in der Natur sicherlich als ganz überflüssig erweist“; er hält dieses Ergebnis für „ebenso gewiss, wie die wissenschaftliche Lehre

---

*) G. J. Romanes, Gedanken über Religion. Die religiöse Entwicklung eines Naturforschers vom Atheismus zum Christenthum. [Herausgegeben v. Ch. Gore.] Autorisierte Übersetzung nach der 7. Auflage des englischen Originals v. Dr. phil. E. Dennert. Göttingen, Vaudenhoeck & Ruprecht, 1899. (IV, 162 S.) M. 2·60.

von der Erhaltung der Kraft und von der Unzerstörbarkeit der Materie". (S. 21.) Weit entfernt, mit dieser Erkenntnis nach Häckel'scher Art sich zu brüsten, gesteht der Verfasser in ergreifenden Worten, dass mit dieser Verneinung Gottes das Weltall für ihn seine „liebenswerte Seele" verloren habe. „Wenn ich zu Zeiten daran denke, — und ich muss daran denken, — wie überwältigend der Kontrast zwischen der heiligen Glorie jenes Glaubensbekenntnisses, das einst mein war, und dem einsamen Geheimnis des Daseins ist, wie ich es jetzt besitze, zu solchen Zeiten, sage ich, ist es mir unmöglich, Herr zu werden über den tiefsten Schmerz, dessen mein Inneres fähig ist." (S. 23.) Aber schon damals war die „Verneinung Gottes" bei ihm keine absolute; die Möglichkeit, dass ein Gott existiere und aus anderen als naturwissenschaftlichen Gründen vielleicht erkannt werden könne, gab Romanes zu; zwischen den Gründen für und wider den Atheismus gebe es „ein logisches Vacuum, in dem das Gedankenpendel frei nach jeder Richtung schwingen könne."

Zehn Jahre später schrieb Romanes eine Abhandlung über den Einfluss der Naturwissenschaft auf die Religion (S. 29—75), in der er wichtige Sätze der früheren Schrift zurücknahm. Er untersucht hier vor allem den Beweis Gottes aus der Zweckmäßigkeit in der Natur; von seinem darwinistischen Standpunkte leugnet er zwar die Nothwendigkeit einer zwecksetzenden Ursache für die Einzelwesen, auch für die Organismen; er gibt aber zu, dass die Natur als Ganzes ohne eine Intelligenz als höchste leitende Ursache nicht begriffen werden könne. (S. 60.) Zugleich aber machen ihm die Übertragung der vom menschlichen Geiste hergenommenen Eigenschaften auf den höchsten Geist, sowie die Erklärung der in der Natur herrschenden Lieblosigkeit und Grausamkeit solche Bedenken, dass er schließlich doch die ganze natürliche Religion „lediglich als ein System von intellectuellen Widersprüchen und moralischen Schwierigkeiten" bezeichnet. Überhaupt mussten ja für den Agnostiker alle Schlüsse auf einem Gebiete, wo „unsere Unwissenheit unermesslich groß ist, unendlich prekär" sein; sie haben „nicht die geringste messbare Wahrscheinlichkeit". (S. 72 ff.)

In den letzten Jahren seines Lebens dachte Romanes viel über religiöse Fragen nach, studierte Pascal's Pensées und andere apologetische Werke und begann eine neue Schrift, deren Anfänge Canonikus Gore veröffentlicht. Hier tritt der „Agnosticismus" gereinigt und verschärft zu Tage; die Vernunft soll sich jeder Muthmaßung über den letzten Grund der Dinge enthalten. (S. 93.) Aber in zweifacher Hinsicht corrigiert Romanes seinen früheren Standpunkt. Erstens erkennt er deutlicher die Richtigkeit der Gegengründe, mit denen die ungläubige Naturforschung die Existenz Gottes bekämpft. Er glaubt ein ganz neues und wirksames Argument zur Widerlegung derselben,

das auch „der Rechtgläubigste" bisher übersehen, darin gefunden zu haben, dass der angebliche Widerspruch zwischen der Causalität natürlicher Ursachen und der universellen und zugleich unmittelbaren Causalität Gottes ein rein fingierter und willkürlicher sei. Es bilde gar keinen Beweis gegen den göttlichen Ursprung eines Dinges, einer Erscheinung, wenn man sie auf eine natürliche Ursache zurückführen könne. Die meisten Naturforscher hätten infolge der Macht der Gewohnheit geradezu die Fähigkeit verloren, den wirklichen Stand der Frage zu erkennen, indem sie glaubten, alles über eine Naturerscheinung zu wissen, wenn sie ihre natürliche Ursache kennten. Die zweite Correctur besteht darin, dass die Möglichkeit erwogen wird, ob wir Gott nicht durch ein anderes Organ als die Vernunft, durch eine „geistliche" Fähigkeit, eine religiöse Intuition, erfassen können (S. 103, 106). Romanes gesteht, dass er selbst eine solche intuitive Kenntnis Gottes nicht besitze; aber als unparteiischer Beobachter könne er an der Thatsache nicht vorübergehen, dass soviele Menschen eine derartige, durch Inspiration oder durch den Glauben erworbene Erkenntnis Gottes von sich aussagten. Diese psychologische oder historische Thatsache wolle auch, wie jede andere, naturwissenschaftliche, erklärt werden. (93 ff., 124 f.) Gegen eine solche Art der Erkenntnis könne der Agnostiker, der nur an dem verstandesmäßigen Denken seine Kritik übe, nichts einwenden. Wenn sie nicht Allen zutheil werde, so liege dies wahrscheinlich an dem Mangel sittlicher Reife; der Glaube sei eben eine sittliche That und ein Werk der Gnade. (S. 123.)

Von diesem Standpunkte aus erscheinen Romanes auch die von der Vernunft gegen die christlichen Dogmen erhobenen Schwierigkeiten als ganz belanglos. „Der moderne Agnosticismus erweist dem christlichen Glauben diesen großen Dienst: er bringt allen vernunftmäßigen Skepticismus aprioristischer Art zum Schweigen, und das um so mehr, je reiner er ist." (S. 146.)

Das aufrichtige Streben nach höherer Wahrheit, das die Aufzeichnungen des englischen Gelehrten durchzieht, und manches edle, treffende Wort lassen es erklärlich erscheinen, dass er vor seinem Tode „zur vollbewussten Gemeinschaft mit der Kirche Jesu Christi", wie sein Freund Gore mittheilt, zurückkehrte. Im übrigen ist der philosophische Standpunkt auch in diesen letzten Äußerungen ebensowenig innerlich geklärt wie objectiv haltbar.

Was soll man z. B. zu dem Vorwurf sagen, dass auch die „rechtgläubigsten" Vertreter des Theismus nicht erkannt hätten, dass göttliche und creatürliche Causalität nicht sich gegenseitig Abbruch thun, sondern zusammengehören! Hat doch schon Aristoteles an Anaxagoras getadelt, dass er den weltordnenden Geist nur als Lückenbüßer heranziehe, wo die natürlichen Ursachen fehlen; haben doch Thomas und alle scholastischen Peripatetiker stets den Satz

vertheidigt, dass der Einfluss der höchsten Ursache die Thätigkeit der niederen nicht beeinträchtigt, sondern mit ihr eine Einheit bildet! Auch an anderen Stellen, wo Romanes behauptet, „alles Lesenswerte" über einen Gegenstand studiert zu haben, fehlt leider wieder jede Bekanntschaft mit der eigentlich christlichen Philosophie und Theologie. Den Gedanken, dass bei der Begründung des religiösen Lebens sittliche, geistliche Factoren mitspielen, erkennt auch die katholische Wissenschaft als richtig an. Schon die volle und rückhaltlose Würdigung der Gottesbeweise setzt eine andere Geistesverfassung voraus als z. B. eine mikroskopische Untersuchung oder die Berechnung einer Mondfinsternis: eine Erhebung über den sinnlichen und eigenmächtigen Zug in unserem Geiste, eine Empfänglichkeit für höhere, ernst gebietende Wahrheiten, die nicht ohne sittliche Gewissenhaftigkeit möglich ist. Aber auch dieses „Gewissen" ist, wie schon der Name andeutet, nicht etwas der Vernunft Fremdartiges; es hat seine Wurzeln in den Grundgesetzen der praktischen Vernunft. Wenn auch der Glaube — das Wort im allgemeinsten Sinne genommen — nur durch Betheiligung des Willens zustande kommt, nicht aber, wie ein Syllogismus, durch Zurückführung auf die (theoretischen) Denkprincipien, so muss doch dem Willensimpulse selbst, falls er sittlich berechtigt sein soll, ein Gewissensausspruch vorangehen, der, wie bemerkt, im Lichte der praktischen Vernunftprincipien gebildet wird. Beim übernatürlichen Glauben des Christen ist der sittliche Aufschwung des Willens und die Hingabe an die Gnade, also ein ethisch-mystisches Element, noch viel wesentlicher; aber auch hier muss die vernünftige Erkenntnis der Glaubwürdigkeit der Offenbarung vorausgehen. — Übrigens kann auch Romanes die Leugnung der Vernunfterkenntnis auf religiösem Gebiete nicht durchführen. Wir hörten bereits, wie er den teleologischen Gottesbeweis wenigstens für den Kosmos als Ganzes anerkannte; ebenso interessant ist, dass er selbst für die Offenbarung in unbewachten Augenblicken „objective Beweise" zugibt, noch dazu solche wie „die Wunder und die Prophetie". (S. 152.)

Jenes Misstrauen in die Befähigung der Vernunft, eine natürliche Gewissheit über das Dasein Gottes und die Glaubwürdigkeit der Offenbarung zu gewinnen, ist echt protestantisch. Die moderne protestantische Theologie, die ihren Abfall von dem Glaubens*inhalt* Luthers durch erhöhte Begeisterung für seinen Glaubens*begriff*, d. h. den unvermittelten, rein „religiösen" Anschluss des Individuums an Gott, zu compensieren sucht und zugleich den Einflüssen des Kant'schen Geistes und der modernen Skepsis schutzlos offensteht, legt den alten Gottesbeweisen vielfach eine sehr geringe Bedeutung bei, so vor allem Ritschl und Herrmann. Um so erfreulicher ist es, dass bei einzelnen Philosophen und Naturforschern in Deutschland das Verständnis für dieselben wiederzukehren scheint.

G. Spicker übt in seinem letzten Werke: „Der Kampf zweier Weltanschauungen" (Stuttgart 1898) Kritik sowohl am Theismus wie am Pantheismus, u. zw. nicht in jener rein formalen Weise wie es der „Agnostiker" thun muss, sondern in der Überzeugung, dass eine Metaphysik, eine Erreichung der übersinnlichen Wahrheiten für die Vernunft möglich ist. Die Naturwissenschaft, die Religion, die Philosophie, sie alle „drängen mit logischer Nothwendigkeit auf ein allgemeines Princip, welches die materiellen und geistigen Erscheinungen zugleich umfasst. Da aber dieselben räumlich und zeitlich begrenzt sind und den Grund ihrer Existenz nicht in sich selbst haben, wird jenes Princip als letzte und absolute Ursache über beiden stehen; es kann nicht unter die Bedingungen fallen wie das Endliche; folglich muss es unräumlich, unzeitlich, unentstanden, unendlich, ewig und durch sich selbst sein. Das ist die einfache Consequenz aus dem Satz: Ex nihilo nihil fit." (S. 121.) „Die Annahme einer absoluten Causalität ist der einzig mögliche Weg, zu einer Weltanschauung zu gelangen, die auf Vernunft und Erfahrung zugleich sich berufen kann . . In dieser Ursache kann jedenfalls nicht weniger sein als in der Wirkung . . . . Wir sind daher berechtigt, von der subjectiven Vernunft, einer unmittelbaren Thatsache, auf die objective in der Welteinrichtung sich offenbarende, und endlich auf die absolute Vernunft einen Schluss zu ziehen." (S. 163.)

Wenn man solche Stellen und die Ausführungen über den kosmologischen und teleologischen Gottesbeweis, die Spicker in scharfem Gegensatz zu Kant in Schutz nimmt, vor Augen hat, begreift man nicht, wie er schließlich vom Theismus ebenso wie vom Pantheismus sagen kann, sie genügten dem Ideal nicht, das wir uns von Gott bilden müssen. (S. 247.) Spicker scheint bisweilen zu wenig Gewicht auf das zu legen, was er selbst als bewiesen hingestellt hat. Wie könnte er sonst, nachdem er in den angeführten Stellen die Annahme eines Absoluten, und zwar eines geistigen und unendlichen als logisch nothwendig bezeichnet hat, anderswo schreiben, die Kluft zwischen dem Endlichen und Absoluten könne nicht mit den Fittichen des Gedankens überflogen werden, jedenfalls führe das kosmologische Argument nicht zu einem persönlichen Gotte? (S. 223, 237.) Alle Schwierigkeiten, die er hinsichtlich der Persönlichkeit Gottes, der Schöpfung u. s. w. erhebt, sind längst von der Scholastik aufs gründlichste erwogen und, soweit eine Lösung bei den allertiefsten Problemen möglich ist, auch gelöst worden. Aber auch bei Spicker fehlt es trotz der breit angelegten historischen Vorhalle und mancher trefflicher Bemerkung, in der er dem Christenthum gerecht zu werden sucht, an der wünschenswerten Kenntnis derjenigen Form des Theismus, die doch wohl die meiste Berücksichtigung verdient hätte. Sonst würde er

z. B. nicht behaupten, dass die Scholastik das credo, ut intelligam an die Spitze der Wahrheitserkenntnis gestellt, dass sie ein blindes, grundloses Vertrauen zur Autorität gefordert, dagegen Misstrauen in die Selbstgewissheit der Vernunft gehegt habe. (S. 134, 139.) Er würde noch weniger dem christlichen Theismus den Satz zuschreiben: „Wie Gott außer der Welt, so ist die Welt außer Gott; er ist wohl allgegenwärtig, aber nur in Gedanken, nicht substantiell, weil dies zur Identität von Gott und Welt und somit gradwegs zum Pantheismus führte“! (S. 268.) Vor allem zeigt sich dieser Mangel an objectiver Kenntnis und Würdigung der Theologie in dem Kapitel: „Kritik des Orthodoxismus“, von dem wir schon wegen des nicht mehr wissenschaftlich zu nennenden Tones gewünscht hätten, dass es aus dem Werke weggeblieben wäre*).

Gleichfalls mit besonderer Rücksichtnahme auf Kant geschrieben ist die Antrittsrede des Berliner Philosophen G. Thiele: „Kosmogonie und Religion“ (Berlin 1898). In sinniger Weise beginnt der Verfasser mit dem Worte Kant's, dass zwei Dinge das Gemüth mit immer neuer Bewunderung erfüllen: „der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir“; mit rühmenswerter Offenheit schließt er daran sofort sein eigenes Bekenntnis: „Beide erheben in der That über alles Irdische und Menschliche schließlich zum allmächtigen, allweisen und allheiligen Gott.“ Die Einleitung zeigt in einigen markigen Sätzen, dass Kant mit Unrecht die Gottesbeweise angegriffen und nur ein „Postulat“ des Daseins Gottes seitens der praktischen Vernunft angenommen habe. „Denn wäre die Kritik der reinen Vernunft gegen die Gottesbeweise berechtigt, wäre also die gesetzmäßige Ordnung des Weltganzen ohne einen allmächtigen und weisen Welturheber begreiflich, so würde sich wohl auch denken lassen, dass das Weltgetriebe ganz von selbst jener «Übereinstimmung der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit», wenn sie moralisch wirklich nothwendig sein sollte, näher und näher kommen werde. Vermag dagegen schon die theoretische Vernunft das Dasein einer höchsten Macht und Weisheit außer und über der Welt zu beweisen, so nöthigt uns die Existenz des moralischen Gesetzes in uns, den Welturheber auch als heiliges Wesen zu fassen. Und nun erst bekommt Kants Forderung des

---

*) Um so eigenartiger berührt es, wenn Spicker dennoch in theologischen Dingen mit voller Sicherheit auftritt. „Wir wissen ganz genau“, sagt er S. 107, „wie seine (des Christenthums) Glaubensartikel: Menschwerdung, Erlösung, Dreieinigkeit, geschichtlich entstanden sind.“ Wie dankbar würde die moderne Dogmengeschichte sein, wenn Spicker sich herbeiließe, etwa die Entstehung des Johannes-Evangeliums (mit seiner Logos- und Erlösungslehre), nach Harnack „das wundervollste Räthsel“ der ältesten Geschichte des Christenthums, klarzulegen!

höchsten Gutes d. i. die Forderung, dass auch im Weltganzen Gerechtigkeit walte, Sinn und Halt, da Ungerechtigkeit mit der Heiligkeit Gottes unverträglich wäre." (S. 3 f.)

Die Rede behandelt dann als eigentliches Thema die Frage, ob das, was Kant über den „bestirnten Himmel" gelehrt habe, m. a. W. die Kant-Laplace'sche Theorie über die Entstehung der Himmelskörper und der Erde, das Dasein Gottes überflüssig mache. Thiele richtet unser Augenmerk zunächst auf den Urstoff des anfänglichen Nebelballs, aus dem die Weltkörper sich gebildet haben sollen. Er fragt, im Sinne des vorkritischen Kant selbst: Woher haben jene Elemente ihre bestimmten Naturen und deren harmonische Einheit? Und die letzte Antwort auf diese Frage kann nur sein das Eine Unbedingte, das als in sich nothwendiges Wesen das Suchen nach einem weiteren Grunde ausschließt. (S. 6.) Das gilt auch, wenn man die verschiedenen Elemente auf ein gemeinsames Urprincip, den Äther, zurückführt, oder statt der Atome einen stetigen Urstoff annimmt, oder die Materie überhaupt in Energieverhältnisse auflöst. Die erste Ursache muss unveränderlich, einfach und unbedingt sein; „das zur Einheit verbundene Mannigfaltige nöthigt uns, seine Einheit in Einem Urgrunde, in einem Schöpfer dieses Mannigfaltigen zu suchen". (S. 19.) Auch die Bewegung und gegenseitige Beeinflussung des Urstoffes führt, wie Thiele weiter zeigt, zu einem Schöpfer und Erhalter der Welt. Endlich kann auch von einem „chaotischen" Urzustande strenggenommen nicht die Rede sein; nur aus einem bestimmten Raum- und Bewegungszustande konnte diese bestimmte Welt werden; diese Bestimmung einer Weltform neben unzähligen gleich möglichen setzt aber einen unendlichen Verstand voraus. Der Verfasser schließt seine scharfsinnigen Ausführungen mit den Worten: „Der Glaube an den allmächtigen und allweisen Weltschöpfer und Erhalter kann dadurch, dass sein Werk in gesetzmäßiger Ordnung alle Zeit überdauert, nimmermehr verlieren, wenn sonst nur erkannt ist, dass dieses Werk durch die wesentliche Beschaffenheit seiner Massen, durch die Gesetzmäßigkeit ihrer Wechselwirkung und durch die Bestimmtheit ihrer Ordnung über sich selbst hinaus weist auf einen Werkmeister, von dem es nach wie vor heißen muss: In ihm und durch ihn leben, weben und sind wir".*)

Von besonderem Interesse ist das umfangreichere Werk des Professors der Botanik in Kiel J. Reinke: „Die Welt als That" (Berlin 1899). Man könnte es als eine mit den Mitteln der modernen Naturerkenntnis aus-

*) S. 30. Thiele hat seine Ideen auch in einem größerem Werke ausgeführt: „Die Philosophie des Selbstbewusstseins und der Glaube an Gott, Freiheit, Unsterblichkeit" Berlin 1895.

geführte Entwicklung des teleologischen Gottesbeweises bezeichnen, die durch den Reichthum origineller Detailmalerei und die Anmuth des Stils erhöhten Reiz gewinnt. Der Verfasser wehrt sich zwar aus Leibeskräften dagegen, als Philosoph zu gelten; nach der Meinung derjenigen, die keine unversöhnliche Feindschaft zwischen Philosophie und gesundem Menschenverstande annehmen, ist er aber von dem Vorwurfe, ein Philosoph zu sein, nicht ganz frei zu sprechen.*) Wollte der Herr Verfasser sich die Mühe geben, jene Art von Philosophie, die nicht bloß die beste, sondern auch die älteste und — im Ganzen der Geschichte — die verbreitetste ist, etwa aus Willmann's Geschichte des Idealismus näher kennen zu lernen, so würde er zu seiner Überraschung finden, dass die principiellen Gedanken, die sich ihm aus verständiger Naturbetrachtung aufgedrängt haben, dem Inhalte und häufig selbst der Form nach uraltes Stammgut des philosophischen Denkens sind.

Treffend sind schon die Bemerkungen zugunsten der Realität unserer Sinneswahrnehmungen: „Die Welt ist nicht bloß unsere Vorstellung, sondern ... ein unserm Erkennen zugängliches reales Object. Unser Verstand wird nicht bloß durch Hirngespinste erregt; unsere Sinne fälschen uns keineswegs die Natur; die Naturforschung besteht nicht in einer Analyse von Phantasmagorien; ihr Object ist die Natur selbst und nicht eine Schar psychologischer Processe. Das Bindeglied zwischen den Dingen als Erscheinung und den Dingen an sich ist die Anpassung unseres Erkenntnisorgans an die Wahrnehmung und richtige Auffassung dieser Dinge." (S. 30.) Einen ebenso gesunden Realismus bekundet Reinke bezüglich der Begriffe des Raumes, der Zeit und der Causalität. Im Ganzen muss man auch den orientierenden Ausführungen über Intelligenz, Zweckbegriff, Weltanschauung beistimmen. Die eigentliche Naturbetrachtung beginnt der Verfasser mit einer Schilderung der „Weltbühne". In klarer und anschaulicher Weise entrollt er das Bild der Entwicklung des Sonnensystems der Erde und des organischen Lebens, wie es sich die heutige Wissenschaft denkt. In dem Capitel über die Grundlagen des Geschehens, Kraft, Stoff u. s. w. betont der Verfasser den auch von Ostwald hervorgehobenen Gedanken, dass neben der „Energie" noch ein anderes Princip des Naturgeschehens anerkannt werden müsse, das der Richtung. „Käme der Richtung diese fundamentale Bedeutung nicht zu, so wäre das Weltganze ein Chaos und ein Kosmos. Die Energie ist eine messbare Größe, die Richtung ist es

*) Reinke ist gegen die Philosophen misstrauisch geworden, weil er, wie er S. 10 bemerkt, eine Zeit lang unter dem Einflusse von F. A. Lange's Geschichte des Materialismus gestanden hat; als Gegengift gegen dasselbe rühmt er Krönig, „Das Dasein Gottes und das Glück der Menschen" (Berlin 1874).

nicht. Darum ist die Richtung auch dem Erhaltungsgesetze nicht unterworfen ... Soweit es sich um quantitative Beziehungen handelt, kommt die Energie allein in Frage; für die qualitativen Beziehungen — ich nenne als Beispiel nur die Gestaltung der Körper — ist die Richtung der Energien wesentlich und maßgebend." (S. 142.)

Der dritte, umfangreichste Abschnitt handelt vom „Wesen des Lebens". Unter Benützung eines überaus reichen Materials vor allem aus dem Pflanzenleben zeigt der Verfasser, wie im organischen Leben die Gesetze des mechanischen und chemischen Geschehens zwar fortbestehen aber unter die Herrschaft eines richtenden und ordnenden Princips treten, das insofern geistiger Art ist, als es Zwecke verwirklicht und nicht dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft untersteht. In jeder Zelle sitzt gleichsam ein verborgener Chemiker, der die Elemente zu organischen Verbindungen zusammenzwingt, ein Baumeister, der aus diesen Verbindungen ein planmäßig construiertes Gebäude errichtet, ein heimlicher Werkmeister, der die verwickelten Verrichtungen des Organismus einheitlich regelt. Der Unterschied der organischen Processe von bloß mechanischen und chemischen zeigt sich schon darin, dass die letzteren umkehrbar sind; sind sie in einer Richtung abgelaufen, so kann man sie in der umgekehrten Richtung zurücklaufen lassen. „Dies ist unmöglich für die Entwickelung der Thiere und Pflanzen. Sie ist so wenig umkehrbar, wie die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, wie ein Gedicht, eine Rede, ein Tonstück. Damit fehlt der Entwickelung der Thiere und Pflanzen ein wesentliches Merkmal der mechanischen Processe. Man kann auch sagen: sie muss nothwendig einen nichtmechanischen Factor enthalten." (S. 197.)

Reinke vergleicht die Organismen mit Maschinen, aber nur insofern, als auch letztere einen von dem intelligenten Urheber hineingelegten Zweck verkörpern, durchgeistigte Gebilde sind; die tiefgreifenden Unterschiede mechanischer Automaten und organischer Lebewesen werden dabei nicht übersehen. Für die höheren, richtenden Kräfte in den Maschinen wie in den Organismen wählt Reinke den Ausdruck Dominanten. „Die Dominante einer Maschine, z. B. einer solchen, die Stahlfedern anfertigt, ist immanent; sie wurde von der transscendent wirkenden Intelligenz des Technikers in die Maschine hineingelegt. Diese Dominante bestimmt die Arbeitsleistung der Maschinentheile, selbstverständlich im Rahmen der Causalität. So ist auch jedem Bohrer, jeder Schaufel, kurz jedem Werkzeuge vom Erfinder eine besondere Arbeitsdominante eingehaucht — ein immanent gewordener Funke seines Geistes." (S. 270.) „Wie in den Maschinen, bilden auch in den Organismen die Dominanten eine Art von Beseelung, von Durchgeistigung des materiellen Substrats." (S. 275.) „In den Dominanten

geben sich Triebkräfte zu erkennen, die schon darum in den Rahmen der Energie nicht passen, weil sie sich aus sich selbst heraus vervielfältigen können und im Tode der Organismen aufhören zu existieren. Wird man einmal das letzte Exemplar des Narwals getödtet haben, so hat man die Dominanten dieses Thiers vernichtet, ohne dass ein Äquivalent dafür entstanden wäre." (S. 274.) Wer eine mit 50.000 Samen beladene Tabakspflanze, deren Fortpflanzungsfähigkeit eine quasi-unendliche ist, verbrennt, würde finden, dass trotzdem die frei werdende Energie nicht größer ist, als wenn er das gleiche Gewicht einer entsprechenden künstlichen Mischung von Eiweiß u. s. w. verbrannt hätte, „wie die Verbrennungswärme eines Exemplars der Ilias nicht größer ist, als die Verbrennungswärme eines gleichen Gewichts von Papier." „Spurlos verschwinden die Dominanten im Tode, wie die Gedächtniseindrücke und die geistigen Fähigkeiten eines Menschen." (S. 272.)

Reinke nimmt für die einzelnen organischen Verrichtungen verschiedene Dominanten an, die er aber schließlich unter eine „Gesammtdominante" des betreffenden Einzelwesens ordnet. Es leuchtet ein, dass eine solche Gesammtdominante nicht viel verschieden ist von dem, was die Alten die Wesensform des Dinges nannten. Sie unterschieden allerdings schärfer die äußerlich aufgezwungene „accidentielle Form" eines Werkzeuges von der das ganze Wesen innerlich beherrschenden substantiellen Form. Sie setzten aber ebenso deutlich die Form in Beziehung zur Intelligenz, zum Geiste; die Form in den Naturdingen ist nach ihnen nicht zwar ein wirklicher Gedanke oder ein Denkendes, wohl aber ein Gedankliches, Abbild eines göttlichen und Vorbild des menschlichen Zweckgedankens.*)

Auf eine höhere, „kosmische Intelligenz" führt auch Reinke die Zweckmäßigkeit der Organismen zurück. „Diese kosmische Vernunft, die wir nicht tasten und sehen können, weil sie hinter den Dingen steht, ist kein Trugbild, kein Erzeugnis des Glaubens oder Aberglaubens, sondern eine durch einen Analogieschluss gewonnene Erklärung der Erscheinungen, die uns umgeben und auf unsere Sinne wirken. Nur durch diese Erklärung werden die Organismen begreiflich. Man könnte sagen: die Dominanten in den Organismen sind die immanente, die kosmische Vernunft ist die transscendente Seite des gleichen Princips." (S. 285.) Geschickt werden die vom Standpunkt des sinnlichen Denkens gegen den Begriff einer überweltlichen Vernunft erhobenen Einwände widerlegt und offen wird ausgesprochen, dass bei den Gegnern derselben „ein seltsamer Hochmuth" und das Vorurtheil, dass

---

*) Auch Reinke gesteht S. 441, in den letzten Consequenzen der Natur-Analyse seien wir nicht weiter gekommen, als Aristoteles.

man alles mechanisch erklären müsse, sich gegen den Glauben an eine überlegene Intelligenz aufbäume. Auffallend ist nur, dass nach den Äußerungen, welche die Annahme dieser Intelligenz als „nothwendig", als eine „logische Consequenz" (S. 284) hinstellen, für dieselbe später der Ausdruck „eine auf Wahrscheinlichkeitsgründen beruhende Hypothese" gebraucht oder wenigstens zugelassen wird.

Die ganze Frage spitzt sich zu bei Untersuchung des Problems der Urzeugung; das eingehend begründete Urtheil Reinke's lautet: „Die spontane Urzeugung ist rettungslos verloren. Die mechanischen und chemischen Kräfte reichen unter keinen Umständen aus, ein lebendiges Wesen hervorzubringen. Damit fällt die materialistische Weltanschauung in sich zusammen wie ein Kartenhaus." (S. 315.) Auch die Hypothese, das Leben rühre vielleicht von Keimen her, die von Ewigkeit an das Weltall durchschwärmen, wäre immer noch nicht mit einer materialistischen Weltanschauung vereinbar. (S. 324.) — In den „Zauberwald der Descendenzlehre" führt uns ein ganzer Abschnitt des Werkes: „Der Darwinismus." Das Einzelne können wir hier übergehen und bemerken nur, dass Reinke die Entwicklungslehre zwar als Hypothese für geboten erklärt, aber mit großer Vorsicht das Maß ihrer Berechtigung abgrenzt. „Wir werden es (bezüglich der Entstehung der Arten) zweifellos mit vielen analogen, parallelen und divergierenden Reihen zu thun haben, die von verschiedenen Urzellen stammen. Die systematische Verwandtschaft braucht daher an sich keine genealogische Verwandtschaft zu sein." Die jetzigen Arten sind zwar kaum als fertige Species vom Schöpfer ins Leben gerufen worden, sie sind aber auch nur in geringem Umfange durch Umbildung aus einander hervorgegangen. (S. 431.) Das Bedürfnis eines Schöpfers bleibt natürlich das gleiche, „ob die Pflanzen- und Thierwelt, wie wir sie kennen, durch einen Zauberschlag geschaffen oder durch langsame Entwicklung und Umbildung entstanden ist." (S. 441.)

Im letzten Abschnitt „Die Naturwissenschaft und der Gottesbegriff" spricht Reinke das Resultat seiner Naturbetrachtung dahin aus: „Die Kenntnis der Natur führt unausweichlich zur Gottesidee, und gerade nach den Gesetzen der Causalität sind wir nach meinem Dafürhalten des Daseins Gottes so sicher wie des Daseins der Natur." (S. 457.) „Darum ist mir der Atheismus auch nur psychologisch verständlich. Er scheint mir auf einer inneren Abneigung gegen die Annahme einer Gottheit zu beruhen, auf der Flucht vor einer unerwünschten Lösung des Welträthsels, auf einer bis ins Pathologische gesteigerten menschlichen Überhebung . . . Der Atheist scheint die Forderung zu stellen, dass Gott, um anerkannt werden zu können, täglich und stündlich für uns Menschen erkennbar in den

Mechanismus der Welt eingreifen müsse. Gott macht es dem Atheismus nicht recht, darum soll er nicht existieren." (S. 460 f.) Den Schluss bildet eine Untersuchung der mosaischen Schöpfungslehre, die Reinke in ihrer großartigen Gesammtanschauung bewundert, im Einzelnen aber als eine Verknüpfung von Wahrheit und Dichtung, wie alle Kosmogonien, betrachtet.

Die Anerkennung, die wir dem Werke Reinke's gezollt haben, darf uns nicht abhalten, auf einige Stellen, wo sein Theismus vom christlichen abbiegt oder unter demselben bleibt, hinzuweisen. Es ist wenigstens missverständlich, wenn das Wesen Gottes als für uns unerforschlich, als ein „unlösbares Problem", die Persönlichkeit Gottes als zweifelhaft hingestellt wird. (S. 287, 452, 466.) Reinke macht zwar anderswo ausdrücklich darauf aufmerksam, er habe als Naturforscher es nur mit der Causalität, nicht mit dem Wesen Gottes zu thun (S. 468); allein da er thatsächlich auch als Philosoph auftritt, so wäre zu wünschen gewesen, dass er die Folgerungen, zu denen das Causalitätsgesetz hinsichtlich des Wesens Gottes die Vernunft nothwendig hinführt, tiefer erwogen hätte. Dann würde er auch nicht behauptet haben, dass für uns, die wir „das Gesetz der Erhaltung als das umfassendste Naturgesetz kennen", die Hypothese einer Schöpfung aus Nichts unzulässig sei. (S. 474.) Dass das Gesetz der Erhaltung nichts über die Entstehung der Energie und Materie aussagt, liegt doch schon im Namen. Wenn wir Menschen nur in Abhängigkeit von den Naturgesetzen unsere höheren Zwecke verwirklichen können, so ist damit, wie auch Reinke zugeben wird, nichts bewiesen für die schöpferische Intelligenz. Reinke hebt bisweilen, wenn auch nicht entschieden genug, den innerlichen und substantiellen Charakter der organischen Beseelung gegenüber der künstlichen Zusammensetzung einer Maschine hervor; er gesteht S. 292 und 296, dass auch in der mechanischen und chemischen Welt „möglicherweise" Zwecke herrschen („die ganze Natur ist vernünftig"); ja S. 477 citiert er Dubois-Reymond, der es für allein der göttlichen Allmacht geziemend erklärt habe, in einem Schöpfungsact „die ganze Materie" und die Gesetze ihrer künftigen Entwicklung hervorzubringen, und bemerkt seinerseits, dass er außer diesem „Schöpfungstage" mindestens noch einen zweiten für die Entstehung des Lebens, vielleicht auch einen dritten für die Erschaffung des Menschen als nothwendig erachte. Darin liegen doch Gedanken, die auf eine Schöpfung aus Nichts, d. h. auf die totale Abhängigkeit der Welt von Gott hindrängen. Wenn das Wirken der Dinge zweckmäßig ist, so muss auch das innerste Sein derselben auf Zwecke geordnet sein; denn «agere sequitur esse». Es erscheint uns selbstverständlich, dass die verschiedenen Kräfte der Natur harmonisch zusammenwirken, dass der menschliche Geist die Macht hat, auf die Natur

einzuwirken; allein wir dürfen nicht übersehen, dass die Möglichkeit dieser Fühlung und Wechselwirkung doch nur durch die Einheit alles Geschaffenen in der weltordnenden Vernunft erklärbar ist. Wie aber diese Vernunft, die prima causa der Weltordnung, auf die Materie und die materielle Energie einwirken soll, ist rein undenkbar, wenn die beiden letzteren ein selbständiges Princip neben Gott bilden, das nicht in seinem Sein auf Gott als prima causa zurückgeht. Hätte Reinke neben dem teleologischen auch das kosmologische Argument behandelt, so würde er die absolute Seite der schöpferischen Intelligenz deutlicher erkannt haben. (Vgl. die Rede von Thiele.) Dem Absoluten, das im Sein und Leben reinste Wirklichkeit und Selbständigkeit ist, dessen Denken und Wollen nicht Erscheinung, sondern Substanz ist, entspricht gerade ein Wirken nach außen, das nicht in bloßer Umwandlung vorhandenen Stoffes, sondern in substantieller Hervorbringung, Erschaffung besteht. Nur dann können wir auch im vollen Sinne „die Welt als That“ bezeichnen.

Damit erscheint auch die Frage nach dem Wunder in einem anderen Lichte. Reinke lehnt zwar nicht jeden späteren Eingriff Gottes in die Schöpfung principiell ab, wie seine Ansicht von der Entstehung der Organismen zeigt; aber er meint, Gott könne dabei niemals gegen ein wirkliches Gesetz der Natur handeln, ebensowenig wie gegen ein moralisches Gesetz. (S. 290 f., 321, 441, 459, 480.) Der letztere Vergleich ist nun offenbar nicht angebracht; die moralische Ordnung besteht in der Hinordnung alles Seins und Handelns auf das höchste, absolute Ziel; die Naturgesetze aber ordnen das gegenseitige Verhältnis der Geschöpfe zu einander. Da Reinke selbst an die Ordnung eines Heeres, an die Gesetze eines Tonstücks erinnert, so kann man sagen: wie der tüchtige Kriegsherr niemals das Heer seinem eigentlichen Zwecke, der Vaterlandsvertheidigung, entfremdet, wie der echte Künstler nie die Schönheit, den Zweck der Kunst, aus dem Auge verliert, so kann auch Gott nicht zwecklos, nicht gegen seine Ehre, nicht unmoralisch handeln. Die Gesetze aber, die sein Schöpferwille den Dingen auferlegt hat, sind nicht absolut; er kann sie suspendieren, wie der Feldherr seinen Kriegsplan ändern, er kann ihr Machtgebiet erweitern, wie der Componist seinem Tonstück eine Cadenz einfügen kann. Allerdings verbietet die Weisheit Gottes einen nutzlosen Gebrauch dieser Macht. Wenn wir aber mit dem Christenthum annehmen, dass Gott den Menschen aus freier Liebe über seine geschöpfliche Natur hinaus zu einer übernatürlichen Herrlichkeit berufen, dass er zur Ankündigung dieser frohen Botschaft die Organe der Offenbarung erwählt hat, so erscheint das Wunder gerade vom Standpunkt der göttlichen Weisheit als höchst angemessen zur Bezeugung der Gottesgesandten wie zur passenden Versinn-

bildlichung jener höheren Absichten Gottes. Dabei bleibt bestehen, dass Gott auch in der Heilsordnung diese „unmittelbaren Eingriffe“ nach demselben „Gesetze der Sparsamkeit“, das er in der physischen Ordnung beobachtet, möglichst einschränkt. Der „Organismus“ des Reiches Gottes muss sich, nachdem der lebendige Same einmal durch Gott in die Menschheit hineingelegt ist, durch innere Triebkräfte selbst weiter helfen; er ist auch in seinem Wachsthum im Großen und Ganzen ebenso auf die Gesetze der historischen und socialen Entwicklung hingewiesen, wie die organische Lebenskraft im Rahmen der physikalischen und chemischen Gesetze wirkt. Darum ist es zuviel verlangt und geradezu eine Forderung beständiger Wunder, wenn Reinke S. 462 meint, Gott müsse, wenn er eine Offenbarung gegeben habe, dieselbe so deutlich bezeugen, dass der Zwiespalt der Confessionen vollständig unmöglich sei. Ich will nicht behaupten, dass dieses Verlangen auf einer Stufe steht mit der von Reinke getadelten Forderung der Atheisten, Gott solle sich „täglich und stündlich“ offenbaren; ist es ja bei der thatsächlichen Weltlage offenbar viel schwieriger, zur Anerkennung der historischen Offenbarungsreligion, als zur Erkenntnis des Daseins Gottes zu gelangen. Aber suo modo gilt doch für beides die göttliche Verheißung: „Wenn ihr mich suchet von ganzem Herzen, so will ich mich von euch finden lassen.“



Sonnenschein.

Von Rud. Lehner.

Heilig still —
Kein Lüftchen regt sich.
Blumen duften,
Bienen schweben,
Falter flattern
Übers Feld — —
Verstohlen schlängelt sich
Ein Bächlein lichtdurchklart
Durchs hohe Gras. —
Sonntagsstille —
Ein gold'ger Schein
Verklärt die Halme
Und die Blüten —
Kein Laut — kein Hauch,
Und doch ein ew'ges Dank- und Jubellied
Des Alls zu seinem Schöpfer.





Deutsches Zeitungswesen im 16. und 17. Jahrhundert.

Von Max Beyer.

Bei der Bedeutung, die das Zeitungswesen im Kulturleben unserer Zeit besitzt, ist es zu verwundern, daſs eine zusammenhängende, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Geschichte der Journalistik bis heute noch nicht geschrieben worden ist. Verschiedene Versuche sind allerdings in dieser Richtung schon gemacht worden, aber entweder sind sie nicht zur Vollendung gediehen, oder ihre Ausführung war durchaus unzulänglich. Der Versuch des Mitherausgebers der „Allgemeinen Encyklopädie der Künste und Wissenschaften“, Johann Samuel Ersch, kam überhaupt nicht über den Plan hinaus, d. h. er wurde überhaupt nie begonnen. J. von Schwarzkopf, der an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts verschiedene Schriften über Geschichte des Zeitungswesens veröffentlichte, besaß wohl nicht genug wissenschaftlichen Geist, auch fehlten die nöthigen Vorarbeiten, so daſs sein Werk ziemlich unkritisch und dilettantisch erscheint. Der groß angelegte Versuch des Litterarhistorikers Robert Prutz endlich ward nur im ersten Theil vollendet und blieb dann in der Fülle des Materials stecken. Zuletzt hat vor kurzer Zeit Ludwig Salomon von neuem einen Versuch gemacht, bei dem die Auspizien günstiger sein dürften, als bei denen seiner Vorgänger. Der bisher vorliegende erste Band seiner „Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Reiches“ behandelt die Zeit von der Reformation, also von den Anfängen der deutschen Journalistik, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts. Das Werk wird in zwei Bänden vollständig sein, und wenn der zweite Band, dessen baldiges Erscheinen die Verlagshandlung verspricht, fertig vorliegt, dürfen wir hoffen, endlich eine zusammenhängende, zugleich wissenschaftliche und allgemeinverständliche Darstellung dieses wichtigen Zweiges deutschen Kulturlebens zu besitzen. Als die Ursache des Miſslingens so vieler Versuche auf diesem Gebiete gibt Salomon die Schwierigkeit der Forschung und die Masse des Stoffes an. Der Blick auf das „schier endlose Trümmerfeld, das die Zeitungslitteratur bildet“, habe manchen, der dieses Feld der Litteraturgeschichte betrat, zurückgeschreckt. Aber

dies ist unseres Ermessens nicht die einzige Ursache des langen Ausbleibens einer Geschichte des Zeitungswesens, es dürften noch zwei andere Umstände in Betracht kommen. Der Wust von Bedeutendem und Unbedeutendem, den die Überreste der Zeitungslitteratur bilden, machte die Aufgabe einer kritischen Durchforschung und Sichtung des ungeheuren Stoffes für den nicht streng wissenschaftlich gebildeten, mit scharfem Unterscheidungsvermögen und genauer Kenntnis der Kulturgeschichte Ausgerüsteten von vornherein zu einer nicht zu bewältigenden; aber auch für den, der die Vorbedingungen zu einer erfolgreichen Durchforschung dieses — mit Trümmern bedeckten Feldes besaß, machte das Fehlen aller Vorarbeiten die Arbeit ungemein schwierig. Es waren vorerst umfangreiche Einzelforschungen nöthig, um die vielen dunklen Punkte aufzuklären. Diese Arbeiten sind nun jetzt zum großen Theile geleistet. Es liegen z. B. eingehende Studien vor von Graßhoff über die geschriebenen Zeitungen, von Opel über die Zeitungen des dreißigjährigen Krieges, von Milberg über die moralischen Wochenschriften, von Helfert und Zenker über die Wiener Journalistik, u. a. mehr, sowie eine ganze Reihe von Monographien über einzelne Zeitungen, wie die „Leipziger Zeitung“, die „Allgemeine Zeitung“, die „Kölnische Zeitung“, die „Schlesische Zeitung“, den „Hannoverschen Courier“, den „Schwäbischen Merkur“ u. a. So ist die Aufgabe heutzutage wesentlich erleichtert und da Salomon nach seiner eigenen Angabe seit 20 Jahren mit Forschungen zu dem Werke sich beschäftigt, dürfte er nicht nur den kritisch sichtenden Geist und die Kenntnis der Kultur- und Sittengeschichte besitzen, die die Aufgabe benöthigte, sondern es ist ihm auch, wie seine früher erschienenen Werke beweisen, die Gabe einer klaren, interessanten und verständlichen Darstellung verliehen.

Die Bedeutung eines solchen Buches für die Erkenntnis der Geschichte deutscher Kultur und deutschen Geistes hat Robert Prutz trefflich in seinem schon erwähnten Buche dargelegt. „Der „Journalismus“, sagt er da, „stellt sich als das Selbstgespräch dar, das die Zeit über sich selber führt. Er ist die tägliche Selbstkritik, welcher die Zeit ihren eigenen Inhalt unterwirft, das Tagebuch gleichsam, in welches sie ihre laufende Geschichte in unmittelbaren Notizen einträgt. Es versteht sich von selbst, dass die Stimmungen wechseln, dass Widersprüche sich häufen und Wahres und Falsches ineinander läuft; aber immerhin das Wahre wie das Falsche hat einmal seine — wenn auch nur theilweise und scheinbare — Berechtigung gehabt; es ist immerhin ein Erlebtes und, in seiner Irrthümlichkeit selbst, ein Moment unserer Bildung, mithin auch ein Moment unserer Geschichte.“ So ist die Zeitung gewissermaßen ein Thermometer des Zeitgeistes und die Geschichte derselben ist insoferne von hohem Interesse, als sie uns nicht nur die Zeitereignisse in

lebensvoller Beleuchtung zeigt, sondern uns auch ein Bild gibt, wie das, was die Zeit bewegte, sich in der Auffassung der Mitlebenden wiederspiegelte.

Man würde jedoch fehl gehen, wollte man die ältesten Zeitungen als Organe der öffentlichen Meinung ansehen. Man kann sich vielmehr die Anfänge des Zeitungswesens kaum klein und unbedeutend genug vorstellen. Die deutschen Zeitungen verdanken ihre Entstehung der auf die Erfindung der Buchdruckerkunst folgenden Zeit, da nicht nur große und bedeutende Weltereignisse die Geister in Bewegung setzten, sondern auch der Einzelne zuerst größeres Interesse an den Zeitläuften zu nehmen begann. Das Bedürfnis, das Neueste möglichst rasch zu erfahren, machte sich geltend. Freunde theilten sich in ihren Briefen mit, was sie Neues von Bedeutung erlebt oder gehört hatten. Um die Verbreitung dieser Nachrichten zu erleichtern, begann man bald, dieselben auf besondere Blätter zu schreiben. Da lag denn der Gedanke nicht fern, diese Blätter durch Abschriften zu vervielfältigen oder besonders bedeutsame Berichte als Flugblätter drucken zu lassen. Männer mit vielen auswärtigen Verbindungen begannen bald, solche Berichte gewerbsmäßig verbreiten zu lassen, um sich einen Nebenverdienst zu verschaffen, und so entstanden regelrechte Zeitungsagenturen, in denen die Berichte aus allen bedeutenden Punkten zusammenliefen, zu Zeitungen zusammengestellt und unter Interessenten verbreitet wurden. Man sieht, von Organen der öffentlichen Meinung in unserem Sinne kann kaum die Rede sein. Denn abgesehen davon, dass diese Berichte zunächst nur von Privatleuten an Privatleute geschrieben sind, auch fürs erste nur in einem kleinen Freundes- und Bekanntenkreise verbreitet und später an die wenigen, die dafür zahlen konnten oder wollten, verkauft wurden, so ist auch der Ton aller dieser „Zeitungen“ fast durchweg chronikartig berichtend, trocken und ohne den Versuch einer mehr kritisch betrachtenden Darstellung, geschweige denn freier Meinungsäußerung. In den ältesten, nur für Freunde bestimmten, geschriebenen Berichten mag allerdings eine mehr persönliche Färbung bisweilen sich bemerkbar gemacht haben, wie denn in den aus der Reformationszeit herrührenden „Zeitungen“ gelegentlich Klagen über Glaubensunterdrückung u. dergl. sich finden. Sobald aber die „Zeitungen“ gedruckt und verkauft wurden, verbot sich der Versuch einer freien Meinungsäußerung von selbst, wenn der Verfasser nicht die Unannehmlichkeiten von Seiten der Regierung auf sein Haupt herabziehen wollte. Denn diese wachte mit Argusaugen über alle diese Blätter und die geringste, auch nur aus Unvorsichtigkeit verbreitete Nachricht von Dingen, die die Regierung geheim zu halten wünschte, wie kriegerische Operationen u. dergl., konnte dem Urheber, wenn man seiner habhaft wurde, schwere Strafen zuziehen. Diese strenge Censur ist auch der Grund, warum neben

den gedruckten Blättern noch lange Zeit die geschriebenen Berichte sich erhielten. Hier, unter verschlossenem Couvert, ließ sich gar manches mittheilen, was nicht gedruckt werden durfte. Auch die hochweise Behörde wusste dies sehr wohl; deshalb machte sie die größten Anstrengungen, auch die geschriebenen Zeitungen zu controlieren. Und da ihr das nicht gelang, half sie sich damit, dass sie die geschriebenen Zeitungen kurzer Hand verbot. Das geschah in Österreich im Jahre 1672 (10. Mai), in Brandenburg 1698 (29. Januar). Seitdem verschwanden die brieflichen Zeitungen, um erst im 18. Jahrhundert wieder aufzutauchen, zu einer Zeit, da die politischen Interessen wieder rege, die Fesseln der Censur aber nicht minder eng wie vorher waren.

Die Türkenkämpfe standen damals im Vordergrunde des Interesses, und naturgemäß war daher Venedig, über das die Nachrichten aus dem Osten kamen, einer der Knotenpunkte, in dem die Nachrichten von allen Seiten zusammenliefen und dann nach allen Richtungen hin weiter verbreitet wurden. In Deutschland waren Augsburg und Nürnberg Nachrichtencentren, die aber zur Zeit der Reformation Wittenberg überflügelte, das dann wieder von Frankfurt a. M. abgelöst ward. Nachrichten aus Polen, Ungarn, der Türkei kamen auch aus Wien und Breslau, Berichte aus der Schweiz über Straßburg; Lübeck und Hamburg lieferten Berichte aus dem Norden und überseeischen Ländern, während Leipzig zur Zeit der großen Messen regelmäßig eine Menge von „Neuen Zeitungen" nach allen Seiten ergoss. In Wittenberg war es zur Zeit der Reformation Melanchthon, der aus seiner umfangreichen Correspondenz eine Fülle von „Neuen Zeitungen" zusammenstellte, die er an Fürsten und hohe Staatsbeamte verschickte. In Leipzig besorgte Joachim Camerarius und mehrere „Avisenschreiber" den Vertrieb der Nachrichten, wie Salomon annimmt, schon damals „ganz gewerbsmäßig". Doch soll die Zuverlässigkeit derselben nicht sehr groß gewesen sein. Wie man sieht, waren die Verfasser der Zeitungen durchweg hochgebildete Leute, — denn nur diese waren des Schreibens kundig, — außer reichen Kaufherren so (z. B. hatten die Fugger in Augsburg ein ausgedehntes Nachrichtenbureau) Gelehrte und fürstliche Gesandte, deren Einkünfte gering und denen Nebenverdienste bei den schlechten Zeiten willkommen waren. Was die Preise betrifft, so wissen wir, dass bei den Fuggerschen Blättern der Schreiber von jedem Abnehmer für den Bogen eine Gebür von 4 Kreuzern oder eine jährliche Vergütung von 24—30 Gulden erhielt, wie aus den ziemlich ansehnlichen Resten dieser Zeitungen ersichtlich ist, die zum größten Theil (28 Bände) in der Hofbibliothek zu Wien, theilweise auch im Germanischen Museum zu Nürnberg aufbewahrt werden. Befördert wurden die Zeitungen durch die sogenannten „Ordinari", die Stadtboten, späterhin durch die Taxis'sche Post.

Was den gedruckten sog. „Neuen Zeitungen" noch fehlte, um sie im Sinne unserer Zeit zu „Zeitungen" zu machen, war das periodische Erscheinen. Es waren lediglich gedruckte Berichte über ein wichtiges, die Allgemeinheit interessierendes Ereignis, eine Schlacht oder etwas dergl., und sie erschienen, wenn gerade Stoff vorlag. Überhaupt sind diese gedruckten Blätter in der ersten Zeit ziemlich bedeutungslos, weit wichtiger für den Nachrichtendienst waren die geschriebenen Zeitungen. Der Ruhm, zuerst den Gedanken einer periodisch erscheinenden Zeitung verwirklicht zu haben, gebürt nach den neueren Forschungen Felix Stives dem Kölner Gelehrten und Publicisten Michael von Aitzing. Dieser hatte schon 1581 unter dem seltsamen Titel «Leo Belgicus» eine Schilderung der niederländischen Befreiungskämpfe von 1559—1581 veröffentlicht. Bei dem Beifalle, den dies Buch gefunden hatte, kam ihm nun der Gedanke, auch die damals ausgebrochenen Kölner Händel in einem gleichen Buche zu beschreiben. Der erste Band erschien 1583 zu Köln unter dem Titel «Relatio Historica». Die lange Dauer dieser Wirren aber machte das Erscheinen weiterer Bände nothwendig, und dabei that Aitzing 1588 den wichtigen Schritt, nicht nur über die Kölner Händel, sondern über die Ereignisse im gesammten Europa zu berichten. Im Herbst des Jahres folgte ein «Appendix» und dann bis 1593 jedes halbe Jahr ein Band und von da an bis zu seinem Tode (1599) jährlich ein Band. Das Jahr 1588 ist demnach als Geburtsjahr der periodisch erscheinenden Zeitungen festzuhalten. Die Hefte wurden zum Vertrieb im Frühjahr und Herbst auf die große Messe zu Frankfurt a. M. gebracht und daher hat man oft irrthümlich diese Stadt für die Wiege dieser „Meßrelationen" oder «Relationes Semestrales» genannten Zeitungen gehalten. Von Nachahmungen der Aitzing'schen Relationen erschienen einige in Köln, jedoch ohne bleibenden Erfolg. Die weitere Entwicklung fanden die Relationen vielmehr in Frankfurt a. M. Hier erschien zur Ostermesse 1591 ein Band «Historicae Relationis Complementum», dessen Herausgeber der Prediger Conrad Lautenbach (pseud. Jacobus Francus) war. Schon im zweiten Jahrgange erhielten diese im Quartformat erscheinenden Bände Kupfer und Karten als Beigabe. Nach Lautenbachs Tode (1595) erschienen die Frankfurter Meßrelationen unter wechselnder Leitung und mit einigen Unterbrechungen weiter und erhielten sich bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein. Der Ton in diesen Relationen ist ebenso chronikartig trocken, wie in den früheren „Neuen Zeitungen", die Berichterstattung wegen des Druckes der Censur oft unzuverlässig. Trotzdem glaubt Stieve, dass eine eingehende Untersuchung der noch erhaltenen Bände für den Kulturhistoriker lohnend sein würde.

Der reger und reger werdende Pulsschlag der Zeit machte es jedoch bald wünschenswert, öfter als alle halbe Jahre über die Weltereignisse unterrichtet zu werden, und so musste ein unternehmender Geist bald auf den Gedanken kommen, die Relationen allwöchentlich erscheinen zu lassen. Sehr häufig waren die Herausgeber dieser wöchentlichen Relationen Postmeister und allmählich bildete sich die falsche Auffassung aus, als sei die Herausgabe von Zeitungen ein Privileg dieser Beamten. Aus mehreren Städten wird von Streitigkeiten zwischen Postmeistern und Buchdruckern berichtet, wobei erstere für sich das ausschließliche Recht der Zeitungsherausgabe beanspruchten. Auffallend ist es, dass uns weder der Name des Mannes, der zum erstenmal eine Zeitung wöchentlich erscheinen ließ, noch der Name der betreffenden Zeitung überliefert ist. Überhaupt sind die Reste von Zeitungen aus dem 17. Jahrhundert so dürftig wie irgend möglich. Viele kennen wir nur dem Namen nach, von anderen sind uns einzelne Stücke in Processacten erhalten. Der dreißigjährige Krieg hat wie mit vielem anderen, so auch mit den Zeitungen stark aufgeräumt und erst durch die emsigen Forschungen Julius Opel's wurde diese wichtige Periode in der Geschichte des deutschen Journalismus einigermaßen aufgeklärt.

Die älteste uns erhaltene gedruckte wöchentliche Zeitung hat Julius Opel 1876 in der Universitätsbibliothek zu Heidelberg aufgefunden. Es ist der bis auf das 34. Stück vollständig erhaltene Jahrgang 1609 eines von Johann Carolus zu Straßburg herausgegebenen Blattes, dessen Titel folgendermaßen lautet:

Relation:

Aller Fürnem-
men und gedenckwürdigen
Historien, so sich hin vnd wider
in Hoch und Nieder Teutschland, auch
in Franckreich, Italien, Schott- vnd Engelland
Hispanien, Hungern, Polen, Siebenbürgen,
Wallachey, Moldaw, Türckey, etc. Jnn
diesem 1609. Jahr verlauffen
vnd zutragen möchte.
Alles auff das trewlichste wie
ich solche bekommen vnd zu wegen
bringen mag, in Truck ver-
fertigen will.

Aus der Vorrede des Herausgebers ist zu ersehen, dass das Unternehmen schon „etliche Jahre“ bestand. Auch diese Blätter waren ihrer Form nach dem Buch noch sehr ähnlich. Der Titel nahm, wie wir sehen, meist die ganze erste Seite ein und war mit allerhand Schnörkeln und Initialen verziert. Herausgeber und Erscheinungsort wurden bei den unruhigen Zeiten aus Vorsicht meist nicht genannt. Die Berichte blieben auch hier stets trocken chronikartig, der Standpunkt des Verfassers läßt sich wohl aus gelegentlichen Äußerungen ersehen, besonders seine religiöse Stellungnahme, von gemüthlicher Theilnahme ist jedoch keine Spur vorhanden. Dass es auch nicht gerathen war, irgendwie ein eigenes Urtheil laut werden zu lassen, dies beweisen zur Genüge die Schicksale des Augsburger Correspondenten Phil. Hainhofer die er selbst in seinem, im Augsburger Stadtarchiv aufbewahrten „Diarium, der Schwedischen Zeit“ erzählt. Er war so unvorsichtig, in einem Berichte nach Nürnberg (1632) bayrische Reiter „Ölberger“, d. h. Schlafmützen zu titulieren, was der Oberst derselben übel vermerkte und ihn mit Erpressungen und Drangsalierungen aller Art büßen ließ (Adolf Buff, Bedrängnisse eines Correspondenzgeschäftsinhabers vor 265 Jahren. Beil. zur Allg. Zeit. München 1897, 255). Die Censur wurde gewöhnlich von der Universität der Stadt oder dem Rath oder auch von beiden gemeinschaftlich ausgeübt, wie z. B. in Leipzig. Trotz ihres scharfen Auges muss jedoch der Censur manches entgangen sein. Denn allenthalben werden Klagen über die Zeitungen laut, wie z. B. der Graf von Schwarzenberg 1626 aus Wien an den Kurfürsten von Brandenburg schrieb: „Man hat allhier ein ziemliches Missfallen an den neuen Zeitungen, die allemal aus Berlin geschrieben und gedruckt werden. Man sagt, es sei kein Ort im ganzen Reiche, da man so frei und schlimm schreibe gegen Dero Armee, als in Berlin. Allemal attributiere man der kaiserlichen Macht Verlust und den Feinden Victoria.“

Der Rang der ältesten unter den noch bestehenden deutschen Zeitungen gebürt der „Leipziger Zeitung“. Leipzig war von jeher ein Nachrichtencentrum, und besaß, wie man annehmen kann, schon um 1620 Zeitungen. Doch erschwerte der dreißigjährige Krieg das Aufkommen derselben, so dass Leipzig zeitweilig vier Zeitungen zugleich, zeitweise jedoch (1642—49) gar keine besaß. Im Jahre 1649 erhielt der Buchhändler Timotheus Ritzsch das Privilegium zur Herausgabe einer Zeitung, doch machte der Postpächter Mühlbach ihm dasselbe streitig. Erst 1659 erhielt Ritzsch die Concession in aller Form und begann nun am 1. Januar 1660 eine Zeitung, die mit Ausnahme des Sonntags täglich erschien und den Titel führte: „Neu einlaufende Nachricht von Kriegs- und Welthändeln“. Nach Ablauf des Ritzsch'schen Privilegiums (1672) führte Mühlbach dieselbe fort. Sie hieß

später „Leipziger Post- und Ordinari-Zeitungen“, später „Leipziger Postzeitungen“ und endlich seit 1734 „Leipziger Zeitung“. Eine andere Stadt, die wie Leipzig vermöge ihres ausgedehnten Handelsverkehres und ihrer günstigen Lage zu einem Centrum für den Journalismus wie geschaffen war, war Frankfurt a. M. Hier gründete daher schon 1615 Egenolph Emmel eine Zeitung. Doch erwuchs ihm bald in dem Postmeister des Grafen von Taxis, Johann von den Birghden, ein Concurrent (1617), wozu sich noch 1619 Schönwetter mit einer dritten Zeitung gesellte. Von allen diesen Unternehmungen hat nur die Birghden'sche „Postzeitung“, spätere „Ordentliche wöchentliche Kayserliche Reichs-Post-Zeitung“ ein längeres Dasein bis über die Schwedenzeit hinaus fristen können. Eine Zeit lang nur machte ihr den Rang ein zweites Blatt, die Schweden- und Protestantenfreundliche Zeitung „Post“ streitig, die sich ungefähr bis 1660 hielt. Erfolgreich mit ihr zu concurrieren gelang jedoch erst einem Unternehmen des Buchhändlers Wilhelm Serin aus Nürnberg, das um 1665 ins Leben trat und anfangs „Die holländischen Progressen“, später das „Journal“ betitelt war, das heutige „Frankfurter Journal“. Nach Ludin's Tode (1774) setzte seine Witwe das Unternehmen fort, und es gelang ihr unter manchen Kämpfen mit der „Postzeitung“ das Blatt glücklich weiter zu führen, so dass es die für die damalige Zeit ansehnliche Auflage von 1500 Exemplaren erreichte, während die Postzeitung beständig zurückgieng.

Von den Zeitungen der übrigen Städte ist nicht viel zu sagen. Berliner Blätter sind aus den Jahren 1617—1620, 1626 und 1631 erhalten, alle ziemlich reichhaltig und in gutem Stil geschrieben. Der dreißigjährige Krieg wirkte jedoch auch hier auf lange Zeit hinaus lähmend. In Hamburg wissen wir von vier Zeitungen, doch erhielt die Stadt erst 1710 in dem „Correspondenten“ ein Blatt von Bedeutung. Die heutige große „Magdeburgische Zeitung“ mag in den letzten zehn Jahren des 17. Jahrhunderts entstanden sein, die Jenaische trat 1674 ins Leben und blieb seither ununterbrochen und von der Censur merkwürdig wenig behindert in den Händen ein und derselben Familie. Ferner gab es Zeitungen in Wien, München, Augsburg, Rostock 2c.

So hat am Ende des 17. Jahrhundertes jede größere Stadt ihre eigene oder mehrere Zeitungen. Allerdings sind dieselben bei dem Tiefstand der Bildung und dem Mangel an nationalem Sinn immer noch erbärmlich genug. Dem Publicum Neuigkeiten zu erzählen, ist ihr einziger Zweck. Erst im 18. Jahrhundert macht ein regeres nationales Bewusstsein sich geltend. Damit begann auch in der Presse ein Aufschwung. Doch ward sie bald wieder durch eine unbarmherzige Censur geknebelt. So war es erst unserem

Jahrhunderte vorbehalten, dem Zeitungswesen eine nationale Bedeutung zu geben. Erst in unserem Jahrhunderte ward die Presse zu der Großmacht, die sie heute ist. Bei aller Geringwertigkeit der Zeitungen im 17. Jahrhundert aber dürfen wir dennoch ihre Bedeutung als Bildungsmittel in einer an Bildung so armen Zeit nicht unterschätzen. Es gibt ein kleines Büchlein aus den 90er Jahren des 17. Jahrhunderts, das die Zeitungen preist. Der Verfasser desselben, der nicht genug des Lobes für die Zeitungen finden kann, hat die Bedeutung derselben als Bildungsmittel deutlich erkannt. Er sagt in der Vorrede: „Will aber wer klug seyn und werden, wo er anders in der Staats-, Handels- und bürgerl. Gesellschaft leben will, so muss er die Zeitungen wissen, er muss sie stets lesen, erwägen, merken und einen Verstand haben, wie er mit denenselben umgehen soll. Und ich bezeuge hiemit vor Gott und der Welt, dass, wer die Zeitungen nicht weyss (wann er anders ein Politikus seyen will) nicht geschickt sey, noch geschickt werden könne, sich in Welt- und Staatssachen einzulassen". Die Worte dieses Mannes geben uns eine Vorstellung davon, was die Zeitungen für die damalige Welt bedeuteten.

Gleichheit.

Von M. Herbert.

Ich lieb zu gehen in den bunten Straßen,
Wenn hoch am Himmel graue Nebel sinken
Und rings die scharfen Linien mild erblassen,
Wenn geisterhaft des Domes Thürme winken,
Weil immer dichter noch die Schleier fallen,
Als sollte Wirklichkeit im Traum ertrinken.
Wie Schatten sah ich dann die Menschen wallen,
Die sie ja sind. — Nicht einer kennt den andern
Und einsam ist ein Jeder unter Allen.
Und weiter, immer weiter geht das Wandern.

Dann scheint es mir, dass ich mit Geistern gehe,
Die ihrer ird'schen Lage Noth vergessen,
Dass ich nicht Hunger und nicht Schande sehe,
Und nicht die Gier, von der sie all' besessen.
Wir gehn in Frieden, wenn die Nacht bringt Gleiche,
Sie hat uns still mit ihrem Maß gemessen,
Und keine Blöße schreit in ihrem Reiche.
So geh' ich schweigsam, gänzlich eins mit Allen.
Ob arm, ob stolz — Gesunde oder Bleiche,
Nur Geister sinds, die da vorüber wallen.



Der Kelch der hl. Agnes.

Ein kürzlich für das „British Museum“ erworbenes, hochbedeutsames historisches Kleinod und Kunstwerk.

Von **O. Freih. v. Schleinitz.**

Es dürfte sich nicht oft ereignen, dass eine Nation — wie in dem vorliegenden Falle die englische — in die glückliche Lage versetzt wird, einen vor etwa drei Jahrhunderten verschenkten Schatz seines eigenen Königshauses gerade von demjenigen Lande, in dem dies Kleinod vor ungefähr 800 Jahren hergestellt und von den Regenten wie ein Heiligthum verehrt wurde, durch eine Reihe der wunderbarsten Fügungen zurückzuerlangen. Wie dies möglich wurde, sei hier kurz erzählt:

Vor zehn Jahren bot ein Spanier wiederholt in Paris einen emaillierten Kelch von außerordentlicher Schönheit, gleichzeitig aber so frischem Glanze zum Verkauf an, dass alle Sachverständigen durch letzteren Umstand sich täuschen ließen und dies Kunstobject für eine moderne Imitation hielten. Endlich wandte sich der Spanier an den nunmehr verstorbenen Baron Jérôme Pichon, einen als hervorragenden Kenner kirchlicher Antiquitäten bekannten Kunstfreund, der sich namentlich auch durch die Identificierung der Gewänder von Heiligen einen geachteten Namen erworben hat. Dieser zeigte sich anfangs zurückhaltend, nachdem er aber eine Inschrift des Kelches copiert hatte, führte ihn seine Belesenheit auf die rechte Spur.

Die erwähnte lateinische Inschrift besagt, in ihrem Inhalte übersetzt, etwa Folgendes: „Der Constabel Johann Velasco, der, hochgeehrt von dem Könige von England, nach Spanien zurückkehrte, gibt dem Friedensfürsten Christus diesen Kelch zur Erinnerung des von ihm gestifteten Friedens zwischen den Monarchen. Das Kleinod wurde im Schatze des Königs als ein Heiligthum angesehen“.

Bei Verfolgung der Fährte entdeckte Baron Pichon, dass Velasco über seine diplomatische Mission nach England einen Bericht hatte drucken lassen. Er war dorthin im Jahre 1604 geschickt worden, um den Frieden nach der für Spanien so unglücklich verlaufenen Armada-Expedition zu vermitteln. Die reichen Gnadenbezeugungen, mit denen der spanische Gesandte

zurückkehrte, schienen den Beweis zu liefern, dass Jacob I. mit den getroffenen Abmachungen zufrieden war, jedoch „mit charakteristischer Sparsamkeit", wie Velasco erzählt, „entnahm der König lieber die prachtvollsten Geschenke von den Schätzen seiner Vorfahren, als dass er Geld für neu anzufertigende Gaben bewilligen wollte". Die Geschenke in Gold- und Silbergegenständen waren aber sehr beträchtlich. Der Gesandte erhielt, wie Velasco weiter bemerkt, „drei Kelche, von denen der eine besonders sehr alt und mit wundervollen Miniaturbildern auf Email und mit Figuren von Heiligen verziert war".

Baron Pichon erkannte nunmehr sofort die Identität, und fernere Untersuchungen bestätigten seine Ansicht, da Documente im Besitz der Familie Velasco unzweifelhaft erwiesen, dass Jacob I. dem Constabel von Castilien den in Rede stehenden Kelch geschenkt und letzterer im Jahre 1610 das Kleinod einem Kloster in Burgos verehrt, außerdem aber noch die oben angegegebene Inschrift hinzugefügt hatte.

Der Kelch wiegt 68 englische Unzen feinsten Goldes. Der Deckel enthält fünf auf Email herrlich ausgeführte Miniaturbilder, welche Scenen aus dem Leben der hl. Agnes wiedergeben. Es stellte sich weiter heraus, dass das besagte Juwel schon in dem Inventar Heinrich VI. und VIII. sowie der Königin Elisabeth ausdrücklich erwähnt wird. Bei einer Preisforderung von 120.000 Gulden erscheint es begreiflich, dass die Verwaltung des British-Museums über die Echtheit des angebotenen Kleinods die peinlichsten Untersuchungen anstellte, als deren Resultat sich Folgendes ergab: Die ausgezeichneten Miniaturmalereien sind sicher französischen Ursprungs und stammen wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhundert. Es ist sehr wohl möglich, dass die eben so fromme wie kunstsinnige Agnes von Anjou zu Ehren ihrer Schutzheiligen diesen Kelch hatte herstellen lassen. Ein alter Chronist aus der Zeit Ludwig XI. von Frankreich erzählt von der Vorliebe, welche die französischen Könige und die Großen des Hofes für schön illuminierte Manuscripte und mit Miniaturen geschmückte Andachtsbüchlein u. s. w. besaßen. So sagt er von Ludwig dem Heiligen, dass dessen Bibliothek 300 Bände zählte, darunter sich viele mit schönen Miniaturen befanden. Agnes von Anjou gab für eine Sammlung von Homilien 200 Schafe, einige Marderfelle, ein Malter Weizen, ein Malter Roggen, ein Maß Honig und vier Pfund Gold. Ludwig XI., der sicherlich sehr am Gelde hieng, verpfändete einen Theil seines Silberzeuges, um ein mit Miniaturen versehenes Manuscript zu kaufen.

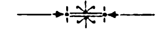
Ferner bewiesen weitere Nachforschungen, dass dies wertvolle Kunstwerk früher dem Könige Karl V. von Frankreich gehört hatte und als besonders

wichtiges Stück in dessen Schatzkammer unter dem Namen «esmaillé de la Vie de Sainte Agnes» verzeichnet war. Da der Geburtstag dieses Königs auf den 21. Januar (1337), den der hl. Agnes geweihten Tag fiel, so bezeugte er stets eine besondere Vorliebe für seine Schutzpatronin.

Durch den Umstand, dass Könige von England, wie z. B. Heinrich V. und Heinrich VI. zugleich Regenten von Frankreich waren, sowie in Anbetracht der Verwandtschaft der Familien Plantagenet, Anjou und Tudor wird es erklärlich, dass das Kleinod nach England kam. So ist unter anderen späteren Verzierungen auch die Perlkrone und ein Theil des oberen renovierten Kelchfußes im Tudorstil gehalten.

Auch kunstgeschichtlich ist dieser Kelch von hoher Bedeutung, da er den Beweis erbringt, dass im Dienst der Kirche die Figuren-Miniaturmalerei auf Email längst vor Petitot ausgeübt wurde, dem die Bethätigung in gedachter Malweise irrthümlich oft als eine Neuentdeckung zugeschrieben wird. Soweit es sich um rein profane Portraits-Miniaturmalerei auf Email handelt, hat Petitot allerdings eine neue Schule begründet. Um aber ein so vollendetes Werk wie den „Kelch der hl. Agnes“ hervorzubringen, muss bereits eine außerordentlich lange Kunstübung selbst vor dem 13. Jahrhundert verstrichen gewesen sein, denn eine derartige Technik ist nicht von heute auf morgen zu erlernen.

Das genannte Juwel befindet sich nunmehr in dem sogen. „Goldroom“ des British-Museum, in welchem die wertvollsten Antiquitäten aufbewahrt werden.



Neue Kraft.

Von Louise Koch.

Du bist nach harten Wandertagen
Das Ziel.
Ich hab' von aller Last getragen
So viel!

Du hast mich an dein Herz genommen
In Treu.
Da ist mir alle Kraft gekommen
Aufs neu'.

Und wie geblendet muss ich schauen
Zurück —
O Gott, gib mir nur das Vertrauen
Auf's Glück!



Die Wohlfahrtseinrichtungen der französischen Bahnen.

Von Leopold Katscher.

Die Leitungen der französischen Bahnen haben von jeher auf Altersversorgung für ihre Angestellten hingearbeitet. Hohes Interesse bietet das Studium der allmählichen Fortschritte, die ihre Wohlfahrtseinrichtungen im Laufe der Zeit durchgemacht haben. Die Bemühungen der Gesellschaften und die erzielten Ergebnisse bilden nachahmenswerte Beispiele, die die Aufmerksamkeit der Fachkreise im besondern und aller Arbeiterfreunde im allgemeinen verdienen. Schon 1844 gab der Director der Paris-Orléansbahn, François Bartholony, den Grundsätzen, die eine gute Verwaltung in diesem Punkte leiten sollten, trefflichen Ausdruck, indem er sagte: „Wir sollten alle, die unserer Gesellschaft dienen und zu ihrem Gedeihen beitragen, an diesem Gedeihen interessieren, d. h. ihren Eifer anspornen, ihre Anstrengungen belohnen, sie in der eigenen Achtung und in der des Publicums heben, die Talente an uns fesseln. Von alledem werden wir selber mittelbar und unmittelbar Nutzen ziehen. Dazu kommt, dass die Menschen, die ihr Leben in unsren Diensten zubringen, niemals von Noth bedroht sein sollten. Unter der Erniedrigung ihrer einstigen Angestellten müsste die Würde einer großen Verwaltung leiden".

Ostbahn.

A. Krankheit und Alter.

I. Ruhegehälter.

a) Festangestelltes Personal.

Diese Gruppe, welche über 20.000 Beamte und Arbeiter umfasst, hat eine eigene Pensionscasse, deren Satzungen 1891 genehmigt wurden und in welche die Mitglieder 3, die Gesellschaft aber 12 % des Lohn- und Gehaltsbudgets einzahlen. Sie bietet folgende Vortheile: 1. Nach dem 55. Lebensjahr und dem 25. Dienstjahr ist man, falls man seine Einzahlungen geleistet hat, zu einem Ruhegehalt berechtigt, welcher der Hälfte des Durchschnitts der festen Bezüge während derjenigen sechs Jahre gleichkommt, in denen diese Bezüge am höchsten waren. Die Pension steigt mit jedem weiteren Einzahlungsjahr um ein Sechzigstel der festen Bezüge und kann bis zu drei Vierteln der letzteren steigen, jedoch in keinem Falle höher als bis 9000 Frcs. — 2. Im Falle dauernder Arbeitsunfähigkeit hat man schon nach 15 Einzahlungsjahren, ohne Unterschied des Lebensalters, Anspruch auf eine Rente, u. zw. pro Einzahlungsjahr auf ein Sechzigstel bis ein Fünfzigstel des unter 1 angedeuteten

Durchschnitts der festen Bezüge. Die gleiche Pension kann unter Umständen auch beim Austritt aus den Diensten der Gesellschaft — ohne Eintritt der Invalidität — erlangt werden. — 3. Witwen- und Waisenpensionen im Betrage der Hälfte der Mitgliederpensionen. — 4. Die Mindestsätze der Ruhegehälter sind (ohne Rücksicht auf das Alter) nach 15, 20, 25 Einzahlungsjahren 300, 450, 600 Frcs. (Witwen und Waisen 250 bezw. 365 Frcs.) — 5. Wer ohne Pensionsbewilligung austritt, hat Anspruch auf Rückerstattung seiner Einzahlungen nebst Zinsen. 6. Falls die Pension nicht über 2000 Frcs. beträgt, erhält das pensionierte Mitglied aus der späterhin zu erwähnenden Versorgungscasse jährlich den Betrag eines während der Activität bezogenen einmonatlichen Lohnes oder Gehaltes.

1897 dotierte die Gesellschaft die Pensionscasse mit 4,759.917 Frcs., während die Casse 6,204.689 Frcs. auszahlte, wobei die Unfallpensionen nicht mitgerechnet sind. Außerdem gelangten an Angestellte, die den Dienst verließen, ohne auf eine Rente Anspruch zu haben, rund 100,000 Frcs. an Einzahlungen und Zinsen zur Rückerstattung.

b) Nicht festangestelltes Personal.

Den Angehörigen dieser Gruppe wird von ihren Bezügen nichts für Ruhegehälter abgezogen. Sie sind zu Pensionen berechtigt, die etwa derjenigen der Gruppe a) entsprechen; das Gleiche gilt von ihren Witwen- und Waisenrenten. Diese Gelder werden dem Reingewinn entnommen und betragen nach 15, 20, 25 Dienstjahren — ohne Unterschied des Lebensalters — mindestens 200, 300, 400 Frcs. (Witwen und Waisen 150, 200, 250 Frcs.). — An Mitglieder dieser Gruppe, bezw. deren Witwen und Waisen wurden 1897 rund 680.000 Frcs. bezahlt.

II. Sonstige Vergünstigungen (Hilfscasse).

In die Hilfscasse zahlen die festangestellten Beamten 1 Percent ihrer festen Bezüge und die Gesellschaft ebensoviel ein. Ihre Leistungen sind: 1. Ärztlicher Beistand für sämmtliche kranke Angestellte ohne Unterschied, sowie Medicamente, Bäder, Bandagen und alle sonstigen erforderlichen Heilbehelfe, bei großer Hitze oder Kälte des Wetters auch Gratisvertheilung von Gesundheitsgetränken. Die Gehälter der 170 Gesellschaftsärzte fallen nicht der Casse, sondern der Gesellschaft zur Last. — 2. Krankengelder. Verschuldet der Dienst die Erkrankung oder Verletzung, so erhält man während der ersten drei Monate der Arbeitsunfähigkeit, gewöhnlich sogar bis zur gänzlichen Genesung bezw. Pensionierung, den vollen Gehalt. Kann die Verletzung oder sonstige Erkrankung nicht dem Dienst zugeschrieben werden, so bekommt man zehn Wochen lang — sehr oft auch länger — den vollen Gehalt, wenn man festangestellt ist; die vorübergehend Angestellten empfangen auf Kosten der Gesellschaft zwei Wochen lang den halben Lohn, während die Krankenkosten der ersteren Gruppe zur Hälfte von der Hilfscasse getragen werden. — 3. Wird ein arbeitsunfähig gewordener definitiv Angestellter ohne Pensionsanspruch entlassen, so erhält er von der Hilfscasse nicht nur seine eigenen Einzahlungen nebst Zinsen zurück, sondern auch die auf ihn entfallenden gleich hohen Einzahlungen der Gesellschaft, d. h. je 1 Percent seiner Bezüge. Der vorübergehend Angestellte erhält im gleichen Falle von der Gesellschaft eine angemessene Entlassungs-Unterstützung, deren Höhe sich nach der Zahl seiner Dienstjahre und seiner Kinder richtet. — 4. Außergewöhnliche Unterstützungen

bei Verlegenheiten infolge von Familienereignissen, Krankheiten im Hause u. s. w. 1897 gab die Hilfscasse für solche Zwecke über 116.000, die Gesellschaft über 43.000 Frcs. aus. — 5. Begräbnisgelder. Dieselben werden, wenn der Tod durch den Dienst verschuldet ist, ausschließlich von der Gesellschaft bezahlt. — 6. Sterbegelder (in der Höhe der viermonatlichen Bezüge) für die Hinterbliebenen der Festangestellten. Die Hälfte zahlt die Gesellschaft. Diese bewilligt lediglich auf eigene Kosten auch den Hinterbliebenen des vorübergehend angestellten Personals angemessene Sterbegelder.

1897 opferte die Ostbahngesellschaft für alle unter II erwähnten Zwecke 1,694.285 Frcs. (Einzahlungen 375.451, Heildienst 234.514, Kranken- und Sterbegelder 1,035.095, Gesundheitsgetränke 49.225), während die Hilfscasse selbst 646.219 Frcs. ausgab.

B. Einkommens-Ergänzungen.

1. Das active Zugspersonal bezieht Erhaltungs-, Kranken-, Heizersparnis- und andere Prämien, die auf das Lohn- und Gehaltconto kommen und sich 1897 auf rund 2,226.000 Frcs. beliefen. Zahlreiche (1897 über 8000) Angestellte erhalten Gratificationen: 1897 über 1,136.000 Frcs. — 2. Mehr als 3.650 Angestellte haben freie Wohnung nebst Beleuchtung und Heizung. Der Mietwert der unentgeltlichen Wohnungen beträgt durchwegs 10 Percent des Gehaltes oder Lohnes und wird ins Budget der festen Bezüge eingestellt. — 3. Sehr freigiebig berechnete, meist einen Gewinn übrig lassende Umzugs- und Versetzungskosten: 1897 rund 2,672.000 Frcs. — 4. Kohlen zum Selbstkostenpreis für verheiratete Angestellte. — 5. Den uniformierten Beamten werden die Uniformen zu zwei Dritteln der Selbstkosten geliefert. — 6. Die Festangestellten, deren Jahreseinkommen 2000 Frcs. nicht übersteigt, erhalten, wenn sie drei Kinder unter 18 Jahren haben, eine Monatszulage von 4 Frcs., für jedes weitere Kind 2 Frcs. 1897: über 101.000 Frcs. — 7. Theuerungszulagen an Orten mit kostspieligen Lebensmitteln oder in Zeiten besonderer Theuerung. 1897: rund 117.000 Frcs.; in Paris allein während der Weltausstellung von 1889 über 416.000 Frcs. — 8. Die 20 Consumvereine des Personals werden von der Gesellschaft unterstützt: 1897 rund 59.000 Frcs. — 9. Eine Anzahl von Fach- und Elementarschulen für die Kinder der Angestellten, sowie 190 verschiedenartige Studienstipendien. — 10. Bei der Besetzung von Anstellungen werden in erster Reihe die Angehörigen des Gesellschaftspersonals berücksichtigt.

1897 gab die Ostbahn für Wohlfahrtszwecke — ohne die Prämien und dgl. mitzurechnen — nahezu 9 Millionen Frcs. aus, d. i. $^2/_3$ Percent des Lohn- und Gehaltbudgets oder 45 $^2/_3$ Percent der Actiendividende.

Staatsbahnen.

A. Krankheit und Alter.

I. Pensionscasse der Festangestellten.

Diese Casse wird gespeist: 1. Durch 5 Percent der festen Bezüge der betreffenden Beamten und Arbeiter; 2. durch 10 Percent des Lohn- und Gehaltbudgets (1 wird vom Personal, 2 von der Bahnverwaltung eingezahlt); 3. durch die Zinserträgnisse des Cassenvermögens; 4. durch allerlei Spenden und Subventionen der Staats-

bahnverwaltung; 5. durch einen Theil der Strafgelder. Bei Austritt oder Entlassung erfolgt die Rückerstattung der Einzahlungen, jedoch ohne Interessen; desgleichen im Todesfall.

Die Pensionsberechtigung tritt nach 55 Lebens- und 25 Dienstjahren ein. Unter besonderen Umständen, die im Reglement genau umschrieben sind, kann auch schon früher die Berechtigung wenigstens theilweise eintreten. Die Normalpension wird genau so bemessen, wie bei der Ostbahn. Erfolgt die Pensionierung vor der normalen Zeit, so wird die Altersrente für jedes Jahr unter 25 Dienstjahren um ein Fünfzigstel der festen Durchschnittsbezüge verringert; aber bei Zugspersonal, das nach 50 Lebens- und 20 Dienstjahren arbeitsunfähig geworden ist, tritt keine solche Verringerung ein. Es gibt auch eine große Kategorie von Angestellten, deren Pensionsberechtigung mit dem 55. Lebensjahr ohne das Erfordernis einer 25jährigen Dienstzeit eintritt; sie erhalten pro Dienstjahr ein Fünfzigstel der Durchschnittsbezüge ihrer letzten sechs Dienstjahre. Niemandes Ruhegehalt kann drei Viertel der Durchschnittsbezüge seiner sechs letzten Dienstjahre übersteigen und der Höchstbetrag einer Jahrespension ist 6000 Frcs.

Sobald man in den Genuss des Ruhegehaltes eintritt, hat man das Recht, seine gesammten Pensions-Cassen-Einzahlungen zurück zu verlangen; doch ermäßigt sich diesfalls die Pension auf die Hälfte. Die Witwen- oder Waisenpension beträgt die Hälfte der Eigenpension; ist eine Witwe mit Kindern zurückgeblieben, so wird die Pension zwischen jener und diesen getheilt. Stirbt ein Angestellter in der Ausübung des Dienstes, so haben die Angehörigen schon nach 15 Dienstjahren Anspruch auf ihre volle Pension, vorausgesetzt, dass der Verstorbene seit mindestens drei Jahren verheiratet war.

II. Hilfsverein des nicht festangestellten Personales.

1880 unter dem Protectorat der Bahnverwaltung gegründet, bezweckt dieser Verein, seinen Mitgliedern Unterstützungen und Ruhegehälter, ihren Hinterbliebenen aber Witwen- und Waisenpensionen zu verschaffen; sind weder Frau noch Kind vorhanden, so werden die dem verstorbenen Mitglied etwa zur Last gefallenen Eltern unterstützt. Die Zulassung zur Mitgliedschaft ist an folgende Bedingungen geknüpft: mindestens sechs Dienstmonate und 18 Lebensjahre, höchstens 45 Lebensjahre. Die Leitung des Vereines besteht aus dem Director der Staatsbahnen, sechs von ihm ernannten Beisitzern und sieben von der Generalversammlung zu wählenden Mitgliedern.

In die Vereinscasse fließen: 1. 3 Percent der festen Bezüge der Mitglieder; machen diese 3 Percent weniger aus als 3 Frcs. monatlich, so haben die betreffenden Mitglieder, um alle Vortheile der Casse genießen zu können, das Recht, monatlich 3 Frcs. einzuzahlen; 2. die freiwilligen Beiträge der Ehrenmitglieder (nicht unter 2 Frcs. monatlich); 3. die Subvention der Bahnverwaltung; 4. der Ertrag des beweglichen und des unbeweglichen Vereinsvermögens; 5. allerlei Spenden und Vermächtnisse; 6. die Einzahlungen (bis zu 400 Frcs. pro Kopf) der vor dem 55. Lebensjahre zur Pensionsberechtigung zugelassenen Mitglieder, die sich dadurch eine höhere Altersrente sichern dürfen; 7. ein Theil der Strafgelder des nicht festangestellten Personals.

Wird ein Mitglied festangestellt, so hört es auf, Mitglied zu sein und erhält den Betrag seiner eigenen Einzahlungen unverzinst zurück. Die Pensionsberechtigung

der Mitglieder erfolgt nach Ablauf des 55. Lebensjahres, bei Eintritt der Arbeitsunfähigkeit auch früher. Die Höhe der Ruhegehälter hängt von dem alljährlich durch die Generalversammlung zu beschließenden Zinsfuß ab, zu welchem die Einzahlungen der pensionsberechtigten Vereinsmitglieder jeweilig verzinst werden. Alle übrigen Einzahlungen kommen bei der Rentenberechnung nur zur Hälfte in Betracht. Übrigens gewährt der Verein, wie gesagt, auch Unterstützungen. Diese sind, je nach den besonderen Verhältnissen, vorübergehende oder regelmäßige.

B. Einkommens-Ergänzung.

Die Materialienverwaltung der Staatsbahnen verschafft dem Personal und den bei diesem wohnenden Angehörigen die üblichen Gebrauchsartikel zu sehr mäßigen Preisen unter Zugrundelegung des Consumvereinsprincips der Selbstkosten, doch mit der Beschränkung, dass niemand für mehr als ein Drittel des Gehaltes oder Lohnes Waren beziehen kann. Wahrscheinlich soll diese Bestimmung zur Sparsamkeit anregen. Die Leitung dieser Spareinrichtung „Ökonomat" liegt in den Händen eines vom Director der Bahnverwaltung ernannten Ausschusses.

Südbahn.

A. Krankheit und Alter.

I. Pensionen.

Die Altersversorgungscasse wurde 1856 gegründet; ihre jetzige Organisation stammt aus den Jahren 1891 und 1894. Sie kommt den fest Angestellten und den Arbeitern der Magazine und Werkstätten zugute. Die Mitglieder zahlen 3 Percent ihrer Bezüge ein, die Gesellschaft schießt 15 Percent der Gesammtbezüge der Mitglieder zu. Die Pensionsberechtigung tritt nach 55 Lebens- und 25 Einzahlungsjahren ein und zwar mit der Hälfte des Durchschnitts der Bezüge der letzten 6 Dienstjahre; sollte jedoch der Durchschnitt der Bezüge sämmtlicher Dienstjahre ein für das Mitglied günstigerer sein, so erfolgt die Berechnung des Ruhegehaltes auf dieser Grundlage. Für jedes Dienstjahr über das 25. hinaus wird ein Fünfzigstel des Durchschnittes der betreffenden Bezüge hinzugefügt, doch kann die Pension nicht zwei Drittel des Durchschnitts übersteigen und auch nicht höher sein als 8000 Frcs. Wer arbeitsunfähig wird, kann schon nach 15 Einzahlungsjahren pensionsberechtigt werden; er bezieht dann für jedes Dienstjahr ein Fünfzigstel des Durchschnittes.

Wer vor Eintritt der Pensionsberechtigung austritt oder abgesetzt oder entlassen wird, hat nur auf die Erstattung seiner Einzahlungen ohne Zinsen Anspruch. Doch bewilligt die Gesellschaft in vielen solchen Fällen dennoch kleinere Ruhegehälter, vorausgesetzt, dass der Betreffende mindestens 15 Einzahlungsjahre hinter sich hat und nicht wegen Widersetzlichkeit, Trunksucht, Veruntreuung oder andauernd schlechter Dienstleistung entlassen worden ist. Ungeschiedene Witwen haben Anspruch auf die Hälfte der Eigenpension, falls die Verheiratung wenigstens fünf Jahre vor dem Aufhören der Dienstleistung — eventuell vor dem Tode — des Angestellten erfolgt ist. Fehlt es an einer pensionsbefugten Witwe, so treten die etwaigen Waisen unter 18 Jahren in den Genuss der gleich hohen (d. h. halben) Rente ein, bis sie großjährig werden. Die Hinterbliebenen von Angestellten mit weniger als 15 Dienst-

jahren bekommen keine Rente, sondern nur die Hälfte der Einzahlungen des Verstorbenen unverzinst zurück.

Die Casse zählte am 31. December 1897 rund 1500 Mitglieder und 4728 Pensionäre, von denen mehr als die Hälfte im Genuss der Normalrente waren. Im Laufe des Jahres 1897 gelangten Ruhegehälter im Betrag von nahezu 3 Mill. Frcs. zur Auszahlung. Das Cassenvermögen beläuft sich gegenwärtig auf rund 63 Mill. Frcs.

II. Hilfscasse.

Die Mitglieder zahlen 2, die Gesellschaft 1½ Percent der Bezüge ein. Leistungen: unentgeltliche Behandlung nebst Heilmitteln, Krankengelder in der Höhe des halben Lohnes oder Gehaltes, Wochenbett-Zuschüsse, Leichengelder, Unterstützung von Mitgliedern, die wegen vorzeitiger Gebrechen den Dienst verlassen müssen. (Wer im Dienst vorübergehend arbeitsunfähig wird, erhält von der Gesellschaft während der ganzen Dauer der Krankheit den vollen Lohn oder Gehalt.) 1897 hatte die Casse 15.649 Mitglieder.

B. Einkommens-Ergänzungen.

1. Die Gesellschaft liefert ihren Angestellten zum Selbstkostenpreise Lebensmittel, Heizmaterial und Kleidungsstücke. 1897 wurden Waren für rund 3,400.000 Frcs. bezogen. — 2. Das gesellschaftliche Speisehaus zu Bordeaux verabreichte 1897 an Angestellte rund 175.000 Mahlzeiten zum Selbstkostenpreise (durchschnittlich 47 Centimes). — 3. In demselben Jahre gewährte die Gesellschaft ihrem Personal 438,627 Frcs. an Theuerungszuschüssen, Uniformierungsbeiträgen u. s. w. — 4. Im gleichen Zeitraum wurden an würdige Angestellte Gratificationen im Betrag von über 1½ Millionen Frcs. ausgezahlt. — 5. Gratisunterricht von 210 Kindern in der gemeinschaftlichen Volksschule zu Morcaux und Dotierung von neun Freiplätzen an einer Mittelschule.

Insgesammt gab die Gesellschaft 1897 für ihre Wohlfahrtseinrichtungen einen Betrag von weit über 6 Millionen Frcs. aus, welcher 29 Percent des Lohn- und Gehalts-Budgets entsprach.

Nordbahn.

A. Alter und Krankheit.

I. Ruhegehälter.

Die Pensionsberechtigten scheiden sich in drei Gruppen: solche, die vor, solche, die nach dem 1. Mai 1896 fest angestellt wurden, endlich die sogenannten „Klassifizierten".

1. Für die vor dem 1. Mai 1896 fest Angestellten gibt es zweierlei Ruhegehälter: die eine Art beruht auf Einzahlungen der Berechtigten, die andere auf jährlichen Bewilligungen der Gesellschaft. Für die erste Art werden 3 Percent der festen Bezüge abgezogen und zu Ansammlungszwecken bei der Nationalen Pensionscasse angelegt. Die sich ergebende Altersrente kann man schon mit 50 Jahren zu beziehen anfangen, es sei denn, dass man noch im Dienste der Gesellschaft bleiben will, welchenfalls die Rente erst mit dem Austritt beginnt. Die von der Gesellschaft bewilligten Ruhegehälter können nach dem 50. Lebensjahr und dem 25. Dienstjahr für Angestellte mit sitzender, nach dem 20. Dienstjahr für solche mit activer Beschäftigung beginnen; wer im Dienst arbeitsunfähig wird, tritt schon früher in den Genuss der Pension ein.

Die Bemessung der Renten geschieht pro Dienstjahr mit einem Achtzigstel des Durchschnittes der Bezüge der letzten sechs oder der höchstbezahlten sechs Dienstjahre. Die Gesellschaft hat einen eigenen Pensionsreservefond angelegt, dem sie gegenwärtig jährlich 9 Percent ihres Lohn- und Gehalts-Budgets zuwendet. 1897 zahlte die Gesellschaft für Pensionen in dieser Gruppe fast 5 Millionen Francs aus. — 2. Die Altersrenten des nach dem 1. Mai 1896 fest angestellten Personals entstehen aus einem Abzug von 5 Percent der festen Bezüge und aus Zuschüssen der Gesellschaft. Diese Zuschüsse betragen während der ersten drei Dienstjahre 5 Percent der Bezüge des Betreffenden, während der nächsten 3 Jahre 7, während der dritten drei Jahre 8, für das 10. bis einschließlich 30. Jahr 9 und darüber hinaus wieder 5 Percent. Die Abzüge und Zuschüsse werden vierteljährlich in die Nationale Pensionscasse eingezahlt und zwar auf das Conto jedes einzelnen Berechtigten. Jeder Contoinhaber erhält ein Einlagebüchlein, das unter allen Umständen sein Eigenthum bleibt, auch wenn er, aus welchem Grund immer, die Dienste der Gesellschaft verläſst. Die Bezugsbefugnis beginnt mit dem 50. Lebensjahre oder später, falls man sich erst später zur Ruhe setzen will, spätestens jedoch nach Ablauf des 65. Lebensjahres. 1897 wurden dem Personal dieser Gruppe 121.487 Frcs. abgezogen; die betr. Zuschüsse der Gesellschaft machten rund 89.000 Frcs. aus. Zusammen rund 210.000 Frcs. — 3. In der dritten Gruppe entstehen die Pensionen in derselben Weise wie in der zweiten, nur sind die Percentsätze verschieden. Die Abzüge betragen nur 3 Percent und die Zuschüsse der Bahnverwaltung ermäßigen sich ebenfalls, und zwar belaufen sie sich in den ersten fünf Dienstjahren auf 3 Percent der festen Bezüge des Betreffenden, in den nächsten neun Jahren auf 4, in den folgenden 16 Jahren auf 5 und nach dem 30. Jahr wieder auf 3 Percent. Die vor dem 1. Mai 1896 in die Dienste der Gesellschaft getretenen „klassifizierten" Angestellten brauchen sich, wenn sie nicht wollen, keine Abzüge gefallen zu lassen; dann leistet die Verwaltung ihnen aber auch keine Zuschüsse. 1897 betrugen die Abzüge rund 296.000, die Zuschüsse zufällig ebenso viel; insgesammt etwas über 593.000 Frcs.

II. Anderes.

1. Zulagen von je 50 bis 200 Frcs. an verheiratete Angestellte, die bei einem Jahreseinkommen von unter 1800 Frcs. mehr als zwei Kinder haben (1897 rund 270.000 Frcs.). — 2. Vorübergehende Unterstützung von würdigen, durch Krankheit oder sonstiges Miſsgeschick in Geldverlegenheit gerathenen Beamten oder Arbeitern (1897 rund 82.000 Frcs.). — 3. Unentgeltliche ärztliche Behandlung (es sind 215 Bahnärzte angestellt) und für die ärmeren Arbeiter auch unentgeltliche Heilmittel (1897 über 710.000 Frcs.). — 4. Vertheilung von Gesundheitsgetränken und Leichengeldzuschüssen.

B. Sonstige Einkommens-Ergänzungen.

1. An mehreren Punkten des Bahnnetzes bestehen sogenannte „Ökonomate", die den in der betreffenden Gegend Angestellten alle Arten von Lebensmitteln weit unter den üblichen Preisen in den besten Qualitäten liefern, auch Heizkohle, diese mit einer Ersparnis von 28 Percent. — 2. Theils Freiquartier, theils sehr billige Wohnungen in den gesundheitlich trefflich eingerichteten Arbeiterkolonien, die an vielen Knotenpunkten gegründet worden sind. — 3. In Nothfällen — namentlich bei Familienereignissen — Darlehen zu nur 2 Percent Zinsen aus dem „Léon-Say-Fonds" von 100.000 Frcs. Vom 1. Juni 1896 bis 1. Juni 1898 nahmen 735 Angestellte 115.000

Frcs. in Anspruch. Dieser von der Bahnverwaltung gestiftete Fond wird von einem Fünfer-Ausschuss verwaltet, den das Personal wählt. — 4. Pünktlichkeitsprämien für regelmäßig rechtzeitiges Ablassen der Züge, Streckenprämien und Prämien für sparsames Umgehen mit dem Heiz- und Schmiermaterial. — 5. Bei Vacanzen werden die Angehörigen der Angestellten bei der Anstellung bevorzugt. — 6. Alljährlich erhalten einige Töchter von Angestellten Mitgiftbeiträge von je 1000 Frcs. — 7. Allerlei Schulbeiträge und Stipendien, auch für höhere Schulen. Ferner eine Lehrlingsfachschule in La Chapelle für Arbeitersöhne, die sich für den Bahndienst vorbereiten wollen.

Westbahn.

A. Alter und Krankheit.

I. Ruhegehälter.

1. Fest angestelltes Personal. Die Pensionen dieser Gruppe werden theils in der Pensionscasse der Gesellschaft, theils in der Nationalen Pensionscasse aufgesammelt. Die erstere wird von der Bahnverwaltung durch 12 Percent des Lohn- und Gehaltsbudgets gespeist, während behufs Anlegung bei der zweiten dem Personal 4 Percent der Bezüge abgezogen werden. Die normale Rente beträgt die Hälfte des Durchschnitts der Bezüge der sechs letzten Dienstjahre und beginnt beim Zugspersonal nach 55 Lebens- und 25 Dienstjahren, bei den übrigen Arbeitern und Beamten 5 Jahre später. Für jedes weitere Dienstjahr kommt ein Sechzigstel des Durchschnitts hinzu. Insofern das Guthaben eines Pensionsberechtigten bei der Nationalen Casse zur Zeit seiner Pensionierung nicht zur Erzielung des satzungsmäßigen Ruhegehalts ausreicht, erfolgt die nothwendige Ergänzung seitens des gesellschaftlichen Pensionsfonds. Im allgemeinen muss der Letztere zwei Drittel der Normalrente zuschießen, da die Ansammlung seitens der Berechtigten in der Regel nur ein Drittel ergibt. Eintritt etwaiger Dienstunfähigkeit berechtigt schon vor der Zeit zu einer Pension, deren Höhe sich nach der Länge der Dienstzeit richtet. Bezüglich der Witwen- und Waisenrenten gilt dasselbe wie bei der Mehrheit der bisher angeführten Gesellschaften. Keine Eigenpension darf unter 500, keine Witwenrente unter 250 Frcs. betragen.

Am 31. December 1897 gab es 28.900 einzahlende Altersversorgungsberechtigte und rund 7000 Pensionäre, darunter rund 3000 Witwen und Waisen. Im Laufe des Jahres 1897 gelangten Ruhegehälter im Betrag von nahezu 5 Millionen Frcs. zur Auszahlung, während der Zuschuss der Gesellschaft zum Pensionsfond weit über $5^1/_2$ Millionen Frcs. ausmachte.

2. Vorübergehend angestelltes Personal. Seit 1881 werden die Arbeiter aller Dienstzweige zur festen Anstellung zugelassen und können daher an den Pensionscassen theilnehmen. Doch gibt es immerhin eine Anzahl solcher, die wegen ihres Alters nicht mehr zugelassen werden konnten. Diesen ist ein Ruhegehalt von 365 Frcs. jährlich zugesichert. 1897 gelangten über 68.000 Frcs. zur Auszahlung.

II. Verschiedenes.

1. Unentgeltliche ärztliche Behandlung des festangestellten Personals, auch der Angehörigen. Wer nicht mehr als 3000 Frcs. Einkommen hat, erhält auch die Heilmittel umsonst (1897 über 364.000 Frcs.). Vertheilung von Gesundheitsgetränken.

2. Krankengelder in der Höhe der halben Bezüge, drei Monate lang, sehr oft auch länger. Begräbniszuschüsse bis zum Belaufe eines Zehntels der Jahresbezüge des Verstorbenen, speciell in Paris überdies 50 Frcs. zum Ankauf eines Grundstückes fürs Grab.

3. Vorübergehende Unterstützungen in berücksichtigenswerten Fällen von Geldverlegenheit infolge Krankheit oder Familienzuwachses (1897 rund 128.000 Frcs.).

4. Hilfscasse des vorübergehend angestellten Personals der Werkstätten und Magazine behufs Erlangung unentgeltlicher ärztlicher Behandlung und Heilmittel, ferner von Kranken- und Begräbnisgeldern u. s. w. In diese Casse zahlen die Mitglieder und die Bahnverwaltung je 2 Percent der Löhne und Gehälter ein. 1897 leistete die Gesellschaft an diese Casse über 75.000 Frcs.

B. Sonstige Einkommens-Ergänzungen.

1. Ein seit 1875 bestehendes „Ökonomat" liefert allerlei Gebrauchsartikel und Lebensmittel zu niedrigen Preisen. 1897 betrug der Umsatz rund 1,126.000 Frcs.

2. Wer bei einem Einkommen von nicht über 1600 Frcs. mehr als zwei Kinder unter 16 Jahren hat, erhält für das dritte bis sechste Kind eine Jahreszulage von je 24 Frcs. Wohnt er in Städten mit hohen Lebensmittelpreisen, so tritt noch eine Theuerungszulage von jährlich 60 bis 120 Frcs. hinzu. 1897 gab die Gesellschaft für diese beiden Zuschussgattungen rund 700.000 Frcs. aus.

3. Freiquartier (nebst Heizung und Beleuchtung) für die Stationschefs, die Bahnwärter u. s. w., Schlafzimmer, Badestuben, Waschräume u. ä. für das Zugspersonale. Uniformierungsbeiträge (1897 über 97.000 Frcs).

4. Zahlreiche Angestellte mit weniger als 1800 Frcs. jährlich erhalten Wohnungszulagen von 50 bis 250 Frcs. In Zeiten ganz besonderer Theuerung (schlechter Ernten, strenger Winter u. s. w.) bekommen viele Angestellte, die weniger als 2400 Frcs. beziehen, Theuerungszulagen (während der Pariser Weltausstellung von 1889 605.000 Frcs).

5. Unverzinsliche, in Monatsraten bis zu einem Zehntel der Bezüge zu tilgende Darlehen (1897 nahezu 98.000 Frcs.).

6 Freie Fahrt für sämmtliche Angestellte, zum Theil auch für deren Gattinnen und Kinder; für die übrigen Angehörigen 50 bis 90 Percent der Fahrpreise, desgleichen für die Hinterbliebenen. (Diese Begünstigungen werden übrigens — mutatis mutandis — von den meisten anderen Bahnverwaltungen ebenfalls gewährt.)

7. Innerhalb der Pariser Centrale bestehen seit 1875 eine Kinderschule, eine Krippe und eine Kleinkinderbewahranstalt (1897 rund 1000 Kinder). In Verbindung damit steht eine Arbeitsschule, welche 1897 über 500 Frauen von Bahnarbeitern beschäftigte, die fast 38.000 Frcs. verdienten. 1897 betrugen die Barauslagen der Gesellschaft unter diesen zwei Titeln rund 95.000 Frcs. Dazu kommen Freiplätze in mehreren Waisenschulen und zehn Studienstipendien.

8. Bevorzugung der weiblichen Angehörigen oder Hinterbliebenen bei der Besetzung aller durch weibliche Kräfte besetzbaren Stellen (1897 fast 4000 Personen mit Löhnen von mehr als 640.000 Frcs.). Auch die Söhne werden bevorzugt.

9. Allerlei Prämien und Gratificationen, Preisermäßigung um ein Drittel in den Bahnrestaurants, Fortbezug des vollen Lohns oder Gehalts während des jährlichen Urlaubs u. s. w.

Die Kosten aller Wohlfahrtseinrichtungen der Westbahn kommen dieser jährlich auf rund 25 Percent ihres Lohn- und Gehaltsbudgets zu stehen.

Paris-Lyon- und Mittelmeer-Bahn.

A. Alter und Krankheit.

I. Ruhegehälter.

1. Gesellschaftliche Pensionscasse.

Diese wurde 1856 ins Leben gerufen und 1864 gänzlich umgestaltet. Das Reglement hat mehrmals Abänderungen erfahren, die dem Personal immer größere Vortheile boten — zuletzt 1895. Die zum Genuss dieser Vortheile berechtigten Angestellten sind durchweg solche, die vor dem 1. Mai 1895 fest angestellt wurden.

In die Casse fließen 6 Percent Entlohnungsabzüge der Berechtigten und 10 Percent dieser Entlohnungen als Zuschuss der Gesellschaft. Eintritt der Pensionsberechtigten nach 55 Lebens- und 25 — unter Umständen auch schon weniger — Dienstjahren, im Fall der Arbeitsunfähigkeit bereits nach mindestens 15 Dienstjahren ohne Rücksicht auf das Alter. Für jedes Dienstjahr wird ein Fünfzigstel des Durchschnitts der Bezüge berechnet. Witwen oder minderjährige Waisen erhalten die Hälfte der Eigenpension. Verläst ein Angestellter die Dienste der Gesellschaft, ehe er einen Pensionsanspruch erworben hat, so erhält er seine Einzahlungen ohne Zinsen zurück; im Todesfall werden dieselben den Hinterbliebenen ausgefolgt.

Am 1. Januar 1898 hatte die Casse über 36.900 Mitglieder, rund 12.200 Pensionäre (Durchschnittspension 900 Frcs.) und ein Vermögen von mehr als 130 Millionen Frcs.

2. Nationale Pensionscasse.

Für das vorübergehend angestellte Personal, d. h. für die in Rotten und Belegschaften arbeitenden Angestellten — Schienenleger, Werkstättenarbeiter u. dgl. — sorgte die Gesellschaft früher nur durch einmalige Entlassungsabfindungen oder kleine Leibrenten. Gegenwärtig aber sind auch ihnen Pensionen gesichert, und zwar werden diese bei der Nationalen Pensionscasse aufgesammelt. Gleichartige Ruhegehälter kommen auch jenem Theil des festangestellten Personals zugute, der erst nach dem 1. Mai 1895 in die Dienste der Gesellschaft getreten ist.

Den Betreffenden werden 4 Percent ihrer Bezüge abgezogen und nebst 4 bis 6 Percent, die die Bahnverwaltung — je nach dem Dienstalter — zuschießt, in der Nationalen Casse angelegt. Jeder Befugte bekommt ein Einlagebüchlein, das unter allen Umständen sein oder, falls er vor der Pensionierung stirbt, seiner Erben

Eigenthum bleibt, auch wenn er aus welchen Gründen immer austritt. Was die verheirateten Angestellten dieser Gruppe betrifft, so wird der aus ihren eigenen Einzahlungen aufgesammelte Theil des Ruhegehalts zur Hälfte auf den Namen der Gattin geschrieben, der sich aus den Einzahlungen der Bahnverwaltung ergebende Theil gänzlich auf den Namen des Mannes.

Außerdem bewilligt die Gesellschaft jedem Angehörigen dieser Gruppe nach 55 Lebens- und 25 Dienstjahren — bei Eintritt der Arbeitsunfähigkeit schon nach 15 Dienstjahren ohne Rücksicht auf das Alter — eine einmalige Austrittsentschädigung von mindestens 4 Percent seines Bezügedurchschnitts pro Dienstjahr. Auch dieses Geld wird zu Altersversorgungszwecken bei der Nationalen Casse hinterlegt. Ergibt die normale Entschädigung (4 Percent) nicht eine Rente von mindestens 1 Percent pro Dienstjahr, so wird sie von der Gesellschaft ausreichend erhöht, um dieses Minimum zu ergeben. Dieser Rententheil kann, wenn der Berechtigte es wünscht, zur Hälfte auf den Namen seiner Frau übertragen werden. Die Witwe desjenigen, der nach mindestens 15 Dienstjahren an den Folgen der Ausübung seines Dienstes stirbt, erhält die Hälfte der Austrittsentschädigung, die, falls der Ehemann gelebt hätte, ihm gebürt haben würde.

Die Zahl der Pensionsberechtigten dieser Gruppe betrug Neujahr 1898 nahezu 20.000.

II. Sonstiges.

Unentgeltliche Behandlung nebst Heilmitteln für kranke Angestellte, deren Bezüge 3000 Frcs. nicht übersteigen. Die Kranken erhalten mindestens die Hälfte ihrer Bezüge, oft die ganzen. Im Sommer werden kühlende, im Winter erwärmende Gesundheitsgetränke vertheilt.

B. Einkommens-Ergänzungen.

1. Billige, gesunde Wohnungen in der Cottage-Colonie zu Laroche, wo die Gesellschaft 124 Wohnungen zu 2, 3 oder 4 Pièces für nur je 120, 140 oder 180 Frcs. pro Jahr vermiethet. Für jährlich 10 Frcs. kann man dazu einen Garten von 18 Ar haben. Diese Miethspreise verzinsen das Unternehmercapital mit 3, 4 Percent. In Oullins vergibt die Bahnverwaltung rund 160 Wohnungen à 180 bis 252 Frcs., in Paris und Veynes zusammen 86 Wohnungen.

2. In Paris unterhält die Gesellschaft einen Arbeitssaal, in dem 62 Mädchen — Töchter von Angestellten — Wäsche nähen und ausbessern lernen und zweimal wöchentlich Arbeiterfrauen Hausindustrieaufträge erhalten. Ähnliche Einrichtungen bestehen in Laroche und Villeneuve. An diesen zwei Orten gibt es auch Kinderschulen und Bewahranstalten. Ferner bestreitet die Verwaltung die Erziehungskosten von 152 Waisen ihres Personals in verschiedenen Anstalten Frankreichs und Algeriens.

3. Speisehäuser in Paris und Villeneuve in Verbindung mit den Werkstätten. Unterstützung der zahlreichen Konsumvereine des Personals. Viele Angestellte bekommen Wohnungs-, Feuerungs- und Uniformierungs-Zulagen.

Ausgaben der Gesellschaft für ihre Wohlfahrtseinrichtungen im Jahre 1897: Pensionen über 9,200.000 Frcs., Leibrenten, Unterstützungen, Waisenerziehung rund 721.000 Frcs., Schulen, Arbeitssäle, Speisehäuser u. s. w. 135.000 Frcs., Ärzte und

Heilmittel 557.000 Frcs., Krankengelder 1,221.000 Frcs., Wohnungs- und Uniformierungszuschüsse 1,040.000 Frcs., Verschiedenes rund 141.000 Frcs. Insgesammt über 13 Millionen Frcs. oder 30 Percent der Actiendividende von 1897.

Paris-Orléans-Bahn.

A. Alter und Krankheit.

I. Ruhegehälter.

1. Festangestelltes Personal.

Dieser Classe von Angestellten hatte die Gesellschaft im Jahre 1844 die Berechtigung zur Gewinnbetheiligung zugesprochen. Sobald die Actionäre in einem Jahr 20 Millionen Frcs. an Zinsen und Superdividende erhalten haben, werden von dem etwaigen weiteren Reingewinn dem Personal 15 Percent überwiesen. Übersteigt das Plus 9 Millionen, so erhält das Personal von den nächsten 3 Millionen nur 10, von dem ferneren Überschuss bloß 5 Percent als Gewinnantheil. Der Antheil jedes Einzelnen wird bis zum Betrage eines Zehntels seines Lohnes oder Gehaltes in der Nationalen Pensionscasse zu Altersversorgungszwecken angelegt, der etwaige Rest bar ausgezahlt. Da sich nun infolge der starken Vergrößerung des Netzes die Zahl der Antheilbefugten sehr beträchtlich vermehrt hat, und da die erwähnten Antheilsätze leider recht niedrig gegriffen sind, erreichen die Einzelantheile seit 1876 nicht mehr die Höhe von 10 Percent der festen Bezüge. Um dem abzuhelfen, ergänzt die Bahnverwaltung das an 10 Percent Fehlende und fügt für jene Angestellte, deren Bezüge unter 3000 Frcs. betragen, jährlich überdies 4 Percent derselben aus Eigenem hinzu. Die einzelnen Einlagebüchlein bleiben unter allen Umständen das Eigenthum der Betreffenden oder ihrer Hinterbliebenen.

Nach 55 Lebens- und 25 Dienstjahren muss die Pension die Hälfte des Durchschnitts der sechs letztjährigen Bezüge ausmachen; genügt das aufgesammelte Capital hierfür nicht, so ergänzt die Gesellschaft das Fehlende. Für jedes weitere Dienstjahr erhöht sich die Altersrente um ein Vierzigstel (bei den andern Bahnen nur um ein Achtzigstel bis ein Fünfzigstel) des Durchschnittes, doch kann sie in keinem Fall drei Viertel des letzteren übersteigen. Wer vor dem 25. Dienstjahr entlassen wird, dessen Ruhegehalt wird angemessen verringert. Die Witwenpension stellt sich in allen Fällen auf die Hälfte des jeweiligen Eigenanspruches.

1897 kostete die Altersversorgung des festangestellten Personals der Gesellschaft nahezu 5 Millionen Frcs. (theils Gewinnantheile, theils Zuschüsse).

2. Vorübergehend angestelltes Personal und Handwerksmeister.

Nach fünf Dienstjahren hat jeder Angehörige dieser beiden Classen das Recht, zu verlangen, dass ihm künftig 2 Percent seiner Bezüge abgezogen und zusammen mit einem gleich hohen Zuschuss der Gesellschaft in die Nationale Pensionscassa eingezahlt werden — zu Altersversorgungszwecken auf Grund eines Einlagebüchleins, das sein Eigenthum bleibt. Außerdem erhält jeder nach 55 Lebens- und 25 Dienstjahren eine Leibrente von 350 Frcs.; dient er dann weiter, so steigt die Rente um 10 Frcs. per Dienstjahr, bis sie den Höchstbetrag (400 Frcs.) erreicht; endet der Dienst früher, so verringert sie sich für jedes Jahr um 5 Frcs. Die Witwen-, bezw. Waisenpension beträgt die Hälfte (1897 fast 535.000 Frcs.)

3. Opfer dienstlicher Unfälle.

Die fest Angestellten, die durch einen ihnen in der Ausübung des Dienstes zugestoßenen Unfall arbeitsunfähig werden, haben Anspruch auf ein Ruhegehalt im Betrage der Hälfte des Durchschnitts der Bezüge der letzten sechs Jahre unter Abzug eines Vierzigstels für jedes Dienstjahr unter 25 und eines Achtzigstels für jedes Lebensjahr unter 55; doch kann die Rente in keinem Fall unter 400 Frcs. sein. Angehörige der übrigen Gruppen des Personals erhalten in der gleichen Lage eine einheitliche Pension von 400 Frcs. ohne Rücksicht auf Alter oder Dienstzeit. Die Witwen- bezw. Waisenrente beträgt stets die Hälfte, mindestens aber 300 Frcs. (1897 über 164.000 Frcs.).

II. Verschiedenes.

Kranke oder kinderreiche Angestellte erhalten von der Gesellschaft allerlei Unterstützungen (1897 rund 893.000 Frcs.). Vorzeitig aus dem Dienst entlassene Leute bekamen 1897 insgesammt über 95.000 Frcs. An Beamte und Arbeiter, deren Einkommen hinter 3000 Frcs. zurückbleibt, wurden in demselben Jahre rund 1,132.000 Frcs. vertheilt. Für sonstige Gratificationen wendete die Gesellschaft in dem gleichen Zeitraum mehr als 412.000 Frcs. auf. Ärztliche Hilfe erhält das ganze Personal — auch die Angehörigen — unentgeltlich; auf Gratis-Heilmittel hat nur derjenige Anspruch, dessen Einkommen nicht 2100 Frcs. übersteigt (1897 rund 402.000 Frcs.). Als Krankengeld wird der Lohn oder Gehalt gänzlich oder theilweise bezahlt. Gesundheitsgetränke werden verabreicht (1887 über 160.000 Frcs.).

B. Sonstige Einkommens-Ergänzungen.

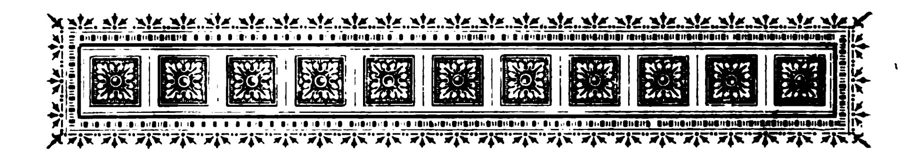
1. Lieferung von Lebensmitteln, Brennstoffen und Bekleidungsartikeln zu Selbstkostenpreisen (Ersparnis 12—30 Percent). Im Pariser Arbeiterspeisehaus der Gesellschaft wird für 53 Cent. eine aus Suppe, Fleisch, Gemüse und $^1/_4$ Liter Wein bestehende Mahlzeit verabreicht.

2. Lehrcurse und Vorträge für die Lehrlinge der Pariser Werkstätten. Mit den letzteren stehen auch eine Schule und ein Arbeitssaal für die Kinder von Angestellten in Verbindung. Zehn Handelsschul-Freiplätze für Knaben und zehn Waisenhaus-Freiplätze für Mädchen (1897 50.000 Frcs.).

3. Reichliche Unterstützung des gegenseitigen Hilfsvereines des Personals (seit 1892 jährlich 100.000 Frcs., früher bloß 50—70.000 Frcs.). Zuschüsse zu einzelnen besonderen Ausgabeposten dieses Vereines (1897 rund 32.000 Frcs.). Gewährung von mit nur 3 Percent verzinslichen Vorschüssen an Baugesellschaften, die sich verpflichten, dem Bahnpersonal billige und gesunde Wohnungen zu vermiethen.

1897 wandte die Gesellschaft an ihre Wohlfahrtseinrichtungen insgesammt fast 9 Millionen Frcs., d. h. über ein Viertel der Dividende.





Die Rabenmutter.

Von Paula Gräfin Coudenhove.

Dort, wo dünne Nebelschleier
Auf den grünen Wiesen liegen,
Schleicht im weichen Morgenscheine
Schon ein Weiblein zu den Ziegen.
Bald beginnt die Festtagsfeier.

Arbeit treibt uns auf die Beine!
Frühe muss man Sicheln wetzen,
Um das Gras zum Frühstück zeitig
Bläß' und Schwarzfuß vorzusetzen!
Wie sie meckern im Vereine!

Nun zur Stube. — Ganz unstreitig
Passt zum Fest das Sonntagsröckchen
Und das Kopftuch nur von Seide,
Auch die Nelke hier vom Stöckchen —
Dann die Schürze bunt und seidig.

Heller Thau glänzt wie Geschmeide
Funkelnd auf der ärmsten Blume;
Dorn und Disteln sind selbst Gäste
In des Schöpfers Heiligthume,
Und das macht der Alten Freude.

Himmelfahrt! Am Siegesfeste
Ist die Schmerzenszeit verronnen,
Da den Lösepreis, den großen
Rastlos sie dem Sohn gewonnen
Bis zum allerletzten Reste.

Zwanzig Jahre sind verflossen,
Seit er kam, um unverhohlen
Seiner Mutter zu gestehen,
Dass er keck den Kelch ge ohlen.
Armut hatt' ihn längst verdrossen.

Taub blieb er dem bangen Flehen —
Schwankend gieng sie zum Gerichte,
Ihren Liebling anzuklagen,
Dass nicht Gott allein ihn richte.
Heiland! — welches Wiedersehen,

Als in Ketten festgeschlagen
Er durchwankt des Dorfes Gasse,
Ihr und Gott so höhnisch fluchte!
In verbrecherischem Hasse
Lachend ihrer leisen Klagen:

„Rabenmutter! du Verruchte!“ —
Also lästernd zog er weiter,
Erst ins Zuchthaus — dann ins Elend,
Hass und Rachsucht als Begleiter
Und ihr Herz sein Wort verbuchte.

Wie das brannte, heiß und quälend
Nachts in ihren Träumen lohte!
Betend strebte sie's zu bannen,
Segnend immer, wenn es drohte,
Niemand ihre Qual erzählend.

Als die Jahre träg verrannen,
Wuchs ein Schatz in ihrer Truhe:
Kreuzerweis durch Fleiß und Darben,
Ohne Rast und ohne Ruhe
Ihre Hände ihn gewannen.

Alle kleinen Wünsche starben,
Da sie mühsam näht' und nähte,
Heut' erst regen sie sich wieder:
Jeder, der in Thränen säte,
Erntet lächelnd seine Gaben.

Freude strömt vom Himmel nieder.
Durch die frühlingsfrischen Matten
Zieht ein Wanderbursch mit Singen,
Und in neuer Blätter Schatten
Zwitschern Kinder frohe Lieder:

„Maiglöckchen blüht, es glänzt der Hag,
Rings glitzert es im Thale,
Aus jedem Busch klingt Finkenschlag,
Als fiel zur Welt der Feiertag
Gleich einem Sonnenstrahle!
Alleluja!“

„Es steigt wie klingendes Geschoss
Die Lerche durch die Äste,
Ist sie des Heilands Fahrtgenoss,
Der siegreich fuhr zum Himmelsschloss
An diesem Freudenfeste!
Alleluja!“

Rabenmutter lauscht dem Klingen,
Seltsam regt sich's im Gemüthe,
Und nun pflückt sie gar ein Veilchen —
Liebte doch ihr Sohn die Blüte!
Nichts kann Mutterlieb' bezwingen.

II.

An der hohen Kirchenpforte
Lehnen kleine Ministranten,
Stolz in ihrem Festtagsstaate,
Grüßen kichernd die Bekannten
Mit vergnügtem Schelmenworte.

Zu dem Pfarrer im Ornate
Tritt ein Fremdling. Abgewendet
Scheu die Blicke: „Jüngst gelesen
Hatt' ich, wer den Kelch gespendet."
„Folgtet Ihr des Schreibers Rathe?"

Frägt der Greis. „Ich bins gewesen,
Der die Liebesthat beschrieben,
Um des Sohnes Herz zu rühren,
Wenn ihm noch ein Herz geblieben."
„Engel mahnten mich zum Lesen!

Lebt die Mutter?" „Hört Ihr leise
Auf den glatten Marmorsteinen
Nicht den schweren Krückstock klirren?
Gott sei Dank! ihr könnt noch weinen!"
Scheu die Hand reicht er dem Greise.

„Großer Gott! Ihr müßt euch irren', —
S' ist ja nur der Mutter Schatten,
Der dort wankt zum alten Stuhle,
Den vereint wir inne hatten!
Ach mein Geist will sich verwirren!

Immer kniet' ich vor der Schule
Fromm dort an der Mutter Seite,
Ruhig war mein Herz und fröhlich, —
Nun ist's todeswund vom Streite
Und befleckt vom Sündenpfuhle."

Rabenmütterchen blickt selig
Nach dem Kelch mit leisem Beben.
Bald wird mit des Heilands Blute
Ihn des Priesters Hand erheben,
Englein nahen schon unzählig.

Mit dem allerhöchsten Gute
Tilgen sie der Sünde Flecken;
In dem Weihrauchwolkenschleier
Wähnt sie Flüglein zu entdecken,
Fleht mit kindlich freiem Muthe:

„Liebe Englein! von der Feier
Sollt Ihr meinem Sohn erzählen!
Glüht ein Herz nicht im Pokale?
Schweben dort nicht lichte Seelen? —
Und ich athme rasch und freier.“

Glöckchen klingeln. In dem Strahle
Reiner junger Frühlingssonne
Leuchtet weiß in Priesterhänden
Wundersam das Brot der Wonne,
Seelentrost im Thränenthale!

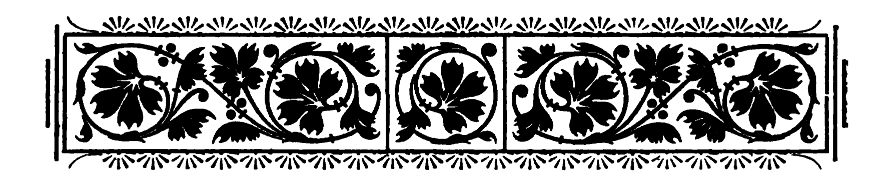
„Mutter!“ — Ihre Blicke wenden
Sich zum Antlitz, dem gebräunten,
„Engelsmutter!“ sagt er leise.
Ob sich Englein nicht vereinten,
Ihr so süßes Glück zu spenden?

War das eine Himmelsweise?
Nein. Sie ruht an einem Herzen,
Dessen Schlag ihr Herz erkannt e.
„Heller strahlt nun, lichte Kerzen!
Lippen, singt zu Gottes Preise!

Seelen, liebeglühend brennet,
Schwebt, Gedanken, zu den Sternen,
Goldkelch — spende Freudenschimmer!
Siehst du, Kind, die schönen Fernen,
Wo man Liebe nicht verkennet?

Rabenmutter bin ich nimmer,
Gott will Gnade mir erweisen.
Sieh! den Kelch — den wunderbaren,
Engelsmutter darf ich heißen
Und so bleibt es nun für immer!“

Leiser singen Engelscharen
Und der klare Blick wird trüber.
Mit dem Heiland ist sie selig,
Eh' die Messe noch vorüber,
In den Himmel aufgefahren.
Alleluja!



Die Waldkönigin.

Von Selma Lagerlöf.

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Marcus Antonius Poppius war ein angesehener römischer Kaufmann. Er trieb Handel mit entlegenen Ländern, und vom Hafen in Ostia sandte er wohlausgerüstete Dreiriemer nach Spanien, nach Britannien und auch nach Germaniens Nordküste. Das Glück war ihm günstig, und er sammelte unermesslich Reichthümer, die er sich freute, seinem einzigen Sohne als Erbtheil hinterlassen zu können. Leider hatte dieser Sohn nicht seines Vaters Tüchtigkeit geerbt. Ach, die ganze Welt kennt solche Verhältnisse! Eines reichen Mannes einziger Sohn! Braucht man mehr zu sagen? Es ist stets dasselbe gewesen.

Man könnte glauben, dass die Götter den reichen Männern diese unleidlichen Faulenzer, diese stumpfen, blassen, müden Thoren zu Söhnen geben, um den Menschen zu zeigen, welche grenzenlose Narrethei es ist, Reichthümer anzusammeln. Wann werden die Menschen ihre Augen öffnen? Wann werden sie anfangen, die Lehren der Götter zu beherzigen?

Der junge Silvius Antonius Poppius war im Alter von zwanzig Jahren so weit, dass er alle Genüsse des Lebens erprobt hatte. Er gab auch gerne zu verstehen, dass er ihrer aller müde war, aber dessenungeachtet merkte man kein Erkalten in dem Eifer, mit dem er ihnen nachjagte. Im Gegentheil wurde er ganz verzweifelt, als ein hartnäckiges wunderliches Missgeschick, das auf einmal anfieng ihn zu verfolgen, störend in sein Genussleben eingriff. Seine numidischen Pferde wurden lahm am Tage vor dem vornehmsten Wettfahren des Jahres, seine unerlaubten Liebesverbindungen wurden entdeckt, sein geschicktester Koch starb am Sumpffieber. Dies war mehr als genug, um eine Sinnesstärke zu brechen, die sich nicht in Mühen und Anstrengung gestählt hatte. Der junge Poppius fühlte sich so unglücklich, dass er beschloss, sich des Lebens zu berauben. Er schien zu glauben, dass er in keiner wirksameren Weise jene Götter des Missgeschickes prellen konnte, die ihn verfolgten und ihm das Leben zur Qual machten.

Es gibt Unglückliche, die Hand an sich legen, um den Verfolgungen der Menschen zu entfliehen, doch nur ein Thor wie Silvius Antonius kann sich eines solchen Auswegs bedienen wollen, um den Göttern zu entfliehen. Dies läſst Einen an die berühmte Erzählung von dem Manne denken, der vor dem Löwen floh und gerade in seinen aufgerissenen Rachen sprang. Der junge Poppius war allzu weichlich gesinnt, um einen blutigen Tod zu wählen. Ebensowenig sagte es ihm zu, durch ein qualvolles Gift zu sterben. Nach reiflicher Überlegung beschloſs er den sanften Tod in den Wellen. Aber als er hinab zum Tiber kam, um sich zu ertränken, konnte er sich nicht überwinden, seinen Körper dem schmutzigen, schwer dahingleitenden Fluſswasser anzuvertrauen. Eine gute Weile stand er unentschlossen und starrte in den Strom. Da ward er von der Zaubermacht ergriffen, die über den Flüssen liegt und träumt. Er empfand das große heilige Sehnen, das diese unruhigen Wanderer der Natur beseelt, er wollte das Meer sehen.

„Ich will in einem klarblauen Meer sterben, das bis hinab zu seinem Grunde von Sonnenlicht durchrieselt wird“, sagte Silvius Antonius. „Mein Leib soll auf einem rothen Bett von Korallen ruhen. Die Schaumwellen, die ich emporjage, wenn ich in die Tiefe versinke, sollen schneeweiß und frisch sein, sie sollen nicht den ruſsbefleckten Schaumblasen gleichen, die hier am Fluſsrande stehen und zittern.“

Er eilte sogleich heim, ließ einspannen und fuhr hinaus nach Ostia. Er wuſste, daſs eines von seines Vaters Schiffen segelfertig im Hafen liegen würde. Der junge Poppius trieb seine Pferde zur äußersten Eile an, und es glückte ihm, an Bord zu kommen, gerade als die Anker gelichtet wurden. Es ist leicht zu begreifen, daſs er keinerlei Gepäck oder Ausrüstung zu brauchen vermeinte. Er ließ es sich nicht einmal beifallen, den Schiffer zu fragen, wohin er steuerte. Es gieng ja auf alle Fälle hinaus ins Meer, und das war genug für ihn.

Es währte auch nicht lange, so erreichte der junge Selbstmörder das, was er wünschte. Der Dreiriemer hatte die Tibermündung hinter sich gelassen, und das Mittelmeer breitete sich vor Silvius Antonius aus, blau, schaumglitzernd und sonnenbeglänzt. Das Meer war so, daſs es Silvius Antonius der Behauptung der Poeten Glauben schenken ließ, das wallende Wasser sei nur eine dünne Hülle, die die schönste Welt verberge. Er muſste ihren Worten glauben, daſs der, der muthig die Wasserdecke durchdringt, sogleich das Perlenschloſs des Meeresgottes erreicht. Der junge Mann beglückwünschte sich, diese Todesart gewählt zu haben. Eigentlich konnte man es nicht so nennen, es war unmöglich zu glauben, daſs dieses schöne Wasser tödten konnte. Es war nur ein Weg in eine Welt, deren Genüsse nicht trügerisch sein und nicht nur Müdigkeit und Ekel hinterlassen würden.

Mit Mühe nur konnte er seinen Eifer zügeln. Doch das Verdeck rings um ihn war von Seeleuten erfüllt. Selbst Silvius Antonius konnte einsehen, dass, wenn er jetzt ins Meer sprang, die Folge ganz einfach die sein musste, dass einer von seines Vaters hurtigen Seeleuten sich ins Wasser stürzte und ihn auffischte.

Inzwischen kam der Schiffer, nachdem die Segel gehisst und die Ruderer recht in Fahrt gekommen waren, mit der größten Höflichkeit auf ihn zu.

„Du willst mir also nach Germanien folgen, mein Silvius," sagte er. „Du erweisest mir eine große Ehre."

Der junge Poppius erinnerte sich mit einem Male, dass dieser Mann nie von einer Reise heimgekehrt war, ohne ihm als Angebinde irgend einen seltenen Gegenstand aus den Barbarenländern mitzubringen, die er besucht. Er hatte ihm Holzstücke gegeben, aus denen die Wilden Feuer hervorlocken konnten, große Ochsenhörner, die sie als Trinkgefäße benutzt hatten, und ein Halsband aus Bärenzähnen, das eines großen Häuptlings Vorrechtszeichen gewesen war.

Dieser prächtige Mann strahlte vor Befriedigung darüber, seines Herrn Sohn an Bord seines Schiffes zu haben. Er sah es als einen neuen Beweis der Klugheit des alten Poppius an, dass er den Sohn in entlegene Länder sandte und ihn nicht länger unter den trägen jungen Männern umhergehen und Weichlichkeit lernen ließ.

Der junge Poppius riss ihn nicht aus seinem Irrthum. Er fürchtete, dass der Schiffer sogleich mit ihm umkehren würde, wenn er etwas von seiner Absicht verrieth.

„Wahrlich, Galenas," sagte er, „wollte ich Dich nur zu gerne auf dieser Reise begleiten; allein ich fürchte, dass ich Dich bitten muss, mich in Bajae ans Land zu setzen. Ich habe meinen Entschluss zu spät gefasst. Hier siehst Du mich ohne Gepäck, ohne Geld."

Aber Galenas betheuerte ihm, dass er um eines so leicht abzuhelfenden Mangels willen nicht von der Reise abzustehen brauche. Befand er sich nicht auf seines Vaters wohlausgerüstetem Schiff? Er brauchte weder warme pelzgefütterte Kleider zu entbehren, wenn das Wetter rauh wurde, noch leichte Gewänder aus syrischen Geweben, so wie Seeleute sie anzulegen pflegen, wenn sie bei gutem Wetter in irgend einem freundlichen Archipel kreuzen.

* * *

Drei Monate nach der Abfahrt von Ostia ruderte Galenas' Dreiriemer durch einen felsigen Schärengarten. Weder der Schiffer noch irgend Jemand aus der Mannschaft wusste genau, wo sie sich befanden, aber sie

waren froh, für eine Weile vor den Stürmen geschützt zu sein, die draußen auf dem offenen Meere rasten.

Man hätte wirklich glauben können, Silvius Antonius habe Recht mit seiner Behauptung, dass eine Gottheit ihn verfolge. Niemand auf dem Schiffe hatte je eine solche Reise erlebt. Die unglücklichen Seeleute sagten einander, dass sie nicht zwei Tage lang schönes Wetter gehabt, seit sie Ostia verlassen hatten. Der eine Sturm hatte den anderen gejagt. Unglaublichen Leiden hatten sie sich unterwerfen müssen. Hunger und Durst hatte sie gequält, während sie Tag und Nacht, ermattet und beinahe krank vor Schlaflust, Ruder und Segel hatten bedienen müssen.

Es erhöhte den Missmuth der Seeleute, dass sie keinen Handel treiben konnten. Wie hätten sie einer Küste nahen sollen, um ihre Waren auf dem Strande auszubreiten und Tauschgeschäfte abzuschließen, bei solchem Wetter! Im Gegentheil, sowie sie eine Küste aus dem hartnäckigen, regenschweren Nebel, der sie umgab, auftauchen sahen, hatten sie hinaus ins Meer steuern müssen, aus Furcht vor ihren schaumumsprühten Klippen. Eines Nachts, als sie auf einer Schäre aufgelaufen waren, hatten sie die halbe Ladung ins Meer werfen müssen. Und an die andere Hälfte wagten sie kaum zu denken; denn war es nicht zu befürchten, dass auch sie gänzlich verdorben sein würde, nach all den Sturzwellen, die das Schiff überfluthet hatten!

Aber wenn Galenas und seine Männer gewusst hätten, warum der junge Poppius an Bord gekommen, würden sie es ganz gewiss bitter beklagt haben, dass er seine Absicht nicht ausführte; denn sie waren Alle überzeugt, dass es seine Anwesenheit sei, die dieses Missgeschick verschuldet hatte. In mancher dunklen Nacht hatte Galenas gefürchtet, die Seeleute würden sich auf den Sohn des Rheders stürzen und ihn ins Meer werfen. Mehr als Einer von ihnen erzählte, dass er in den schauerlichen Sturmnächten dunkle Hände gesehen, die sich aus dem Wasser emporreckten und nach dem Schiffe griffen. Und man glaubte kein Loos unter der Schiffsmannschaft werfen zu müssen, um den zu finden, den diese Hände hinab in die Tiefe reißen wollten. Sowohl der Schiffer als die Mannschaft erwiesen Silvius Antonius die große Ehre zu glauben, dass um seinetwillen all diese Stürme die Luft durchbrausten und das Meer aufpeitschten.

Wenn Silvius Antonius sich in dieser Zeit wie ein Mann betragen, wenn er seinen Theil an der Arbeit und dem Nachdenken auf sich genommen hätte, würde vielleicht einer seiner Begleiter Mitleid für ihn gefasst haben, als für einen Unglücklichen, der sich den Zorn der Götter zugezogen. Aber der junge Mann hatte es nicht verstanden, ihr Mitgefühl zu erwerben. Er hatte an nichts Anderes gedacht, als sich gegen den Wind zu schützen und

Pelzwerk und Decken aus der Ladung hervorzusuchen, um sich vor der Kälte zu bewahren.

Doch für den Augenblick waren alle Klagen über seine Gegenwart verstummt. Sowie es dem Sturm gelungen war, den Dreiriemer in den erwähnten Schärengarten zu treiben, hatte er aufgehört zu rasen. Er betrug sich wie ein Schäferhund, der verstummt und sich stille hält, sowie er die Herde auf dem rechten Weg heim zum Stalle sieht. Die schweren Wolken rollten vom Himmel fort. Die Sonne schien. Zum ersten Mal auf dieser Reise fühlte die Schiffsmannschaft, wie sich das Wohlbehagen des Sommers über die Natur breitete.

Auf diese sturmgejagten Männer wirkte der Sonnenschein und die Wärme fast wie ein Rausch. Anstatt sich nach Ruhe und Schlaf zu sehnen, fühlten sie sich munter wie morgenfrohe Kinder. Die Hoffnung loderte aufs neue in ihnen empor. Sie vermutheten, dass sie ein großes Festland hinter dieser Menge von felsigen Schären finden würden. Sie erwarteten, Menschen zu finden, und, wer konnte wissen! An dieser fremden Küste, die vielleicht noch nie zuvor ein römisches Schiff besucht hatte, würden ihre Waren höchstwahrscheinlich guten Absatz finden. Es würde ihnen vielleicht doch zum Schlusse glücken, einen vortheilhaften Tauschhandel abzuschließen, die Schiffsräume mit großen Häuten von Bären und Elenthieren zu füllen, mit großen Mengen von weißem Wachs und goldschimmerndem Bernstein.

Während der Dreiriemer fortfuhr, sich seinen Weg durch die Schären zu suchen, die immer höher wurden und immer reicher an saftigem Grün und Wald, eilte man ihn zu schmücken, auf dass er die Blicke der Barbaren auf sich ziehe. Das Schiff, schon ohne alle Zieraten das schönste aller Menschenwerke, lag bald auf den Wellen, an Pracht mit dem herrlichstbefiederten Vogel wetteifernd. Eben erst sturmgetrieben und verheert, trug es nun auf seinem Maste eine goldene Spitze und herrliche purpurgeränderte Segel. Im Kiel erhob sich ein strahlendes Neptunbild, und im Hintersteven ein Zelt aus vielfärbigen seidenen Tüchern. Und man darf nicht glauben, dass die Seeleute es verabsäumten, die Schiffseiten mit Teppichen zu behängen, deren Fransen auf dem Wasser schleiften, oder die schweren Ruder mit Goldbändern zu umwinden.

Auch behielt das Schiffsvolk nicht die salzgetränkten Kleider an, die es während der Reise getragen und die, in Lumpen zu verwandeln, das Meerwasser und die Stürme ihr Bestes gethan. Sie warfen sich in weiße Gewänder, schlangen Purpurschärpen um den Leib und drückten sich blinkende Ringe ins Haar. Selbst Silvius Antonius raffte sich aus seiner Dumpfheit auf. Er sah aus, als ob er sich freute, dass er nun endlich etwas zu thun bekam, worauf er sich verstand. Er ließ sein Haupthaar scheren und seinen

ganzen Körper mit duftenden Essenzen einreiben. Dann warf er ein bis zu den Hüften reichendes Gewand um, befestigte einen Mantel auf seinen Schultern, drückte sich einen breiten Goldreif ins Haar, und aus dem großen Schmuckschrein, den Galenas für ihn öffnete, entnahm er Ringe und Armbänder, eine Halskette und einen goldenen Gürtel. Als er fertig gekleidet war, rollte er die Purpurgardinen des Seidenzeltes zurück und legte sich auf ein niedriges Ruhebett in der Zeltöffnung, um von den Bewohnern der Ufer gesehen zu werden.

Während dieser Zurüstungen war das Schiff durch einen immer engeren und engeren Sund geglitten, und endlich merkten die Seeleute, dass sie in die Mündung eines Flusses gerathen waren. Man segelte in Süßwasser. Das Festland breitete sich zu beiden Seiten des Schiffes aus.

Der Dreiriemer glitt langsam auf dem glitzernden Älf dahin. Das Wetter war das herrlichste, die ganze Natur strahlend ruhig. Aber wie lieblich ward nicht die große Einsamkeit durch das prachtvolle Kauffahrteischiff belebt!

Auf beiden Ufern des Flusses wuchs hoher, dichter Urwald. Die dunklen Nadelbäume standen bis zum Wasser hinabgedrängt. In seinem ewigen Lauf war es dem Älf gelungen, die Erde zwischen ihren Wurzeln zu entführen, und noch mehr als durch den Anblick der uralten Bäume wurden die Seeleute durch die nackten Wurzeln, die Riesengliedern ähnelten, ehrfürchtig gestimmt. Hier, dachten sie, wird es dem Menschen niemals glücken, Saat zu bauen, nie wird hier Raum für eine Stadt oder auch nur für ein Landgut bereitet werden können. In meilenweitem Umkreise ist ja der Boden von diesem Netzwerk stahlharter Wurzeln durchwoben. Dies allein ist genug, um des Waldes Macht ewig, unveränderlich zu gestalten.

Den Fluss entlang standen die Bäume so dicht und ihr Astwerk war so ineinander verflochten, dass es feste und undurchdringliche Mauern bildete. Diese Mauern von stechenden Nadeln waren so stark und hoch, dass keine befestigte Stadt sich eine gewaltigere Verschanzung hätte wünschen können.

Aber hier und dort fand sich doch eine Öffnung in der Nadelmauer. Das waren die Mündungen der Pfade, auf denen die Thiere hinab zum Älf zu kommen pflegten, um zu trinken. Durch diese Öffnungen konnten die Fremdlinge einen Blick in den Wald werfen. Nie hatten sie etwas Ähnliches gesehen. In sonnenloser Dämmerung wuchsen Bäume, deren Stämme mächtiger waren als die Thürme an Roms Pforten. Da war ein Gewühl von Bäumen, die miteinander um Luft stritten. Bäume drängten sich und kämpften, Bäume verkümmerten und wurden von anderen Bäumen zu Boden gebeugt. Bäume wurzelten in anderer Bäume Ästen. Bäume stritten und wetteiferten, als wären es Menschen.

Aber wenn Thiere oder Menschen in dieser Baumwelt ihr Wesen trieben, dann mussten sie andere Weisen besitzen, vorzudringen, als die Römer kannten; denn vom Boden bis hinauf zu den Wipfeln war der ganze Wald ein Netzwerk von steifen, starren Zweigen. Von diesen Zweigen flatterten ellenlange Zipfel grauer Moosflechten herab, die die Bäume in Zauberriesen mit Haar und Bart verwandelten. Aber unter ihnen war der Waldboden mit modernden Stämmen bedeckt, und der Fuß wäre in dem vermorschenden Holz eingesunken wie im schmelzenden Schnee.

Aus dem Walde heraus drang ein Duft, den Alle auf dem Schiffe als etwas hold Betäubendes empfanden. Es war der starke Duft von Harz und wildem Honig, der sich mit dem moderigen Geruch von faulenden Stämmen und rothen und gelben Riesenpilzen vermischte.

Ohne Zweifel lag in alledem etwas Erschreckendes, aber es war auch erhebend, der Natur in ihrer ganzen Macht zu begegnen, ehe noch Menschen in ihre Gewalt eingegriffen hatten. Es währte nicht lange, so begann einer der Seeleute eine Hymne an den Waldesgott zu summen und unwillkürlich fiel alle Mannschaft mit demselben Sange ein. Es war nicht mehr so, dass sie erwarteten, Menschen in dieser Waldwelt zu finden. Ihre Herzen wurden von frommen Gedanken aufgelöst, sie dachten an den Waldesgott und seine Nymphen. Sie sagten sich, dass Pan, aus Hellas' Wäldern verscheucht, in den äußersten Norden geflohen war. Mit frommen Gesängen zogen sie in sein Reich ein.

Während jeder Pause im Gesang hörten sie eine stille Musik im Walde. Die Nadeln hoch oben in den Baumwipfeln, die in der Mittagshitze zitterten, spielten und sangen. Immer häufiger hielten die Seeleute im Gesange inne, um zu horchen, ob nicht auch Pan's Flöte bald erklingen sollte. Immer langsamer wurde das Schiff von den Rudern dahingetrieben. Die Seeleute spähten hinab ins Wasser, das goldgrün und schwarzviolett unter den Tannen floss. Sie spähten in das hohe Schilf, dessen Blätter in der Strömung bebten und raschelten. Es war eine solche Erwartung über ihnen, dass sie beim Anblick einer irrenden Libelle zusammenzuckten, beim Anblick der weißen Wasserrosen, die in dem schönen Dunkel tief zwischen den Schilfhalmen leuchteten. Und wieder ertönte der Sang: „Pan, du des Waldes Beherrscher!"

Sie hatten jeden Gedanken an Kauf und Handel aufgegeben. Sie fühlten, dass sie an der Pforte zu den Wohnstätten der Götter standen. Alle irdische Sorge war von ihnen gewichen.

Da mit einem Male an der Mündung einer dieser Thierpfade — da stand ein Elen, ein königliches Thier mit breiter Stirn und einem Wald von Spitzen auf den Hörnern.

Auf dem Dreiriemer entstand athemloses Schweigen. Die Ruder, gegen das Wasser gespannt, hemmten die Fahrt. Silvius Antonius erhob sich von seinem Purpurbett.

Aller Augen waren auf den Elenhirsch gerichtet. Man glaubte etwas zu gewahren, das er auf seinem Rücken trug, doch das Waldesdunkel und die herabhängenden Zweige machten es unmöglich, deutlich zu sehen.

Der gewaltige Elen stand lange und witterte mit erhobener Schnauze gegen den Dreiriemer. Endlich schien er einzusehen, dass es kein feindlicher Gegenstand war, er machte einen Schritt hinab ins Wasser. Noch einen. Hinter den breiten Hörnern schimmerte immer deutlicher etwas Helles, Rosiges hervor. Trug vielleicht der Elen auf seinem Rücken eine ganze Ernte von wilden Rosen?

Die Schiffsmannschaft machte einige vorsichtige Bewegungen mit den Rudern. Der Dreiriemer kam dem Thiere entgegen. Er glitt gleichsam wie von selbst immer näher an die Schilfkante heran.

Der Elenhirsch schritt sachte hinaus ins Wasser, setzte behutsam den Fuß auf, um nicht in den Wurzeln am Grunde des Älfs hängen zu bleiben.

Nun sah man deutlich über den Hörnern ein Mädchenantlitz, von hellem Haar umgeben. Der Elen trug auf seinem Rücken eine jener Nymphen, die man erwartet hatte, die sich naturnothwendig in dieser Urwelt befinden mussten.

Das Volk auf dem Dreiriemer ward von heiliger Verzückung ergriffen. Einer aus ihrer Mitte, der aus Sicilien stammte, entsann sich eines Gesanges, den er in seiner Jugend gesungen, als er auf den blumenreichen Ebenen um Syracusae spielte.

Er begann zu summen.

„Nymphe, Arethusa genannt, Nymphe aus Blumen geboren,
Du, die durch Wälder und Flur wandeltest mondscheinweiß.“

Und als die sturmfesten Männer die Worte erfassten, suchten sie das orkangleiche Brausen ihrer Stimmen zu dämpfen, um zu singen:

„Nymphe, Arethusa genannt, Nymphe aus Blumen geboren.“

Man lenkte das Schiff immer näher und näher an die Schilfkante. Man wollte nicht darauf achten, dass es schon ein paar Male auf dem Grunde gescharrt hatte.

Aber das junge Waldwesen saß und spielte Guck-Guck hinter dem Geweih des Elenhirsches. Bald versteckte sie sich, bald lugte sie hervor. Sie hielt den Elen nicht an, sie trieb ihn weiter hinaus ins Wasser.

Als das hochbeinige Thier ein paar Ellen vorwärts gekommen war, liebkoste sie es, um es aufzuhalten. Sie beugte sich hinab und riss ein paar Wasserrosen ab. Die Männer auf dem Schiffe sahen einander beschämt an. Die Nymphe war also einzig und allein gekommen, um die weißen Seerosen

zu pflücken, die sich auf dem Älfwasser schaukelten. Sie war nicht um der römischen Seeleute willen gekommen.

Da zog Silvius Antonius einen Ring vom Finger, stieß einen Ruf aus, der die Nymphe aufblicken ließ und warf ihr den Ring zu.

Sie streckte die Hand vor und fieng ihn auf. Ihre Augen begannen zu glänzen. Sie streckte die Hand nach mehr aus. Silvius Antonius warf noch einen Ring. Sie warf mit einem Male die Wasserrosen zurück in den Fluss und trieb den Elenhirsch weiter hinaus ins Wasser. Zuweilen hielt sie ihn, da kam ein Ring von Silvius Antonius und lockte sie vorwärts.

Plötzlich wich alles Zaudern von ihr. Die Farbe auf ihren Wangen stieg. Sie kam dem Schiffe näher, ohne dass man sie zu locken brauchte. Das Elen gieng bis zum Buge im Wasser. Sie kam ganz unter den Schiffsbord.

Und da hiengen die Seeleute über der Brüstung, um der schönen Nymphe an Bord zu helfen, für den Fall, dass sie das Verdeck des Dreiriemers besteigen wollte.

Doch sie sah keinen Anderen als Silvius Antonius, der ringgeziert und perlgeschmückt dastand, prächtig wie ein Sonnenaufgang. Und als der junge Römer merkte, dass die Augen der Nymphe auf ihn gewandt waren, beugte er sich weiter vor als jeder Andere. Man rief ihm zu, sich zu hüten, nicht festen Fuß zu verlieren und ins Wasser zu stürzen.

Aber diese Warnung war vergeblich. Ungewiss ist es, ob die Nymphe durch einen heftigen Ruck Silvius Antonius an sich zog oder wie es sonst zugieng, genug, er war über Bord, ehe Jemand daran denken konnte, ihn zu ergreifen.

Doch war keine Gefahr, dass Silvius Antonius ertrank. Die Nymphe streckte ihre rosigen Arme aus und fieng ihn auf. Er hatte kaum den Wasserspiegel berührt. Im selben Augenblicke machte ihr Traber Kehrt, stürzte durchs Wasser fort und verschwand im Walde. Und laut vernahm man das Lachen der wilden Reiterin, als sie Silvius Antonius entführte.

Galenas und seine Mannen standen einen Augenblick lang schreckgeschlagen. Wie bei einem Unglück zur See warfen Etliche die Kleider ab, um ans Land zu schwimmen. Galenas gebot ihnen Halt.

„Zweifelsohne ist dies der Götter Wille“, sagte er. „Um dessentwillen haben sie Silvius Antonius Poppius durch tausend Stürme hin zu diesem unbekannten Lande gejagt. Lasset uns froh sein, dass wir ein Werkzeug ihres Willens waren. Aber lasset uns auch nicht suchen, ihn zu hindern!“

Und die Seeleute nahmen gehorsam ihre Ruder wieder auf und fuhren den Älf hinan und zu dem taktmäßigen Schlage der Ruder summten sie leise den Sang von Arethusa's Flucht.



Rundschau.

Seitdem — von katholischer Seite — das Thema von der Inferiorität der Katholiken angeschlagen wurde, werden protestantische Autoren nicht müde, Variationen dazu zu erfinden und Begleitmelodien zu componieren. Sie scheinen die Taktlosigkeit nicht zu merken, die darin liegt, vor die Anderen sich hinzustellen und ihnen zuzurufen: wir Protestanten sind die Gescheidteren, die Besseren — ihr Katholiken seid die Dümmeren, die Schlechteren! Ein unbetheiligter Dritter würde vermuthlich schon aus diesem Vorgehen Schlüsse ziehen — und zwar nicht eben zu Gunsten derjenigen, die ihre profundere Weisheit, ihre höheren moralischen Qualitäten ausrufen, — ihm wird vielleicht der Andere, der die Lücken seines Wissens zu erkennen sucht und sie freimüthig eingesteht, als der Vornehmere, im höchsten Sinne Weisere und Bessere erscheinen .... Diese Herren, die sich in verschiedenen Zeitschriften und Broschüren mit Berufung auf Schell und v. Hertling über das Thema der katholischen Minderwertigkeit ergehen und ihre eigene Mehrwertigkeit ins helle Licht zu setzen suchen, sollten doch bedenken, dass nirgends vielleicht der Spruch si duo faciunt idem non est idem bessere Berechtigung hat als hier: es ist grundverschieden, ob jemand sich selbst einen Vorwurf macht, sich über seine Schwächen klar zu werden sucht — das ist ein Zeichen von Selbsterkenntnis und Bescheidenheit —; oder ob ein Anderer ihm diesen Vorwurf ins Gesicht schleudert, ihn als den Inferioren hinstellt, sein Wissen, seinen Charakter brandmarkt .... aber vielleicht ist das nicht einmal Überhebung, nicht so sehr Charakter-, sondern nur eine Stammeseigenthümlichkeit.

Die Frage soll und kann hier nicht in ihrer ganzen Bedeutung behandelt werden; es wird sich Gelegenheit finden, dazu Stellung zu nehmen. Die obige Abwehr wurde nur hervorgerufen durch einen — noch nicht zum Abschluss gelangten — Artikel über „Katholische Inferiorität und ultramontane Parität", den die der Hetzpropaganda sonst weniger geneigten „Grenzboten" in Nr. 33 und 34 des laufenden Jahrgangs (vom 16. und 23. August) bringen und der von maßloser Überhebung, von Verdrehungen und Verkehrtheiten strotzt. Heiter stimmt den Leser aber die „Constatierung" der Thatsache, dass „im protestantischen Sachsen ... nur 12·45 vom Hundert uneheliche Geburten sind, während in den ganz katholischen Ländern Kärnten, Steiermark und Graz volle 40—60, also rund die Hälfte aller Geburten unehelich sind!" — Hoffentlich hat der Grenzboten-Gelehrte seine geographischen Kenntnisse nicht aus einer katholischen Schule geholt!

* * *

Für die älteste Landkarte gilt gemeiniglich die Peutingersche Tafel, die aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammt. Doch diese Tafel existiert nur in einer aus dem zwölften Jahrhundert stammenden Abschrift; außerdem kann man sie nicht eigentlich eine Landkarte nennen, da die Aufzeichnung der Straßen die

Hauptsache ist, wogegen die Landformen ganz zurücktreten. Seit einigen Jahren besitzen wir eine Originalkarte des sechsten Jahrhunderts, und nach vieler Gelehrtenarbeit liegt sie nun endlich in schöner Ausgabe vor. Es ist die Mosaikkarte von Madaba in Palästina. Als vor kurzer Zeit auf den Resten einer byzantinischen Kirche zu Madaba ein neues Gotteshaus erbaut werden sollte, stießen die Arbeiter auf gut erhaltenes Mosaik. Sie achteten nicht darauf und hätten alles mit einem neuen Bodenbelag bedeckt, wäre nicht zufällig ein griechischer Geistlicher aus Jerusalem hinzugekommen. Dieser erkannte sofort den hohen Wert des Mosaiks und konnte so noch einen großen Theil retten. Auf dem Boden der byzantinischen Basilika war die Landkarte Palästinas eingezeichnet, vom Nil bis zum Oberlauf des Jordan. Interessant ist die Karte durch einige hübsche bildliche Beigaben, die den Charakter der Landschaft verdeutlichen. So erscheinen in den Wüstenstrichen Palmengruppen, auf dem Todten Meere schwimmen Boote und im Jordan und in den Nilarmen tummeln sich zahlreiche Fische. Das Merkwürdigste aber an der Karte ist, dass sie nach Osten orientiert ist. Durch die zahlreich erhaltenen Namen, wodurch manches Räthsel in der Ortskunde Palästinas gelöst wird, gewinnt der Fund auch für die Bibel- und Geschichtsforschung den allergrößten Wert. — Im Anschluss daran ist folgende Beschreibung eines Globus aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts von Interesse, die Tad. Estreicher (Anzeigen der Akademie der Wissenschaften in Krakau, 1900, Heft 3) gibt. Dieser Erdglobus besteht aus zwei halbkugeligen Kalotten aus Kupferblech die außen stark vergoldet sind; der Durchmesser derselben beträgt 73,5 mm. Im Innern des Globus befindet sich das Uhrwerk, das die Achse des Globus bewegt; zum Aufziehen des Werkes befinden sich in dem südlichen Theile der Kugel zwei Öffnungen, von denen aber bloß eine heutzutage als Schlüsselloch dient. Das Meer und die Binnengewässer sind durch wellenförmige Linien bezeichnet. Das Aussehen der Ziffern 4 und 5 auf den Meridianen und Parallelkreisen, sowie auf den Theilungen der Scalen des äußeren Mechanismus zeigt, dass die Uhr um das Jahr 1500 entstanden sein muss. Ein genaueres Datum kann durch Vergleich gleichzeitig erschienener Karten vielleicht aufgestellt werden, da es keinem Zweifel unterliegt, dass der Verfertiger des Globus auf der Höhe der damaligen Kenntnisse stand. Verfasser glaubt, etwa 1510 als Entstehungszeit des Werkes annehmen zu sollen. Dieser Jagellonische Globus ist neben dem Lenoxglobus der älteste postcolumbische Globus und der erste, der das südamerikanische Festland nicht verbunden mit Asien darstellt; er trägt ferner als erster den Namen America, während bisher als der älteste der von Schöner aus dem Jahre 1515 galt.

* * *

Über die Veränderungen in den Ziffern der Studierenden an den verschiedenen Facultäten der deutschen Universitäten im letzten Jahre berichten die statistischen Angaben: Gestiegen ist die Zahl der Juristen um 406, und zwar von 9353 im vorigen Sommer auf 9819; der Mathematiker und Naturwissenschaftler um 364, und zwar von 4260 auf 4624; der Philologen und Historiker um 253, und zwar von 4758 auf 5011; der katholischen Theologen um 50, und zwar von 1594 auf 1644. Zurückgegangen ist die Zahl der Mediciner um 327, nämlich von 7829 auf 7502; der evangelischen Theologen um 122, nämlich von 2594 auf 2472. Bei den Juristen ist die starke Zunahme, bei den Medicinern und bei den evangelischen Theologen der erhebliche

Rückgang seit mehr als einem Jahrzehnt ununterbrochen; die Zahl der Juristen ist seit dem Sommer 1890 von 6878 auf jetzt 9819 (also um rund 3000, fast die Hälfte des damaligen Bestandes) angewachsen; die der evangelischen Theologen ist in dem gleichen Zeitraum von 4546 auf jetzt 2472, also fast auf die Hälfte, und die Mediciner von 8844 auf 7502 gesunken.

* * *

In der „Gesellschaft", der bekannten Halbmonatsschrift der Gruppe M. G. Conrad — L. Jacobowski, die nunmehr, nach mannigfachem Wechsel in Redaction und Verlag, unter der Leitung der beiden genannten litterarischen Größen bei E. Pierson in Dresden erscheint, veröffentlicht (im 2. Juni-Heft 1900) Peter Hille eine Aphorismen-Sammlung über „Deutsche Dichter der Gegenwart": das „erste Dutzend" umfasst die deutschen Dichter Gottfried Keller, Emil Zola, Meister Conrad (M. G. Conrad), Detlev v. Liliencron, John Henry Mackay, Otto Julius Bierbaum, Johannes Schlaf, Sacher-Masoch, Wilhelm Raabe, Franz Evers, Bruno Wille, Otto Erich Hartleben. — Nach dieser Probe zu schließen, werden sich die folgenden „Dutzende" vielleicht mit Gabriele d'Annunzio, Charles Baudelaire, Tschechoff, M. Maeterlinck, Leo Tolstoi, Neera, Dante Gabriel Rossetti, Sigbjörn Obstfelder, Oscar Wilde, Barbey d'Aurévilly und anderen deutschen Dichtern befassen.

* * *

Aussprache zweistelliger Zahlen im Deutschen. — Hierzu äußert sich der Director der Berliner Sternwarte Professor Dr. Förster in der „Ztschr. f. math. u. naturwiss. Unterricht": Beim Schreiben setzen wir sinngemäß die Zehner vor die Einer, beim Sprechen dagegen stellen wir die Einer voran und lassen die Zehner folgen. Wir schreiben z. B. 46, aber wir lesen nicht „vierzig sechs", sondern „sechs und vierzig". Förster bezeichnet das als einen groben Übelstand. Es sei zweifellos, dass gerade bei schnell rechnenden Personen durch diesen Widerspruch zwischen Schreiben und Sprechen viele Rechenfehler verursacht würden. Man könne geradezu behaupten, dass Deutschland bei seiner wissenschaftlichen und technischen Rechenarbeit in dem Wettbewerb mit anderen Völkern, deren Sprachen diesen Mangel nicht haben, im Nachtheil sei. Förster hält es für wünschenswert, dass man in der Schule endlich anfange, zweckmäßiges und sinngemäßes Zählen zu lehren. Er schlägt vor, vom Jahre 1901 ab die Abc-Schützen statt „sechs und vierzig" sagen zu lassen „vierzig sechs", wie wir ja auch sagen „hundert drei" oder „hundert und drei" Folgerichtig soll dann auch statt „dreizehn", „vierzehn" u. s. w. gesagt werden „zehn drei", „zehn vier" u. s. w. Nur „elf" und „zwölf" will Förster beibehalten wissen.

* * *

Verlagsgesellschaft von und für Frauen. — Eine Verlagsgesellschaft mit Frauen als Mitgliedern ist in St. Petersburg in der Bildung begriffen. Sie will dafür sorgen, dass die weibliche Arbeit eine möglichst weite Anwendung auf dem Gebiete der Litteratur, der Wissenschaft, der Kunst und des Handwerks finde. Die Gesellschaft wird auf Actien gegründet; sie wird eine eigene Zeitschrift, Bücher, Broschüren u. s. w. herausgeben, sich auch mit einer eigenen Buchdruckerei und Buchbinderei, sowie mit je einer zinkographischen, lithographischen und photographischen Anstalt versehen. In allen Abtheilungen sollen vorwiegend Frauen arbeiten. Außer-

